This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

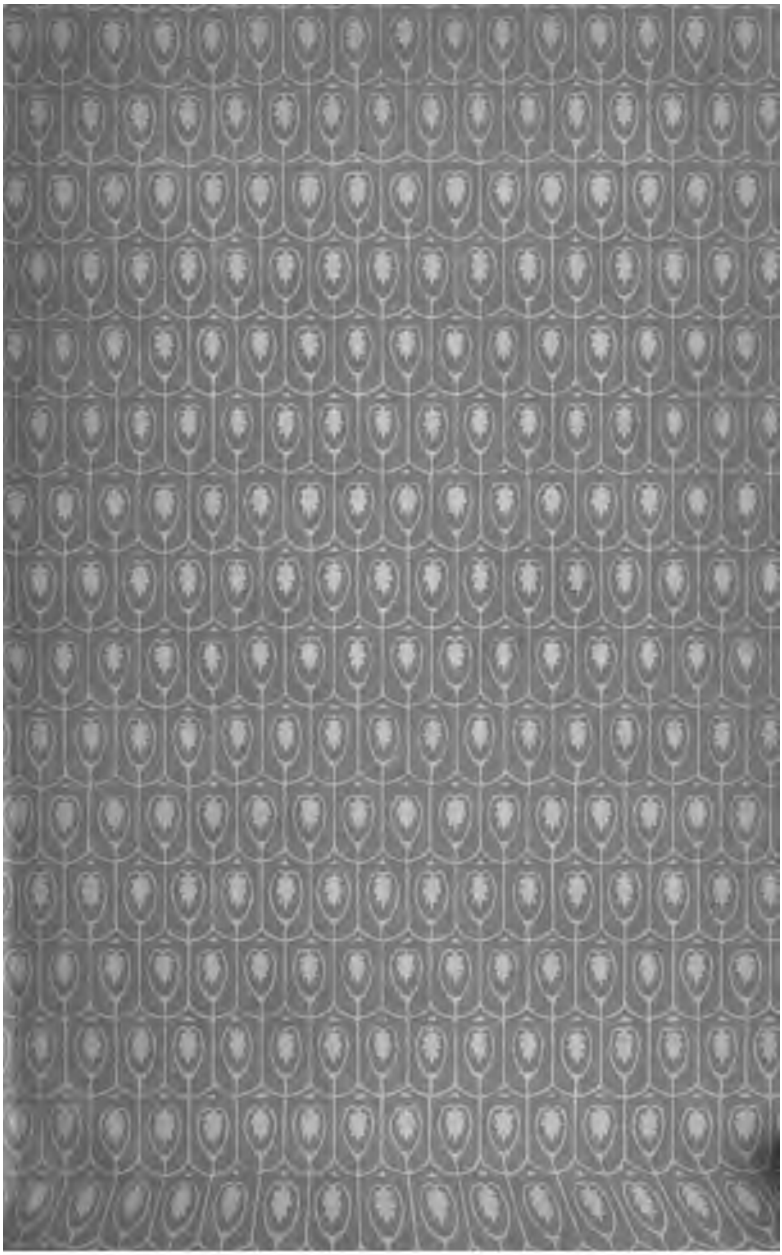
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

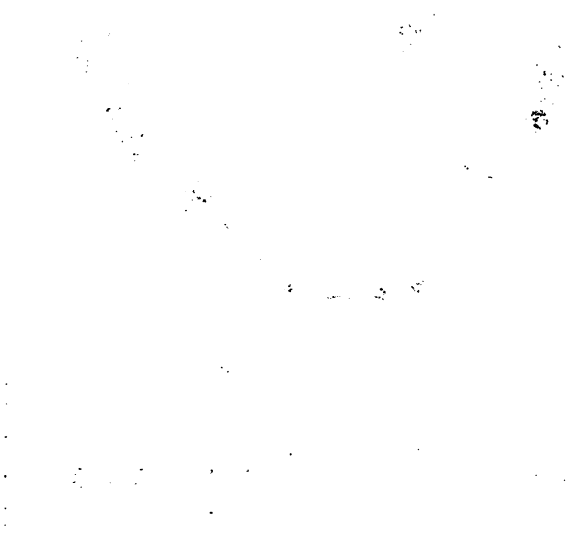
02,6
Heid

Die Missionsgesellschaft von Steyl.

Ein Bild der ersten 25 Jahre ihres Bestehens.

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES





P. Arnold Janssen,

Gründer und erster Generalsuperior der Gesellschaft des Göttlichen Wortes.

02,6
Heid

Die

Missionsgenossenschaft

von Steyl.

Ein Bild

der ersten 25 Jahre ihres Bestehens.

Jubiläumsgabe

zum

8. September 1900.

Von **Herm. auf der Heide,**
Priester der Gesellschaft des Göttlichen Wortes.

1900.
Verlag der Missionsdruckerei in Steyl,
postl. Kaldenkirchen (Rhld.).

MISSIEHUIS ST. JAN
BIBLIOTHEEK

EV 2800
S6 H4

Die

Missionsgenossenschaft

von Steyl

in den Jahren 1875—1900.

Vorwort.

Um den so oft geäußerten Wünschen und Aufforderungen ihrer Freunde und Wohlthäter entgegenzukommen, bietet die „Gesellschaft des Göttlichen Wortes“ diesen mit gegenwärtigen Blättern eine summarische Zusammenstellung der Hauptbegebenheiten bei ihrer Entstehung und Entwickelung, die sie ihrer Chronik entnimmt. Allen Gönnern ein erneutes herzliches „Vergelt's Gott!“

Steyl, am Feste des hl. Vincenz von Paul,
im Jubeljahr 1900.

I. Die Gründung des Missionshauses St. Michael in Steyl.

1. Zeit und Ort der Gründung.

Die Gründung des Missionshauses zum hl. Erzengel Michael in Steyl wurde von der göttlichen Vorsehung herbeigeführt im Jahre 1875, am 8. September.

Dasselbe entstand während der Stürme des Kulturkampfes, im kleinen Orte Steyl, Pfarre Tegelen, auf holländischem Boden. In Deutschland wäre ja damals eine solche Gründung staatsgefährlich gewesen und hätte nicht die nötige Freiheit, weder zur Thätigkeit, noch zum Dasein überhaupt gefunden. Die Gründung ging aber von Deutschland aus, und da sie in diesem Lande selbst nicht möglich war, wählte der Stifter ein Plätzchen nahe bei der deutschen Grenze. Er hatte zuerst an Venlo im niederländischen Limburg gedacht, weil dort drei deutsche Bahnen — von Münster, Köln und Aachen mit Anschluß nach Paderborn sowie dem ganzen Osten und Süden — zusammentreffen. Da aber in Venlo sich keine Gelegenheit fand, ging er zu dem eine Stunde weiter nach Süden hin gelegenen Rektorate Steyl an der Maas, von wo aus eine gute Landstraße

in 5/4 Stunden nach Kaldenkirchen führt, der nächsten deutschen Post, wo zugleich zwei von Venlo kommende deutsche Eisenbahnen nach Süden und Osten auseinander gehen. Steyl selbst hat als nächste holländische Station in 20 Minuten Abstand die Bahnstation Tegelen, an der Strecke Venlo-Mastricht.

2. Der Gründer.

Zur Errichtung dieses ersten deutschen Missionshauses bediente sich Gott der Herr eines schlichten Priesters, des damaligen Rektors Arnold Janssen, jetzigen Generalsuperiors der „Gesellschaft des Göttlichen Wortes".

Steyl von Süden gesehen.

Derselbe ist am 5. Nov. 1837 zu Goch am Niederrhein geboren. Auf Anratendes Kaplans Ruiter ließen seine braven Eltern ihn studieren, zunächst vom 2. Jan. 1848 an an der neu errichteten Rektoratschule in Goch, dann im nahebei gelegenen bischöflichen Collegium Augustinianum in Gaesdonk, das er im August 1855, nach bestandenem Schlußexamen in Münster, verließ. Hierauf begann er seine philosophischen und theologischen Studien im Collegium Borromæum zu Münster. Bei seinem Eintritte in dieses Kolleg war er noch nicht 18 Jahre alt und hätte nach der damals in Münster bestehenden Studien-Ordnung schon vier Jahre später zur hl. Priesterweihe kommen können,

wenn er das genügende Alter besessen. Er beschloß deshalb, seine Studien um zwei Jahre auszudehnen und diese Zeit zu benutzen, um das Examen als Gymnasiallehrer zu machen. Besonders wollte er Mathematik und Naturwissenschaften studieren und später ins Lehrfach eintreten, was in der Diözese Münster gerne gesehen wurde.

Nachdem er also drei Semester an der Akademie zu Münster als Alumnus des bischöflichen Collegium Borromæum studiert hatte, bezog er vier Semester die Universität in Bonn und machte sein staatliches Examen pro facultate docendi. Alsdann begann er die Theologie, zunächst in Bonn, und setzte sie fort an der Akademie zu Münster als Alumnus des Collegium Borromæum und dann des Priesterseminars. Am 15. August 1861 wurde er Priester und dann von seinem Bischof nach Bocholt geschickt, wo er als zweiter Lehrer an der neu errichteten höheren Bürgerschule 12 Jahre lang wirkte und zugleich in der dortigen großen Pfarre eine Vikariestelle bekleidete. Letztere verpflichtete ihn eigentlich nicht zur Seelsorge; jedoch half er im Beichtstuhl und auf der Kanzel mit aus. Im Jahre 1867 übernahm er außerdem die Leitung des Gebetsapostolats für die Diözese Münster.

Diese Arbeiten sollten ihn mehr und mehr vorbereiten für die ihm bevorstehende, noch unbekannte schwere Aufgabe. Der hochwst. Herr Bischof Joh. Bern. Brinkmann von Münster erteilte ihm im Herbst 1873 die Erlaubnis, eine Privatstellung als Rektor der Ursulinen in Kempen (Rhld.) anzunehmen. Hier gewann er Zeit, durch Herausgabe des „Kleinen Herz-Jesu-Boten" das heilige Werk der Glaubensverbreitung zu fördern. Derselbe wurde in der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn gedruckt, erschien monatlich und kostete pro Jahr 1 ℳ 40 ₰. Zugleich beabsichtigte er, mit Hilfe desselben auf die Gründung eines deutschen Missionshauses hinzuarbeiten; denn schon längst hatte er die Notwendigkeit eines solchen für Deutschland erkannt. Diesen Gedanken sprach er auch öfters aus; jedoch kam es ihm nicht in den Sinn, selbst als Gründer die Sache

in die Hand zu nehmen. Da sollte im Jahre 1874 vom apostolischen Präfekten Raimondi eine ausdrückliche Aufforderung dazu an ihn ergehen.

3. Zusammenkunft mit Raimondi.

Msgr. Raimondi war einer der Mitbegründer des Mailänder Seminars für auswärtige Missionen, welches im Jahre 1850 ins Leben trat. Er befand sich unter den ersten Missionaren, welche von diesem Hause nach Melanesien geschickt wurden. Von dort kam er nach Hongkong, wurde dessen erster apostolischer Präfekt und später auch erster apostol. Vikar. Hongkong ist eine ehemalige chinesische Insel, seit 1842 in englischem Besitz und bildet noch immer das Eingangsthor Chinas in seiner südwestlichen Ecke, wo alle von Europa kommenden Dampfer zuerst landen.

Im Frühjahr 1874 besuchte Raimondi für einige Tage den Herrn Dr. Ludwig von Essen, Pfarrer von Neuwerk in der Nähe von M.-Gladbach. Dieser Besuch wurde in der Gladbacher Volkszeitung gemeldet und veranlaßte den Gründer unserer Genossenschaft, den apostl. Präfekten in Neuwerk um eine Unterredung zu bitten. Rektor Janssen hatte zwar fleißig in den Annalen der Glaubensverbreitung studiert, fühlte aber doch das Bedürfnis, sich noch eingehender über das Missionswerk in China und die Art der Missionierung unterrichten zu lassen.

Er wurde freundlich aufgenommen und erhielt auf seine Fragen befriedigende Auskunft. Nachdem er so den Zweck seines Besuches erreicht, sprach er sein Bedauern darüber aus, daß das katholische Deutschland noch kein einziges Missionshaus besitze und deshalb hinter den Protestanten und anderen Nationen zurückstehe, von denen doch schon so vieles in dieser Beziehung geschehen sei.

Die Antwort Raimondis war: „Gründen Sie selbst eins und vereinigen Sie sich zu dem Zwecke mit Herrn von Essen."

„„Aber ich bin schon zu alt, um noch in die Missionen zu gehen!""

„Macht nichts! Es müssen auch Männer in Europa sein, welche die Häuser leiten. Ich werde Sie in Kempen besuchen und Ihnen die Sache noch nachdrücklicher ans Herz legen."

Alsdann erzählte er von der Gründung des Mailänder Seminars und berichtete, wie er auch bei der des englischen Missionshauses von Millhill beteiligt gewesen. Einst sei er zum Kardinal Wiseman nach London gekommen; nachdem er sich vorgestellt, habe dieser gesagt: „Es ist ja gut, daß Sie kommen. Als ich in Rom konsekriert wurde, suchte mich abends vorher der Priester Palotti auf und bat mich, nach England zurückgekehrt, auch für die Errichtung eines Missionshauses daselbst Sorge tragen zu wollen. Unterließe ich das, so würde ich krank werden. England habe so viele überseeische Länder und bedürfe daher eines solchen Hauses. Ich willigte ein; aber als ich hier ankam, fand ich soviel Arbeit, daß ich darüber mein Versprechen vergaß. Nun aber bin ich krank geworden und habe wieder daran gedacht. Zugleich hat ein englischer Priester mir den Gedanken vorgetragen, er wolle ein solches Haus gründen. Er möge sich mit Ihnen beraten, da Sie ja Erfahrung darin haben." —

Dieser Priester war Vaughan, der Stifter von Millhill, gegenwärtig selbst zweiter Nachfolger Wisemans als Erzbischof von Westminster.

4. Der erste Entschluß.

Msgr. Raimondi hielt sein Versprechen und besuchte Rektor Janssen zweimal in Kempen; aber es gelang ihm nicht, ihn zu bewegen, die Gründung eines Missionshauses selbst in die Hand zu nehmen. Dagegen versprach dieser ihm, was er immer vorgehabt, treulich zu thun, nämlich zur Gründung des Hauses nach besten Kräften mitzuwirken. In der Juni-Nummer des „Kleinen Herz-Jesu-Boten" veröffentlichte derselbe alsdann einen Artikel, der mit folgenden Worten schloß:

„Endlich wenden wir uns an die Priester, sowie an diejenigen Studierenden, welche vor der Pforte des Priestertums stehen. Ist unter ihnen im weiten Deutschland keiner, der Beruf fühlt, sich der Missionssache zu widmen?

Wie wäre es, wenn deutsche Priester sich zur Bildung eines deutschen Missionsseminars an einem gesicherten Orte zusammen thäten? Es entspräche das, wie Schreiber sicher weiß, den Wünschen der Propaganda in Rom und einem bereits geäußerten Wunsch des hl. Vaters selbst.

Belgien, Irland, Italien und Frankreich haben alle ihre Missionsseminare, und zwar Italien 4 und die Stadt Paris 5. Deutschland, dieses große Land mit so vielen echt christlichen Familien, hat bis jetzt unseres Wissens kein einziges, wenn wir nicht etwa Nordamerika mit zu den Missionsländern zählen und deshalb das Collegium Americanum in Münster ebenfalls dazu rechnen wollen.

Wir meinen, dem könne und müsse abgeholfen werden, und sind deshalb, wenn Gleichgesinnte sich zu diesem Zwecke einander näher treten und kennen lernen wollen, bereit, dies zu vermitteln, so weit wir können, und bitten deshalb, event. Schreiben a. d. Red. d. Bl. zu richten."

Das war im Mai 1874. Unterdessen entwickelte sich der Kulturkampf mehr und mehr und schlug immer schärfere Saiten an.

Pfarrer von Essen besuchte ebenfalls Rektor Janssen und wiederholte dieselbe Bitte; aber dieser verhielt sich noch fortgesetzt ablehnend, da er an seinem Berufe für diese Aufgabe zweifelte. Erst allmählich unter vielem Gebete entschloß er sich dazu, indem er sich folgendes sagen zu müssen glaubte:

„Wenn es schon längst Zeit war, ein Missionshaus für Deutsche zu errichten, so wird dies heilige Werk jetzt immer dringender. Die neugeweihten Priester können ja in Preußen keine Anstellung mehr finden. Darum soll man ihnen Gelegenheit bieten, sich dem Werke der auswärtigen Missionen zu widmen. Wer soll nun die Gründung in die Hand nehmen? Die einmal angestellten Seelsorger dürfen ihren Posten nicht verlassen, weil der Nachfolger

(St. Michaelstatue, am Giebel der Engelkirche.)

von der Regierung gesperrt werden würde. Die Neugeweihten sind zu jung dafür. Wer soll es also thun? Du hast angefangen, für die Missionen zu schreiben. Schreiben ist gut, aber genügt nicht; man muß auch dafür arbeiten; also thue das, erbarme dich dieses so notwendigen Werkes. Du siehst ein, es muß mit einer apostolischen Schule der Anfang gemacht werden, die, beginnend mit den ersten Anfängen des Lateinischen, in allem Unterricht erteilt. Da du nun 12 Jahre und zwar in allen Gymnasialfächern unterrichtet hast, so kannst du es nicht leugnen: durch deine bisherigen Lebensführungen bist du auf die Lösung einer derartigen Aufgabe einigermaßen vorbereitet. Also erkenne Gottes Willen und lege mutig Hand ans Werk!"

5. Auf der Suche nach einem Hause.

Diese Erwägungen wirkten endlich bestimmend auf ihn ein. Im September 1874 faßte er also den Entschluß, sich aufzumachen und im nahen holländischen Limburg, wo, wie er wußte, Unterrichtsfreiheit besteht, eine geeignete Gelegenheit zum Ankauf aufzusuchen. So kam er nach

Venlo und begegnete im dortigen Bahnhof dem ihm von einem früheren Zusammentreffen bekannten geistlichen Herrn Moubis, Professor am Roermondschen bischöflichen Knabenseminar zu Roldük, gestorben als Dechant zu Heerlen. Diesem eröffnete Rektor Janssen sein Vorhaben und fragte ihn um Rat; und da die Zeit drängte, fuhr er mit ihm zurück in der Richtung nach Breyell, wo Herr Moubis aussteigen wollte. Von diesem veranlaßt, kam acht Tage später, am 28. September, Herr Canoy aus Tegelen zu ihm und bot die Besitzung de Münt in Tegelen, die seinem Schwiegervater, Herrn de Lom den Bergh, gehörte, zum Kaufe an. Infolge dieses Anerbietens reiste Rektor Janssen am folgenden Tage, dem Feste des hl. Erzengels Michael, nach Tegelen, jener Bürgermeisterei und Pfarrei bei Venlo, wozu auch Steyl als Rektorat gehört. Am Morgen dieses Tages fühlte er sich in der hl. Messe getrieben, besonders zum hl. Michael zu beten und ihm zu versprechen, er wolle das Haus unter seinen Schutz stellen, falls etwas aus der Sache würde. Auf sein Ersuchen begleitete ihn Herr Ludwig Bönniger, Gutsbesitzer im Kirchspiel Kempen, als Sachverständiger. Man besah das Gut de Münt, das von Gräben eingeschlossen ist, das jetzige Kloster der Benediktinerinnen von der ewigen Anbetung. Der Eigentümer forderte 75 000 Mark. Herr Bönniger riet, auf solche Forderung gar nicht zu bieten, worauf er abreiste. Herr Canoy führte den Rektor noch auf die Steyler Sandhügel und zeigte ihm von dort aus die hübsche Aussicht auf die Gegend, den Maasstrom und die Besitzung des greisen Herrn Niklaas Ronck an demselben. Diese war es, auf welcher nach dem Ankauf vom 16. Juni 1875 das Missionshaus gebaut werden sollte. Damals aber lag der Gedanke daran noch ebenso fern, wie alles nur aus der Ferne in Augenschein genommen wurde.

6. Der erste Artikel.

Hatten diese Reisen somit noch nicht zum Ziele geführt, so waren sie doch das erste, was dahin führen sollte. Nun-

mehr aber erfolgte ein anderer wichtiger Schritt: die Veröffentlichung des ersten Artikels über das zu gründende Missionshaus in der November-Nummer 1874 des „Kl. Herz-Jesu-Boten." Wir lassen denselben seiner Wichtigkeit wegen hier wörtlich folgen:

Ein kurzes Wort an fromme Liebhaber Jesu.

(Betreffend die Einrichtung eines deutschen Missionshauses.)

Die Einrichtung eines deutschen Hauses für auswärtige Missionen erweist sich immer mehr und mehr als eine unumgängliche Notwendigkeit. Das Wort des Herrn: „Gehet hin und lehret alle Völker!" ist zwar nicht an jeden einzelnen, aber wohl an ein großes katholisches Volk gerichtet. Deshalb erfüllt Deutschland seine Pflicht nicht, wenn es nicht mehr als bisher für die auswärtigen Missionen thut und so weit hinter andern Völkern zurückbleibt. Gegenwärtig werden so viele Geistliche in die Ferne gleichsam getrieben. Deshalb ist nunmehr die Errichtung eines Missionsseminars an einem gutgelegenen sicheren Orte eine unumgängliche Notwendigkeit geworden. An Ratschlägen von Männern, die durch die Erfahrung sehr genau Bescheid wissen, hat es uns nicht gefehlt. Das heilige Werk scheint verhältnismäßig leicht ausführbar zu sein, wenn es nur herzhaft angegriffen wird. Die nächste und größte Schwierigkeit ist der Geldpunkt. Ein gutgelegenes Haus mit Garten scheint sich zu bieten. Aber womit es kaufen und einrichten? Da sind leicht Tausende von Thalern nötig. An die Unterstützung des Xaverius-Vereins dürfen wir wohl nicht denken. Denn da die übrigen Missionshäuser ohne seine Hilfe fertig werden, so wird der Verein von einer einmal angenommenen Regel schwerlich so leicht abgehen.

Also müssen fromme Wohlthäter eintreten. Würde der eine oder andre sich schon jetzt im Innern aufgefordert fühlen, uns mitzuteilen, wie viel er für den eben erwähnten Zweck jährlich oder ein für allemal zu geben bereit wäre, so bitten wir, dies nicht zu unterlassen. Wer weiß, wie viele unvorhergesehene Schwierigkeiten dadurch entfernt würden, wenn dies recht viele thäten. Ja, es will uns scheinen, daß nur dadurch diese wichtige Angelegenheit in Fluß gebracht werden könne.

Das Werk, worum es sich hier handelt, ist gewiß ein sehr heiliges. Bedenken wir nur das Wort des so erleuchteten und angesehenen himmlischen Lehrers, des hl. Dionysius Areopagita: „Für das Heil der Seelen wirken ist das heiligste, ja ein

göttliches Amt." An dieses Werk ist aber nicht das Heil des einen oder andern, der doch schon christlich ist und, wenn nicht von uns, so doch von andern gerettet würde, sondern das Heil von Tausenden geknüpft, die jetzt noch in der Nacht des Heidentums sitzen, oder sagen wir lieber, indem wir zugleich an ihre Nachkommen denken, das Heil vielleicht von Millionen.

Herz-Jesu-Altar der Oberkirche in Steyl.

Je heiliger aber ein Werk ist, desto mehr Schwierigkeiten pflegt es zu begegnen. So wird es auch hier gehen. Uns scheint es notwendig, hoffentlich auch dir, lieber Leser. Glaube aber nicht, daß es allen so geht. Es gibt manche und selbst fromme Leute, die in Bezug auf auswärtige Missionen engherzig denken und es fast für eine Sünde halten, für etwas anderes als Deutschland selbst sorgen zu wollen. Aber die ersten, wichtigsten Schwierigkeiten werden schwinden, sobald es sich zeigt, daß viele sich dafür interessieren und sogar schon bedeutende Opfer dafür gebracht haben oder zu bringen gewillt sind. Wer hier bald gibt, gibt doppelt und dreifach. Er wird Mitgründer eines höchst segensreichen Werkes, wird geistiger Vater oder geistige Mutter aller jener Tausende, denen auf diese Weise noch einst das Heil bereitet werden wird. Blicken wir auf so viele andere Länder, in denen das erwähnte fromme Werk bereits besteht, so können wir nicht anders als sagen: auch für Deutschland wird und muß es auf die Dauer dazu kommen. Wir aber hoffen, daß es bald zu stande komme und daß der richtige Augenblick nicht verpaßt werde. Und der ist gerade jetzt, wo die Thätigkeit so vieler Priester im Vaterlande selbst brach gelegt ist.

Müssen wir uns darum nicht angetrieben fühlen, für dies heilige Werk zu arbeiten und dafür alle unsre schwachen Kräfte einzusetzen? Aber was vermag der einzelne? Er bedarf der Hilfe vieler. Wird sie kommen? Wir hoffen es zum göttlichen Herzen Jesu und bitten unsere frommen Leser, mit Gebet und Liebesgaben zu helfen, soweit sie können.

Wohl heißt fromm sein fromm beten, aber auch fromm arbeiten mit dem empfangenen Talente und fromm opfern, soweit die Verhältnisse es gestatten. Leider wird, auch von frommen wohlhabenden Menschen, öfters das Geld entweder unnütz bewahrt oder auf Eitelkeiten verschwendet, so daß sie für das Heiligste und Höchste oft nichts oder nur Spottpfennige übrig haben. Deshalb machen sie nur geringe Fortschritte im Guten, weil ihnen der Opfergeist fehlt und sie das empfangene Talent nicht gehörig benutzen. Ihnen müssen wir also den Opfergeist empfehlen. Auch wollen wir zu ihrer Beherzigung folgende Verse zum Schlusse beifügen:

Von dem Holze wächst die Flamme;
Von dem Opfer lebt die Liebe.
Schlachtet drum am Kreuzesstamme
Gott zum Opfer eitle Liebe!
Schenkt in Wahrheit euch dem Lamme,
Kinder, ihr, der ew'gen Liebe!

Beigefügt war dem Artikel die Anmerkung:

Aus diesem Grunde würden wir, falls uns jemand eine Geldsendung anvertrauen wollte, dieselbe für den angegebenen Zweck gerne annehmen und, wenn das heilige Werk fürs erste noch nicht in der von uns gewünschten Weise zur Ausführung gelangen sollte, dieselbe für spätere Verwendung verzinslich anlegen. (Die Redaktion.)

Als Einleitung erhielt diese Nummer ein Gedicht von P. Georg von Waldburg-Zeil S. J., 1843.

Eilt, Jünger Jesu, eilet nach dem Lande,
Das noch der Hölle finst're Tyrannei
Zu eures Erdteils ewig neuer Schande
In Fesseln hält und tiefer Sklaverei!

I. Der Asiate.

„O eilt und lehret es den Gott der Milde!"
So ruft ein Volk am fernen Indusstrand,
Das zitternd vor der Götzen totem Bilde
Sich krümmt in seines Bodens heißem Sand.

„Zwar trägt auf seinem Schiff der gier'ge Britte
Die gold'nen Früchte unsers Schweißes fort;
Doch lenkt er nimmer segnend seine Schritte,
Zu lehren uns des Heiles frohes Wort."

II. Der Oceanier.

„So eilet, Retter!" stöhnt das letzte Rufen
Des armen Wilden aus der Inselwelt,
Der an des Altars mordbefleckten Stufen
Als scheußlich Opfer einem Dämon fällt.

„Euch schrecke nicht die Ferne unsrer Zonen,
Des Meeres Stürme und des Himmels Glut.
Des Wilden Dankesthräne wird euch lohnen
Des Tages Müh' und euren hohen Mut."

„Die Wogen, die an eure Ufer schlagen,
Die Winde, die nach euren Küsten wehn,
O möchten sie zu euren Ohren tragen
Des Wilden Jammer und des Wilden Flehn!"

III. Der Afrikaner.

Der Kaffer irrt mit sehnsuchtsvollem Blicke
Bis zu der Meere fernsten Grenzen hin,
Ob ihm der Norden keinen Retter schicke,
Der liebend mild're seinen harten Sinn.

IV. Der Amerikaner.

Der Indianer, der mit bittrem Harme
In schneller Flucht des Weißen Waffe flieht,
Er strecket sterbend noch die matten Arme
Nach Osten aus, von wo er Rettung sieht.

V. Höret, vertrauet, liebet.

Aus allen Ländern, wo noch Götzen thronen,
Erfüllt derselbe Ruf die weite Welt,
Vom wilden Stamm des schrecklichen Huronen
Bis zu des flücht'gen Scythen fernstem Zelt.

Habt, Brüder, ihr der Heiden Ruf vernommen,
Der bis zu uns durch tausend Räume dringt?
Und ist die Brust von heil'gem Drang beklommen,
So eilet, daß ihr schnelle Hilfe bringt."

In der Dezember-Nummer folgte dann das nachstehende Gedicht des Herausgebers, welches zeigt, mit welchen Gedanken er erfüllt war:

Eine Adventsbitte.

„Tauet, Himmel, den Gerechten!
Wolken, regnet Ihn herab!
Bringet aus des Himmels Mächten,
Auf die Erde Ihn herab!

Daß mit neuer Kraft der Segen
Seines Reichs sich dehne aus,
Daß auf allen Erdenwegen
Wachsend glänze Gottes Haus!

Daß es wachs' in unserm Herzen,
Ausgestalte Gottes Bild,
Daß es keim' in aller Herzen,
Gottes Reich so süß und mild!

Daß es schaff' für Gottes Willen
Starke Werkzeug' keusch und gut,
Gottes Ratschläg' zu erfüllen,
Heil zu streu'n mit heil'gem Mut!"

7. Die ersten Gaben.

Somit war vor der Öffentlichkeit der erste Schritt gethan. Aber wie sollte die Sache weiter gehen? Daß die öffentliche Meinung derselben zunächst mißtrauisch gegenübertreten würde, war vorauszusehen. Ja, es schien fraglich, ob sich überhaupt Wohlthäter finden würden. Darum seien diejenigen hier genannt, welche die ersten Steine zum beabsichtigten geistigen Baue gaben.

Die erste Gabe sandte eine fromme Dienstmagd aus Österreich, Juliana Erlinger in Linz an der Donau. Dieselbe sammelte dort auch für arme Studenten, deren Studium an der bischöflichen Lehranstalt auf dem Freinberge bei Linz sie bestritt. Die beiden folgenden Gaben kamen aus der Nähe, und zwar aus dem Kreise Kempen: 300 Mark aus Lobberich, vorbehaltlich des Zinsgenusses auf Lebenszeit, und 600 Mark von Dechant Boes aus Kempen, welcher sie eines Abends dem Rektor in die Hand drückte.

Das war nun schon etwas; indes genügte es natürlich keineswegs. Aber Er, von dem jeder gute Gedanke herkommt, half weiter. Freilich dauerte es noch bis zum

März, dem Monate des hl. Joseph, da brachte dieser die ersehnte Hilfe. Doch hierüber später Genaueres!

8. Der erste Kauf.

Eine besondere Veranlassung führte Rektor Janssen am 23. November wiederum nach Tegelen. Herrn de Lom den Bergh fand er geneigt, das Gut de Münt für 45,000 Mark abzulassen. Darauf wurde sogleich ein privater Kaufakt gemacht, durch welchen der Verkäufer gebunden war, der Käufer sich aber sechs Wochen Freiheit vorbehielt, um zu sehen, ob er Mitarbeiter und Geldmittel finden würde, wie er sie brauchte.

Nun hieß es handeln. Er wandte sich also zunächst an Herrn Beckers, Pfarrer von Tegelen. Derselbe erklärte sich mit der Gründung in seiner Pfarrei einverstanden. Mit diesem Instrumente ausgerüstet, begab sich Rektor Janssen nach Roermond zum hochwürdigsten Herrn Bischof Paredis. Dieser, ein edler Greis von über 80 Jahren, von seltener Schlichtheit, aber ebenso großer Klugheit und Frömmigkeit, ließ sich alles auseinandersetzen und gab dann sogleich schriftlich seine Zustimmung. Er verabschiedete den einfach schlichten Priester mit den Worten: „Aber nun bin ich doch sehr gespannt, zu erfahren, was aus der Sache werden wird!"

9. Auf der Suche nach Mitarbeitern.

Der Grund war gelegt. Nunmehr galt es, Mitarbeiter und zeitliche Mittel zu suchen. Erstere hoffte unser Gründer besonders unter den deutschen Studierenden auf der Universität Löwen und im dortigen Collegium Americanum zu finden. Bei den Picpus-Vätern daselbst fand er Gastfreundschaft und Ermutigung. Im Collége du Saint Esprit wurde er an Herrn Aug. Müller, jetzt Dr. theol. und Subregens am Seminar zu Trier, gewiesen. Derselbe hatte die Güte, mehrere deutsch redende Studenten auf seinem Zimmer zu versammeln, wo Rektor Janssen ihnen seinen Plan eröffnete und darlegte. Er fand jedoch

keinen Mitarbeiter und auch in Luxemburg und Roermond nicht, obwohl ihm wegen der Menge der Theologen und Geistlichen dieser Diözesen Hoffnung gemacht worden war. Gelder hatte er auf der Reise auch nicht erhalten; aber ein bedeutendes Unwohlsein und eine Erschöpfung der Kräfte hatte sich eingestellt. Und so kehrte er kranken Leibes

Besitzung „de Münt" (jetzt Kloster Nazareth).

und ohne Erfolge nach Kempen zurück. Das war ein wenig erfreulicher Anfang. Und doch sollte es noch schlimmer kommen.

10. Die Zeit der Versuchung.

In Kempen fand Rektor Janssen, obwohl krank, keine Zeit der Ruhe. Es galt tüchtig zu arbeiten, um die neue Nummer des „Herz-Jesu-Boten" beizeiten fertig zu stellen. Dazu war der erste Jahrgang zu Ende, und so mußte er auch die Jahresrechnungen für die Abnahme des Blattes abschließen. Denn er hatte, zum Glück für das spätere Missionshaus, den Verlag selbst sich vorbehalten, um thatkräftiger für die Verbreitung der Schrift eintreten zu können. So hatte er doppelte Arbeit bei geschwächter Kraft.

Nicht zu verwundern ist es, daß unter solchen Umständen ernstliche Versuchungen an ihn herantraten. Er

sollte mit krankem Leibe arbeiten wie ein Gesunder. Dabei mußten auch die kurzen sechs Wochen, nach welchen der Kauf nicht mehr zurückgenommen werden konnte, für das heilige Werk gut ausgenutzt werden. Mit Macht drängten sich ihm da die Gedanken auf: „Warum quälst du dich so? Und dies ist doch nur der Anfang! Sei überzeugt, wenn die Sache von Gott ist, wirst du noch durch viele dichte Dornenhecken dir einen Weg bahnen müssen. Und glücklich, wenn du dabei gesund wärest! Aber wenn man krank und zum Tode erschöpft ist und doch arbeiten muß wie ein Gesunder, das sind schlimme Tage! Und nun denke an diese und jene, welche das auch haben thun müssen!"

Der hochw. Gründer hat sich später mehrfach über diese schweren Tage geäußert: „Hätte ich mir nicht sagen müssen, du bist ein Feigling und handelst gegen Gottes Willen, ich hätte wahrhaftig alles liegen lassen. Aber so gab der Herr mir Kraft, auszuharren, und ich bin Ihm dankbar dafür. Daß die Sache sich so entwickeln würde, wie sie später sich wirklich entwickelt hat, habe ich nicht geahnt. Ich habe nie an große Häuser gedacht, sondern nur an ganz mittelmäßige. Es ist eigentlich sehr gut, daß Gott uns die Zukunft verhüllt. Wäre mir dieselbe offenbart worden, so wäre das Ausharren kein Verdienst gewesen. Aber Gott der Herr ließ mich zappeln und gab mir gerade so viel Kraft, als notwendig war, um den gefaßten Gedanken nicht fahren zu lassen und das angefangene Werk weiter zu führen."

II. Die ersten Lichtblicke.

Gegen Neujahr 1875 sah die Sache noch trübe aus; allmählich begannen indes einige Lichtstrahlen durchzubrechen. Am schwierigsten schien es, die notwendige Geldhilfe zu erhalten für ein Werk, das ja wohl in sich groß und heilig war, aber dessen Gelingen doch als höchst fraglich bezeichnet werden mußte. Schon der Monat Januar brachte einige Aussichten, die in so fern von großer Bedeutung waren, wenn sie sich auch erst im Monat März verwirklichten.

In den Monat Januar fiel auch eine wichtige Reise des Rektors nach Münster. Er legte seinem hochwürdigsten Bischofe Johann Bernhard Brinkmann den derzeitigen Stand der Sache dar und erhielt von ihm die Erlaubnis, das Werk zu beginnen, und die Zusage, ihn später zu diesem Zwecke aus dem Diözesanverbande zu entlassen. Dagegen machte der Bischof ein ernstes Gesicht zu der Mitteilung, daß bereits für 45,000 Mark ein Haus gekauft sei; er meinte, es würde doch sehr schwer sein, diese Summe zusammenzubringen. Auch schien es ihm recht ungewiß, ob das ganze Unternehmen gelingen werde. Natürlich fühlte sich Janssen davon niedergedrückt. Da fügte es Gott, daß er am folgenden Tage in das Franziskanerkloster zu Kempen ging, um dort die hl. Messe zu lesen. Daselbst traf er einen Pater, der aus seiner Heimat Kaldenkirchen von der beabsichtigten Gründung gehört hatte. Sobald dieser seinen Namen erfuhr, sagte er: „O das treffen Sie gut. Es ist gerade unser P. Provinzial hier. Gehen Sie zu ihm; er wird Ihnen gewiß helfen!"

Es war P. Gregorius Janknecht, ein Mann von großem Mut, Gottvertrauen und Unternehmungsgeist, dabei von großer Uneigennützigkeit. Er wurde siebenmal zum Provinzial der blühenden sächsischen Franziskanerprovinz gewählt und wäre nach dem Zeugnisse eines urteilsfähigen Wählers nach dem Tode des Generals P. Bernardin gegen Ende der achtziger Jahre zum General des ganzen Ordens gewählt worden, wenn er selbst sich nicht so entschieden dagegen gewehrt hätte. Er hat sich neben P. Bernhard Döbbing, der, obwohl Deutscher, zum Bischof von Nepi und Sutri bei Rom befördert wurde, ein besonderes Verdienst erworben um die Reform der irischen Franziskaner, welche im Konvent St. Isidoro zu Rom angebahnt wurde und nun für die ganze irische Provinz bedeutungsvoll zu werden verspricht. P. Gregorius war auch, wenn nicht der Gründer, dann doch der Hauptförderer der Niederlassungen seiner Provinz in Brasilien, z. B. in Bahia und Petropolis.

„Zu diesem Manne," erzählte später unser hochw. P. Generalsuperior, „führte mich die göttliche Vorsehung. Als derselbe erfuhr, welch bedenkliches Gesicht der hochwürdigste Herr Bischof wegen der 45,000 Mark gemacht, antwortete er: ‚Nicht mehr als diese Bagatelle? Das wird sich schon machen lassen.' Dann riet er mir, persönlich mich an den hochwürdigsten Bischof Haneberg von Speyer zu wenden. ‚Dieser hat,' sagte er, ‚großes Interesse für die Missionen. Er wird Sie freundlich aufnehmen und Ihnen, wenn Sie darum bitten, vielleicht ein längeres Empfehlungsschreiben an den Ludwigs-Missionsverein in München geben; der muß Ihnen dann mit seinen Mitteln helfen.' Zum Präses des dortigen Konventes aber sagte er: ‚Kennen Sie nicht eine Person, welche Interesse für die Missionen hat, der Sie Herrn Janssen empfehlen können? Lasset uns doch beide etwas für diese wichtige Sache thun; wir werden beide alsdann ruhiger sterben.'"

Das war freilich zunächst noch kein Geld, aber doch Aufmunterung und guter Rat und bestärkte den Rektor in der Absicht, im April und Mai eine Reise zu verschiedenen hochwst. Bischöfen zu machen, die zweifelsohne für das gute Gelingen des Werkes von nicht geringer Bedeutung wurde.

P. Gregorius blieb immer ein warmer Freund des Werkes. Auch später, als das Haus bestand, kamen verschiedene Gaben durch seine Vermittelung nach Steyl.

Übrigens erkannte Rektor Janssen doch bald, daß der Ankauf der Münt für ihn wohl kaum möglich sein würde, und da beim Ablauf des gesetzten Termins die Aussichten sich nicht gebessert hatten, nahm er den Ankauf zurück.

12. Unterredung mit dem hochwürdigsten Erzbischof Paulus Melchers von Köln.

Einige Zeit nach der Rückkehr von Münster sah der Rektor sich veranlaßt, dem hochwst. Erzbischof von Köln mit seiner Angelegenheit sich vorzustellen. Es war an einem Abende im Januar. Der ehrwst. Oberhirte war

bereits in unliebsame Berührung mit den preußischen Maigesetzen gekommen und befand sich in einer sehr niedergeschlagenen Stimmung, als Herr Janssen vor ihn trat und ihm seine Gedanken und Absichten auseinandersetzte. Mit großen Augen schaute Melchers ihn an und sprach: „Wir leben ja in einer Zeit, wo alles wankt und zu fallen droht; und da kommen Sie und wollen noch etwas Neues errichten?“

Eingang zur Mariengrotte in Steyl.

Herr Janssen erwiderte ihm: „Entschuldigen Ew. Erzbischöflichen Gnaden gütigst! Ja, wir leben in einer Zeit, wo vieles zu Grunde geht, und anderes dafür neu erstehen muß. Eben, weil die neugeweihten Priester im Vaterlande nicht mehr angestellt werden können, meine ich, sollten sie ihre Augen auf die auswärtigen Missionen richten.“

Der hochwst. Herr Erzbischof entließ ihn mit dem Auftrage, seine Sache schriftlich vorzulegen und darzuthun,

wie weit sie gediehen und welche Aussichten für das Gelingen vorhanden seien.

Noch am selben Abend äußerte sich der hochwst. Herr einem Vertrauten gegenüber, von dem unser hochw. P. Generalsuperior es einige Jahre später erfuhr, des weiteren über die Sache:

„Denken Sie!" sprach er, „da ist Herr Janssen aus der Diözese Münster — Sie kennen ihn vielleicht wohl — bei mir gewesen und hat mir einen Plan vorgetragen, mit dem er sich beschäftigt. Denken Sie! Derselbe will jetzt in unserer schwierigen Zeit ein Missionshaus gründen und Missionare heranbilden, um die Heiden zu bekehren. Es sind in Köln ja Heiden genug; wenn er diese nur mal zuerst bekehren würde!"

Kurze Zeit danach besuchte Bischof Bernhard Brinkmann von Münster den Erzbischof in Köln. Die Herren unterhielten sich über den Plan und waren beide der Meinung, es sei nur wenig Hoffnung für das Gelingen vorhanden.

13. Besuch beim Pfarrer Smorenburg in Bredevoort.

Herr Raimondi hatte im Jahre vorher Pfarrer Smorenburg besucht und dem Gründer unserer Gesellschaft von ihm erzählt. Herr Smorenburg war schon im Jahre 1853 nach China gereist, zu einer Zeit, als dasselbe den Europäern noch verschlossen war. Er hatte die weite Reise um das Kap der guten Hoffnung machen müssen und kam nach vielen Beschwerden endlich an seinen Bestimmungsort Peking zum Bischofe Mouly aus dem Orden der Lazaristen. Auch Smorenburg, Holländer von Geburt, hatte sich diesem Orden und zwar in Paris angeschlossen. Er wurde später Vertreter des Bischofs Mouly als Provikar und erlebte den Krieg der Franzosen und Engländer mit China im Jahre 1860. Nach geschehenem Friedensschlusse übernahm er als Direktor die Leitung der französischen Schule, welche für talentvolle Mandarinenkinder zu Peking unter Aufsicht des Prinzen Kung errichtet wurde. In dieser Eigenschaft empfing er auch einen hohen chinesischen Orden, den blauen

Saphir, der ihn in den Rang eines Großmandarins der dritten Klasse erhob. Als dann 1864 der Stifter des belgischen Missionshauses, P. Verbiest, mit seinen ersten Missionaren nach Peking kam und von dort aus in die ihm anvertraute Mission der Mongolei zog, schloß Herr Smorenburg mit Erlaubnis seiner Obern sich jenen an, um ihnen die Ansiedlung im fremden Lande zu erleichtern. Nach dem Tode Verbiests wurde er nach Europa berufen, wo verschiedene Gründe ihn veranlaßten, wieder in seine Heimat zurückzukehren und dort eine Pfarrstelle zu übernehmen.

Herr Janssen besuchte ihn, um auch seinen Rat zu hören und von ihm Mitteilungen über China zu empfangen, die von Wichtigkeit für ihn sein konnten. Er wurde auf die freundlichste Weise empfangen und erhielt jede erwünschte Auskunft über Land und Leute, Leben und Wirken der Missionare in China und die Art des Missionierens daselbst. Außerdem hatte Pfarrer Smorenburg die Güte, ihm eine schriftliche Erklärung auszustellen, durch die er sich bereitwilligst erbot, angehende Missionare, die nach China gesandt werden sollten, in der chinesischen Sprache zu unterrichten.

Es kam dieses zwar nur einmal zur Anwendung, indem P. Anzer und P. Freinademetz einige Wochen vom Herrn Pfarrer in Bredevoort Unterricht im Chinesischen erhielten. Damals aber war diese Erklärung von Wichtigkeit und hat auch dazu gedient, der Gründung des Missionshauses bei den hochwst. Herren Bischöfen und dem katholischen Volke etwas mehr Vertrauen und noch etwas leichtere Wege zu bereiten.

14. St. Joseph hilft.

So nahte der dem hl. Joseph geweihte Monat März. Derselbe brachte zwei wichtige Gaben: 9000 und 6000 Mark.

Erstere Gabe kam aus einem Klarissenkloster, welches sich dieser Summe, die es durch verschiedene Umstände erhalten, entledigte, um treu seiner Regel die hl. Armut zu bewahren. Es wollte zwar unbekannt bleiben, wurde aber doch einige Jahre später, ohne ein Zuthun,

dem Hause Steyl bekannt. Diese Gabe wurde veranlaßt durch den November-Artikel des H.-J.-B. Da die Schwestern jedoch, und zwar nicht ohne Grund, zuerst der Sache nicht recht trauten, so schrieben sie durch die ehrwürdige Frau Oberin von Proff an Mutter Franziska Schervier, Stifterin der armen Franziskanessen von Aachen, welche sich des Herrn Pfarrers Metzmacher aus Aachen als Mittelsperson bediente. Derselbe bat den Rektor Janssen, nach Aachen zu kommen und ihm Näheres über den Stand des Werkes mitzuteilen. Es geschah, und seine Antwort an die Schwestern lautete: „Die Sache ist von eminenter Wichtigkeit. Sollte das Unternehmen ohne Erfolg bleiben, so würde auf unabsehbare Zeit kein zweiter mehr dieses Werk beginnen, welches doch recht nötig ist. Entscheidet also selbst! Betet und haltet eine Novene und, wenn nötig, noch eine zweite. Fühlt ihr euch dann angetrieben, das Geld für diesen Zweck herzugeben, so thut es; wenn nicht, so laßt es!" So Herr Pfarrer Metzmacher. Die Schwestern aber erklärten, je länger sie gebetet, desto mehr hätten sie sich alle angetrieben gefühlt, das Geld zu dem Zwecke zu geben. So wurde denn im März 1875 das Geld unserm Stifter überwiesen. Gewiß ist nicht sehr oft eine Gabe in ihren Wirkungen so folgenreich gewesen, wie diese.

Die zweite Gabe von 6000 Mark spendete eine Dienstmagd. Sie hatte von ihrer Herrschaft dieses Geld geerbt und wünschte es für einen guten Zweck zu verwenden, umsomehr, da sie weder nahe, noch arme Verwandte hatte. Sie fragte deshalb ihren Beichtvater um Rat. Dieser, ein Pater der sächsischen Franziskanerprovinz, riet ihr, nachdem er mit ihrer Erlaubnis den Rat seines Guardians eingeholt, das Geld Herrn Janssen zu geben zur Gründung des Missionshauses. Es verdient dies umsomehr Anerkennung, weil damals die Ausweisung aller Ordensleute aus Preußen vor der Thüre stand.

Wenn es uns erlaubt wäre, würden wir die Namen der beiden Patres nennen. Immerhin mögen diese Zeilen dazu dienen, einen Teil des Dankes abzutragen, den unsere

Steyl, von Norden gesehen.

Genossenschaft ihnen schuldet. Die Wohlthäterin aber hieß Katharina Schell. Sie starb am 29. April 1875. R. I. P.

Gott lohne ihnen und all unsern Wohlthätern, was sie je uns Gutes erwiesen!

15. Die Eingabe an den hochwürdigsten Herrn Erzbischof von Köln.

Nachdem auf diese Weise ein gewisses Fundament gewonnen worden war, glaubte Rektor Janssen nunmehr zu weiteren Schritten übergehen zu müssen.

Da der Herr Erzbischof Melchers ihm gesagt, er möge sich nur mit Herrn Dr. von Essen in Verbindung halten, so reiste er zu diesem und legte ihm seine Bedingungen vor, welche auch angenommen wurden. Vermöge derselben behielt er sich in Bezug auf die innere Leitung der zu gründenden Genossenschaft die Hand frei, da Pfarrer von Essen ja der Zeitverhältnisse wegen nicht selbst beitreten konnte. Er verpflichtete sich jedoch, in wichtigen äußeren Angelegenheiten ihn um Rat zu fragen. Auch sollte das Werk als ein gemeinschaftliches betrachtet werden, und Dr. von Essen wollte dasselbe mit Geldmitteln unterstützen.*)

Darauf verfaßte der Rektor in seinem Hause die schriftliche Eingabe an den hochwürdigsten Herrn Erzbischof Paulus Melchers von Köln, welche er und der Pfarrer unterschrieben. Sie war datiert vom Feste des hl. Patricius, des großen Apostels von Irland, vom 17. März 1875. In derselben wurde die nähere Absicht dargelegt und berichtet, inwieweit das Werk bereits eine feste Gestalt gewonnen habe. Die wichtigsten Punkte dieses Schreibens mögen hier Platz finden.

„Demnach wäre der Zweck des Hauses, Missionare für die Missionsländer heranzubilden, auszurüsten und abzusenden, und überhaupt auf passende Weise dafür thätig zu

*) In Bezug auf letzteren Punkt verhielt sich Pfarrer von Essen abwartend; zu Anfang des Jahres 1876 aber zog er sich durch schriftliche Erklärung ganz zurück. Er starb am 6. Januar 1886.

sein, daß der apostolische Geist und das Interesse für die Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden in unserem Vaterlande mehr und mehr zunehme.

„Neben diesem Hauptzwecke soll als Nebenzweck für die Lehrer des Hauses die Pflege christlicher Wissenschaft ins Auge gefaßt und den dazu Befähigten die hinreichende Zeit dafür gelassen werden.

„Soll aus der Sache etwas Ersprießliches werden, so können wir natürlich ebensowenig wie die übrigen Missionsseminare das Fundament einer religiösen Kongregation entbehren. Um auch hier bereits Vorhandenes, kirchlich Approbiertes zur Grundlage zu machen, ist es Absicht, die dritte Regel des hl. Dominikus zu Grunde zu legen. Dies geschieht, weil der Dominikanerorden seiner Konstitution nach ein Lehr- und Missionsorden ist, in den Missionen Ausgezeichnetes geleistet hat und noch immer leistet. Zugleich hoffen wir, dadurch die Fürbitte und den Schutz der zahlreichen Heiligen dieses Ordens zu erlangen, dessen wir so sehr bedürfen werden. — Alles dieses hat bereits die Zustimmung des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Roermond erlangt, in dessen Diözese das hl. Werk errichtet werden soll und dessen Jurisdiktion dasselbe also zunächst unterstehen wird."

Als der hochwürdigste Herr Erzbischof diesen Brief erhalten hatte, äußerte er sich darüber, wie folgt: „Herr Janssen hat mir geschrieben, mir auseinander gesetzt, wie weit er jetzt mit seinem Plane gekommen ist, und hat um meinen Segen gebeten. Es ist wahr, ich habe viele Bedenken gehabt. Nachdem ich aber alle seine Erörterungen gelesen, hat mir geschienen, daß doch in der ganzen Sache so vieles ist, was auf eine Fügung der göttlichen Vorsehung hinzuweisen scheint. Genug; ich will ihn ruhig gewähren lassen und sehen, was es gibt. Ich habe ihm also den erbetenen Segen zum Werke gespendet."

Die vom hochwürdigsten Herrn Erzbischof erteilte Antwort aber lautete:

„Auf den Bericht vom 17. d. M., betreffend das Projekt eines in der Diözese Roermond zu errichtenden Missionshauses, erkläre ich mich gerne mit diesem ohne Zweifel gottgefälligen Vorhaben, welches bereits die Gutheißung und den Segen des hl. Vaters erhalten hat, einverstanden.

„Wenngleich in der gegenwärtigen, für die katholische Kirche in Deutschland so bedrängnisvollen Zeit von hier aus dasselbe wohl nicht erheblich mit materiellen Mitteln wird gefördert werden können, so wird doch vielleicht dieselbe Bedrängnis dem projektierten Werke manche Kräfte zuführen, welche gegenwärtig im Dienste der hl. Kirche keine Verwendung in der deutschen Heimat finden können.

„Indem ich Ihrem Vorhaben von Herzen Gottes Segen wünsche, bedaure ich, nicht in der Lage zu sein, Ew. Hochwürden (das Schreiben war adressiert an Pfarrer von Essen als den ersten Unterzeichner, der zugleich als Kölner Diözesanpriester Untergebener des Erzbischofs war) die Entlassung aus Ihrem Pfarramte*) gewähren zu können."

Köln, d. 20. März 1875. Der Erzbischof von Köln
gez. † Paulus."

16. Die ersten Anerbietungen der Mitarbeit.

Wir haben gesehen, wie die Reise nach Luxemburg und Löwen, die unser hochw. Gründer machte, um Mitarbeiter zu suchen, zunächst ohne Erfolg geblieben war; derselbe zeigte sich später. Der Besuch im College du Saint Esprit in Löwen weckte nämlich in einem Minoristen der Diözese Brixen, Herrn Franz Xaver Reichart, der sich damals dort aufhielt, den Gedanken, sich diesem schwierigen Werke anzuschließen.

Einen zweiten Gehülfen warb der „Herz-Jesu-Bote", der von einigen Alumnen des Regensburger Priesterseminars gelesen wurde, daselbst. Es war Joh. Bapt. Anzer, gebürtig aus der Pfarre Pleistein in der bayrischen Oberpfalz. Seine Gymnasialstudien hatte er an der Unterrichtsanstalt der Benediktiner in Metten gemacht und stand jetzt nach Empfang der vier niederen Weihen kurz vor der Vollendung seiner theologischen Studien und vor dem Empfang der höheren Weihen. Er schrieb mehrere Briefe, zunächst um genaue Kenntnis vom Werke zu gewinnen,

*) Diese war im Schreiben selbst, weil ja unmöglich und darum von vornherein nicht beabsichtigt, nicht nachgesucht.

und dann, nachdem er auch anderwärts Erkundigungen eingezogen, um sich zum Beitritt zu melden.

Noch etwas später erfolgte die Anmeldung eines Herrn, der bereits Priester war, nämlich des Pfarrers zu Buscheroth in der Diözese Luxemburg, Herrn Peter Bill.

17. Die große Reise.

Das heilige Osterfest war vorüber, und es wurde nun Zeit, an den Besuch beim Herrn Bischofe von Speyer und bei anderen Bischöfen zu denken. Herrn Janssen schien dieses eine Sache von Wichtigkeit zu sein; denn er mußte ja später, wenn er Personen aus verschiedenen Diözesen bekam, sich an die hochwst. Bischöfe dieser Gegenden wenden, um ihre Erlaubnis zur Weihe der betreffenden Bistumsangehörigen zu erhalten. Er dachte dabei nicht an eine Kollekte; es war ihm zunächst nur darum zu thun, den hochwst. Bischöfen Kenntnis von dem Unternehmen zu geben und ihren Segen für das heilige Werk zu erhalten.

Seine Reise wollte er nicht auf Deutschland beschränken. Österreich hatte doch auch noch kein Missionshaus, und unter denen, die sich gemeldet, war ja ein Österreicher. Er sah, daß das Unternehmen zunächst auf holländischem Boden unternommen werden müßte. Aber er trug sich schon mit dem Gedanken, später, sobald es anginge, eine Zweigniederlassung in Österreich zu gründen, die im Jahre 1889 wirklich zur Ausführung kam. Auch um dies zu erleichtern, schien es ihm vorteilhaft und ratsam, schon jetzt mit dem österreichischen Episkopat in Verbindung zu treten.

Ebenso gedachte er, in das Missionshaus auch niederländische Zöglinge aufzunehmen. Deshalb hielt unser hochw. Gründer es gleichfalls für ratsam, auch den Bischöfen Hollands näher zu treten. Er besuchte also diese zunächst, und zwar an erster Stelle den Senior derselben, den hochwst. Herrn Zwijsen, Erzbischof von Hertogenbosch. Dieser hörte seine Darlegungen aufmerksam an und ersuchte ihn zum Schlusse, sich in der Angelegenheit an Dr. Schaepman, jetzigen Erzbischof von Utrecht, zu wenden, den die

Sache zunächst angehe. Derselbe nahm ihn freundlich auf und stellte ihm unterm 23. März 1875 sein Gutheißen aus. Ihm folgten die hochwst. Bischöfe Wilmer von Harlem, van Beek von Breda und Zwijsen von Hertogenbosch.

Bevor der Rektor seine größere Reise antrat, wandte er am 2. April sich vorab noch an den in der Festung Wesel internierten Bischof Konrad Martin von Paderborn. Derselbe erklärte ihm: „Das ist ein Werk Gottes; das dürfen Sie nicht aufgeben, wenn Sie noch so viele Schwierigkeiten finden."

Am 27. April endlich begann er die Reise durch Deutschland und Österreich. Sie führte ihn zuerst nach Trier zum Bischof Matth. Eberhard, dann nach Luxemburg, wo Bischof Adames ihn freundlich in seinem eigenen Hause beherbergte und selbst ihn zu dem Kolleg begleitete, das er in den letzten Jahren gebaut hatte. Den Grund hatte er angesteigert bei Auflassung der Festungswälle, die Baugelder sich als Anleihe von den Bistumsangehörigen erbeten. „Sie müssen," sagte er zu Rektor Janssen, „sich den hl. Joseph als Hausvater einsetzen. Ich habe das auch gethan. Er hat mir dann geholfen, das nötige Baugeld zu bekommen und nach und nach auch freiwillige Gaben, wodurch schon die Hälfte der Schuldsumme getilgt worden ist. Jetzt aber habe ich sogar gute Aussicht, den Rest ebenfalls in nicht zu langer Zeit abtragen zu können."

Von Luxemburg ging die Reise zum Bischof Haneberg von Speyer, dann nach Augsburg zum Bischof von Dinkel, ferner nach München zum Erzbischof von Scherr, nach Eichstätt zum Bischof von Leonrod und nach Regensburg zum Bischof Ignatius von Senestrey. Statt aber nun von dort über Passau nach Österreich zu fahren, hielt er es für besser, sich erst an den Fürstbischof von Gasser von Brixen zu wenden, den er in Innsbruck antraf. Mit dem Segen dieses hochverdienten Kirchenfürsten ausgerüstet, suchte er den greisen Kardinal Fürsterzbischof

von Tarnoczy in Salzburg auf. Das Benediktinerkloster St. Peter gewährte ihm Herberge, und dessen Vorsteher, Abt Eder, der Nachfolger Tarnoczys, brachte ihm am folgenden Tage das Segensschreiben Sr. Eminenz, bei dessen Abfassung er beteiligt gewesen. Se. Eminenz unterschrieb: „am 25. Jahrestage meiner Konsekration".

Gleich gut erging es dem Rektor bei Bischof Rüdigier von Linz und dem so demütigen Bischof Binder von St. Pölten. In Wien händigte ihm der Kardinal Fürsterzbischof Rauscher mit einer schriftlichen Gutheißung zugleich 100 Gulden ein. Von hier begab er sich nach Olmütz, wo der Erzbischof Friedrich Landgraf von Fürstenberg, und nach Prag, wo Kardinal Schwarzenberg ebenfalls ihren Segen und aufmunternden Zuspruch erteilten.

Nun drängte die Zeit zur Rückreise nach Kempen. Später wandte er sich noch schriftlich an jene hochwst. Oberhirten Deutschlands und Österreichs, welche er nicht hatte besuchen können.*)

Der Erfolg dieser Reise war nicht unbedeutend, auch wenn wir von der übernatürlichen Wirkung des Segens so vieler hochwürdigsten Bischöfe absehen, die doch an erster Stelle zu setzen ist. Einmal wurde Rektor Janssen in seinem Vorhaben dadurch mächtig gestärkt und so mit Kraft ausgerüstet für die Schwierigkeiten, die er später finden sollte. Anderseits wurde sein Unternehmen in so vielen Bischofsstädten Deutschlands und Österreichs bekannt, und er selbst erlangte eine größere Kenntnis der Gegenden Deutschlands, mit denen er sowohl durch den „Herz-Jesu-Boten," als auch durch die Kandidaten, die er von auswärts erhielt, in Verbindung treten sollte. Und wenn trotz der erhaltenen bischöflichen Schreiben die Zahl derer, welche dem Unternehmen mißtrauten, auch noch sehr groß war, so gab es doch manche, welche nun ihr Vertrauen dem Werke zuzuwenden begannen — alles Dinge, welche für das gute Gelingen des Werkes von Wichtigkeit waren.

*) Vergleiche Anhang.

18. Der Ankauf.

Als nun diese erfreulichen Resultate vorlagen, schien die Zeit gekommen, ernstlich an den Erwerb eines geeigneten Hauses oder Baugrundes zu denken. Nachdem der Ankauf der Münt aufgegeben war, wurde noch im Pfarrgebiet von Venlo und Tegelen nach einem passenden Platze gesucht. Weil sich in Venlo nichts bot, so warf Rektor Janssen seine Augen zunächst auf den Handerthof bei Tegelen und suchte ein Stück davon zu erwerben. Er stellte sich

St. Anna- (früher Handert-) Hof.

also dem Besitzer desselben, dem alten Herrn de Ryk, in Steyl vor. Dieser ließ sich von seiner Tochter Josephine die Karte des Hofes reichen und von Rektor Janssen die Stelle bezeichnen. Dann sprach er: „Ich kann Ihnen das Stück, das Sie wünschen, nicht verkaufen und werde Ihr Konkurrent sein, wenn Sie dort in der Gegend etwas erwerben wollen. Gehen Sie doch zu Herrn Ronck hier bei der Kirche und kaufen sich dessen Haus. Das liegt ja sehr schön."

So der alte Herr. Er starb, noch bevor das neue Missionshaus eröffnet wurde. Sicher hat er nicht gedacht,

daß kaum zwölf Jahre später der ganze Handerthof durch Vermittlung seiner Tochter Josephine in den Besitz des Missionshauses übergehen würde, und noch einige Jahre später auch sein eigenes Wohnhaus in Steyl, nachdem es nur kurze Zeit Eigentum französischer Kapuziner gewesen war.

Es richteten sich nun also die Blicke auf das Besitztum des alten Herrn Nikolaus Ronck. Dasselbe war ein ehemaliges altes Wirtshaus mit Stallung, Scheune und Brauerei, zusammen mit dem Garten zwei Morgen (über 50 Ar) groß. Es lag gerade der Steyler Kirche gegenüber und unmittelbar bei der sogenannten Ponte oder Ueberfahrt über die Maas in der Richtung nach Baarlo und Maasbree.

Dieses Haus wurde anfangs Juni 1875 provisorisch, am 16. Juni aber definitiv gekauft für die Summe von 8000 holländischen Gulden. Neben dem Hause liegt das sogenannte Werkhaus, welches seine Seite zur Maas hinkehrt. Auch dieses wurde für die Summe von 2000 Gulden mitgekauft. Es steht jetzt noch; seine Räume sind für die Anstreicherei, Klempnerei und die ausgedehnte Schneiderei nutzbar gemacht worden, nachdem vorher eine Zeit lang die Druckerei, Schreinerei und darauf auch die Schlosserei darin Platz gefunden hatte.

Der notarielle Kontrakt wurde am 4. August vor Notar Clerckx in Blerik geschlossen; die Herren Bill und Reichart waren dabei zugegen. Tags darauf fand die erste Konferenz dieser beiden Herren im Verein mit dem hochwürdigen Stifter in dem bereits in Besitz genommenen Missionshause statt.

Am Tage des Kaufes wurde sogleich die Kaufsumme ausgezahlt und Herr Janssen erklärte seinen Mitgehilfen, sie fingen jetzt an mit einem schuldenfreien Hause, im übrigen aber mit einer Niete, also in aller Armut, denn die eingekommenen Gelder wären nun so ziemlich verausgabt.

19. Der 16. Juni 1875.

Dieser Tag war der Tag des definitiven Ankaufes des Hauses. Für die Christenheit war er der zweihundertjährige Gedächtnistag der Erscheinung des göttlichen Heilandes an die selige Margareta Alacoque, bei welcher Gelegenheit Er die Einsetzung des Festes Seines heiligsten Herzens verlangte. Der hl. Vater Pius IX. hatte für diesen Tag ein Gebet mit Abläßen versehen, welches eine Weihe an das göttliche Herz Jesu enthielt.

Diesem Winke des hl. Vaters entsprechend, haben denn an diesem Tage viele Bischöfe ihre Diözesen, viele Pfarrer ihre Gemeinden, viele Klostervorsteher ihre Häuser und Genossenschaften, viele Einzelchristen ihre eigene Person dem heiligsten Herzen Jesu geweiht.

Auf Veranlassung von Rektor Janssen geschah dasselbe in Steyl von ihm und denjenigen, welche sich mit ihm bereits zur Gründung des Missionshauses verbunden hatten. Gewiß hat auch dieser Akt dazu gedient, den Segen des hlst. Herzens auf die in der Bildung begriffene Genossenschaft herabzuflehen.

Das vom heiligen Vater angeordnete Gebet lautete, wie folgt:

O Jesu, mein Erlöser und mein Gott, ungeachtet Deiner großen Liebe zu den Menschen, für deren Erlösung Du all Dein kostbares Blut vergossen, wirst Du von ihnen so wenig wiedergeliebt, ja sogar verachtet und beleidigt, namentlich durch die Gotteslästerungen und die Entheiligung der Dir geweihten Tage. Ach, könnte ich doch Deinem göttlichen Herzen irgend eine Genugthuung leisten! Könnte ich den schnöden Undank, welcher Dir von der Mehrzahl der Menschen zu teil wird, in etwa sühnen! Ich wünsche Dir beweisen zu können, wie sehr ich verlange, vor aller Welt Dein anbetungswürdiges und liebevolles Herz wiederzulieben und zu verehren und dadurch nach Kräften Deine größere Ehre zu fördern. Ich möchte durch dasselbe die Bekehrung der Sünder erlangen und den geringen Eifer so vieler anderer wieder entflammen, welche zwar so glücklich sind, Deiner Kirche anzugehören, aber dennoch kein Herz haben, weder für Dich und Deine

Ehre, noch für Deine Braut, die heilige Kirche. O könnte ich auch von diesem göttlichen Herzen die Gnade erlangen, daß auch jene, welche zwar durch manche Werke der christlichen Liebe sich immer noch als katholische Christen zu erkennen geben, allein zu sehr auf ihrem Urteil bestehen und den Entscheidungen des heiligen Stuhles sich nicht unterwerfen wollen, oder Meinungen hegen, die von dem unfehlbaren Lehramte verworfen sind, endlich in sich gehen und zu der Erkenntnis gelangen, daß, wer nicht in allem die Kirche höret, Gott selber, welcher allzeit bei der Kirche ist, den Gehorsam versagt. Ich möchte ferner erflehen den Triumph und beständigen Frieden der Kirche, Deiner makellosen Braut, Heil und Segen und Erfüllung aller frommen Wünsche Deines Statthalters auf Erden, immer größere Tugend und Heiligkeit der Priester Deiner Kirche. In all diesen frommen Meinungen und in Vereinigung mit Deinen göttlichen Absichten zur Bekehrung der Sünder, Heiligung der Gerechten und Erlangung der ewigen Seligkeit für uns alle, und endlich, weil ich weiß, Deinem göttlichen Herzen dadurch wohlzugefallen,

lege ich, hingeworfen zu Deinen Füßen, in Gegenwart der allerseligsten Jungfrau und des ganzen himmlischen Hofes, hiermit das feierliche Bekenntnis ab, daß es höchst billig und gerecht ist, Dir gänzlich und allein anzugehören, o Jesus, mein Erlöser, Du einzige Quelle aller Güter meines Leibes und meiner Seele; und in Vereinigung mit der Intention des heiligen Vaters weihe ich mich selbst und alles, was mein ist, diesem geheiligten Herzen, das ich allein zu lieben, dem ich allein mit meiner ganzen Seele, mit meinem ganzen Herzen und allen meinen Kräften zu dienen entschlossen bin, indem ich Deinen Willen zu dem meinigen mache und alle meine Wünsche mit den Deinigen vereinige.

Um endlich diese Weihe meines Herzens öffentlich zu bekunden, beteuere ich feierlich vor Dir, o mein Gott, in Zukunft zu Ehren Deines göttlichen Herzens die gebotenen Festtage nach den Vorschriften der Kirche zu feiern, und für deren Heiligung auch bei jenen Sorge tragen zu wollen, auf welche ich durch Amt oder Stellung Einfluß ausüben kann.

Indem ich nun alle diese heiligen Wünsche und Entschlüsse, so wie Deine Gnade sie mir eingegeben, in Dein liebenswürdigstes Herz vereint niederlege, hoffe ich, Demselben einen kleinen Ersatz bieten zu können für die zahllosen Beleidigungen, welche der Undank der Menschenkinder Ihm zufüget, und so für meine und

aller meiner Mitmenschen Seele Heil und Segen zu erlangen für Zeit und Ewigkeit. Amen.

Diesem Gebete wurde ein anderes beigefügt, welches sich auf das beabsichtigte Werk bezog. Später wurde dasselbe noch etwas umgeformt und erhielt dann folgenden Wortlaut, mit welchem während der ersten Jahre die Gelübde im Missionshause abgelegt wurden:

An dieses allgemeine Weihegebet, o Jesu, das von Deinem Statthalter auf Erden für den zweiten Jubiläumstag der Offenbarung Deines göttlichen Herzens, welcher zugleich der Gründungstag dieser der Ausbreitung des heiligen Evangeliums gewidmeten Genossenschaft war, mit Abläßen begnadigt wurde, schließe ich, o Jesu, für mich behufs einer noch innigeren Hingabe an Dich das folgende Gelübde:

Mit Rücksicht auf die glühenden Wünsche Deines heiligsten Herzens, welche in so besonderer Weise auf die Verbreitung Deines heiligen Reiches auf Erden gerichtet sind, stelle ich heute, niedergeworfen vor Dir, meinem Schöpfer, Erlöser und Erhalter, meine arme Person Deinem göttlichen Herzen zur Verfügung in Bezug auf das Missionswerk Deiner heiligen Kirche, insoweit als die Teilnahme in demselben an diesem Hause erstrebt wird, und zwar zunächst für die nächsten drei Jahre, beginnend vom heutigen Tage.

Dementsprechend gelobe ich, N. N., für die drei nächsten Jahre diesem Hause Treue und Anhänglichkeit, dem hochwürdigen Rektor dieses Hauses und allen seinen Nachfolgern und Stellvertretern in diesem Amte Ehrfurcht und Gehorsam und den hh. Schutzpatronen dieses Hauses Liebe und treue Verehrung.

Möge der Allgütige und Allmächtige mir helfen, ein brauchbares Mitglied dieses Hauses zu werden und durch das Beispiel meiner Tugenden an seinem geistigen Aufbau zu helfen. Amen.

Dieses ist mein wohlbedachtes und festes Gelöbnis, welches ich mache im Angesichte des ganzen himmlischen Hofes, besonders der hh. Patrone dieses Hauses, und in der Meinung, um dadurch auf besondere Weise das göttliche Herz Jesu zu ehren, welches so sehr geliebt und angebetet zu werden verdient.

O süßes Herz Jesu, sei meine Liebe!

O süßes Herz Mariä, sei meine Rettung!

HH. Erzengel Michael, Gabriel und Raphael, stehet mir bei mit allen hh. Engeln!

Hl. Vater Joseph, hl. Mutter Anna, ihr lieben hh. Drei Könige, helfet uns mit allen lieben Heiligen!

Es leuchte das Licht des göttlichen Wortes in die Finsternisse der Sünde und in die Nacht des Heidentums, und es lebe das Herz Jesu in den Herzen der Menschen! Amen.

Der „Herz-Jesu-Bote" enthielt im Anschlusse an jene Weihe das nachstehende Gedicht:

Der 16. Juni 1675 und sein 200jähriger Gedächtnistag am 16. Juni 1875.

In des Klosters ernsten Hallen weilt Margreta,
Dienend treu dem Herrn in heiligem Gehorsam,
Und das Auge, welches prüft der Menschen Herzen,
Fand Gefallen an dem stillen, frommen Kind.

Einfach lebte sie als schlichte Klosterschwester,
Hoffend, unbeachtet durch die Welt zu schreiten;
Doch der Herr, der liebend gibt der Menschen Lose,
Rief zu höh'rem Ziel die treue Gottesmagd.

Ihr erscheinend sprach Er: „Sieh Mein Herz, o Tochter,
„Das, in Lieb erschöpft, nach Gegenliebe dürstet,
„Stets verachtet, dennoch Gnad' und Liebe spendet,
„Und durch dich der Welt Sich offenbaren will.

„Diesem Herzen sei ein eigenes Fest gewidmet
„Freitags nach Oktav des heiligen Fronleichnams.
„Dir voll Lieb Mein Herz nun schenkend, Meine Tochter,
„Send Ich, Meinen Willen zu erfüllen, dich."

Doch Margreta wird verhöhnet lange Jahre;
Stolze Menschen spotten ob des Klosterwahnes.
Aber Gott führt Seine Sache durch zum Ende,
Und der neunte Pius ordnet an das Fest.

Nun zweihundert Jahre sind seitdem verflossen,
Juni sechzehn achtzehnhundert fünfundsiebzig,
Und es weihn sich zahllos Jesu heil'gem Herzen
Fromme Scharen auf dem ganzen Erdenrund.

Süßes Herz, so sei denn unsre Lieb, und Fahne,
Vor uns leuchtend in der Erde finst'ren Nächten,
Feuersäul' im Kampfe mit der Hölle Mächten,
Schirm' uns auch vor böser Eigenliebe Wahn.

Hieran knüpfte sich ein Artikel der mit den Worten begann:

„Der höchste Herr des Himmels und der Erde hat dem als ein armes schwaches Pflänzlein beginnenden Missionshause die

ganz unverdiente Gnade erwiesen, daß dasselbe in einem heiligen Jubeljahre seinen Anfang nimmt. Man weiß aus vielfacher Erfahrung, daß ein solches eine Zeit außergewöhnlicher Gnade ist. Während derselben erweitert der göttliche Heiland gleichsam Sein liebevolles Herz und läßt Seine heilige und belebende Gnade in volleren Strömen auf die Erde herabfließen. Dürfen wir nicht hoffen, daß das unter solchen Umständen gepflanzte Samenkorn auch etwas von diesem Erguſſe der göttlichen Liebe miterhalten habe?"

Der Schluß aber lautete:

„So gebe denn der liebe Gott, daß das so gnadenbedürftige junge Werk etwas von jenem heiligen Gnadenerguſſe erhalte, welcher an dem so denkwürdigen 16. Juni 1875 unserer armen Erde sicher in reichlicherem Maße aus dem göttlichen Herzen Jesu zu teil geworden. Das Missionshaus aber wird diesen seinen Ursprung niemals vergessen. Und wenn es schon seinem ganzen Zwecke nach darauf hingewiesen ist, für die Erfüllung der gnadenvollen Absichten des göttlichen Herzens Jesu zu arbeiten, so sieht es sich durch diesen Ursprung noch mehr dazu ermahnt, dies mit ausdrücklicher Nennung des heil. Herzens Jesu noch deutlicher auszusprechen und zum Beweis dessen die nachfolgenden schönen Worte zu seinem Wahlspruch zu machen:

‚Vivat Cor Jesu in cordibus hominum!'

‚Es lebe das Herz Jesu in den Herzen der Menschen!'

Es geschehe. Amen."

20. Von Kempen nach Steyl.

Nachdem Rektor Janssen in Kempen alles geordnet hatte, hielt er am 27. August 1875 seinen Einzug in das neue Missionshaus.

Zwei Landwirte aus dem Kirchspiel Kempen hatten sich angeboten, seine Möbel und Bücher hinüberzuschaffen. Und so trat er, begleitet von seinem Bruder, Fr. Juniperus, den Weg nach Steyl an. Mit der Eisenbahn fuhr er bis Kaldenkirchen. Von da ging es zu Fuß weiter nach Steyl, der Landstraße folgend, welche ein paar Decennien früher angelegt war, bevor noch die Eisenbahn Venlo mit Kaldenkirchen und Kempen verband. Damals hatte Herr de Ryck

Steyl, von Osten gesehen.

Dampfschiffe auf der Maas, welche Kohlen, Kalk und andere Materialien aus Belgien nach Steyl brachten, die dort von vielen Fuhrwerken aus Deutschland abgeholt wurden. Nun war alles das dahin, aber die Landstraße bestand noch, ein bequemer Verbindungsweg des Missionshauses mit der Post- und Eisenbahnstation Kaldenkirchen. Schon eine Stunde vor Steyl erblickt man den Turm der Dorfkirche; dann geht es beim Handerthof die Maasebene hinunter. Die Eisenbahn zwischen Venlo und Roermond wird überschritten. Das Dorf Tegelen bleibt rechts liegen, und nach anderthalbstündigem Marsche steht man bei der Kirche von Steyl. Dort wurde alles abgeladen, und die Fuhrleute kehrten nach Kempen zurück. Das Missionshaus aber hatte nun seine vier ersten Bewohner, die zum Anhören der hl. Messe und zum Abbeten des hl. Kreuzweges sich in der gegenüberliegenden Steyler Kirche zu versammeln pflegten. Rektor Backhuis war krank, und an seiner Stelle hielt Rektor Janssen den Gottesdienst in dessen Kirche. Den Bewohnern des Hauses aber war eine Chorbank angewiesen.

II. Der Anfang und die erste weitere Entwickelung.

1. Der Tag der Eröffnung.

So armselig und gering im Verhältnisse zu dem Zwecke, wofür man es bestimmt hatte, das alte Wirtshaus gegenüber der Steyler Kirche in sich auch war, und so gering die kleine Schar jener, die sich dort eingefunden, so wurde ihnen der 8. September 1875, der Tag der Einsegnung und Eröffnung des Hauses, doch zu einer Veranlassung großer Freude. Wohl hatte man noch eine ganz unbekannte, düstere Zukunft vor sich; ja man mußte sich auf Schwierigkeiten der verschiedensten Art gefaßt machen. Aber Gott der Herr hatte das Vertrauen in die Herzen der Anfänger gegeben, daß es Sein Werk sei, welches sie begonnen und zu dessen Beginn Er nunmehr trotz aller Hindernisse barmherzig die Wege geebnet hatte. So gab es weder Furcht noch Zagen.

Es war das Fest der Geburt Mariä, an dem die Kirche frohlockend singt: „Deine Geburt, o Jungfrau, hat Freude verkündet der ganzen Welt.“ An diesem heiligen, an sich schon zur Freude auffordernden Tage, sollte nun auch die Geburt dieses neuen Werkes gefeiert werden.

Das Haus und der Platz um dasselbe waren mit Hilfe der Ortsbewohner nach Möglichkeit ausgeschmückt worden.

Der Verein des hl. Franziskus Xaverius zur Unterstützung der Missionen, welcher von Lyon aus in Aachen seinen Hauptsitz für Deutschland gefunden, hatte seinen Präsidenten, Herrn Pfarrer Real, von Aachen gesandt. Außerdem nahmen teil als Gäste die Herren Pfarrer Bekkers von Tegelen und Pfarrer Wolters von Reuver. Dieselben assistierten dem päpstlichen Hausprälaten und Pfarrer von Neuwerk, Herrn Dr. Ludwig von Essen, welcher das Hochamt celebrierte. Die Predigt hielt der Gründer des Hauses. Rektor Backhuis von Steyl, der durch schwere Erkrankung gehindert war teilzunehmen, sandte seine Wünsche vom Krankenbette aus.

Nach vollbrachtem Gottesdienste bewegte sich der Zug der Zuhörer, ohne daß dazu von irgend einer Seite die geringste Anregung gegeben war, wie von selbst zum Missionshause. Da in dessen Flur sich eine kleine Büchse befand, so wollten sie dort ihre Gaben niederlegen.

Nach dem Festmahle, bei welchem die Trinksprüche nicht fehlten, begann die Einsegnung des Hauses.

Pfarrer Real, der die Glückwünsche des Aachener Verwaltungsrates überbracht, hatte bei Tische mitgeteilt, daß er gerade an diesem Tage das Andenken an die vor 25 Jahren empfangene Priesterweihe feiere. Er hatte nachmittags die Güte, in der Steyler Kirche, wo die ganze kirchliche Festfeier stattfand, die Allerheiligen-Litanei zu intonieren. Dann ging es zum Missionshause, wo der unterdessen herüber gekommene Herr Dechant Raetsen von Venlo, in Stellvertretung des hochbetagten Diözesanbischofes, die Einsegnung des Hauses vollzog. Noch vor Ablauf des Tages liefen zwei bischöfliche Schreiben ein mit beigefügter großer Geldgabe, eines vom hochwst. Herrn Bischof Räß aus Straßburg, das andere vom hochwst. Bischof Krementz von Ermeland, dem späteren Kardinal und Erzbischof von Köln, der trotz seiner Gehaltsperre dieses Liebeswerk vollbrachte.

Das Erfreulichste aber war ein Telegramm aus Rom mit dem Segen des hl. Vaters. Es lautete:

„Janssen rector Seminarii missionum, Kaldenkirchen. Summus Pontifex apostolicam benedictionem novo seminario, rectori, alumnis amantissime impertitur. Cardinalis Franchi."

D. h. „Janssen, Rektor des Missionsseminars, Kaldenkirchen. Der Papst erteilt in herzlicher Liebe seinen apostolischen Segen dem neuen Seminar, dem Rektor und den Zöglingen. Kardinal Franchi. Rom, den 8. September 1875."

2. Erinnerungen aus der Festpredigt des Tages.

Wegen der Bedeutung des Tages möge es uns gestattet sein, einiges aus der Festpredigt des hochw. Herrn Rektor Arnold Janssen, die uns gütigst zur Verfügung gestellt wurde, hier wiederzugeben. Der Redner wandte sich in der Einleitung mit folgenden Worten an seine Zuhörer:

„Eine in ihrer Art einzige und seltene Feier ist es, die uns heute in so zahlreicher Menge feierlich um den Altar des Herrn geschart hat. Es handelt sich um den Beginn eines hl. gottgeweihten Unternehmens, das, wenn es seine Ziele auch nur halbwegs erreicht, nicht verfehlen kann, zu einer Quelle des Heiles und Segens für viele Tausende zu werden. In unmittelbarer Nähe dieses Gotteshauses ist es gegründet, und heute am hochheiligen Feste der Geburt Mariä ist der festliche Tag, wo jenes Unternehmen ebenfalls geboren werden, wo dieses Ihm dienende Haus durch den Segen der Kirche zu Seinem geheiligten Gebrauche eingeweiht werden soll.

Was aus dem Hause werden wird, wissen wir noch nicht; denn nicht alles erreicht sein Ziel, wozu es bestimmt ist. Trotzdem nimmt dasselbe eure Teilnahme in Anspruch. Denn mit dem Segen und der Gutheißung so vieler Bischöfe ist es gegründet, und der Zweck, für den es bestimmt ist, ist ein so edler, hoher, erhabener. Soll ich heute eure Augen nicht auf diesen Zweck hinrichten und euch auseinandersetzen, was das ist, was wir erstreben? Dann muß ich aber vom edlen erhabenen Missionswerke der katholischen Kirche zu euch reden. Denn nichts anderes

ist der Zweck dieses Hauses, als das Evangelium auf der Welt verbreiten zu helfen unter den Völkern, die Gott noch gar nicht oder nicht auf die rechte Weise kennen; Jünglinge dafür heranzuziehen und die herangebildeten Missionare auszusenden.

Aber vielleicht denkt einer: Wozu ist das notwendig? Gibt es nicht in der Heimat schon genug zu thun? Weshalb in die Ferne gehen?

Deshalb muß ich euch die Notwendigkeit unseres Unternehmens zeigen und zu dem Ende euch weit weg führen in die Ferne, ja hin über die ganze Erde und euch zeigen, wie es daselbst aussieht. Die ganze Erde ist der Weinberg des Herrn, und wir wollen Arbeiter für diesen Weinberg ausbilden und entsenden, und zwar in die fernsten, in die vernachlässigtesten Gegenden desselben, dorthin, wo fast nur wilde Reben wachsen, welche keine Trauben tragen, und wo alles mit Dornen, Disteln und unnützen Schlingpflanzen durch- und überwachsen ist. Es müssen uns freilich diese Arbeiter erst noch kommen, und darum will ich meine Worte an die Aufforderung unseres göttlichen Heilandes anknüpfen:

Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind wenige. Bittet daher den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in Seinen Weinberg sende." Matth. 9, 37.

Ich will euch nun zeigen:

1. was der Weinberg des Herrn ist, und wie traurig es in demselben noch aussieht, so daß jede Hilfe willkommen sein muß;

2. warum es so traurig aussieht. Und

3. will ich daran anschließend noch einiges über unser Unternehmen zu euch reden."

Der Prediger führte alsdann weiter aus, wie das ganze menschliche Geschlecht den Weinberg des Herrn bilde. Es leben gegen 1500 Millionen Menschen auf der Erde. Von diesen sind nur 210—220 Millionen Katholiken, (in Europa 150 Millionen, in Amerika 50 Millionen, in Afrika 5 Millionen, in Asien keine 9 Millionen und in Australien noch keine halbe Million.) Protestanten und Griechen sind ebenso zahlreich und fast auch die Muhammedaner. So ergibt sich eine Summe von 5—600 Millionen, während der größere Rest ca. 8—900 Millionen noch Heiden sind, die Gott als Schöpfer der Welt nicht erkennen und nicht anbeten. Hierbei ist überdies nur äußerlich geurteilt, da als Katholiken alle gerechnet sind, deren Name im Taufbuch steht.

Gott der Herr hatte zwar Veranstaltungen getroffen, daß das Christentum sich leicht über die Erde verbreiten konnte. Christus ist ja im Mittelpunkte der damals bekannten Welt geboren. Er ließ auch von dort aus durch Seine Apostel nach allen Richtungen hin Seine göttliche Lehre verbreiten. Aber menschliche Verkehrtheit hat Gottes Werk zu vernichten gesucht. Deshalb wurde das auserwählte Volk verstoßen, welches sich der göttlichen Gnade und seiner hohen Aufgabe so unwürdig gezeigt hatte. Europa erhielt alsdann die Aufgabe, die Vorderasien gehabt hatte.

Schon ist der Grund gelegt. Europa hat damit den Anfang gemacht. Von ihm aus wurde der christliche Glaube über die ganze Erde verbreitet, so daß wir jetzt in allen Ländern Christen finden, wenn auch in manchen verhältnismäßig nur wenige. Doch die Missionen nehmen einen größeren Aufschwung. Das Pariser Seminar stellte z.B. 1872 einen Vergleich an. 50 Jahre vorher hatte es nur 25—27 Missionare; nun aber ebensoviele Missionsbistümer und fast zwanzigmal soviele Missionare.

Doch was ist das für so viele? Dieser Zustand ist ein sehr trauriger, ja eine Schmach für uns. Sind doch die Worte des Heilandes: „Gehet hin und lehret alle Völker!“ nicht nur an Seine Apostel gerichtet, sondern für die ganze Kirche gesprochen, und auch für uns, soweit wir im stande sind, an der Ausführung dieses göttlichen Befehles mitzuwirken.

Diese Erwägungen hat sich ein deutscher Priester zu Herzen genommen und hat angefangen, für das Zustandekommen eines derartigen Werkes zu arbeiten. Der liebe Gott hat ihm geholfen und nach vielerlei Mühen seinerseits ihm die notwendigen Unterstützungen zu einem bescheidenen Anfang zukommen lassen. Ob aus diesem etwas wird, ist nur Gott allein bekannt. Zunächst aber danken wir dem Geber alles Guten, daß Er zu diesem Anfange geholfen. Hoffen wir nun, daß dieses Haus seinen Zweck erreiche. Niederschlagen möge uns nicht das Unscheinbare des Beginnes! Ist doch auch der mächtigste Baum anfangs ein kleines Samenkorn und der stärkste Riese zuerst ein schwaches, wimmerndes Kind. Wohl wissen wir, daß wir mit den Kräften, die wir bis jetzt besitzen, unsere Aufgabe nicht lösen können; aber wir hoffen, daß der liebe Gott uns alles Erforderliche zuführen werde. Und so mag Er denn mit uns thun, was Er will. Wird aus dem Hause etwas, so wollen wir der Gnade Gottes danken, und wird nichts daraus, so wollen wir demütig

an die Brust schlagen und bekennen: „Wir waren der Gnade nicht wert."

Alsdann wandte sich der Redner an die Versammelten noch mit einer Aufforderung zur Mithilfe am begonnenen Werke durch Gebet und Opfer.

3. An der Wiege des Werkes.

Doch nun etwas Näheres über das neue Missionshaus!

Als Rektor Janssen in der Juli-Nummer 1875 die Leser des „Kl. Herz-Jesu-Boten" mit der Lage des angekauften Hauses bekannt machte, beschrieb er dasselbe, wie folgt:

„Wo finden wir nun das Missionshaus selbst?

Erschrick nicht, lieber Freund, der du vielleicht, wer weiß, mit was für glänzenden Vorstellungen hergekommen bist, wenn ich dir zwischen der Kirche von Steyl und der Maas ein mit grünlicher Kalkfarbe übertünchtes Haus zeige, 46 Meter lang; aber nur 16½ Meter sind zweistöckig, mit 8 Fenstern in der Front. Die übrigen 29½ Meter nebst einem kleinen Anbau von 3½ Meter Breite sind einstöckig und zeigen neben drei ziemlich schlechten Thüren und einigen kleinen zerfallenen Fenstern 2 große Einfahrtsthore, wie man sie an Scheunen bemerkt. Der längere einstöckige Teil ist nämlich das Nebengebäude, bestehend aus Stallung, Scheune und Brauerei. Die Mauern desselben sind etwa 11 Fuß hoch, dünn und baufällig. Sie bieten sehr bedeutende Räume; aber es wird in etwa eine Kunst sein, daraus etwas Brauchbares zu machen, ohne viel anzulegen, was dasselbe nicht verdient. Weit besser ist das zweistöckige Wohnhaus, welches nach vorne und hinten je acht Fenster und im ganzen zehn Zimmer enthält. Dies wird es also sein, was zunächst ganz in Anspruch genommen werden muß; doch hoffen wir auch noch die Nebengebäude einige Zeit verhältnismäßig gut ausnutzen zu können, namentlich, da eine derartige Anstalt bei einigem Wachstum alsbald sehr viele Räume braucht und neue Bauten weder sogleich gesetzt, noch sogleich bewohnbar sind.

Das, lieber Leser, ist das deutsch-niederländische Missionshaus, entsprechend dem Werke selbst, welches ja erst im Entstehen begriffen ist und erst von der Zukunft das erwartet, was es werden soll. Hierin gleicht es durchaus dem neugebornen Kinde, dessen ganze Hoffnung in der Zukunft liegt, und das vorerst nur groß in der Hilfsbedürftigkeit ist. Und wie man einem

solchen gerne gestattet, daß es jammernd seine Bedürfnisse melde, so möge man auch dieses jungen Kindes große Hilfsbedürftigkeit begreifen und ihm helfend unter die Arme greifen.

Ist ein Kind auch schwach und hilfsbedürftig, so trägt es doch die Möglichkeit in sich, einst zu einem starken Manne heranzuwachsen. Hoffentlich sind auch wir dieser Möglichkeit nicht ganz bar und ledig. Und da müssen wir denn darauf hinweisen, daß das erworbene Besitztum ein Rock ist, der auch ein größer werdendes Kind einhüllen kann. Rings um das Haus erstreckt sich nämlich der $2^1/_2$ preuß. Morgen große Gemüse- und Baum-

Das Missionshaus St. Michael im Jahre 1875.

garten, so daß nicht bloß Platz für notwendige Erweiterungsbauten vorhanden, sondern auch für Küche und Spaziergänge gesorgt ist. Dazu kommt die ungemein hübsche Lage an der Maas, welche hier schöne Ufer mit fetten Wiesen hat und unmittelbar gegenüber in geringem Abstande vom Flusse das Dorf Baarlo zeigt. Angenehm wäre freilich in mancher Beziehung gewesen, wenn man etwas näher nach Venlo und Kaldenkirchen hin etwas Passendes hätte finden können. Aber da das nicht der Fall war und die schöpferische Kraft uns leider fehlt, so wollen wir hier in Gottes Namen beginnen und zunächst zufrieden mit dem sein, was die göttliche Güte uns hier gewährt hat. Ist es auch keine Burg oder Schloß mit großen glänzenden

Räumen, so ist es doch ein Haus, bestimmt zur Wohnung der Menschen. Und wenn sich auch Räume daran schließen, die früher den Tieren zum Obdach gedient, und wir wissen sie für uns in etwa wohnlich einzurichten, so wollen wir diese Räume nicht verschmähen, da ja der Stifter unserer hl. Religion in ähnlichen Räumen das Licht dieser Welt erblickt hat. Ja sollte nicht eben dieser kleine Anfang eine Mahnung sein, das Kleine und äußerlich Unscheinbare an sich überall und immerdar zu lieben, und uns zu freuen, wo immer wir dieses, ohne gegen die Zweckmäßigkeit zu verstoßen, zeigen können? Zunächst wollen wir ganz gewiß mit dem, was die göttliche Vorsehung uns geschickt, zufrieden sein, eingedenk dessen, wie armselig ein Missionar im fremden Lande logiert ist. Was die glückliche Weiterentwicklung des hl. Werkes alsbald gebieterisch fordert, ist freilich eine andere Sache, und werden wir darin, im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und der Gläubigen Barmherzigkeit, vielleicht alsbald einen weiteren Schritt thun müssen."

Kurze Zeit nach der Eröffnung des Hauses aber enthielt der Kl. Herz-Jesu-Bote in seiner November-Nummer folgendes Gedicht über das neue Haus:

Das Missionshaus zu Steyl.

Halb verborgen zwischen Bäumen,
Über hohem Ufergrün,
Wo vorbei die Fluten schäumen,
Lohnend reich des Fischers Müh'n:
Liegt im Dorfe Steyl ein Haus,
Weit ins Land schaut es hinaus.

Ragen sieht man keine Zinnen;
Schmucklos steht das Haus am Ort,
Nicht von außen, nicht von innen
Wirst du finden Reichtum dort.
Ob der Thür ein Kreuz man schaut,
Rufend zur Entsagung laut.

Trittst du ein, wirst jetzt noch sehen
Ohne Zierde den Altar:
Wo zu Gott steigt manches Flehen
Für der Heiden große Schar.
Dorten auf dich sanft und mild
Blicket ein Herz-Jesu-Bild.

Doch mit Geistesaugen schaue;
Himmelwärts erheb' die Seel:
Siehe, in des Äthers Blaue
Schützend schwebt Sankt Michael.
Seinem siegreich Flammenschwert
Ist das Haus zum Schutz beschert.

Mög' denn wachsen das Beginnen,
Werden groß zu Gottes Ehr',
Seelen viel für Gott gewinnen,
Stehen für des Glaubens Wehr,
Und im fernen Heidenland
Machen Christi Lehr' bekannt!

Klein zwar ist die junge Wiege;
Doch ein Großes ist ihr Ziel.
Daß sie einst dem Zweck genüge,
Kämpfend in der Welt Gewühl:
Das verleihe Gottes Gnad';
Reifen mög' die junge Saat!

Zur weiteren Erklärung möge folgendes dienen.

Über dem Hauseingange hatte man ein altes Kruzifix angebracht, das aus der alten Steyler Kapelle geschenkt war. Durch die Eingangsthüre gelangte man sogleich in einen breiten Vorraum, in welchem die Thüren zu fünf Zimmern sich öffneten. Auch führte von dort aus die Treppe in das obere Stockwerk, welches genau wie das untere gebaut war. Der freie Raum unter der Treppe war zu einem Schranke verarbeitet, welcher bei dem ersten großen Mangel an Schränken und anderen Möbeln höchst willkommen sein mußte. Von den fünf Zimmern des Erdgeschosses diente das erste linker Hand, ein schmales Zimmer mit zwei Fenstern, welches später noch durch einen eingebauten Schrank in zwei Teile (Wohn- und Empfangszimmer) zerlegt wurde, als das Wohnzimmer des Rektors. Das zweite aber war das größte und schönste Zimmer des Hauses. Dasselbe mußte denn auch für die allerverschiedensten Zwecke dienen, und zwar nicht nur als Speise-, Unterrichts- und Studierzimmer, sondern auch als besseres Empfangszimmer für Besucher. Hier hatte die kleine und junge Genossenschaft einige Wochen später die Ehre und Freude, den Gründer des Englischen Missionshauses Mill-Hill, den jetzigen Kardinal-Erzbischof von Westminster, Vaughan, zu bewirten. Man hatte von diesem Zimmer aus, ebenso wie von den beiden folgenden, eine schöne Aussicht auf die Maas. Das dritte Zimmer war Bibliothek, das vierte Küche, das fünfte Fremden- und zweites Unterrichtszimmer. Durch dieses letztere führte auch der Weg zu den früheren Stallungen und der Scheune. Die Kapelle des Hauses befand sich über dem Zimmer des Rektors; die andern Zimmer im Oberstock dienten als Wohn- und Schlafzimmer für die Angehörigen des Hauses und reichten, nachdem die Speicher zu Schlafräumen passend umgestaltet waren, für die ersten neun Monate aus. — Vor und hinter dem Hause sowie seitlich von demselben erstreckte sich der Garten.

So unbedeutend auch das Haus dem Auge des Beschauers sich darbot, so war doch seine Lage an der Maas

eine recht hübsche und erfüllt noch jetzt manchen Besucher mit Bewunderung.

4. Die ersten Bewohner.

Der erste Bewohner des Missionshauses war P. Heinr. Erlemann aus Wadersloh, Kreis Beckum in Westfalen. Er kam am 24. Juni 1875, dem Festtage des hl. Johannes des Täufers, zum Rektor Janssen. Gerne hätte er schon längst seinen Herzenswunsch, Missionar zu werden, ausgeführt; allein sein Vater hatte ihm stets wiederholt, das wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Zuletzt beschloß er, nach Amerika auszuwandern. Auf dem Wege nach Hamburg traf er seinen Landsmann P. Bern. Eikenbrock, damals Studiosus im Kollegium Borromaeum zu Münster. Derselbe wußte vom Bruder des Stifters, dem späteren Rektor P. Joh. Janssen, derzeitig Studiosus im selbigen Kollegium, von der beabsichtigten Gründung und teilte dieses Erlemann mit, der von Beruf ein Kirchenmöbelschreiner war. Das führte ihn nach Kempen, und da er sich für die neue Gründung interessierte, blieb er und begann sogleich für das zu errichtende Haus zu arbeiten, vorerst im Ursulinenkloster zu Kempen, wo die Oberin Schw. Hilaria, eine Tochter des Oberpräsidenten von Westfalen, Herrn von Duesberg, ihn aufnahm, dann in Steyl, wenige Wochen später. So zog er im Juli 1875 als der erste Bewohner in das sonst noch unbewohnte Haus ein, wurde der erste Arbeiter und dann auch der erste Zögling des Missionshauses.

Der zweite Bewohner war Herr Franz Xav. Reichart. Er kam anfangs August und half redlich mit für das neuerrichtete Haus, dessen Freund er auch später noch geblieben ist.

Der dritte war der Kapuzinerbruder Juniperus (Wilhelm Janssen), ein leiblicher Bruder des Rektors. Da um diese Zeit durch die Klostersperre in Preußen die Kapuziner genötigt waren, außer Landes zu gehen, so bat er seinen Provinzial, sich dem neuen Missionshause als Koch *und Hausdiener* anbieten zu dürfen, und erhielt diese Er-

laubnis, bis er später dem Kapuzinerkloster Dieburg in Hessen zugewiesen ward. Er war am 27. August ein willkommener Gast im neuen Hause, wo bisheran der Koch fehlte. Zwar hatten bis dahin die beiden zuerst Eingetretenen wechselweise gekocht, aber trotz ihres besten Willens und Bestrebens doch nur sehr unzureichende Küchenkenntnisse gezeigt. Br. Juniperus lebte ganz für das Haus. Er kochte nicht bloß nach Kapuzinerart, sondern that auch seinerseits alles, um einige Wohlthäter zu gewinnen, die allerdings sehr nötig waren.

So hatte das Haus mit dem Rektor schon vier Bewohner. Es kostete aber viele Arbeit, dasselbe in Stand zu setzen und mit den notwendigen Möbeln zu versehen. Was der Rektor an letzteren besaß, brachte er mit; aber dieses genügte durchaus nicht. Zum Feste am 8. September mußte man sich deshalb hauptsächlich mit geliehenen Sachen behelfen.

Nach dem Feste fanden sich nach und nach mehrere Bewohner ein, zunächst die beiden Herren, welche schon vorher für das Missionshaus gewonnen waren. Herr Peter Bill trat ein am 28. September 1875, verließ das Haus aber wieder mit Herrn Reichart gegen Ostern 1876, wo er sich dem Missionshause für afrikanische Missionen in Lyon anschloß. Herr Reichart ging nach England, wo er noch jetzt in der Diözese Salford segensreich wirkt. Nach ihm kam am 29. Oktober 1875 der spätere hochwst. Bischof J. B. Anzer, damals noch Seminarist in Regensburg. Außerdem waren noch mehrere Zöglinge für die Lateinstudien im Hause; doch darüber in der nächsten Nummer!

5. Die ersten Zöglinge und ihr Unterricht.

Die ersten drei Zöglinge nach Heinr. Erlemann waren:

1. Gottfried Gipmanns aus Goch, eingetreten am 17. September. Da er die Rektoratschule in Goch schon ungefähr zwei Jahre besucht hatte, so war er im stande,

später für den Unterricht der Neueintretenden einige Hilfe mit zu leisten. Er ist später im Spital zu Goch gestorben.

2. P. Jakob Steger aus Hinsbeck. Er kam am 29. Oktober 1875 aus seiner Heimat, nachdem er kurz vorher vom Militärdienst entlassen war.

3. P. Johann Holthausen, ebenfalls aus Hinsbeck; er trat einige Tage nach seinem Freunde Steger ein, am 4. November 1875.

Die beiden letztern waren schon über 20 Jahre alt und bildeten für die nach ihnen eintretenden jüngeren Zöglinge eine Stütze. Beide haben mit P. Erlemann ihre ersten Studien in Steyl begonnen.

Nachträglich traten bis Herbst 1876 noch einige wenige andere ein, unter denen folgende bis zum Ziele ausharrten.

4. P. Nikolaus Blum, gegenwärtig Generalprokurator der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, eingetreten am 1. Juli 1876.

5. P. Heinrich Müller, gekommen am 15. Oktober 1876, nach Vollendung seiner Gymnasialstudien in Paderborn.

Es wurde nun die Zeit recht fleißig zum Studium benutzt. Natürlich bildete das Lateinstudium zunächst die Hauptsache. Dabei ward das Gebet nicht vernachlässigt. Gleich anfangs wurde die Sitte eingeführt, täglich den hl. Kreuzweg zusammen zu gehen. Das Tagewerk begann nach der gemeinschaftlichen Verrichtung des Morgengebetes und der Betrachtung mit dem Gesang des Veni Creatur Spiritus und schloß nach der Verrichtung des Abendgebetes mit dem Absingen des Salve Regina zu Ehren der lieben Mutter Gottes. Gebeichtet wurde alle acht Tage, die hl. Kommunion fand an allen Sonn- und Festtagen statt.

Nach dem Schluß des ersten Jahres stieg die Zahl der Zöglinge auf 12 Lateinschüler und 2 Philosophiestudierende. Oktober 1877 zählte man 30 Lateinschüler; ein Jahr danach aber war die Zahl bereits auf 48 Lateinschüler und 6 Studiosen der Philosophie und Theologie

P. Jak. Steger.

P. Joh. Holthausen.

P. H. Erlemann.

P. Nik. Blum.

P. Heinr. Müller.

Einige der ersten Zöglinge.

gestiegen. Man hatte damals 16 Sextaner, 7 Quintaner, 11 Quartaner, 4 Tertianer, 7 Untersekundaner und 3 Obersekundaner.

Natürlich erforderte der Unterricht so vieler Klassen bedeutende Lehrkräfte.

Zur Genossenschaft selbst gehörten derzeit 7 Priester, von denen jedoch zwei, die P.P. Anzer und Freinademetz kurz darauf nach China reisten. Doch begannen jetzt verschiedene neugeweihte Priester, die in Deutschland keine Anstellung erhalten konnten, dem Missionshause ihre Dienste als Lehrer anzubieten. Unter ihnen war der erste Herr Heinr. Eurmes, welcher schon 1877 Unterricht erteilte.

6. Ansichten über die neue Gründung.

Die Schilderung der damaligen Lage des Missionshauses würde nicht vollständig sein, wenn nicht etwas mitgeteilt würde, wie die öffentliche Meinung über das Unternehmen urteilte.

Einer der Mitarbeiter sagte einige Monate nach Beginn zum Rektor: „Ich habe jetzt doch schon mit so vielen Priestern aus Deutschland und Holland über die neue Gründung gesprochen und bis jetzt noch keinen einzigen gefunden, der etwas davon erwartete."

„Das ist ja gut," antwortete jener. „Wenn man von einer solchen Sache viel erwartet und es wird nichts daraus, das ist traurig. Aber wenn man so gar nichts erwartet, und es wird doch wenigstens etwas, so haben wir Ursache, Gott zu danken."

Überall, wo der Rektor damals kam, wurde er mit mitleidigen Augen angesehen, und es war Höflichkeit, wenn man die Überspanntheit, die man ihm allgemein zuschrieb, ihm nicht ausdrücklich vorwarf. „O!" sagte ein Pfarrer, „das waren noch diejenigen, welche am günstigsten urteilten; es wurden noch viel härtere Urteile laut."

Ein angesehener Herr aus Tegelen sagte: „Das wird ein preußischer Bankerott; sie werden wohl bald wieder

über den Berg gehen!" Er meinte den Höhenzug zwischen Tegelen und Kaldenkirchen.

Ein zweiter aber sagte: „Ihr sollt mal sehen, es dauert keine sechs Wochen, dann gehen sie vor Hunger und Armut laufen."

Selbst der kranke Rektor Backhuis äußerte sich seiner ihn verpflegenden Tante gegenüber:

„Rektor Janssen glaubt, es würde gehen; aber man wird niemals sehen, daß aus der ganzen Sache etwas wird."

Sieht man von einigen Freunden ab, die das Haus in Steyl hatte, so bildete in Tegelen vielleicht nur ein Herr eine Ausnahme; seine Tochter hat das später noch öfter lobend von ihm erwähnt; er hoffte Erfolg.

Vielleicht hatte auch der hochwürdigste Bischof Paredis mehr Hoffnung, da er stets väterliches Wohlwollen zeigte, sowie einige wenige Freunde in Venlo und Roermond, außer jenen, die von Deutschland aus das Werk unterstützten. Übrigens können wir die gefällten Urteile auf keine Weise übel nehmen. Sicher hatten alle gute Gründe, so zu reden. Gott der Herr aber liebt es öfter, die Urteile der menschlichen Klugheit zu beschämen.

7. Die Gründung der Missionsdruckerei.

Gott der Herr, der alles lenkt und leitet, fügte es, daß das Missionshaus vier Monate nach seiner Gründung in den Besitz einer eigenen, wenn auch vorläufig noch kleinen Druckerei gelangte. Es wurde dies durch verschiedene Umstände herbeigeführt. Einmal war die Bonifaciusdruckerei in Paderborn nicht mehr gut im stande, neben ihren sonstigen Arbeiten auch den Druck unseres „Kleinen Herz-Jesu-Boten" fortzusetzen. Anderseits mußte es zu lästig werden, die Zeitschrift, nachdem sie fertig gedruckt war, nach Kaldenkirchen kommen zu lassen und zunächst von einem dort gemieteten Zimmer aus den ersten größeren Versand vorzunehmen. Da bot sich Gelegenheit, eine gebrauchte Schnellpresse ziemlich billig zu kaufen; und

zugleich fand sich ein braver Setzer, der auch das Drucken verstand und bereit war, zu diesem Zwecke als Arbeiter bei uns einzutreten. Natürlich forderte die Sache erst reifliche Überlegung; denn es waren doch manche Bedenken zu überwinden. Dazu gehörte auch die Beantwortung der Frage: Werden wir immer genug Arbeit für die Druckerei haben?

Am 6. Dezember 1875 wurde der entscheidende Entschluß gefaßt und alsdann durch Aufgabe der nötigen Bestellungen zur Ausführung gebracht. Die Maschine traf im Januar 1876 ein. Nachdem sie in einem Nebenraum der alten Brauerei aufgestellt war, wurden Maschine und Raum kirchlich eingesegnet, und der Druck begann noch im selben Monate. Der „Herz-Jesu-Bote" aber veröffentlichte in der Januar-Nummer einen Artikel, den wir hier der Hauptsache nach folgen lassen. Da die Druckerei nunmehr eine bedeutende Größe erreicht hat, so werden ihn vielleicht viele nicht ohne Interesse lesen.

Die neue Missionsdruckerei zum heil. Erzengel Michael in Steyl.

Welche Freude hat es vor einigen Jahren bei vielen erweckt, als das Bonifaciusblatt, nachdem es eine Reihe von Jahren hindurch bei einem fremden Drucker gedruckt worden, endlich zum Beginn eines schönen Jahres melden konnte: das Bonifacius-Blatt hat jetzt endlich seine eigene Druckerei erhalten. So entstand die Bonifaciusdruckerei, und aus kleinen Anfängen hat sie sich allmählich zu einer bedeutenden Größe emporgeschwungen, so daß sie jetzt mit mehreren Schnellpressen drei Monatshefte und ein täglich erscheinendes Blatt druckt.

Ähnliches wollen wir von unserer Missionsdruckerei nun nicht hoffen und erwarten. Aber freuen wollen wir uns doch, daß es durch die Unterstützung verschiedener Wohlthäter unserem Missionshause bereits ein Vierteljahr nach seiner Eröffnung gelungen ist, sich in den Besitz einer eignen Presse zu setzen.

In unsern Tagen ist die Presse eine Großmacht. Wie sehr hat z.B. dieses Blatt der Errichtung unseres Missionshauses die Wege geebnet? Ohne dasselbe wäre diese Errichtung entweder gar nicht oder wenigstens nicht in so kurzer Zeit gelungen

Es ist uns einigermaßen schwer geworden, uns schon jetzt zur Beschaffung einer eigenen Druckerei zu entschließen. Denn wie manche Bedenklichkeiten stellen sich nicht jedem neuen Werke entgegen!

Nachdem wir uns trotzdem dazu entschlossen, so möge der liebe Gott geben, daß sie zu Seiner Ehre gereiche und recht viel Gutes stifte. Da der hl. Erzengel Michael der Patron unseres Hauses ist, so stellen wir die neue Missionsdruckerei auch unter seinen Schutz. Zu seiner Ehre heiße sie: **„Missionsdruckerei zum**

Das alte Werkhaus, das zweite Heim der Missionsdruckerei.

heiligen Erzengel Michael in Steyl.“ Er hat durch Demut den Teufel im Himmel bekämpft und ist jetzt der Träger der zwar schon glorreichen, aber immer auch noch demütigen Kreuzesfahne Christi. Möge auch die neue unter seinen Schutz gestellte Druckerei den Stolz der Widersacher Christi durch die Demut des Kreuzes Christi bekämpfen. Ihre Kampfes- und Siegesfahne seien die Grundsätze der Heiligen, die Jesu auf Seinem Wege der Gnade, Demut und Geduld nachgefolgt sind. Diese Grundsätze sind noch lange nicht überall anerkannt; ihre Verfechtung wird darum Kampf, aber auch Sieg bringen. Für den Kampf wird der Teufel schon sorgen; zum Siege helfe gnädig Sankt Michael.

Da übrigens die ganze Sache teils am Feste des großen Bischofs und Glaubensverbreiters Sankt Nikolaus, teils in der Oktav der unbefleckten Empfängnis Mariä und zwar ziemlich rasch zum Abschluß gekommen ist, so sei sie auch diesen beiden Heiligen besonders empfohlen, und deshalb die Presse und Druckerei auch unter den besondern Schutz dieser auserwählten Jungfrau gestellt, welche als glorreicher Sitz der göttlichen Weisheit und starke Überwinderin der alten Schlange die Verehrung der ganzen Welt verdient.

Unser göttlicher Heiland hat für die Bekehrung der Welt die Apostel auf das Wort hingewiesen, indem Er sprach: „Prediget das Evangelium allen Geschöpfen.“ Zu Seinen Zeiten kannte man das gedruckte Wort noch nicht. Gegenwärtig kennt man es, übt man es, und benutzt es der Teufel, um damit viel Böses zu thun. Also muß der Diener Jesu es benutzen, um damit Gutes zu thun. Denn wie mächtig ist das gedruckte Wort, welches durch die Presse in einer Stunde tausendmal vervielfältigt wird! Aber nicht die Vielheit des Gedruckten thut es. Es kommt darauf an, daß das Wort auch gelesen und beherzigt werde. Dazu helfe Gott in Gnaden; dazu die hh. Beschützer unserer Presse und Druckerei.

8. Splitter vom Kreuze Christi.

Es ist eine Eigentümlichkeit aller guten Werke, daß sie aus dem Hügel des Kreuzes emporsprießen müssen, wenn ein recht reicher Segen daraus erwachsen soll. Die Leiden der Diener Christi sind aber die Kreuze, welche sie dem göttlichen Heiland Seinem ewig wahren Worte gemäß nachtragen müssen. Im Vergleich mit dem Kreuze Jesu sind dieselben allerdings nur wie Splitter zu erachten; dennoch drücken sie oft schon recht schwer die arme menschliche Schulter und können der bedrängten Brust gar manchen Stoßseufzer entlocken.

Auch dem jungen Missionshause blieben die Leiden und Kreuze nicht erspart. Ja, es kam soweit, daß der Gründer, wie er später bekannte, in aller Wahrheit zu Gott sprechen konnte:

„Jetzt, o Herr, ist es ja dahin gekommen, daß es scheint, alles werde wieder zu Grunde gehen. Nun ist es

an Dir, Deine Macht zu zeigen! Ich kann getrost sprechen: Wenn es nur Menschenwerk ist, so ist jetzt der Untergang unausbleiblich. Ist es aber Dein Werk, o Herr, so zeige Deinen mächtigen Arm!"

Einem sich verabschiedenden geistlichen Freunde aber sagte er in jenen harten Tagen: „Das junge Pflänzchen ist in Gottes Hand; gefällt es Ihm nicht, so mag Er es verdorren lassen; gefällt es Ihm, so wird Er es zu erhalten wissen!"

Die Bedrängnis dauerte bis etwa gegen Frühjahr 1876, wo allmählich Licht und Hilfe eintrat.

9. Zwei päpstliche Privilegien.

Gegen Ende des Wintersemesters langte eine Freudenbotschaft aus Rom an. Veranlaßt durch den Besuch des hochwst. Bischofs Vaughan, am 29. Januar, hatte der Rektor des Hauses durch Vermittelung des hochwst. Herrn Bischofs Paredis, des apost. Nuntius Mgr. Capri und der Propaganda in Rom am 10. Februar ein Schreiben an den hl. Vater gerichtet, worin er einerseits um die Erlaubnis bat, drei bis fünf Zöglinge dem Bischofe von Roermond behufs Beförderung zu den höheren Weihen präsentieren und zweitens im Hause ein Oratorium mit Aufbewahrung des heiligen Sakramentes einrichten zu dürfen. Beide Schreiben wurden von Papst Pius IX. gewährt, und gegen Ende März kam die erbetene Erlaubnis nach Steyl. Dies war ungemein wichtig für die junge Genossenschaft; denn so wurde es unter anderem möglich, im folgenden Semester Herrn Anzer und nach ihm noch andere zu den höheren Weihen zu befördern.

10. Fortschritte im zweiten Semester.

War das erste halbe Jahr, von wenigen freudigen Ereignissen abgesehen, ein hartes und schweres gewesen, so wurde das zweite halbe Jahr um so freudenreicher.

Zunächst galt es, für die vermehrte Zahl der Bewohner in den Nebengebäuden ausgiebigere Räume und ein größeres Oratorium herzustellen, wo passender Weise die heilige Messe gelesen werden konnte.

Dann traten am 2. Juni zwei verdienstvolle Mitglieder ein, die späteren PP. Herm. Wegener und Johannes Janssen. Beide waren Diakon des bischöflichen Seminars von Münster und wurden durch den Kulturkampf gezwungen, dasselbe zu verlassen. Johannes Janssen, der jüngste Bruder des Rektors Arnold Janssen, hatte seinen Freund Wegener auf die Steyler Gelegenheit aufmerksam gemacht, worauf beide der jungen Genossenschaft sich anschlossen. Ihr Eintritt war ein gesegneter; sie haben zur Blüte des Hauses wacker mitgeholfen. Am Skapulierfeste, den 16. Juli 1876, wurden beide mit anderen Diakonen des münsterschen Seminars zum Priester geweiht, P. Wegener in Eichstätt, P. J. Janssen in Regensburg.

Umstände halber hatte sich die Weihe verzögert, da sie in Holland, wo sie zuerst beabsichtigt war, mit Rücksicht auf die dort unbekannt in der Verbannung lebenden preußischen Bischöfe im letzten Augenblicke bedenklich erschienen war. Die Exercitien zur Vorbereitung auf dieselbe hatten sie also schon einen Monat früher gemacht und zwar im Josephskloster der Schwestern der göttlichen Vorsehung in Steyl, die sich kurz vorher von Münster aus dort niedergelassen hatten. Aus diesem Anlaß kam auch der verdienstvolle Regens und spätere Weihbischof Herr Cramer nach Steyl, um die Exercitien zu leiten. Er hatte die Güte, am 16. Juni die erste heilige Messe im neuen Oratorium zu lesen und das heilige Sakrament dort einzusetzen. Die Ordinanden wohnten der Feier bei.

An demselben 16. Juni noch fand die Ablegung der ersten ewigen Gelübde statt und zwar von seiten des Gründers selbst und des Herrn Anzer. Der neu angestellte Pfarrer Pennings von Tegelen leitete die Feier.

Für die ganze Christenheit bedeutungsvoll war dieser Tag durch die Feier des 30jährigen Papstjubiläums

des allverehrten hl. Vaters Pius' IX. Auch im Missionshause feierte man diesen Tag nach besten Kräften.

Einen Monat später, am 19. Juli, dem Feste des hl. Vincentius, folgte ein neuer Freudentag: die Primiz der beiden neugeweihten hochwürdigen Priester des Hauses, der PP. Wegener und Johannes Janssen. Freilich war die Feier selbst ungemein schlicht, und an Meßgewändern hatte man nichts Kostbares zu bieten; bei alledem aber war die Freude um so größer.

Auf diese Primiz folgte wieder einen Monat später, am 17. August, eine weitere, die des hochw. P. Anzer. Derselbe hatte am Tage vor dem hl. Dreifaltigkeitsfeste, den 10. Juni 1876, die heilige Subdiakonatsweihe aus den Händen des hochwst. Herrn Bischofs Paredis empfangen. Die beiden folgenden Weihen spendete ihm der hochwst. Herr Erzbischof Schaepman zu Utrecht. Er ordinierte ihn am Sonntag den 13. August zum Diakon, Dienstag den 15. August zum Priester. —

So hatte das Haus ein Jahr nach seiner Eröffnung vier Priester und damit hinreichende Lehrkräfte, um dem Beginn des dritten Semesters mit Ruhe entgegen zu sehen.

II. Der Beginn des ersten größeren Neubaues.

Schon bei Gründung des Hauses war das Bedürfnis erkannt worden, demnächst bei wachsender Bewohnerzahl einen Neubau herzustellen. Ein großes Hindernis bildete das Fehlen der Geldmittel. Da fügte es Gott der Herr, daß im Sommer des Jahres 1876 das Haus immer mehr emporblühte. Zugleich erhielt es eine etwas größere Geldsumme, unter Vorbehalt der Zinsen auf Lebenszeit. Man berechnete nun die Kosten des Neubaues und fand, daß vielleicht der 15. Teil des nötigen Geldes vorhanden sei. So beschloß man zu bauen. Der „Herz-Jesu-Bote" schrieb damals in der August-Nummer, wie folgt:

„Eine Seele bedarf des Leibes, um darin zu wohnen und in und mit dem Leibe groß zu werden. Und so bedürfen auch wir der nötigen Räume, um dort zu wohnen und den Übungen der

Frömmigkeit und des Studiums obzuliegen, und wie viel braucht nicht eine Unterrichtsanstalt schon für fünfzig Menschen! Darum bauen wir in Gottes und Jesu Namen. Bis jetzt haben wir im alten Nebengebäude manches hergestellt, um gegen Herbst einige Zöglinge mehr aufnehmen zu können.

Im Monate August wollen wir den neuen Flügel beginnen. Eine Portion Steine ist bereits aufgefahren und hinreichend Kalk zum Anfangen da. Und so beginnen wir in Gottes Namen. Ist auch Geld noch wenig da und brauchen wir nicht viele Schlüssel, um unser Geld vor Dieben zu sichern, so hat doch Gott der Herr noch unermeßliche Schatzkisten. Das Vertrauen aber ist ein Schlüssel zu ihnen. Möge es an diesem Vertrauen uns nimmer fehlen! Gott der Herr wird schon zeigen, daß Er reich genug ist, und daß man niemals umsonst auf Ihn vertraut.*)

Doch nun wollen wir zur Himmelskönigin flehen, deren Andenken im Augustmonate gefeiert wird. Möge Sie helfen! Bauen wir doch auch für den Himmel, um ihn mit unsterblichen Seelen zu bevölkern, die sonst verloren gehen würden. Sonst baut man freilich auf der Erde meist nur für die Erde. Aber ist das Reich der Himmel nicht auf die Erde gekommen! Und darum muß auf der Erde auch für den Himmel gearbeitet und gebaut werden. Und so mögen denn die fleißigen Hände kommen, die da Stein auf Stein legen, bis das Haus vollendet ist. Und mögen die frommen Geber kommen, die da den Arbeitern die Steine in die Hände geben, damit zu Ehren unserer heiligen Patrone sich ein neuer Gottesbau erhebe! Groß und heilig ist seine Bestimmung. Möge sie erreicht werden! Wir aber widmen unser Haus unseren heiligen Patronen, d. h. dem Könige der Engel, der Herrin der Engel, dem Fürsten der Engel! (Herz Jesu, Herz Mariä, hl. Michael.)

Kommt darum auch, Ihr heiligen Engel, und helft bauen! Ist das Haus aber vollendet, dann zieht auch Ihr selbst ein und macht, daß diejenigen, die darin wohnen, in englischer Sitte und Gesinnung leben, arbeiten, sich heiligen und mit Eurer Hilfe Gottes heiliges Reich verbreiten, dem Satan zum Trutz, Euch zur Ehre, der Kirche zum Heile und allen frommen Christen zur Freude und zum Troste. Amen."

*) Als der erste Spatenstich geschah, sagte ein Nachbar zu seinen Hausgenossen: „O weh, nun fangen sie an zu bauen; das geht ja nimmer gut! Darin werden sie sicherlich stecken bleiben!"

Das Missionshaus St. Michael im Jahre 1880.

Mit dem Bau wurde begonnen am 17. August 1876. Herr Anzer, der am selben Morgen sein erstes heiliges Meßopfer dargebracht hatte, that den ersten Spatenstich. Am Feste des hl. Thomas (21. Dezember) war der äußere Bau vollendet, der innere im September 1877. Seine erste Verwendung fand der Neubau zur Abhaltung heiliger Exercitien für Priester und Laien.

12. Die Katholikenversammlung des Jahres 1876.

Nachdem das Haus die vorstehend geschilderte, hoffnungsvolle Entwickelung genommen hatte, hielt Rektor Janssen es für angebracht, sich im September zur Katholikenversammlung nach München zu begeben, um einerseits die Aufmerksamkeit des katholischen Deutschland auf die Anstalt zu richten, und anderseits auf diese Weise eine größere Unterstützung durch Mitarbeiter und Almosen zu gewinnen. Er kam in der zweiten geschlossenen Sitzung am 12. September zum Worte. Die Veranlassung bot folgender Antrag, den er dem Ausschusse für christliche Missionen und Charitas vorgelegt hatte:

„Die Generalversammlung **begrüßt** das mit dem Segen des hl. Vaters und vieler Bischöfe Deutschlands, Österreichs und der Niederlande zu Steyl bei Venlo in Holland für die auswärtigen Missionen errichtete **Missionshaus zum hl. Erzengel Michael** mit Freuden als den ersten Versuch, durch Gründung eines eigenen deutschen Missionsseminars eine größere persönliche Beteiligung der Katholiken Deutschlands für das Missionswerk der katholischen Kirche Deutschlands unter den heidnischen Völkern zu erreichen. Zugleich **empfiehlt** sie diese Erziehungsanstalt für solche junge Leute, welche dem Missionsberufe sich widmen wollen, dem Interesse und der Unterstützung der Katholiken **auf das wärmste.**"

Zur Begründung dieses Antrages machte er darauf aufmerksam, wie viel von seiten des katholischen Frankreich für das Werk der Verbreitung des Glaubens schon geschehen sei. Er schilderte den Martyrersaal im großen Hause der „Auswärtigen Missionen" zu Paris und bemerkte, daß das katholische Deutschland doch weit mehr christlich und gläubig gesinnte Familien habe, als Frankreich.

Deshalb wäre es Sache Deutschlands, in dieser Beziehung hinter Frankreich nicht zurückzustehen und in Zukunft noch mehr seiner Kinder in die auswärtigen Missionen zu senden und so mitzuhelfen an der Befolgung des Wortes des Herrn: „Gehet hin in alle Welt", und das um so mehr, da die Zahl der heidnischen Völker so groß und die Reise in jene Länder durch die großen Verkehrsmittel der Gegenwart so leicht gemacht sei. Zum Schlusse berichtete er über die Gründung des Missionshauses in Steyl und über den Stand desselben.

13. Der Beginn der großen öffentlichen Exercitien.

Von der Gründung des Missionshauses an war es dessen Bestreben, für das Gute mitthätig zu sein, soweit seine Kräfte und Verhältnisse es erlaubten. Sein Hauptzweck blieb ja das Missionsziel; dabei verband sich aber das Verlangen, auch dem Lande selbst, von dem es getragen, gestützt und ernährt wurde, nach Möglichkeit zu dienen.

Dieses Bestreben führte denn auch zur Abhaltung öffentlicher Exercitien oder heiliger Übungen für Priester und Laien. Wie bekannt, verbringen die Teilnehmer einige (3—4) Tage unter Stillschweigen im Hause und wohnen dort den gottesdienstlichen Übungen und Exercitienvorträgen (3—4 täglich) bei, an welch letztere sich eine Zeit ruhiger Betrachtung oder aufmerksamen Nachdenkens über das Gehörte anschließt. Die dazwischen liegende freie Zeit wird benutzt zu frommer Lesung oder zum Spaziergang in den Gärten und Anlagen des Hauses, vornehmlich aber zur Vorbereitung auf die heilige Beicht, die am vorletzten Tage stattfindet. Am letzten Tage vereinigen sich alle am Tische des Herrn. Und nachdem am Schlusse das Te Deum gesungen und der Reise-Imbiß verzehrt ist, geht es froh und heiter wieder der Heimat zu, mit Dank gegen Gott für die Tage geistigen Segens und leiblicher Auffrischung.

Daß die Exercitien segensvoll wirken, kann nicht bezweifelt werden; dafür sind Bürgschaft die vielen frohen Gesichter, die wir gesehen, und die Dankesbezeugungen, die

wir empfangen haben. Wie geistig erquickend wirkt die Anhörung und betrachtende Erwägung der wichtigsten Religionswahrheiten in klösterlicher Zurückgezogenheit, sowie die Ablegung einer guten Generalbeichte! Auch bieten der Anblick so vieler jungen Leute, die sich Gott dem Herrn gewidmet, und die Beiwohnung des Gottesdienstes manches Anregende für Geist und Herz. Viele verlangen an sich für einige Tage aus dem gewöhnlichen Getümmel herauszukommen; da ist es gewiß viel weiser, statt eine teure Vergnügungsreise zu machen, die Tage auf die angegebene Art und Weise zu benutzen.

Ein Kaufmann, der 1882 an den Exercitien in Steyl teilnahm, schrieb an das Missionshaus:

„Der Eindruck, den die Exercitien auf mich machten, wird mir unvergeßlich bleiben. Ich stelle diese Tage gleich hoch mit dem Tage meiner ersten hl. Kommunion. Möge es dem bösen Feinde nie gelingen, diesen Eindruck bei mir zu verwischen!"

Dies über die Exercitien an sich! Ihre Abhaltung in Steyl kam einem dringenden Bedürfnisse, besonders für den Klerus, entgegen. Als im Jahre 1877 in Steyl die ersten Priester-Exercitien gehalten wurden, hatten solche in den benachbarten deutschen Diözesen bereits seit drei Jahren nicht mehr stattfinden können. Darum war auch die Beteiligung eine höchst erfreuliche.

Die ersten, vom 10.—15. September, hielt der Franziskanerpater Ignatius Jeiler, (jetzt Präfekt der Herausgeber der Werke des hl. Bonaventura,) unter Teilnahme von 41 Priestern; die zweiten mit 43 Teilnehmern (Priestern) Regens Cramer, jetzt Weihbischof in Münster; die dritten ein bayrischer Redemptoristenpater aus Roermond für 23 Teilnehmer (Laien); die vierten wieder P. Jeiler vom 1.—5. Oktober: zusammen schon 133 Teilnehmer im ersten Jahre.

Nach diesem so erfreulichen Resultate wurden nun die Exercitien jedes Jahr von Mitte August bis anfangs Oktober wiederholt; dazu kam später die Zeit der Karwoche, der Oster- und Pfingsttage und der beiden Wochen vor Pfing-

sten. Und wenn anfangs vier Kurse im Jahre gehalten wurden, so stieg diese Zahl mehr und mehr, besonders nachdem die Errichtung des Schwesternhauses im Jahre 1890 es gestattete, auch für Frauen Exercitien einzurichten. Die Zunahme der Teilnehmerzahl an den hl. Übungen ergibt sich aus nachstehender

Übersichtstabelle.

Jahr.	Termine.	Priester.	Termine.	Lehrer.	Termine.	Laien.	Termine.	Studenten.	Termine.	Niederländer.	Termine.	Frauen. Jungfrauen.	Termine.	Lehrerinnen.	Summen der Termine.	Summen der Teilnehmer.
1877	3	110	—	—	1	23	—	—	—	—	—	—	—	—	4	133
1880		222				122										344
1885	3	144			8	580									11	724
1890	3	140	3	261	7	614									13	1015
1895	3	222	3	237	6	726	2	127	3	108	7	561	1	31	25	2012
1899	4	265	3	404	5	1127	2	118	2	97	9	1350	2	104	27	3465

Im übrigen brachten die Exercitien ja auch manche Opfer und Entbehrungen für die Bewohner des Hauses selbst mit sich. Die notwendigen Arbeiten wurden indes dadurch erleichtert, daß die Zöglinge selbst zur Bedienung der Exercitanten herangezogen wurden. Wenn für dieselben also noch keine Bettstelle sich vorfand, so war es Aufgabe des Zöglings, seine eigene aufzustellen und frisches Bettzeug heranzuholen. Auf diese Weise wurde es möglich, die Zeiten großen Konfluxes zu überwältigen. Solche waren besonders die Oster- und Pfingsttage, von Samstag Abend bis Dienstag früh, wozu nicht selten über 300 Teilnehmer sich einfanden, und die Tage der Karwoche, von Mittwoch Abend bis Karsamstag Vormittag, zu welchen alljährlich eine große Zahl wackerer Lehrer sich einzustellen pflegt. Auch die Bedienung der fremden Gäste bei Tische wurde stets von den Zöglingen besorgt.

14. Die Einweihung der Kapelle im Neubau.

Das war eine Freude, als nach vollständiger äußerer und innerer Vollendung des ersten Neubaues, den man, wenn auch mit Gottvertrauen, so anderseits doch mit bangen Sorgen begonnen hatte, der Schlußstein gesetzt werden konnte: die feierliche Einweihung der Kapelle des Neubaues. Der Herz-Jesu-Bote berichtete darüber in seiner Oktober-Nummer 1877:

„**Steyl**, 30. September. Gestern feierten wir das Fest unsers großen heil. Patrones, des glorreichen heil. Erzengels Michael. Zugleich hatten wir die Freude, an diesem Tage unsere neugebaute Kapelle von bischöflicher Hand eingesegnet zu sehen. Am 28. September abends 7 Uhr standen die Zöglinge vor dem Missionshause versammelt, um den sich nahenden apostolischen Vikar des östlichen Chupe in China, Mgr. Zanoli, zu empfangen. Im Hintergrunde stand das Missionshaus festlich beleuchtet und weit in die Gegend hinein strahlend. Es war ein schöner, herrlicher Anblick. Die kirchlich-musikalische Gesellschaft Fanfare aus Tegelen gab dem hochwürdigsten Herrn das Geleite von der Station Tegelen bis zum Missionshause. Zahlreiche Scharen umringten den bischöflichen Wagen. Als er in die Nähe des Missionshauses kam, stieg er aus. Ein Zögling begrüßte ihn mit einer lateinischen Ansprache, worauf der hochwst. Herr in derselben Weise antwortete. Am andern Morgen, dem Feste des hl. Michael, war die Einsegnung der Kapelle, und kurz danach begann das Pontificalamt. Die Festpredigt hielt sein Begleiter, P. Poell*), ein niederländischer Missionar in Chupe, geb. zu Weert in Limburg im Jahre 1844. Mit trefflichen Worten schilderte er, was eine Kirche oder Kapelle überhaupt ist und sein soll, und was sie namentlich diesem Hause sein soll. Er richtete Worte der Aufmunterung an die Priester und Zöglinge des Hauses sowie an die versammelten Zuhörer. Er sprach es offen aus: „Vieles und Großes ist bereits geschehen in der kur-

*) P. Poell war Franziskaner, gebürtig aus der Diöcese Roermond, ein Mann von schlichtem, frommem Geiste, aber großer Thatkraft. Er war im August 1875 von Heiden gefangen genommen, hatte mehrere Tage in höchster Lebensgefahr geschwebt und war ungefähr um die Zeit, als unser Haus eröffnet wurde, wieder in Freiheit gesetzt worden. Er wurde später nach dem Tode Zanolis dessen Nachfolger als apostolischer Vikar und Bischof.

Innen-Ansicht der Oberkirche in Steyl.

Um den Hochaltar liegen drei Kapellen mit den Altären der hl. Erzengel Michael, Gabriel und Raphael. Jede Kapelle hat drei Fenster, zusammen also neun, in welchen die neun Engelchöre bildlich dargestellt sind. Diese Glasgemälde sowie die über dem Chore befindlichen sind in Steyl selbst hergestellt. Die Dekoration der Kirche wurde von dem inzwischen gestorbenen Br. Ephräm (August Schipper) ausgeführt.

len Zeit, daß die Anstalt besteht. Aber der Dank dafür gebührt nicht Menschen, sondern Gott dem Herrn; denn Er ist es, der es gethan hat."

Nun hatte die Genossenschaft an Stelle des alten, teilweise neugemauerten Scheunenraumes zur Anbetung des hl. dreieinigen Gottes einen etwas würdigeren Ort, 10 Meter lang, $6^1/_2$ Meter breit, durch zwei Stockwerke hindurchgehend, mit großen Fenstern, drei Altären und einer Orgelbühne. O wie glücklich war man! Diese Kapelle, dachte man, würde gewiß für viele Jahre ausreichen. Sie mußte allerdings 6 Jahre genügen; aber da war es auch hohe Zeit, daß die Unterkirche des neuerbauten Gotteshauses an ihre Stelle trat.

15. Das Jahr 1878.

Dasselbe brachte ebenfalls verschiedene für die junge Genossenschaft sehr bedeutsame Ereignisse. Wir nennen als die wichtigsten folgende drei: 1. die Herausgabe einer illustrierten Zeitschrift unter dem Titel „Die Stadt Gottes"; 2. den Beginn eines Weiterbaues*), welcher im selben Jahre glücklich vollendet und am 22. August von Pfarrer Smorenburg eingesegnet wurde; 3. die Reise des hochw. Rektors Janssen nach Rom, um dem hl. Stuhl Bericht zu erstatten über das begonnene Werk.

16. Die Herausgabe der „Stadt Gottes".

Gegen Ende des Jahres 1877 kam der Buchdrucker Bogaerts aus Hertogenbosch nach Steyl und machte folgenden Vorschlag:

*) Als dieser Bau begonnen wurde, sagte einer der Arbeiter zum hochw. Herrn Rektor: „Ihr müßt hier wohl einen Brunnen mit Geld gefunden haben. Eben habt Ihr erst einen großen Bau vollendet, und nun beginnt Ihr sogleich einen zweiten." Der Rektor erwiderte ihm: „„Das thut alles der hl. Joseph!"" „Ja," versetzte jener, „es ist wunderbar!"

Mit der Kasse stand es aber gerade wie beim ersten Bau. Diesen hatte man freilich bezahlt; aber für den Neubau war nur $^1/_{10}$—$^1/_{20}$ des nötigen Geldes da. Dennoch wurde er begonnen, weil er nötig war und es schon arg an Raum zu mangeln begann.

Er hatte schon eine Reihe von Jahren vorher eine Druckerei errichtet. Indem er sie mehr und mehr vergrößerte, war er dahin gekommen, den Katholiken Hollands eine illustrierte Zeitschrift größeren Stiles zu geben. Dieselbe hatte große prachtvolle Illustrationen, fast ausschließlich Originale, welche Bogaerts zum großen Teile in seiner Offizin von gewandten Xylographen stechen ließ. Da er infolgedessen über eine bedeutende Anzahl prachtvoller Illustrationen verfügte, so war es sein Wunsch, von diesen weitere Vorteile zu ziehen. Zu diesem Zwecke wollte er sie einem Drucker in Deutschland anbieten. So kam er zum Missionshause und machte eine recht günstige Offerte. Wir könnten den Satz in Steyl herstellen und Papier-Matrizen davon nehmen. Wenn wir diese dann ihm überschickten, wolle er durch Bleiguß die Druckplatte davon gießen und die ganze Nummer mit Text und Bildern drucken.

Zugleich wies er hin auf den Verdienst, welcher uns aus der Herausgabe einer solchen Zeitschrift zum Besten unserer Thätigkeit erwachsen würde.

„Als dieser Antrag an uns erging," so erzählte später der hochw. P. Generalsuperior dem Schreiber dieser Blätter, „standen wir wie verblüfft. Wir gaben ja bereits eine Zeitschrift heraus, welche ganz dem Werke der Missionen diente, und sollten nun noch eine zweite herausgeben in weiterem Umfange mit Artikeln, die sich doch meistens nicht auf das Missionswerk beziehen konnten, ja vielfach ganz weltlicher Natur sein mußten: das wollte zuerst gar nicht in unseren Kopf hinein. Erst bei weiterem Überlegen ergaben sich folgende Erwägungen: Wir wollen das Missionsinteresse wecken und pflegen. Dann müssen wir aber bedenken, daß solche, welche den „Herz-Jesu-Boten", also ein reines Missionsblatt, lesen, schon nicht wenig Interesse für die Missionen haben müssen. Wir wollen aber suchen, auch auf solche Kreise zu wirken, die ein ausschließliches Missionsblatt nicht halten, dagegen Missionsartikel schon in den Kauf nehmen, wenn sie zwischen anderen vermischt stehen.

Dafür aber ist die vorgeschlagene illustrierte Zeitschrift ein gutes Mittel.

„Ferner wußten wir alle, daß unsere Druckerei noch in einem recht bescheidenen und armseligen Zustande sich befand. Wir hatten versucht, von Mitteilungen, die wir empfingen, auch das Herstellen von Matrizen (Stereotypieren) zu lernen; aber es war uns nicht gelungen. So erkannten wir, wie wichtig für Hebung der Druckerei es für uns sei, mit einer großen Druckerei in Verbindung zu treten, die bereits auf der Höhe stand. Auch der von dem Unternehmen zu erhoffende Gewinn war ein wichtiges Moment; denn wir fühlten recht wohl, wie schwer es sei, sich nur mit Almosen durchzuschlagen.

„Zuletzt entschloß ich mich, die ganze Sache dem hochwst. Bischofe Paredis vorzulegen und sie nicht anzufangen, wenn er sie mißbillige. Er mißbilligte sie aber nicht; die vorgebrachten Gründe schienen ihm vielmehr gut, das Unternehmen anzuempfehlen. So entschlossen wir uns endlich in Gottes Namen dazu. Wohl sahen wir voraus, daß die Herausgabe dieser neuen Zeitschrift von gar manchen als für uns unpassend bezeichnet werden würde. Trotzdem schien es uns, da nun auch der hochwst. Oberhirte zugestimmt, die Sache möchte wohl von Gott sein, und so fingen wir ruhig an, freilich nicht ohne Furcht, der Versuch möchte am Ende doch nicht gut ausfallen. Namentlich war dieselbe auch insofern ein Wagestück, da die nötigen Kräfte zur Redaktion zu fehlen schienen. Wenn das Unternehmen nach mancherlei mangelhaften Leistungen geglückt und die „Stadt Gottes" jetzt die gelesenste illustrierte katholische Zeitschrift Deutschlands ist, so gebührt Gott dem Herrn und allen, die später dazu mitgewirkt haben, der Dank dafür.

„Vorerst mußte ich selbst die Redaktion übernehmen. Auf die erste Seite der ersten Nummer wollten wir eine große Abbildung bringen: der Glaube. Ich bat verschiedene Patres, ein passendes Gedicht dazu zu schreiben. Das von meinem Bruder Johannes wurde angenommen, und dieser

erhielt auch die Aufgabe, nach meiner schon bald erfolgten Abreise nach Rom die Redaktion weiter zu führen."

Zum Andenken an den verstorbenen P. Joh. Janssen, den spätern Rektor von St. Gabriel, möge die Schlußstrophe des erwähnten Gedichtes hier folgen:

Heiliger Glaube; Gottes Engel,
Sions Wächter stark und mild,
Ja, führ' uns im Thal der Mängel,
Leucht' uns vor mit deinem Bild!
Geh voran im Lebensstreite
Mutig mit dem Kreuzpanier!
Groß ist einst die Siegesbeute;
Dir vertrauend folgen wir.

17. Die erste Romreise des Rektors.

Dieselbe wurde von den Angehörigen des Hauses gewünscht und war ja auch nötig, um mit den Vertretern des hl. Stuhles nähere Beziehungen anzuknüpfen und die demnächstige Übernahme einer Mission anzubahnen.

Rektor Janssen reiste über Paris, Lyon und Turin. In Paris besuchte er das große Seminar der auswärtigen Missionen, welches über 20 apostol. Vikare in Asien hat und schon über 200 Jahre besteht. Mit Rührung sah er dort den Saal der Martyrer, die in China und Hinterindien für den hl. Glauben gestorben sind, und betrachtete die vorhandenen Andenken an sie. In Lyon setzte er sich mit dem „Verein zur Verbreitung des Glaubens" in Verbindung. Zu Turin lernte er Don Bosco und das große, von ihm gegründete Haus kennen.

In Rom wohnte der Rektor teils im Campo santo, teils in der Anima, dem zweiten deutschen Nationalkolleg. Mehrere Male war er bei Kardinal Simeoni, dem Präfekten der Kongregation der Propaganda, sowie bei dessen Sekretär Erzbischof Agnozzi, dem er vom Prälaten von Montel, Konsultor der hl. Rota, vorgestellt und empfohlen wurde. Den hl. Vater Leo XIII., der einige Monate vorher den Stuhl Petri bestiegen, sah er zweimal: zuerst bei einer öffentlichen Audienz, an deren Schlusse alle Ein-

zelnen vorgestellt wurden, dann ein zweites Mal in Privat-audienz am 12. Juli. Im „Herz-Jesu-Boten" berichtete er darüber, wie folgt:

„Mit großer Freude nahm der hl. Vater die Mitteilungen entgegen, die ich ihm über die Gründung und den Fortschritt unseres Hauses machen konnte. Er bemerkte, daß ganz gewiß große Schwierigkeiten kommen würden (von denen der gute Gott übrigens schon gleich im Beginne ein ganz reichliches Maß uns gespendet hat); doch möchten wir nur immerdar feststehen im Vertrauen auf Gott, so würde uns sicherlich geholfen werden. Zu diesem Zwecke wolle er uns eine Benedictio **specialissima**, d. h. einen **ganz besondern** Segen, erteilen, auf daß wir wahre Kämpfer im Weinberge des Herrn zu werden verdienten. So das geheiligte Oberhaupt unserer Kirche.

Möchten diese Worte, von einem so hohen Munde gesprochen, an uns in Erfüllung gehen! Möchten sie uns werden eine Stärke in unserer Schwäche, eine Stütze in aller Trübsal und eine belebende Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang!

In der Privat-Audienz, welche ich durch Empfehlung Seiner Eminenz des Herrn Kardinals Simeoni erhielt, hatte ich das Glück, dem hl. Vater noch einen weiteren mündlichen Bericht über die Entstehung und die bisherige Entwickelung des Hauses machen und ihm zugleich die Zeitschriften desselben überreichen zu können. Mit großer Freundlichkeit und Liebe nahm er von allem Kenntnis und Einsicht und zeigte deutlich seine Freude über die bisherige glückliche Entwickelung des Hauses. Dasselbe galt von einem Schriftstück, welches ihm vorgelegt ward. Es handelte über einen Punkt, betreffend die Ziele unseres Hauses, den ich in scharfer und genauer Feststellung der Kenntnisnahme und Entscheidung des hl. Vaters selbst unterbreiten wollte. Er las es vom ersten bis zum letzten Worte laut vor, indem er die Lesung öfters mit bene, bene (gut, gut!) und einmal mit dem Worte optime (sehr gut!) unterbrach. Am Ende sagte er:

„Et etiam ad hoc dabo tibi benedictionem particularem ac singularem, ut mereatis fieri boni athletæ in vinea Domini. In nomine † Patris et † Filii et † Spiritus Sancti. Amen."

Das heißt: „Und auch hierzu gebe ich Dir einen besondern und einzigen Segen, damit ihr verdienen möget zu werden gute Kämpfer im Weinberge des Herrn. Im Namen des † Vaters *und* des † Sohnes und des † Heiligen Geistes. Amen."

Die vorgelegte Schrift aber lautete in deutscher Übersetzung:

Heiligster Vater!

Arnold Janssen, Rektor und Gründer des Seminars für auswärtige Missionen, welches am Feste Mariä Geburt 1875 in Steyl, Diözese Roermond, errichtet worden ist, berichtet, zu den Füßen Deiner Heiligkeit niedergeworfen, wie folgt:

„Unser Seminar will hauptsächlich arbeiten für die Verbreitung des Evangeliums unter den Heiden und empfing zu diesem Zwecke schon mehrere Male den Segen des Apostol. Stuhles und sehr vieler Bischöfe Deutschlands, Österreichs und Hollands.

Weil es aber auch Kollegien für die Studien haben und vielleicht in den Missionen kämpfen muß mit den Schulen der Andersgläubigen, vorzüglich aber, weil es gegründet ist unter Anrufung des für uns Fleisch gewordenen Göttlichen Wortes, welches nicht allein das Licht und die Hilfe der Missionare ist, sondern auch die Urquelle jedes Wissens, und endlich, weil die Kirche die Herrschaft der Geister auf Erden weder zu erlangen, noch zu bewahren vermag, wenn sie nicht auch die Herrschaft über die Wissenschaft, verbunden mit wahrer Frömmigkeit und apostol. Eifer, mehr und mehr besitzt: so will aus diesen Gründen auch unser Seminar zu genanntem Zwecke arbeiten an der Seite anderer viel gelehrterer und ausgezeichneterer Männer, wie ich es von Anfang an beabsichtigt und schon vor der Gründung schriftlich ausgedrückt habe, und will dies als seine zweite Aufgabe für jene, die hierzu befähigt sind, offen bekennen. So wünschen auch wir, besonders durch die in den Kollegien angestellten Lehrer, für den Fortschritt der Wissenschaften in der wahren Erkenntnis der göttlichen und menschlichen Dinge wo möglich etwas zu thun, und zwar so, daß wir bei allem in wahrem katholischem Geiste handeln, jenen folgend, welche das meiste Licht vom Göttlichen Worte erhalten haben: den Verfassern der hl. Schrift und den Kirchenlehrern, insbesondere dem hl. Thomas von Aquin; festhaltend an der unfehlbaren Lehre der katholischen Kirche und des römischen Papstes und alles nach derem Sinne erklärend.

Da aber unsere Kräfte keineswegs hinreichend erscheinen, so mögest Du, heiligster Vater, Dich würdigen, zu diesem Vorhaben, mit dem apostolischen Geiste das Streben nach Wissenschaft zu verbinden, wenn Du es billigst, Deinen besonderen

Apostolischen Segen uns zu erteilen, damit wir, soweit es Gott gefällt, das zu erreichen vermögen, was wir erstreben."

18. Der überreichte Bericht und die erhaltene Antwort.

Bevor unser hochw. Stifter nach Rom reiste, hatte er es für seine Pflicht gehalten, einen schriftlichen Bericht über die Entstehung des Missionshauses und seine bisherige Thätigkeit auszuarbeiten. Er legte denselben vorerst seinem hochwürdigsten Bischofe Paredis vor. Dieser las ihn aufmerksam durch und setzte alsdann folgende Worte darunter, denen er auch sein Siegel beidrücken ließ:

Supra relata verissima fore ipsumque relatorem R^dum^ D^num^ *Arn. Janssen* virum esse moribus et vita integrum et exemplarem et sub omni respectu commendandum per praesentes tuta conscientia assero.

28. Maji 1878. † J. A. PAREDIS, *episc. Ruraemundensis.*

Das heißt:

Hierdurch bezeuge ich mit gutem Gewissen, daß der vorstehende Bericht sehr wahr ist, und daß der Berichterstatter selbst, der hochw. Herr Arn. Janssen, ein Mann in Sitten und Lebenswandel unbescholten und musterhaft, sowie in jeder Hinsicht empfehlenswert ist.

Der Bericht war an den hl. Vater gerichtet und wurde Kardinal Simeoni überreicht. Auf denselben erfolgte vom Apostolischen Stuhle folgende Antwort:

Dem ehrwürdigen Herrn Arnold Janssen,
Rektor des Hauses für auswärtige Missionen zum
hl. Michael in Steyl.

Ehrw. Herr!

Aus dem Berichte, den Du während Deiner Anwesenheit in Rom unserem heiligsten Herrn Leo XIII. erstattet hast, ersehe ich, daß von Dir im Jahre 1875 ein Missionshaus für auswärtige Missionen zum hl. Michael in Steyl, Diözese Roermond in Holland, gegründet ist zur Ausbreitung des katholischen Glaubens unter den Heiden, besonders in China; sowie auch, daß dasselbe, Deinem Berichte zufolge, bereits reiche Früchte getragen habe. Da ich nun nicht zweifeln kann, daß Du Dir das beste Ziel in dem Unternehmen und der Durchführung dieses Werkes ge-

steckt hast, so wünsche ich Dir Glück zu allem, was Du zur größeren Ehre Gottes und für das Heil der Seelen bisheran hast wirken wollen; zugleich ermahne ich Dich, daß Du unter genauer Beobachtung alles dessen, was in ähnlichen Fällen den kirchlichen Satzungen zufolge beobachtet werden muß, freudigen Geistes in dem begonnenen Werke fortfahrest, ohne die Schwierigkeiten zu fürchten, welche Du vielleicht zu überstehen haben wirst.

Von der größten Bedeutung aber ist es, wie Du einsehen wirst, daß die Zöglinge dieser Anstalt zur Frömmigkeit geziemend angeleitet werden und die besten Grundsätze der Wissenschaften mit Eifer zu den ihrigen machen; besonders aber mögen sie von Jugend auf gewöhnt werden, das Joch zu tragen und ihren Vorgesetzten, vor allem dem Apostolischen Stuhle, auf jegliche Weise Ehrfurcht und Gehorsam zu erweisen. Wenn alles dieses aus aufrichtigem Geiste kommen wird, so werden sie in der Pflege der apostolischen Missionen eine nützliche Hilfe zu leisten vermögen. Dieses aber ist, wie ich weiß, das Ziel, welches Du Dir vorgesteckt hast und welches Du mit Gottes Hilfe, wie ich hoffe, erreichen wirst. Unterdessen werde ich nicht unterlassen, den himmlischen Patronen dieses Hauses in meinen Gebeten die Anstalt zu empfehlen, und flehe inständigst, daß Gott Dir in besonderem Maße Gnade und wirksamen Beistand angedeihen lasse. Einstweilen bitte ich Gott, daß Er Dich noch lange gnädig erhalten möge.

Gegeben zu Rom, in Unserer Wohnung der hl. Kongregation zur Verbreitung des Glaubens, im Juli 1878.

Deiner Hochwürden ergebenster

Johannes Kardinal Simeoni, Präfekt.
J. Bapt. Agnozzi, Sekretär.

19. Der Besuch in Brixen.

Die Rückreise von Rom machte Rektor Janssen über Verona, Brixen und München nach Steyl. Seinen Besuch in Brixen erzählte er mit folgenden Worten:

„Zu Brixen traf ich im dortigen Kapuzinerkloster zum erstenmal mit P. Jos. Freinademetz, jetzigem Provikar in Südschantung, zusammen. Er ist gebürtig aus Latinien, jenem Teile der Diözese Brixen, worin das sogenannte lateinische Italienisch gesprochen wird. Er war am 2. Au-

gust 1875 zum Priester geweiht und als Kaplan angestellt. Beseelt von dem lebhaftesten Wunsche, seine Kräfte den auswärtigen Missionen zu widmen, hatte er sich in Steyl gemeldet. Ich zeigte ihm den Tag meiner Ankunft in Brixen an, und da derselbe nicht weit hatte bis dahin, bat ich ihn, nach Brixen hinüberzukommen. Wir gingen zusammen zum hochwst. Bischofe Gasser und trugen demselben unsern beiderseitigen Wunsch vor. Die Gestalt des ehrwürdigen und liebevollen Oberhirten machte großen Eindruck auf mich. Zudem erinnerte ich mich seiner großartigen Thätigkeit, die er als Berichterstatter der dogmatischen Kommission über das Dogma der Unfehlbarkeit des Papstes auf dem Vatikanischen Konzile im Jahre 1870 ausgeübt hat. Wie rastlos hat er damals gearbeitet, geschrieben, geredet und studiert, wie fleißig bei seinen vielen Arbeiten die lateinischen und griechischen Kirchenväter nachgeschlagen! Viele Stunden hat er dem Schlafe entzogen, sich aufgerieben in Arbeiten für das Wohl der allgemeinen Kirche und stundenlang auf der Rednerbühne des Konzils gestanden, um sich eingehend über die vorgebrachten Abänderungsvorschläge zu verbreiten. Erat sicut sol inter cetera sidera! „Er war wie eine Sonne unter den Gestirnen", hat ein Bischof damals über ihn geäußert. Freilich hat er seine Gesundheit dadurch ruiniert, und noch waren die Spuren seiner derzeitigen und späteren aufopferungsvollen Arbeiten in seiner ganzen Gestalt zu erkennen.

Mutter Anna, Statue im Steyler Garten.

Er zeigte sich ungemein freundlich, und als wir unsere Bitte vorgetragen, antwortete er:

„„Der Bischof von Brixen sagt nein, aber der katholische Bischof sagt ja. Nehmen Sie meinen Sohn Freinademetz und machen Sie einen tüchtigen Missionar aus ihm.““

III. Fernere Entwickelung und Thätigkeit (1879–1900).

Dieser Abschnitt wird enthalten den inneren und äußeren Ausbau der Gesellschaft als regulare und Missionsgesellschaft und die Hauptzüge ihrer Thätigkeit in den folgenden 22 Jahren (1879—1900).

1. Die erste Aussendung von Missionaren der Gesellschaft.

Seit der Gründung des Missionshauses waren drei und ein halbes Jahr verflossen: eine Zeit harter Arbeit, vieler Sorgen, aber auch reichen Segens. Das äußere Gebäude hatte sich stark vergrößert, und die Bewohnerzahl war in stetem Wachsen begriffen. Da schien der Zeitpunkt gekommen, ein geeignetes Arbeitsfeld im Gebiete der Missionen ausfindig zu machen. Das sehnliche Verlangen der beiden Patres Anzer und Freinademetz, in die Mission geschickt zu werden, trug nicht wenig dazu bei, diese Sache ernstlich zu erwägen und anzugreifen.

An die sofortige Übernahme einer eigenen Mission konnte zwar noch nicht gedacht werden. Da entschloß sich

aber unser hochw. Stifter nach Hongkong an den Apostol. Vikar Raimondi zu schreiben, der ja die Gründung unseres Hauses mitveranlaßt und auch schon um Missionare gebeten hatte. Er war bereit, unsere beiden Patres aufzunehmen; auch die Propaganda in Rom erklärte sich einverstanden. So wurde denn der 2. März 1879 als Tag der Abreise festgesetzt. Der Apostol. Internuntius in Haag, Mgr. Capri, und der ehemalige Provikar Smorenburg erschienen zur Feier.

Am Vorabende des Festes fanden sich die scheidenden Glaubensboten auf dem Balkon des Hauses ein; eine kleine Vorfeier sollte ihnen zu Ehren stattfinden. — Es war ein schöner Frühlingsabend. Der Garten vor dem Balkon, von den Fackeln der Zöglinge buntfarbig erleuchtet, das Dunkel der Nacht, der vorbeifließende Strom: das alles machte einen eigentümlichen Eindruck und erhöhte die Bedeutung des Augenblicks. Die Zöglinge sangen ein Abschiedslied und richteten teils in deutscher, teils in lateinischer Sprache ihren Scheidegruß an die beiden Missionare. Einer dieser Abschiedsgrüße möge hier eine Stelle finden:

Zum letztenmal vom engern Kreis umschlossen
Seid ihr bei uns; wir stehn um euch geschart;
Das Antlitz ist von Wehmut übergossen,
Mit der sich einend manche Thräne paart. —
Doch, Rosen sind aus Dornen dem gesprossen,
Der durch Besiegen der Belohnung harrt;
Drum laßt die Traurigkeit aus unserer Mitte bannen,
Denn flüchtig ist die Zeit, seit die Minuten rannen.

Wie ist so schön das Los, das ihr erkoren!
Getrennt, gebrochen habt ihr mit der Welt;
Die Erde hat ihr Teil an euch verloren,
Auf Höh'res habt ihr euren Sinn gestellt.
Was Gottes Sohn am Kreuz Sich hat geboren,
Was Er als Zeichen Sich hat auserwählt,
Das wollet ihr aus Satans List und Ketten
Mit treuem Herz fürs Paradies erretten.

Als Wolke schwebt der Herr vor Seinen Scharen.
Die aus der Knechtschaft Pharao's entfloh'n;
Den Engel schickt', vor Ungemach zu wahren,
Er hin zu des Tobias frommem Sohn;

Sein Ebenbild zu leiten aus Gefahren
Stieg Er, der heilig ist, von Seinem Thron.
Er lebt im neuen Bunde wie im alten;
Durch alle Zeiten weht Sein göttlich Walten.

Und sollt' Er nicht beschützen, nicht begleiten
Den Sohn, der treu nach seines Vaters Wort
Hinauszieht, um in fernem Land zu streiten,
Hinauszieht aus dem liebgewordnen Ort,
Hinauszieht, um auch dorten zu verbreiten,
Wo ungekannt das Kreuz, des Glaubens Hort!
O, blicket aufwärts, blicket mit Vertrauen!
Ihr werdet Gott an eurer Seite schauen.

Der Herr ist stark; Er schützet Seine Treuen;
An Seiner Hand wird fest das schwanke Reis,
In Seinem Dienste wird's euch nicht gereuen,
Ihr irret nicht vom vorgeschriebnen Gleis'!
Auf eure Pfade wird Er Segen streuen,
Euch krönen mit der Tugend Ehrenpreis;
Dann werden euch als Lohn für eure Mühen
Des Paradieses Blumen einst erblühen.

So zieht denn hin zu jenen fernen Höhen!
Sein heil'ger Engel führe, g'leite euch!
Wo die Dämonen ihre Saaten mähen,
Da breitet aus des Gottes-Sohnes Reich!
Den Himmel stürmt mit Bitten und mit Flehen,
Daß China unter'm Glaubensjoch sich beuge.
Dann mögen Berge himmelan sich türmen,
Der Herr ist stark, Er wird auch euch beschirmen.

Tiefbewegt dankten die beiden Missionare für die dargebrachten Zeichen der Anhänglichkeit und Liebe. P. Anzer sagte, er freue sich, daß nun endlich der Tag angebrochen sei, nach dem er sich seit seiner Kindheit gesehnt habe. Anderseits erfülle ihn dieser letzte Abend mit bitterer Wehmut. Denn schmerzlich berühre ihn der Abschied von einem Hause, in welchem er drei und ein halbes Jahr zugebracht, und an dessen Geschicken er so innigen Anteil genommen. Er bat sodann, für sie beide zu beten.

P. Freinademetz sagte, der Abschied von seinen heimatlichen Bergen sei ihm recht schmerzlich gewesen. Nun rufe ihn der liebe Gott ab vom Missionshause, wo er eine zweite Heimat gefunden, die ihm nicht minder teuer gewor-

den sei. Wenn er jetzt nach Asien gehe, um dort für den Herrn zu arbeiten, so hoffe er, daß ihm manche dorthin folgen werden; darum rufe er: Auf Wiedersehen in China! —

Am folgenden Tage feierte Pfarrer Smorenburg, assistiert von den beiden Missionaren, das Hochamt, wobei P. Anzer über die Erhabenheit des Missionarberufes predigte.

Nachmittags fand die kirchliche Abschiedsfeier statt. Nachdem die festlichen Töne des Magnifikat verklungen

Das Missionshaus St. Michael i. J. 1885.

waren, bestieg Rektor Janssen den Altar. Er warf einen kurzen Rückblick auf die Vergangenheit des Hauses, die zu innigem Danke gegen Gott verpflichte, sprach einige aufmunternde Worte zu den versammelten Zöglingen und Freunden, und wandte sich dann an die beiden Missionare. Er beglückwünschte sie zu diesem Tage und sagte:

„Ihr geht nach China. Was Gott dort von euch verlangt, ob Er eurem Bemühen Frucht geben wird, wisset ihr nicht; ich denke, ihr seid demütig genug, daß ihr euch keinerlei große

Rolle beilegt. Die Zukunft kennt ihr nicht; aber eines wißt ihr, daß Gott den guten Willen niemals unbelohnt läßt. Darum gehet der dunklen Zukunft unbesorgt entgegen! Ihr wandelt in dieser finstern Nacht an der Hand eines liebenden Gottes, und unsere Gebete werden euch begleiten!"

Alsdann wünschte er ihnen Gottes Segen und den Schutz der hl. Patrone des Hauses, worauf Mgr. Capri die Kruzifixe segnete und sie den Missionaren an die Brust heftete.

Kaum war der feierliche Akt vollzogen, so fuhren die beiden Patres in Begleitung des hochw. P. Generaloberen mit dem Wagen zur Eisenbahnstation Kaldenkirchen. Sie kamen nach Rom, empfingen den Segen des hl. Vaters und bestiegen am 15. März in Ancona den Dampfer, der sie über das Mittelmeer nach Alexandrien brachte. Von dort reisten sie weiter über Aden, Ceylon und Singapore und langten am 20. April in Hongkong an, wo sie vorerst blieben. Etwas später reisten sie nach Südschantung, welches ihnen zunächst die italienischen Franziskaner abtraten und dann der Apostolische Stuhl als Mission übergab.

2. Das innere und äußere Wachstum des Steyler Hauses.

Schon in den ersten drei Jahren nach seiner Eröffnung konnte das Missionshaus eine schnell anwachsende Zöglingsschar aufweisen; auch in den folgenden Jahren war die Zunahme eine recht erfreuliche, obwohl bei weitem nicht alle, die sich meldeten, die Aufnahme erhielten. Im Jahre 1879 befanden sich 66 Zöglinge in den niederen Studien. Diese Zahl nahm jährlich ungefähr um 15 zu, bis sie im Jahre 1896 auf 310 gestiegen war. Einem weiteren Anwachsen mußten freilich Schranken gesetzt werden, weil sonst die Räume, namentlich die Kirche, nicht mehr ausreichten, und weil man dieselben auch nicht vergrößern wollte.

Die Zahl der Zöglinge in den philosophischen und theologischen Studien in Steyl betrug im Ok-

tober 1879 nur 6, neun Jahre später aber 88. Von da an verminderte sie sich in Steyl, weil im folgenden Jahre zunächst die Studiosen der Philosophie und nach und nach auch die der Theologie in das neu errichtete Haus St. Gabriel übersiedelten.

Wie die Zahl der Zöglinge, so nahm auch die der Priester und Brüder zu. Doch darüber an einer andern Stelle.

Natürlich erheischte die stetig anwachsende Bewohnerzahl auch von Jahr zu Jahr eine Vermehrung der vorhandenen Räume. Es wurde denn auch in der That mit Ausnahme des einzigen Jahres 1885 jedes Jahr weiter gebaut. So entstand der große Nordbau mit dem anstoßenden Eckbau in den Jahren 1879 und 1880. Beim Ausgraben der Fundamente und Kellerräume fand man guten Sand zur Bereitung des Mörtels.

Dann ging es an das Studium der Kirchenbaufrage. Der baukundige Priester Prill aus der Erzdiözese Köln, den der Rektor im Februar 1881 im Campo santo zu Rom kennen gelernt, hatte die Güte, zwei Zeichnungen (Grundriß und Ansicht) von der zu bauenden Kirche im Maßstabe 1: 200 auszuführen. Dieselben fanden Beifall und wurden dem Kirchenbau zu Grunde gelegt. Am 25. März 1881 kam der greise Bischof Paredis von Roermond zur Grundsteinlegung und Erteilung hl. Weihen herüber. In zwei Jahren wurde der äußere Bau hergestellt, im dritten Jahre konnten wir zum hl. Pfingstfeste (1883) die Unterkirche in Gebrauch nehmen, welche tags zuvor Pfarrer Pennings von Tegelen in bischöflichem Auftrage eingesegnet hatte. Die Konsekration der Oberkirche verzog sich bis zum 8. September 1884, wo Bischof Paredis*) dieselbe vornahm und die Kirche den hl. Erz-

*) Es wird passend sein, an dieser Stelle rühmend hervorzuheben die Verdienste, welche die drei ersten hochwst. Oberhirten von Roermond: 1. Jos. Augustinus Paredis, † am 18. Juni 1886, 2. Franziskus Antonius Hubertus Boermans, † am 10. Februar 1900, 3. Jos. Hubertus Drehmanns, um unsere Gesellschaft sich erworben haben durch ihr Wohlwollen und den väterlichen Schutz, den sie ihr zu teil werden ließen. An erster Stelle müssen wir

engeln Michael, Gabriel und Raphael und allen hl. Engeln weihte. Nach der Weihe feierte Rektor Janssen dort die erste hl. Messe. Mit welcher Freude zogen wir damals in das neue würdige Gotteshaus, worin die hl. Handlungen des katholischen Gottesdienstes einigermaßen mit der Würde und Feierlichkeit vorgenommen werden konnten, mit der es sich geziemt!

Die vorhin genannten Gebäude lagen nördlich von der Axe, welche die Kirche und den zuerst gebauten Flügel der Länge nach durchschneidet. Im Jahre 1884 wurden alsdann die Bauten südlich von dieser Axe in Angriff genommen und bis zum Herbst 1888 fertig gestellt.

Die beim Bauen in Bezug auf die Geldmittel angewandten Grundsätze waren dieselben, wie bei den ersten Bauten. Nie wurde gefragt: „Ist das zur Vollendung nötige Geld vorhanden?" sondern nur: „Ist der Bau nötig?" Er wurde aber stets bezahlt, obschon zu Beginn wohl kaum jemals mehr als $^1/_{10}$ — $^1/_{20}$ der Gesamtkosten beisammen war.

Allerdings wurde uns das Bauen erleichtert und zwar einerseits dadurch, daß Gott der Herr uns Brüder sandte, welche die beim Bauen nötigen Handwerke verstanden, anderseits auch dadurch, daß unter den Zöglingen sich solche fanden, die bereit und geschickt waren, die Bauleitung zu übernehmen. Unter diesen war der erste der spätere P. Erlemann, der schon früher genannt worden ist. Er zeigte viele praktische Anlagen, um gute Zeichnungen anzufertigen, die Bauten geschickt zu leiten und billig herzustellen. Da der Rektor für den Nordbau einen

hier den guten greisen Bischof Paredis erwähnen. Er nahm die Gesellschaft in seine Diözese auf und war ihr stets ein guter wohlwollender Vater. Nach der Herstellung der kirchlichen Hierarchie in den Niederlanden im Jahre 1855 wurde er der erste Bischof von Roermond. Er war ein Mann von außerordentlich großer Schlichtheit des Geistes, mit der er große Klugheit, Frömmigkeit und Herzensgüte verband. Er starb im hohen Alter von 91 Jahren, aufrichtig betrauert von allen, die ihn genauer kannten. Die Bischöfe Boermans und Drehmanns wurden seine würdigen Nachfolger, und auch ihnen sind wir zu hohem Danke verpflichtet.

Bauplan erhalten, der ihm nicht gefiel, weil er zu schloßmäßig angelegt war, bat er Erlemann, einen andern zu entwerfen. Sein Plan fand Billigung; und so wurde Erlemann gebeten, auch die Bauleitung zu übernehmen, die er trotz der Größe des Baues sehr zufriedenstellend ausführte. Für den Kirchenbau lieferte zwar Herr Prill, wie erwähnt, die grundlegenden Skizzen; aber die eigentlichen Baupläne zeichnete Erlemann. Er leitete den ganzen Bau, indem er einwilligte, für zwei bis drei Semester seine Studien zu unterbrechen — ein Opfer, welches gewiß nicht gering war für einen jungen Mann, der bereits die Mitte der zwanziger Jahre überschritten hatte.

† Bischof Paredis von Roermond.

Zugleich gewann Erlemann drei etwas jüngere Zöglinge: Theisen, Beckert und Hasker, welche seinen lobenswerten Bestrebungen sich anschlossen. Sie erhielten ein eigenes Bauzimmer und die nötigen Bücher zum Studium des Baufaches angewiesen und haben sich durch ihre Arbeiten für die Bauten recht verdient gemacht. Hasker starb ziemlich früh, nachdem er erst die niederen Weihen empfangen. August Theisen machte in St. Gabriel den Anfang und legte im Januar 1889, noch bevor er Priester wurde, in Wien das Architekten-Examen mit gutem Erfolge ab, so daß er am neuen Hause selbst als Baumeister auftreten konnte. Leider starb er schon am 29. August 1893, worauf P. Beckert als Baumeister an seine Stelle trat.

Man kann alles dieses als eine besondere Fügung der göttlichen Vorsehung betrachten. Denn wie eine Seele des Leibes bedarf, um darin zu wohnen, so eine Genossenschaft der nötigen Gebäude. Die Herstellung dieser großen Bauten aber wurde durch die Hilfe jener jungen Männer bedeutend erleichtert. Im Winter konnten die Baupläne allseitig studiert, genau durchdacht und von mehreren entworfen worden. In der gegenseitigen Kritik ergaben sich dann am leichtesten die Vorteile und Nachteile einer jeden Bauweise. Sehr leicht bleibt bei jedem Bau noch immer etwas zu wünschen übrig, was sich später herausstellt, aber gewöhnlich ist der Fehler doch um so bedeutender, je weniger eingehend die vorhergegangene Prüfung gewesen. Dazu standen jene jungen Männer mitten in der Entwickelung des Hauses und kannten dessen Bedürfnisse genau.

An dieser Stelle sei noch erwähnt, daß auch der in weiten Kreisen bekannte, verstorbene geistliche Rat Münzenberger in Frankfurt a. M. ein Verdienst um die Kirche hat. Durch seinen Rat veranlaßte er nämlich, daß dieselbe in die verlängerte Axe des ersten Gebäudes gesetzt wurde und nicht in die des Mittelbaues B. Er sagte: „Wahrscheinlich bauen Sie südlich von der Axe noch ebensoviel, als Sie nördlich schon haben.“ Damals schien das unglaublich. Trotzdem folgte man seinem Rate, und die Erfahrung zeigte, daß er recht vorausgesehen. So kam es, daß der Gesamtbau, dessen spätere Ausdehnung sich nicht vorausahnen ließ, noch symmetrisch wurde, in der Mitte die Kirche erhielt und an beiden Enden in ungefähr gleicher Entfernung von ihr, den großen Nord- und Südbau.

An den Hauptbau des Missionshauses schlossen sich dann noch verschiedene Nebenbauten an, so im Garten das Gartenhaus für die Ökonomie, das Lichthaus für Photographie und Malerei und das Lagerhaus für die Vorräte an Rohmaterialien. Später wurde in letzterem auch noch die Bildhauerei und die Anstreicherei und noch später an Stelle der letzteren die Schlosserei untergebracht.

Ferner wurde der Handerthof, der alsdann den Namen St. Annahof erhielt, angekauft und in den Jahren 1888 und 1889 erweitert. Im Jahre 1892 kam auch das frühere Wohnhaus des Herrn de Ryk, welches schon auf Seite 33 erwähnt wurde, in unsern Besitz, und zwar kauften wir es von den PP. Kapuzinern, welche in den Jahren 1882 bis 1889 dort gewohnt hatten. Bei ihrem Auszuge wurde es zunächst mietweise übernommen; und so konnten am 7. Dez. 1889 unsere Schwestern dort einziehen. Nachdem aber diese im September 1890 in das Kloster der Augustinerinnen Unserer Lieben Frau, die nach Essen zurückgekehrt waren, übergesiedelt sind, ist das Kapuzinerkloster unseren Brüder-Novizen zur Benutzung übergeben. Und als die Herstellung einer größeren Druckerei nebst Werkhaus in der Nähe des Hauses nötig wurde, ging man 1893 an diesen Bau und vollendete ihn im folgenden Jahre. Bereits 1897 und 1898 mußte die Druckerei vergrößert werden, da sich eine eigene Binderei-Werkstätte nebst Papier- und Bücher-Lagerräume als dringend notwendig erwiesen hatten. —

Um für den Fall eines Brandes gerüstet zu sein, wurde schon vor mehreren Jahren eine eigene, gut geschulte Haus-Feuerwehr eingerichtet, die zuerst aus Zöglingen und Brüdern, jetzt nur aus Brüdern besteht.

3. Fortschritte in der räumlichen Ausdehnung.

Die Gebäulichkeiten in Steyl sind, wie wir gesehen, im Laufe der Jahre ziemlich umfangreich geworden. Weil sie notwendig waren, wurden sie aufgeführt; doch wäre dies nicht möglich gewesen, wenn man nicht Ländereien dazu erworben hätte. An eine Entwickelung, wie das Haus sie wirklich nahm, hatte man ja nicht gedacht und so im Beginn nur ein Areal von etwa 70 Ar gekauft, welches rings um das ursprüngliche Haus lag. Nach und nach wurde dasselbe durch die Bauten in Anspruch genommen, so daß kein Garten mehr übrig blieb. Aber Gott der Herr sorgte in Gnaden für das weitere.

Vor dem Hause, jenseits der Landstraße, lag ein Stück Ackerland, zwei Hektar groß. Dasselbe war in Händen dreier Eigentümer. Die beiden ersten Teile kamen am 12. Dez. 1877 und am 30. Juni 1879 zum öffentlichen Verkauf; sie wurden vom Missionshause angesteigert, und dann zu Gartenland gemacht. Den dritten Teil erhielt dasselbe am 16. Febr. 1883.

So hatten wir denn einen großen Garten, unmittelbar dem Hause gegenüber. Als ein hochstehender Freund bei einem Besuche dieses bemerkte, äußerte er dem P. Generalsuperior — es war im Herbste 1880 —: „Ich muß Ihnen doch gestehen, ich habe bisher am Zustandekommen Ihres Werkes noch immer gezweifelt; aber jetzt, wo ich sehe, wie wunderbar Gott der Herr Ihnen in allen Dingen geholfen hat, und auch hierin, daß Sie jetzt einen schönen großen Garten haben, jetzt, jetzt zweifle ich nicht mehr."

Der Garten war groß, aber reichte noch nicht aus für die Bedürfnisse des immer größer werdenden Hauses. Überdies mußten ja auch Stücke von ihm für Spazierwege, Spielplätze und Anlagen abgegeben werden. So stellte sich mit Notwendigkeit das Verlangen ein, noch andere Ackerstücke zu besitzen, auf denen ebenfalls Gartenfrüchte gezogen werden könnten. Und dann war auch eine Ackerwirtschaft ebenfalls sehr nützlich für die so vielfachen Bedürfnisse einer großen Anstalt.

„Für alles dieses", so erzählte P. Generalsuperior, „sorgte Gott der Herr in Seiner Güte über unser Ermessen hinaus. Zunächst konnten wir bei öffentlichen Verkäufen einige in der Nähe gelegene Ackerstücke uns erwerben, infolgedessen auch anfangen, einiges Rindvieh zu halten und seitwärts des Gartens eine kleine Ökonomie zu bauen. Aber dies genügte noch nicht. Zu gleicher Zeit bemerkten wir auch, wie unangenehm die umwohnenden Leute es empfinden, wenn ihnen ein Stück Land, auf das sie ihre Hoffnungen gesetzt, weggekauft wird. Deshalb war es eine milde Fügung der göttlichen Vorsehung, als die Besitzerin des Han-

derthofes, Fräulein Josephine de Ryk, im Jahre 1887 zu wiederholten Malen zu uns kam und uns ihren Hof gegen eine Leibrente zum Verkaufe anbot. Derselbe liegt fünfundzwanzig Minuten vom Missionshause entfernt, an der chauffierten Straße nach Kaldenkirchen, in ziemlich einsamer Lage, und bildet ein schönes, zusammenhängendes Gut. Wir hatten anfangs noch einige Bedenken, gingen aber dann auf das Angebot ein und erkannten später, wie gut die Übernahme des Hofes gewesen. Nun brauchten wir nicht mehr als Käufer für kleine Ackerparzellen anderen Liebhabern gegenüber aufzutreten. Aus demselben Grunde nahmen wir uns vor, bei Gründung späterer Häuser wo möglich gleich im Beginne auf einen hinreichenden Landerwerb zu schauen.

„Wir stellten den Handerthof unter den Schutz der hl. Anna und nannten ihn St. Annahof. Mit päpstlicher Erlaubnis wurde auf demselben eine Kapelle errichtet und das heilige Sakrament aufbewahrt. Auf dem Hofe errichteten wir eine große Viehwirtschaft, verbunden mit Metzgerei. So erhalten wir vom Hofe Fleisch, Milch, Butter und Käse geliefert, was wir ja alles in immer größerer Menge bedurften, da das Haus allmählich über 600 Bewohner zählte. Dazu kommen die großen Exercitien, wo außerdem noch oft ein-, zwei-, ja dreihundert und mehr Menschen im Missionshause wohnen.

„Ferner kamen auch die ödliegenden und darum billigen Steyler Sandhügel in unseren Besitz. Dort wurde ein großer Spielplatz für die Zöglinge angelegt, da der im Garten befindliche für eine so große Zahl viel zu klein war. Ja, es gelang uns zudem, teils durch Hineinfügung von etwas guter Erde, teils durch Auflockerung des Bodens und Anpflanzen von Gewächsen, die auch im Sande gedeihen, neben dem Spielplatz eine recht hübsche Anlage herzustellen und dahinter einen Toten-Kirchhof, bei dessen Einweihung am 25. Juli 1895 der hochwst. Bischof Haffner von Mainz äußerte:

„Was haben Sie einen schönen Friedhof, so still und friedlich gelegen! Man sollte wirklich wünschen, hier begraben zu werden.“ —

Bei Herstellung all dieser Arbeiten haben selbstverständlich die Brüder, aber nicht nur sie, sondern auch und zwar größtenteils die Zöglinge wacker mitgeholfen. So hatte z. B. der Garten vor dem Hause eine Erhöhung. Dieselbe wurde durch drei- bis vierjährige Arbeit abgetragen. Man nahm den Sand unter der Muttererde weg und fuhr ihn zu einem Hügel zusammen, wo jetzt die Grotten sind und hochragende Bäume alles beschatten. Als dieses vollbracht war, ging es an die Steyler Hügel, wo viele Jahre hindurch mit Spaten und Schiebkarren fleißig gearbeitet ward. Zunächst wurde mit der Anlage des schon erwähnten Kirchhofs begonnen. Auf der einen Seite des Platzes zog sich ein Hügelstreifen hin; deshalb wurde auf der anderen Seite desselben ein solcher durch Anfahren geschaffen. Ferner mußte von oben, wo es viel zu hoch war, sehr viel Sand nach unten gefahren werden, wo es viel zu tief war. Und so ist allmählich mit vieler Mühe und Ausdauer der Kirchhof fertig geworden. Dann ging es an die jetzt nördlich und westlich von ihm sich hinziehenden Hügelanlagen mit den schönen breiten Spazierwegen. Wie notwendig waren sie, sowohl für die vielen Bewohner des Hauses, als auch für die Exercitanten, denen doch ebenfalls etwas Passendes und Angenehmes zur Erholung verschafft werden mußte! Denn es ist klar, daß um so mehr Menschen ihrer Seele den großen Vorteil der geistlichen Übungen zuwenden werden, je mehr sie wahrnehmen, daß dieselben auch eine gewisse natürliche Stärkung in Bezug auf das körperliche Wohlbefinden mit sich bringen.

Anderseits gestatte man den Hinweis auf folgendes. In den Missionen ist die geistliche Thätigkeit für den Missionar die Hauptsache. Aber mit derselben ist nicht gerade alles gethan. Darum ist es ein Vorteil, wenn der angehende Missionar auch in manchen äußeren Dingen ge-

Der Toten-Kirchhof des Missionshauses zu Steyl.

schult wird. Er muß ja später auch darauf hinarbeiten, daß die Kirche und ihre nächste Umgebung überhaupt zu einem Anziehungspunkte für diejenigen werde, welche lernen sollen, sie zu lieben und gerne zu besuchen. Auch ist es immer lehrreich für die heranwachsenden Zöglinge, wenn sie sehen, wie unter ihren Händen durch Fleiß und gute Überlegung auch dort etwas Schönes geschaffen werden kann, wo dieses anfänglich nicht möglich schien.

4. Die Erhebung unserer chinesischen Mission zu einem Apostolischen Vikariate.

Die im vorhergehenden geschilderte äußere Entwickelung des Steyler Hauses war für dieses selbst, sowie für die aus diesem Keime sich entfaltende Genossenschaft von nicht geringer Wichtigkeit. Sie war aber doch nicht die Hauptsache; denn das Ziel der Genossenschaft sind vornehmlich die Missionen. Wir müssen deshalb nun auch zwei Ereignisse anführen, welche Ende 1885 und anfangs 1886 sich zutrugen und die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Gesellschaft lenkte: die Erhebung unserer chinesischen Mission zu einem Apostolischen Vikariate und die damit zusammenhängende Weihe Mgr. Anzers zum Bischofe.

Schon zu Ostern 1885 hatte unser P. Generalsuperior den für solche Anträge vorgeschriebenen längeren Bericht an die Propaganda abgesandt. Gegen Schluß des Jahres kam die Sache bei ihr zur Verhandlung. Donnerstag den 10. Dezember beschlossen die Kardinäle der Propaganda in ihrer Generalsitzung, es solle ein neues Apostolisches Vikariat von Südschantung errichtet und der bisherige Provikar J. B. Anzer zum Apostolischen Vikar mit bischöflicher Würde ernannt werden. Sonntag den 13. Dezember bestätigte der hl. Vater diese Anordnung.

Vom Sekretär der Propaganda, dem späteren Kardinal Jacobini*,) erfuhr unser P. Generalsuperior den Ver-

*) Berichterstatter in der Sitzung war der Sekretär Jacobini selbst gewesen, von seiten des Kollegiums der Kardinäle der englische Kardinal

lauf der Sache. So hörte er am 10. Dezember nachmittags von den Beschlüssen der Kardinäle, welche mit dem erstatteten Berichte alle sehr zufrieden gewesen und sich einstimmig zu Gunsten der Genossenschaft ausgesprochen hatten. Montag den 14. Dezember aber erfuhr er die von Sr. Heiligkeit gegebene Bestätigung der gefaßten Beschlüsse. Da war es Zeit, alsbald Nachricht nach Steyl zu geben. Das am selben Tage aufgegebene Telegramm: „Anzer episcopus" „Anzer Bischof" elektrisierte die Zöglinge und brachte das ganze Steyler Haus in die freudigste Stimmung. Der hl. Vater ließ laut Mitteilung des Kardinals Simeoni den vom Generalsuperior erstatteten Bericht sich vorlegen und empfing ihn selbst Samstag den 19. Dezember mit großer Güte. Tags vorher erhielt letzterer vom Sekretär Erzbischof Dominikus Jakobini folgendes Schreiben:

Dem hochw. Herrn Arnold Janssen,
Superior des Missionshauses zu Steyl.

Unterzeichneter Sekretär der Propaganda hat die große Freude, Euer Hochwürden die Mitteilung machen zu können, daß der hl. Vater in einer Audienz der laufenden Woche die Beschlüsse der Generalsitzung der Kardinäle vom 10. d. M. gebilligt und ein neues Apostolisches Vikariat, das von Südschantung, zu errichten sich gewürdigt hat. Er vertraut dasselbe der wohlverdienten Steyler Anstalt für auswärtige Missionen an und ernennt zum Apostolischen Vikar mit bischöflicher Würde den hochw. Herrn Joh. Bapt. Anzer, der für die Verbreitung des hl Glaubens in jenen Gegenden als Provikar schon so viel gearbeitet und geduldet hat.

Betreffs der Grenzen des neuen Vikariates hat der hl. Vater im Anschluß an das Votum der Kardinäle der Propaganda entschieden, daß ihr nicht bloß die drei Fu oder Zivilpräfekturen von Jentschoufu, Itschoufu und Zautschoufu anvertraut würden, sondern auch das Gebiet von Ziningtscho, worauf Euer Hochwürden in Ihrer zurückhaltenden und bescheidenen Bitte hatten verzichten wollen.

Howard. Auch Kardinal Melchers, der frühere Erzbischof von Köln, der einige Monate zuvor als Kardinal nach Rom gekommen, war in der Sitzung anwesend und äußerte später seine Freude über den günstigen Verlauf.

Die Apostolischen Briefe betreffs Errichtung des Vikariates von Südschantung und der Ernennung des hochwürdigsten Herrn Anzer zum Titularbischof und Apostolischen Vikar werden in der Form eines Breve von der dazu bestimmten Behörde nach Anweisung der Propaganda ausgefertigt und, sobald sie vorliegen, von dieser samt den notwendigen Vollmachten für den obengenannten Vikar Ihnen zugestellt werden.

Inzwischen macht es mir rechte Freude, Ihnen, hochwürdiger Herr, und Ihrer wohlverdienten Anstalt, besonders aber dem Neuerwählten zu den obigen Entscheidungen des hl. Vaters, die Glückwünsche Sr. Eminenz des Kardinalpräfekten und meine eigenen darzubringen. Ein solcher Erfolg gereicht ja der Anstalt und Ihrer weisen und eifervollen Leitung derselben zur Ehre und wird ganz gewiß den guten Geist noch mehr anfachen in der jungen Schar von Missionaren, die sich zur Freude der obersten Behörde für die Verbreitung des hl. Glaubens den Reihen der von ihr entsandten Arbeiter für das Evangelium anschließt. Möge mit Gottes Gnade die junge Schar recht zahlreich werden. Dann wird die Propaganda ihr mit Freuden neue Arbeitsfelder für apostolische Bemühungen anweisen.

Schließlich freue ich mich bei dieser Gelegenheit, den Gefühlen meiner besondern Hochachtung für Sie erneuerten Ausdruck geben zu können.

Euer Hochwürden 2c. † Dominicus Jacobini,
Rom, 18. Dezember 1885. Erzbischof v. Tyrus.

Kurz vor Weihnachten kam der Generalsuperior nach Steyl zurück, und nun begannen die Vorbereitungen für die Bischofsweihe, welche Sonntag den 24. Januar 1886 in der Engelkirche des Missionshauses stattfand. Zuvor mußte noch das Eintreffen der päpstlichen Breven abgewartet werden. Drei solcher waren nötig: eines, wodurch das Apostolische Vikariat Südschantung errichtet wurde; ein zweites, welches Mgr. Anzer zum Titularbischofe von Telepte i.p.i. erhob, und ein drittes, das ihn zum Apostolischen Vikar von Südschantung ernannte. Die beiden letzten Breven waren datiert vom 12. Januar 1886, das erste vom 8. Januar. Letzteres lassen wir wegen seiner dauernden Wichtigkeit für die Genossenschaft hier folgen:

Breve, betreffend die Errichtung des Apostolischen Vikariates von Südschantung.

Leo XIII., Papst.

Zum immerwährenden Andenken.

Die römischen Päpste pflegten öfters kraft ihres höchsten apostolischen Amtes, das sie auf Erden verwalten, damit für die Verbreitung des Glaubens unter den Heiden auf bessere Weise gesorgt werde, die Apostolischen Vikariate, welche gewöhnlich im Anfange sehr weit umgrenzt werden, im Laufe der Zeit in zwei oder mehrere zu teilen. Da man erkannte, daß unter diese gar ausgedehnten Vikariate jenes von Schantung in China, das dem Orden der Franziskaner von der strengen Regel anvertraut ist, zu rechnen sei, und da zu dieser bedrängten Zeit der nämliche Orden nicht leicht eine hinreichende Zahl von Missionaren aus seiner Mitte in jenen ausgedehnten Distrikt entsenden konnte, so hat der General des erwähnten Ordens und ebenfalls der Apostolische Vikar von Schantung, die das Heil der Seelen vor allem im Auge haben, damit zur Teilung des besagten Vikariates der Weg gebahnt würde, mit Zustimmung Unserer ehrwürdigen Brüder, der Kardinäle der heiligen römischen Kirche, welche die Geschäfte der Propaganda leiten, gegen Anfang des Jahres 1881 eine Übereinkunft getroffen mit Unserm geliebten Sohne Arnold Janssen, dem Oberen der Missionsanstalt von Steyl in Holland, kraft dessen einigen Missionaren dieser Anstalt die Erlaubnis zu teil wurde, in den drei Zivil-Präfekturen im Süden des genannten Apostolischen Vikariates das Christentum zu verkündigen, in Abhängigkeit jedoch von dem Apostolischen Vikar der Franziskaner, bis sich dort die Zahl der Gläubigen und Missionare gemehrt haben würde und zur Teilung des Vikariates und zur Anweisung an die genannte Missionsanstalt, wenn es Uns gut schiene, geschritten werden könnte. Da nunmehr die Missionare aus Steyl ungefähr vier Jahre in jenen Gegenden mit Hilfe Gottes, der ihre Arbeit mit reichlichen Früchten segnete, rüstig gewirkt haben, so scheint es gut, daß jener Distrikt zu einem besondern Vikariate erhoben und der Missionsanstalt in Steyl ohne irgend eine Abhängigkeit von einem andern Apostolischen Vikariate anvertraut werde. Da wir nun mit Unsern ehrwürdigen Brüdern, den Kardinälen der hl. römischen Kirche, welche den Geschäften der Glaubensverbreitung vorgesetzt sind, alle Umstände aufmerksam und genau überlegt haben, so teilen Wir aus eigenem An-

triebe und nach genauer Erkenntnis und Überlegung das erwähnte Vikariat in zwei und errichten aus dem abgetrennten Teil ein neues Vikariat unter dem Namen von Südschantung. Diesem neuen Vikariate, das von dem übrigen Teile von Schantung, jetzt Nordschantung genannt, getrennt wird, teilen Wir nach dem Rate der genannten ehrwürdigen Brüder die drei Zivil-Präfekturen, chinesisch „Fu" genannt, zu, nämlich Jciou-fu (Jtschoufu,) Yencioufu (Jentschoufu) und Zaociousu (Zautschoufu) und gleichfalls die Unterpräfektur Zi-ning-ciou (Zi-ningtschou,) das zwischen den zwei letzten nach Süden gelegen ist.

Ferner stellen wir als Grenzen dieses neuen Vikariates fest nach Osten das gelbe Meer, nach Süden die Apostolischen Vikariate von Kiang-nan oder Nanking und des südlichen Honan; nach Westen das Apostolische Vikariat des östlichen Tscheli; nach Norden endlich das Apostolische Vikariat vom nördlichen Schantung.

Gegeben zu Rom bei St. Peter unter dem Fischerringe am 8. Januar 1886, im achten Jahre Unsers Pontifikates.

L. S. gez. M. Kard. Ledochowski.*)

5. Die Bischofsweihe von Mgr. Anzer.

Wie freuen sich alle Diözesanen, wenn ihr neuerwählter Bischof mit heiligem Öle gesalbt und mit der Vollgewalt des Priestertums bekleidet wird!

Auch für das Missionshaus in Steyl war der 24. Januar 1886 ein hoher Freudentag, an dem nicht nur die Patres, Brüder und Zöglinge des Hauses den regsten Anteil nahmen, sondern in gleicher Weise eine große Schar edler Freunde und Wohlthäter der Genossenschaft, im ganzen deutschen Reiche zerstreut. Hochbedeutsam war dieser Tag für unsere kleine Gesellschaft, aus deren Mitte Mgr. J. B. Anzer als der erste, und bis jetzt auch der einzige, mit bischöflicher Weihe und bischöflichem Ornate bekleidet werden sollte.

Wir hatten alles aufgeboten, die Feier nach Möglichkeit zu begehen und den hohen Kirchenfürsten sowie den

*) Kardinal Ledochowski war damals Präfekt der Kongregation der Breven. Nach dem Tode des Kardinals Simeoni im Januar 1892 trat er an dessen Stelle als Präfekt der Kongregation der Propaganda.

edlen Freunden des Missionswerkes, welche wir erwarteten, einen würdigen Empfang zu bereiten.

Erzbischof Krementz von Köln hatte sich bereit erklärt, die Konsekration von Mgr. Anzer zu vollziehen. Bischof Korum von Trier und Bischof Boermans, Koadjutor von Roermond, wollten ihm assistieren. Zu unserer größten Freude hatte auf eine Einladung auch der päpstliche Internuntius aus dem Haag, Se. Excellenz Mgr. Spolverini, als Vertreter Sr. Heiligkeit, zur Festfeier sein Erscheinen zugesagt. Diese wurde im Herz-Jesu-Boten und im St. Michaels-Kalender ausführlich geschildert.

„Am Vorabende des Festes trafen die hohen kirchlichen Würdenträger in rascher Aufeinanderfolge im Missionshause ein. Der hochwürdigste Herr Erzbischof wurde von dem hochwürdigen Herrn Rektor des Missionshauses in Venlo in Empfang genommen, während bald darauf der von Maestricht kommende Zug uns den hochwürdigsten Bischof von Trier zuführte. Eine gute halbe Stunde später kam Se. Excellenz Mgr. Spolverini mit dem Zuge von Haag. Bereits prangte das Haus im Festschmuck. Auch die Bewohner von Steyl und Tegelen hatten ihre Teilnahme an dem schönen Feste durch reichen Flaggenschmuck bekundet. Bei einbrechender Dunkelheit erstrahlte das Missionshaus in höchst wirksamer Beleuchtung, und Böllerschüsse begrüßten die hohen Gäste. Am Portal boten die Zöglinge in Liedern zum Klange der Instrumente und in passenden Ansprachen den hochwürdigsten Herren ihr Willkommen, das in herzlichster Weise von den hohen Gästen erwidert wurde.

Unterdes waren auch von nah und fern viele Freunde und Wohlthäter erschienen, um sich an der erhabenen Feier zu erbauen und mit uns Gott den Herrn für die besonderen Erweise Seiner Güte und Barmherzigkeit zu preisen.

So war endlich der hochbedeutsame Tag herangekommen, ein Tag der Gnade und des Segens für unser Haus, ein Tag der Gnade und des Segens, so hoffen wir, besonders für die Mission im fernen Osten. Am Morgen des Festes vereinigten sich die Zöglinge und Brüder sowie die übrigen Bewohner des Hauses am Tische des Herrn, um vom göttlichen Seelenbräutigam den reichsten Gnadensegen für den zu erflehen, der nun bald

mit der Hohenprieſterwürde geziert, und in deſſen Hand der ſo ſchwere Hirtenſtab gelegt werden ſollte. Se. Gnaden, der hochwürdigſte Herr Biſchof Korum, reichte allen die hl. Kommunion.

Gegen 8½ Uhr kam mit dem Zuge von Roermond der hochwürdigſte Herr Koadjutor Mgr. Boermans; derſelbe Empfang wie bei den übrigen hochwürdigſten Herren. Nunmehr nahte die feſtgeſetzte Stunde. Gegen 9¾ Uhr wurden die hohen Prälaten von den Prieſtern und Zöglingen des Hauſes in Prozeſſion abgeholt. Unter dem Abſingen des »Veni Creator« bewegte ſich der Zug feierlich langſam zur Kirche. Als die hochwürdigſten Herren Biſchöfe auf der Schwelle des Gotteshauſes erſchienen, ſtimmte der Geſangchor das prächtige »Ecce sacerdos magnus«, nach der Kompoſition von Fr. Witt, an und vollendete es, während der Zug durch den Mittelgang dem Hochaltar zuſchritt. Se. Excellenz Mgr. Spolverini, als Vertreter des hl. Vaters, beſtieg auf der Epiſtelſeite den für ihn beſtimmten Ehrenſitz, und alsbald nahm die Feier ihren Anfang. Zunächſt leiſtete der hochwürdigſte Konſekrandus, nachdem einer der miniſtrierenden Prieſter das obige Breve des hl. Vaters im lateiniſchen Originaltexte vorgeleſen, der hl. Kirche und ihrem Oberhaupte in üblicher Weiſe den Eid der Treue. Nachdem ſodann der hochwürdigſte Herr Erzbiſchof als Konſekrator das ſogenannte Examen vorgenommen, begann das feierliche Pontifikalamt. Während desſelben, ſowie bei den übrigen Teilen der Feier, kamen Kompoſitionen von Paläſtrina, Fr. Witt, Fr. Schmidt und Piel durch den Chor der Zöglinge zur Aufführung.

Unmittelbar vor dem Evangelium begann der eigentliche Weiheakt. Der erwählte Biſchof, mit dem biſchöflichen Schmuck und dem Meßgewande bekleidet, tritt unter Begleitung der aſſiſtierenden Biſchöfe vor den Hochaltar und wirft ſich dort auf ſein Angeſicht zu Boden, während von allen übrigen knieend die Litanei von allen Heiligen geſungen wird. Vor dem Agnus Dei erhebt ſich der hochwürdigſte Erzbiſchof von Köln als Konſekrator und ſpricht in dreimaliger Wiederholung, indem er immer eine weitere Segnung beifügt, „daß Du dieſen Erwählten † ſegnen, † heiligen und † konſekrieren wolleſt".

Nun wird das geöffnete Evangelienbuch dem Konſekrandus auf die Schulter gelegt, und dann legen die drei mit der Mitra geſchmückten Kirchenfürſten ihm die Hand auf das Haupt und ſprechen, wie einſt der Herr zu Seinen Apoſteln:

„Empfange den Hl. Geiſt!"

Nach dem Absingen einer feierlichen Präfation wird das Haupt des erwählten Bischofs mit einem weißen Tuche umwunden, und es beginnt die bischöfliche Salbung.

Zuvor aber knieen wieder alle nieder, und feierlich ernst singt die ganze Kirche den Hymnus „Veni Creator Spiritus", um die Gaben jenes Geistes herabzuflehen, ohne den nichts in der Kirche Kraft und Weihe hat.

Die Worte der Salbung lauten:

„Dein Haupt werde geweiht und gesalbt mit himmlischer Salbung zur bischöflichen Würde. Im Namen des † Vaters und des † Sohnes und des Hl. † Geistes. Amen."

„Gesalbt mögen sein diese Hände mit dem hl. Öle und mit dem Chrisma der Heiligung; wie Samuel David, den König und Propheten, gesalbt, so seien auch sie gesalbt und geweiht."

Darauf wird dem Neugeweihten der bischöfliche Stab und Ring, sowie das Evangelienbuch übergeben mit den Worten:

„Nimm hin den Stab des Hirtenamtes, damit du bei Ahndung der Fehler mit Liebe züchtigest, ohne Zürnen Urteil fällest, durch Pflege der Tugenden die Gemüter der Zuhörer besänftigest und mit ruhigem Ernste Zucht und Strafe übest."

Ferner: „Nimm hin den Ring, das Siegel der Treue, auf daß du, mit unbefleckter Treue geschmückt, die Braut Gottes, die hl. Kirche, unversehrt bewahrest. Amen."

Dann: „Nimm hin das Evangelium, geh und predige es dem dir anvertrauten Volke; denn Gott ist mächtig, daß Er Seine Gnade in dir mehre, Er, der lebt und regiert in alle Ewigkeit. Amen."

Nun wird die hl. Messe fortgesetzt, und zwar gleichzeitig vom konsekrierenden und konsekrierten Bischofe, welcher, von den beiden assistierenden Bischöfen umgeben, seitwärts an der Epistelseite des Hochaltares steht. Beim Offertorium opfert der Neugeweihte vor dem Altare knieend zwei Wachskerzen, zwei Brote und zwei Fäßchen Wein, welche mit seinem und des konsekrierenden Bischofs Wappen geschmückt sind. Beide Bischöfe sprechen gleichzeitig die Worte der hl. Wandlung und genießen bei der hl. Kommunion jeder die Hälfte von der hl. Hostie und vom Blute des Herrn.

Vor dem letzten Segen folgt alsdann die Vollendung der bischöflichen Konsekration, die Bekleidung mit der bischöflichen Mitra, den bischöflichen Handschuhen und die Inthronisation.

Es war ein erhebender Anblick, als nach Vollzug der Konsekration nunmehr vier Bischöfe, im glänzenden Schmuck der Gewänder, umgeben von einer großen Anzahl Klerikern, am Weihealtar funktionierten. Mit kräftiger, vollklingender Stimme intonierte der Konsekrator, der hochwürdigste Herr Erzbischof, das „Te Deum", während der Gesangchor den erhabenen Preisgesang nach der mehrstimmigen Komposition von Fr. Schmidt mit abwechselndem Choralsatz zu Ende führte. Auf den majestätischen Tonwellen stiegen die Gefühle unseres heißesten Dankes gegen den Dreieinigen himmelan, und wir meinen, die himmlischen Heerscharen, denen unsere Kirche geweiht ist, müßten besonders freudig mit uns eingestimmt haben in den Lobpreis des Allerhöchsten.

Nach beendigtem Te Deum schritt der neugeweihte Bischof mit der Mitra auf dem Haupte und dem Hirtenstabe in der Hand, geführt von den beiden hochwürdigsten Assistenten durch die festlich geschmückte Kirche und spendete zum erstenmal den zahlreich versammelten Andächtigen den bischöflichen Segen.

Böllerschüsse während der heiligen Feier trugen die Kunde von dem eben so freudigen, als hochbedeutsamen Ereignis in die Ferne.

Nach der Feier, die gegen 1 Uhr beendet war, vereinte die zahlreichen Festgenossen ein Festmahl, das durch musikalische Vorträge und Lieder, von den Zöglingen des Hauses ausgeführt, gewürzt wurde. Daß es dabei gleichzeitig nicht an Toasten auf den heiligen Vater und seinen Stellvertreter, auf die hochwürdigsten Herren Bischöfe usw. fehlte, bedarf keiner Erwähnung. Se. Exzellenz, Mgr. Spolverini, toastierte in lateinischer Sprache auf das Haus und den Neugeweihten.

Unterdessen kam für die hochwürdigsten Herren der Augenblick der Abreise näher. Nochmals versammelten sich die zahlreichen Gäste gemeinschaftlich mit den hohen Prälaten im festlich geschmückten Speisesaal, der allein für solche Zwecke hinreichend Platz bot. Die Zöglinge des Hauses brachten den hochwürdigsten Herren in Lied und Wort und musikalischen Aufführungen den Zoll ihres Dankes und ihrer ehrerbietigsten Huldigung dar. Aber der Zeiger der Uhr rückte zu schnell voran, als daß das ganze Programm hätte durchgeführt werden können; die Zeit des Abschiedes drängte. Da erhob sich der hochwürdigste Herr Bischof Korum zu einer Ansprache an die Zöglinge. Es waren begeisterte und begeisternde Worte, die Se. Gnaden, von dem Ereignis des Tages ausgehend, an die zukünftigen Missionare richteten.

Philippus Krementz, Erzbiſchof von Köln.
Felix Korum, Biſchof v. Trier. **Franziskus Boermans**, Biſchof v. Roermond.
Joh. Bapt. Anzer, Biſchof von Telepte, apoſt. Vikar v. Südſchantung.

„Wir können," so sprach der hohe Redner, „die heilige Stätte nicht verlassen, ohne unsern herzlichen Dank auszusprechen. Heute erlebten wir eine herrliche Freude. Unser Herz ist immer gerührt und bewegt, wenn der Geist des Herrn einen Apostel weiht, und wenn Er ihn mit dem Reichtum der Gnade erfüllt, damit er jene, welche noch im Schatten des Todes weilen, zum neuen Leben rufe und stärke. Ein Bischof in der katholischen Kirche ist eine hehre, heilige Erscheinung. Einst schmachtete das Volk Gottes in dürrer Wüste, und man wünschte frisches Wasser, um den brennenden Durst zu löschen. Und Moses schlug auf Gottes Wort den harten Stein, und frisches Wasser quoll hervor und löschte den Durst. So der Bischof. Der Stab, den er trägt, ist der Stab des Moses; und er schlägt den harten Stein, und das Wasser der Gnade sprudelt hervor.

Ja, wir lesen in der alten Geschichte, daß, wenn ein Bischof hervortrat, mit seinem Hirtenstab in der Hand, Wasser hervorquoll, und daß nach und nach ein Baum sich ausbreitete, unter dem viele, die von weitem kamen, ausruhten und ihren Durst löschten. Getrieben durch den Durst nach Wahrheit werden noch viele kommen, um den Durst ihrer Seelen zu löschen an dem heiligen Borne, den der Bischof eröffnet hat, und er führt sie unter den Baum der katholischen Kirche, damit ihr Verlangen gestillt, damit sie verteidigt werden gegen die Gefahren der Welt. So auch jener jugendliche Bischof; heute ist ihm der Stab Moses in die Hände gedrückt. Er wird in ferne Lande die herrlichen Segnungen bringen; er wird mit diesem Stabe die Herzen rühren, und wir wollen hoffen, daß das Wasser dort sprudeln wird, und daß die Seelen gleichen einem Garten des Heiligen Geistes. Hoffentlich wird dort auch im fernen Osten durch die rastlose Arbeit ein Garten erblühen, wo der Tau des Heiligen Geistes die Seelen befruchtet und sie zu neuem Leben kräftigt. Dann können wir sagen: wir haben hier die Anfänge bereitet, wir haben hier die Glut angefacht, in diesem heiligen Hause ist der Beruf erstarkt, der Wille gestärkt worden zum Leiden und Opfersinn, und dort im fernen Osten, dort blüht euch die heilige Ernte. Darum haben wir uns heute hier erfreut und darum konnten wir uns so innig verstehen, als einer von euch zum Altare trat und die Konsekration vom Erzbischofe erhielt. Und mit ihm haben wir gebetet, daß der Herr den ersten Apostel, den Er uns gegeben, segne auf seinem dornenvollen Pfade.

Man hat uns hier Blumen gespendet, im Winter; während alles erstarrt, während Schnee und Eis alles bedeckt, da habt ihr uns doch, liebe Zöglinge, die Blumen des Lenzes gepflückt, sie in herrlicher Poesie uns dargereicht; und wenn ihr auch im Winter die Blüten des Frühlings pflücken konntet, dann müßt ihr nur bitten, daß der Himmel nie eure Herzen verlasse, daß diese Blüten einst aufgehen und reiche Früchte bringen für euch und für die Seelen, die ihr erretten sollt. Dann werdet ihr sehen, wie einst alle Kinder, die durch die Hand eures Bischofes gerettet sind, wie diese Kleinen, von denen ihr uns gesprochen, euch entgegen kommen am Tage der ewigen Vergeltung.

Nun scheiden wir und empfehlen uns eurem Gebete, liebe Zöglinge! Wir gehen zwar nicht nach China, aber zu harter Arbeit; doch die Pfade des Herrn sind ja einander gleich. Wir streiten alle für Jesus Christus; wenn nur Jesus gepredigt, erkannt, geliebt, wenn nur Er angebetet wird: dann sind wir gerettet, dann sind wir glücklich, dann haben wir unser ewiges Heil sicher. Nochmals besten Dank!"

Noch einige Vorkehrungen für die Reise, ein nochmaliger Gruß der Zöglinge zum Abschiede, und dahin rollte der Wagen, der uns die teuren, hohen Gäste entführt, begleitet von den Gefühlen ehrerbietigsten Dankes und den innigsten Segenswünschen aller Bewohner des Missionshauses."

Von den Gedichten, auf welche der hochwürdigste Bischof Korum in seiner Rede anspielte, mögen nachstehend einige angeführt werden.

An den hochwürdigsten Erzbischof Philippus Krementz wurde folgende Begrüßung gerichtet:

„Finster kam die Zeit gezogen
Für das freie, deutsche Land:
Ruh' und Friede war zerronnen
Und der große Kampf entbrannt . . .

„Trauernd teilten Gottes Streiter
Der Verbannung schweres Los;
An verlass'nen Opferstätten
Stand die Herde hirtenlos.

„Auch zu Köln am alten Rheine
Stand verwaist der hohe Dom;
Ohne Heimat war sein Wächter,
Bis der Herr ihn rief nach Rom.

„Freudig hat er aufgelauschet
Jüngst, „der alte Vater Rhein",
Als in Köln zum hohen Dome
Zog ein neuer Bischof ein.

„Fern von Osten kam er wieder
In sein schönes Heimatland,
Einem schweren Hirtenstabe
Weiht sich liebend seine Hand.

„Nimm auch unsern Dank entgegen,
Den wir schulden dir mit Recht;
Gottes Hand sei allerwegen
Mit Philippus, Seinem Knecht."

Dem hochwürdigsten Bischof Felix Korum war folgendes Gedicht gewidmet:

„Sanfte Klänge, süße Lieder,
O, wie tönet ihr so traut;
Sprecht von sel'gen Stunden wieder,
Die einst Trierisch Volk geschaut.

„Welche Wonne, welche Freude,
Gab es nicht im Moselland,
Als der Herr im Glaubensstreite
Ihm den Bischof Felix sandt'!

„Neu erklangen Hoffnungsgänge
Von der Saar bis zu dem Rhein,
Ja, des ganzen Volkes Menge
Stimmte in den Jubel ein.

„Mochten Straßburgs Armen weinen,
Als ihr Vater sie verließ,
Felix konnte nicht verneinen,
Was der höchste Hirt ihn hieß.

„Mit des Glaubens starkem Mute
Zog er zu der Bischofsstadt,
Wo St. Felix für das Gute
Wacker einst gekämpfet hat . . .

„Weilend heut in unsrer Mitte,
Wünschen wir ihm Glück und Heil,
Ja, auf jedem seiner Schritte
Werd' ihm Gottes Schutz zu teil!"

An den neugeweihten Bischof und Apostol. Vikar aber wurden folgende Worte gerichtet:

„Heut gab Gott dir, junger Hirte,
Mit des Hirtenstabes Zierde
„Davids Schlüssel" in die Hand.
Schließe auf den Gnadenbronnen
Und das Thor der Himmelswonnen
Ach! dem armen Heidenland."

Ein anderer rief ihm zu:

„Möge dir der Hirt der Hirten
Seine Gnade reichlich spenden:
Segen sei an deinem Stabe,
Glück und Heil in deinen Händen.

„Stark durch dieses Schaftes Stütze
Zieh' nun hin in dein Gefilde,
Wo die meisten deiner Schafe
Irre wandern in der Wilde.

„Schwinge kühn dein heilig Zeichen;
Hebe segnend deine Rechte!
Mit dem scharfen Schwert des Glaubens
Frei die Deinen dir erfechte!"

Ein dritter aber wünschte ihm:

„Heute ergoß sich des heiligen Hornes
Öl auf das Haupt dem Diener des Herrn.
Segen erstrahle himmlischen Bornes
China; dein Heil, es sei nicht mehr fern!

„Perle hernieder befruchtender Regen
Auf des Weinberges trauernde Flur!
Wecke mit deinem belebenden Segen
Knospen aus starrenden Reben hervor.

„Weinberg, Südschantung, jetzt wildernde Ranken,
Mög'st du einst prangen im Frühlingsgewand!
Reichliche Frucht von den Stangen, den schlanken,
Pflücke einst emsig die pflegende Hand!“

6. Die ersten Anfänge der regularen Genossenschaft.

Als in Rom die Verhandlungen betreffs Einrichtung des Apostol. Vikariates Südschantung eingeleitet wurden, hatten in Steyl bereits die Beratungen des ersten Generalkapitels begonnen. Bevor wir darauf des näheren eingehen, müssen wir zunächst mitteilen, wie sich die *regulare Genossenschaft* entwickelt hat, die als Grundlage des Steyler-Missionswerkes dienen sollte. Im Hinblick darauf fragt man: „Gab es in Steyl auch Gelübde?“ und wenn nicht: „Wie und unter welchen Umständen wurden sie eingeführt?“ In Beantwortung dieser Frage sei es erlaubt, auf folgende Erscheinung in der Geschichte der religiösen Orden hinzuweisen.

Zwar wollen wir uns keineswegs mit älteren Orden, die in der katholischen Kirche in Ansehen stehen, vergleichen; aber immerhin bleibt es einigermaßen beachtenswert, daß verschiedene religiöse Genossenschaften ohne Gelübde angefangen haben, so z. B. die *Lazaristen* und *Redemptoristen*. Die hl. Stifter Vincentius und Alfonsus wollten zunächst nur Gefährten sammeln, um dem Missionswerke in Frankreich und Italien, besonders auf dem Lande, zu Hilfe zu kommen. Die Gelübde aber wurden von ihnen eingeführt, sobald sie sahen, daß sie eine Notwendigkeit seien.

Zu Steyl gab es in den ersten acht Monaten noch keine Gelübde. Dann wurde neben der *Weihe an das göttliche Herz Jesu für das Missionswerk* nach dem Vorbilde des englischen Missionshauses von Millhill nur das *Gelübde des Gehorsams gegen die Obern* eingeführt. Trotzdem war die Lebensweise in den ersten zehn Jahren strenger als später.

Unser hochw. Gründer war voll Hochachtung für die beiden heiligen Dominikus und Franziskus, die Stifter

der größten Orden des Mittelalters, deren Leben und Anschauungen so tief in den Fundamenten des Glaubens begründet waren. Dieselben hatten nicht unterlassen, für ihre Genossenschaften auch eine große körperliche Strengheit zu erwählen. So hatte der hl. Dominikus beständige Abstinenz und ein halbjähriges Fasten vorgeschrieben. Selbst für seinen Dritten-Orden hat er angeordnet, daß die Mitglieder jeden Freitag fasten und außerdem am Montag, Mittwoch und Samstag, sowie in der ganzen Adventszeit Abstinenz beobachten sollen. Diese letztere Bestimmung nahm man in Steyl an, und zugleich wurde beschlossen, daß die Angehörigen der Genossenschaft auch Mitglieder des Dritten-Ordens des hl. Dominikus sein sollten. Hierdurch erlangte man als Grundlage für eine neue Regel eine schon bestehende, von der Kirche gutgeheißene, und dazu auch Verbindung mit einem Orden, der sich um die heilige Kirche sehr verdient gemacht und ganz ausgezeichnete Heilige hervorgebracht hat.

Aufstieg zur Oberkirche.

Außerdem erkannte man alsbald, daß ohne Hilfe von Laienbrüdern die Aufgabe der Genossenschaft schwer zu lösen *sein* würde. Da aber bot eben die III. Regel des hl.

Dominikus eine große Leichtigkeit, mit der Annahme von Laienbrüdern zu beginnen. Freilich hatten dieselben anfangs noch kein Ordenskleid. Aber auch die Priester der Gesellschaft trugen nur Kollar, Cingulum und Soutane, wie es in der Diözese Münster, besonders vom hochwst. Herrn Bischof Joh. Georg Müller, eingeführt war. Die Kleidung der Geistlichen in der Diözese Roermond war eine ganz ähnliche; nur pflegt man dort das Cingulum anders zu knoten. Darin ahmte man ihnen zwar nicht nach, wohl aber in ihrem Klerikerhut, der auch von den Unsrigen getragen wurde.

Die ersten Mitglieder der Gesellschaft hatten sich privatim als Novizen in den Dritten-Orden des hl. Dominikus aufnehmen lassen. Nachdem aber im Jahre 1877 u. 1878 die ersten Brüder eingetreten waren, fand am 8. Dez. des letzteren Jahres die erste öffentliche Aufnahme in denselben statt. P. Augustin Keller, Kommissar der deutschen Häuser des Dominikanerordens, vollzog die Feier. Eingekleidet wurden durch Empfang des Ordensskapuliers, welches unter den Kleidern getragen zu werden pflegt:

Br. Jakobus (Aug. Reichel) und Br. Markolinus (Heinr. Elskemper.)

Profeß machten:

P. Arn. Janssen, P. Joh. Bapt. Anzer, P. Herm. Wegener und P. Joh. Janssen.

Diese Feierlichkeit wiederholte sich noch öfter in den folgenden Jahren, z. B. am 30. April 1881, wo als Novizen eingekleidet wurden die Alumnen und späteren Patres:

Nikolaus Blum und Theodor Bücker, sowie die Brüder Bernardus (Rob. Schwerdtfeger) und Martinus (Herm. Jürgens).

Als Professen wurden zugelassen:

P. Heinr. Müller, P. Joh. Holthausen, P. Ant. Wewel und P. Frz. Bartels.

7. Das erste Generalkapitel der Gesellschaft.

(Vom 10. Dezember 1884 bis zum 12. Mai 1886).

Am Abende des 7. Dezembers 1884 traf Provikar Anzer aus China in Steyl ein. Seine in Sachen der Mission erfolgte Rückkehr bot Veranlassung zur Abhaltung des ersten Generalkapitels der Genossenschaft, welches für dieselbe höchst bedeutungsvoll werden sollte. An demselben nahmen jene Mitglieder teil, welche sich ihr schon durch die ewigen Gelübde angeschlossen hatten, nämlich:

1. Arnold Janssen, Rektor des Missionshauses und Vorsteher der Gesellschaft;

2. Joh. Bapt. Anzer, Provikar von Südschantung.

3. Herm. Jos. Wegener, Studienpräfekt in Steyl.

4. Johannes Janssen, Vorsteher der Laienbrüder in Steyl.

Dem Generalkapitel lag die wichtige Aufgabe ob, über die schwebenden Hauptfragen zu entscheiden und eine Regel für die Genossenschaft festzustellen. Die ersten Verhandlungen dauerten mit zwei Unterbrechungen vom 10. Dezember 1884 bis zum 25. März 1885. Es wurde beschlossen, die besondere Verehrung des Hl. Geistes und die gewöhnlichen drei Gelübde des regularen Standes einzuführen. Das Kapitel mußte seine Arbeiten beschleunigen, da sechs Alumnen am 28. Februar 1885 in Roermond die hl. Subdiakonatsweihe empfangen und vorher die hl. Gelübde ablegen sollten. Deshalb begnügte man sich mit einer kürzeren, deutsch verfaßten Regel, in welche aber alle maßgebenden Punkte aufgenommen waren. Dieselbe wurde vorgelegt und erklärt und nach vorausgegangenen dreitägigen Exercitien von allen Priestern und Klerikern der Gesellschaft durch Ablegung und Übertragung der hl. Gelübde feierlich anerkannt. Auf das wichtigste, die Einführung der hl. Gelübde der Armut und der Keuschheit, waren alle schon vorbereitet. Die übrigen Bestimmungen aber hielten sich so ziemlich im Rahmen der schon bestehenden

Vorschriften. In der Festsetzung der hl. Patrone war indes eine gewisse Änderung eingetreten.

Der für die ganze Genossenschaft höchst wichtige Akt fand am Montag den 23. Februar 1885, am Vorabende des Festes des hl. Matthias, in der sechs Monate vorher konsekrierten Oberkirche zu Steyl statt. Noch ist es mir deutlich in der Erinnerung, wie am Abende jenes Tages die Votanten: zwölf Priester und sieben Kleriker mit brennenden Kerzen an den festlich geschmückten von Lichtern erhellten Altar traten, um sich Gott dem Herrn für die Zwecke der „Gesellschaft des Göttlichen Wortes" — diesen Titel hatte sie angenommen — zu weihen. Wie feierlich ernst klang es durch das Gotteshaus, als nach Absingung des St. Johannes-Evangeliums und gemeinsam gesprochenen Einleitungsworten, jeder einzelne die Weiheformel sprach:

„Somit mache ich, N. N., heute Profeß auf diese Regel der genannten Gesellschaft, und zu Ehren des Heiligen Geistes und vertrauend auf die Hilfe meiner heiligen Patrone gelobe ich Armut, Keuschheit und Gehorsam nach den Bestimmungen dieser Regel und zwar für die noch übrige Zeit meines Lebens."

Jene, die nur zeitliche Gelübde ablegten, machten in der Formel entsprechende Änderungen.

Nach erfolgter Gelübdeablegung wurde das Veni Creator gesungen, um die stärkende Gnade des Hl. Geistes zu erflehen zur treuen Beobachtung des Gelobten. Dann wurde im Te Deum dem hl. dreieinigen Gott für die eben empfangene Gnade von Herzen gedankt, worauf der Segen mit dem hochwürdigsten Gute die denkwürdige Feier beschloß.

Weil dieses die erste Gelübdeablegung auf die Regel der neukonstituierten Gesellschaft und für diese grundlegend war, mögen die Teilnehmer hier namhaft gemacht werden. Es übertrugen die ewigen Gelübde:

1. Arn. Janssen, 2. Joh. Bapt. Anzer, 3. Herm. Wegener, 4. Joh. Janssen;

Zeitliche Gelübde machten, bez. übertrugen:

5. Heinr. Müller, 6. Joh. Holthausen, 7. Nik. Blum, 8. Jos. Weber, 9. Jakob Steger, 10. Heinr. Krampe, 11. Wilh. Weißenfels, 12. Aug. Henninghaus, 13. Bern. Eikenbrock, 14. Joh. Schaaf, 15. Peter Hochhardt, 16. Heinr. Neuenhofen, 17. Theod. Bilsterman, 18. Herm. Löcken, 19. Rud. Pieper.

Eine gleiche Feier wiederholte sich einen Monat später für die Laienbrüder, nachdem in der Zwischenzeit auch die für sie noch fehlenden Regeln festgestellt worden waren. Auch sie machten vorher einige Tage geistliche Übungen. Am 19. März, dem Feste des hl. Joseph, des großen Patrons unserer Laienbrüder, wurde die hl. Handlung vollzogen. Es machten die zweiten dreijährigen Gelübde die Brüder:

Martinus, Markolinus, Bernardus und Albertus[1];

die ersten dreijährigen Gelübde die Brüder:

Damianus, Matthäus, Jakobus[2], Michael, Gabriel, Raphael, Baldomer, Krispinus, Christophorus, Dominikus und Johannes Ev.

Für die Brüder war nämlich bestimmt worden, sie sollten dreimal auf je drei Jahre Gelübde machen zu Ehren der hl. Erzengel Raphael, Gabriel und Michael und dann die ewigen zu Ehren der heiligsten Herzen Jesu und Mariä. Die Kleriker dagegen legen ihre Gelübde gleich für neun Jahre ab zu Ehren der heiligsten Herzen Jesu und Mariä, nach Ablauf welcher Zeit die ewigen Gelübde zu Ehren des Hl. Geistes folgen sollen. Den ersten zeitlichen Gelübden sollte, sowohl für die Kleriker wie auch für die Brüder, ein zweijähriges Noviziat*) vorhergehen.

So war nun für die Gesellschaft ein Fundament gelegt worden, und sie selbst hatte eine sichere und festere

*) An dieser Stelle müssen wir rühmend hervorheben die Verdienste, welche der Lazaristenpater Medits aus Wien um die Einführung des Noviziates in unsere Gesellschaft sich erworben hat. Mit Gutheißung seines Generals P. Fiat war er auf Ersuchen des P. Generalsuperiors zweimal zu diesem Zwecke längere Zeit in unserem Steyler Hause, zuerst im Frühjahre 1886 und später im Juli und August 1888.

Der Hochaltar der Oberkirche in Steyl.

Vorstehende Abbildung zeigt ihn mit aufgeklappten Flügeln; der rechte stellt das Opfer Isaks, der linke das Opfer Melchisedechs dar: zwei Vorbilder vom göttlichen Heilande. Im mittleren Feld sehen wir das Lamm Gottes, angebetet von den 24 Ältesten, und in den beiden anstoßenden Nischen die beiden Apostelfürsten Petrus und Paulus. Die Tabernakelthür trägt eine Darstellung der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Wie die Kirche selbst, ist der Altar den hl. Engeln geweiht. Deshalb erblicken wir den Oberbau desselben mit den Statuen der sieben hl. Erzengel geschmückt, während die neun Engelchöre durch neun um und neben dem Tabernakel angebrachte Engelstatuen vertreten sind.

Gestalt gewonnen. Dazu diente auch noch ein anderes wichtiges Ereignis, welches sich am 12. März, dem Feste des hl. Gregor des Großen, vollzog. Rektor Arnold Janssen hatte nach Feststellung und Annahme der deutschen Regel sein Amt als Generaloberer der Gesellschaft niedergelegt. Infolgedessen beschloß das Generalkapitel, am bezeichneten Tage eine Neuwahl vorzunehmen. Sie fiel auf den bisherigen Vorsteher, welcher dadurch zum lebenslänglichen Generaloberen der Gesellschaft aufgestellt wurde.

Noch war die Aufgabe des Generalkapitels nicht völlig gelöst; denn die eingeführte deutsche Regel enthielt nur die wesentlichsten Grundzüge und Bestimmungen. Eine weitere Ausarbeitung der Regel schien notwendig, die außerdem in lateinischer Sprache gewünscht wurde. Die vorbereitenden Arbeiten erforderten eine Unterbrechung des Kapitels, welches alsdann die lateinische Regel ihrem Hauptinhalte nach bis zum September feststellte, weshalb sie Regel vom September 1885 genannt wurde.

Daraufhin trat der Generalsuperior seine vierte Reise nach Rom an, von wo er nach der Ernennung P. Anzers zum Bischofe von Telepte und zum Apostolischen Vikar von Südschantung kurz vor Weihnachten nach Steyl zurückkehrte.

Nach der Konsekration des hochwst. Bischofs Anzer wurden die Verhandlungen des Generalkapitels wieder aufgenommen, um noch einige Punkte zu regeln, und am 12. Mai 1886 geschlossen. Alle Mitglieder der Genossenschaft in Steyl übertrugen sodann am 5. Juni des folgenden Jahres, am Feste der allerheiligsten Dreifaltigkeit, ihre Gelübde auf die lateinische Regel.

8. Über einige andere Bestimmungen des ersten Generalkapitels.

Außer den drei regularen Gelübden bildeten die Verhandlungen über den Dritten-Orden des hl. Dominikus einen andern wichtigen Gegenstand der Beratungen.

In der Regel desselben war nämlich vorgeschrieben: jede Woche ein Fasttag am Freitag und Abstinenz am Montag, Mittwoch, Freitag und Samstag. Bei aller Liebe zur regularen Observanz und Abtötung schien es doch mehr und mehr fraglich, ob diese Bestimmung für unsere Gesellschaft gut und dem hl. Willen Gottes entsprechend sei. Die Häuser der Gesellschaft in Europa sollen ja vorwiegend Studienhäuser werden. Da läßt sich nun beobachten, wie ein zwölfjähriges Studium während der Jahre der körperlichen Entwickelung anstrengend auf Leib und Geist einwirkt. Zwar kann das Fasten ja nicht von Zöglingen verlangt werden; aber es war doch nur schwer möglich, in der Abstinenz für sie eine Ausnahme zu machen. Dazu kam noch die Beobachtung, wie das religiöse Leben überhaupt auch ohne körperliche Überwindungen die Kräfte angreift. Außerdem mußten die Verhältnisse berücksichtigt werden, in welchen die Missionare leben. Und da war nicht zu leugnen, daß die Abstinenz in den Missionen schwer durchführbar sei.

Aus diesen Gründen entschloß man sich, von der Dritten-Regel des hl. Dominikus Abstand zu nehmen und nur drei Regelfasttage für das Jahr anzuordnen. Anderseits wurde das Verbot des Tabaks zum Rauchen und Prisen aufrecht erhalten und eine religiöse Ordnung festgesetzt, wie sie überhaupt in geistlichen Häusern üblich ist.

9. Über die Andacht zu Gott dem Hl. Geiste und zu den heiligsten Herzen Jesu und Mariä.

Eine fernere Aufgabe des Generalkapitels war die Festsetzung der Verehrungen, die in der Gesellschaft geübt werden sollten. Diese sind die Andacht zu Gott dem Hl. Geiste und zu den heiligsten Herzen Jesu und Mariä, außerdem zu den hl. Patronen, den hl. Engeln und zu den Verbreitern des hl. Glaubens, sowie zu den armen Seelen des Fegefeuers. Widmen wir den drei erst genannten Andachten hier zunächst einige Worte.

Wirft man einen Blick über das ablaufende Jahrhundert, so sieht man, daß zuerst die Verehrung der Gottesmutter am meisten blühte. Die Mutter aber führte zum Sohne, und so begann vom Jahre 1870 an auch die Verehrung des göttlichen Herzens Jesu größere Entwickelung zu nehmen.

Seit den letzten Jahren aber und besonders seit Erlaß der päpstlichen Encyclica vom 9. Mai 1897 hat die Andacht zum Hl. Geiste mehr und mehr Verständnis gefunden.

In unserer Gesellschaft wurde im Anfange mehr die Andacht zum heiligsten Herzen Jesu geübt. Das erste Generalkapitel hielt diese Andacht nebst der zum heiligsten Herzen Mariä bei, setzte die Patrone der Gesellschaft fest und bestimmte, daß Gott der Hl. Geist besonders verehrt und daß auch für die Verbreitung dieser Verehrung gearbeitet werden solle.

10. Einige Worte zu Ehren des Hl. Geistes.

Es ist schon öfter von verschiedenen Personen, unter anderen auch vom verstorbenen Präfekten der Propaganda in Rom, dem Kardinal Simeoni, die Meinung ausgesprochen worden, es sei kein Wunder, daß die Steyler Genossenschaft so viel Segen erhalte, denn „sie verehre besonders Gott den Hl. Geist". Zum Danke für die Güte, die dieser große Vater der Liebe uns bewiesen, mögen hier einige Worte zu Seiner größeren Ehre folgen:

1. Der Hl. Geist tritt in der heiligmachenden Gnade, die in der heiligen Schrift Ihm an erster Stelle zugeschrieben wird, in eine so überaus heilige und alles menschliche Denken weit übersteigende, gnadenvolle Verbindung mit unserer Seele.

2. Außerdem verdanken wir Ihm zahllose wirkliche Gnaden in und außerhalb der sieben heiligen Sakramente, die beständige Leitung der ganzen heiligen Kirche, ja unsrer eignen Seele, die Bildung der heiligen Menschheit Jesu und Ihr gnadenvolles Wirken. Ja, alle Gaben Gottes können nach dem römischen Katechismus und dem hl. Thomas von Aquin in besonderer Weise Ihm beigelegt werden.

3. Dazu kommt noch sein Wirken*) in der natürlichen Schöpfung, vor allem aber Sein wunderbarer ewiger Ausgang vom Vater und vom Sohne durch Ihre gegenseitige Liebe. Darum ist „die Liebe" Sein wunderbarer Name.

4. Deshalb verdient dieser große Vater der Liebe, in welchem Gott Sich und die Welt liebt, unsere ganze Liebe, und die Gesellschaft muß sich glücklich schätzen, wenn sie nach ihren geringen Kräften zur Verehrung dieser Liebe beitragen kann.

5. Je mehr der Hl. Geist verehrt, angebetet und geliebt wird, um so größere Geschenke Seiner Gnade wird Er auch auf Erden ausgießen, da Er ja der Spender aller Gnaden ist. Deshalb ist es eine Wohlthat für die Kirche, wenn diese Verehrung befördert wird.

Gewiß hat aus diesen und ähnlichen Gründen der heilige Vater Leo XIII. seine Encyclica Divinum munus erlassen und dadurch die ganze Kirche zur eifrigen Verehrung des Hl. Geistes aufgefordert. Er selbst schreibt:

„Heute, da Wir das Ende Unseres Leben immer näher kommen sehen, fühlen Wir Uns durchaus im Geiste getrieben, das Werk Unseres Apostelamtes, wie auch immer Wir es bisher geführt haben, dem Hl. Geiste zu empfehlen, der die lebendigmachende Liebe ist, damit Er es zur Reife und Frucht bringen möge."

Zugleich erinnert er daran, daß Christus das Werk, das Er vom Vater empfangen, dem Hl. Geiste zur Vollendung übergeben: „Auf dem Punkte, die Erde zu verlassen, inmitten Seiner Jünger sprach Jesus: ‚Es ist gut für euch, daß Ich hingehe; wenn ich nicht hingehe, so wird der Tröster nicht zu euch kommen, wenn Ich dagegen hingehe, so werde Ich Ihn euch senden.'**) Mit diesen Worten hat Christus als vorzüglichen Grund Seines Hinganges und Seiner Rückkehr zum Vater den Nutzen bezeichnet, der für die Jünger aus der Ankunft des Hl. Geistes wahrhaft hervorgehen würde."

*) Das Wirken Gottes nach außen ist allen Personen der heiligsten Dreifaltigkeit gemeinsam. Aber entsprechend so manchen Worten der hl. Schrift und dem, daß der Heilige Geist im Credo der heiligen Messe der „Herr und Lebendigmacher" genannt wird, muß der Heilige Geist nicht nur als die Quelle des übernatürlichen Lebens der heiligmachenden Gnade, sondern auch als der Spender des natürlichen Lebens der Geschöpfe in besonderer Weise betrachtet werden.

**) Joh. 16, 7.

II. Von der Verehrung der ganzen allerheiligsten Dreifaltigkeit.

Trotz der dem Hl. Geiste bestimmten besonderen Verehrung wurde der Name der Gesellschaft von der zweiten Person der Gottheit und der Verkündigung des hl. Evangeliums entnommen: Gesellschaft des Göttlichen Wortes (Societas Verbi Divini). Ferner wurde eine besondere Verehrung für alle Personen der allerheiligsten Dreifaltigkeit festgesetzt und das Fest der allerheiligsten Dreifaltigkeit als Hauptfest der Gesellschaft angeordnet.

Dieses bringt die Natur der Sache mit sich. Die Betrachtung des Hl. Geistes führt zu der des Vaters und des Sohnes, von denen Er von Ewigkeit ausgeht. Als solcher heißt Er und ist Er der Geist des Vaters und des Sohnes. Er befördert Ihre Ehre auf Erden und ist der Vollbringer Ihrer Liebesratschlüsse in der Welt. Daher wird Er auch in der Schrift der „Finger Gottes" und im Hymnus „Veni Creator" die Rechte des Vaters genannt.

Um zur Andacht gegen die drei göttlichen Personen wirksam anzuleiten, wurde festgesetzt:

Der Freitag zur Verehrung des himmlischen Vaters, der an diesem Tage Seinen eingeborenen Sohn für die Erlösung des Menschengeschlechtes in den bittersten Kreuzestod dahingab;

der Donnerstag zur Verehrung des göttlichen Sohnes, der Sich an diesem Tage uns zur Speise schenkte;

der Montag zur Verehrung des Hl. Geistes;

der Sonntag zur Verehrung der ganzen hlst. Dreifaltigkeit.

Zugleich wurde für die Gesellschaft folgender Wahlspruch aufgestellt:

„Es lebe der heilige dreieinige Gott in unsern Herzen!"

Über die hl. Patrone möge am Schlusse dieses Kapitels etwas folgen.

Die Ostseite des Missionshauses zu Steyl im Jahre 1889.

12. Das Priesterjubiläum des Generalsuperiors Arnold Janssen.

Kaum war nach dem festlichen Tage der Bischofsweihe ein halbes Jahr verstrichen, als von neuem hohe Freude unser aller Brust erfüllte. Es nahte der 25. Jahrestag der Priesterweihe unseres hochverehrten und allgeliebten Vaters, des Gründers und ersten Generalobern der Gesellschaft.

Wie schon auf S. 5 bemerkt wurde, hat unser hochw. P. Generalsuperior am 15. August 1861 die hl. Priesterweihe empfangen von der Hand des hochwst. Herrn Weihbischofs Boßmann von Münster und zwei Tage darauf das erste hl. Meßopfer dargebracht.

So wurde denn der 17. August 1886 für das Missionshaus ein großer Freudentag, an dem manche Freunde und Studiengenossen des hochw. Jubilars sich einfanden, um diesen schönen Tag mit uns zu feiern; andere sandten schriftlich oder telegraphisch ihre Glückwünsche.

Das feierliche Hochamt celebrierte der Jubilarius selbst. Während desselben hielt der hochw. Herr Bleß, damals Pfarrverweser zu Rheinberg, jetzt Pfarrer in Geldern, die Festpredigt. Er hatte vor 25 Jahren den nunmehrigen Jubilarpriester zum Altare geführt und ihm bei seiner ersten hl. Messe ministriert. In seiner Predigt wies er hin auf die Erhabenheit und Würde des katholischen Priestertums. Denn dieses sei eingesetzt von Gott, den Gläubigen die Schätze der geoffenbarten Wahrheiten zu übermitteln, ferner durch Spendung der hl. Sakramente den Christen alle nötigen Gnaden zuzuwenden, und drittens das unblutige Opfer des Neuen Bundes zu feiern. Er forderte alle Anwesenden auf, dem dreieinigen Gott von Herzen zu danken für alles, was Er an dem hochwürdigen Jubilar und durch ihn anderen gethan habe.

Unter dem Festmahle brachte einer der Festgäste einen Toast auf den Gefeierten aus, den dieser erwiderte mit herzlichen Dankesworten für die Gönner und Wohl-

thäter des Hauses, der anwesenden, wie der abwesenden, die durch ihre Unterstützungen zu den erzielten Erfolgen nicht wenig beigetragen hätten. Alsdann sprach auch der hochw. Herr Dechant van den Winkel aus Venlo über die Verdienste des Jubilarius, der hiervon Anlaß nahm, in warmen Worten des hochwst. Bischofs Boermans von Roermond und besonders auch seines hochseligen Vorgängers, Mgr. Paredis, zu gedenken.

Gegen 4 Uhr nachmittags versammelte man sich im festlich geschmückten Speisesaal, wo die Bewohner des Hauses ihren Gefühlen des Dankes und der Liebe gegen ihren Vater und Führer Ausdruck geben wollten. In einem der vorgetragenen Gedichte hieß es deshalb so wahr:

Schon öfter tagten Reih' an Reihe
Wir fröhlich und im schönsten Bund,
Doch nie gab sich des Festes Weihe
So mächtig und so rührend kund.

Wer fühlt nicht, daß in uns'rer Mit-
Der Friedens-Engel segnend steht, [ten
Daß durch die Lieder, durch die Bitten
Der Flügelschlag der Liebe geht.

Zur Hauptaufführung beim Festakte gelangte eine Kantate, von einem Zögling (P. Jos. Hendrickx) gedichtet, welche ein gemischter Chor, von Streichmusik begleitet, vortrug. Sie schildert die Erhabenheit und segensreiche Wirksamkeit des neutestamentlichen Priestertums. „Der Priester ist das gnadenvolle Instrument, dessen sich der Hl. Geist bedient, um die Sünder mit Gott zu versöhnen, die Betrübten zu trösten, die armen Heiden zum Quell der Wahrheit zu führen und den im Reinigungsorte zurückgehaltenen Seelen durch die Kraft des hl. Opfers die Pforten des himmlischen Jerusalems zu erschließen. So wird hier das katholische Priestertum geschildert in einer Reihe von Recitativen, Arien und Chören." Als Beispiel führen wir ein Recitativ und eine Arie an.

Recitativ.

Die Hand, die alles neu gestaltet,
Der Quell, dem alles Licht entfleußt,
Die Kraft, die in der Kirche waltet,
Das ist der große, heil'ge Geist.

Er hat den Priester auserkoren,
Als Führer auf dem Kampfesplatz,

Um treulich bis ans End der Horen
Zu hüten Seiner Wahrheit Schatz.

Ihm ruht in den geweihten Händen,
Den alle Welt nicht fassen kann,
Und Glaube, Hoffnung, Liebe senden
Das reine Opfer himmelan.

Den Born der Gottheit zu erschließen,
Entquillt ein Wort aus seinem Mund,
Und sieben Gnadenströme fließen
Befruchtend über's Erdenrund.

Der Priester liebt die Erdenkinder,
Der Priester ist der Menschheit Herz,
Und all das Weh der armen Sünder
Fühlt er mit herbem Mitleidsschmerz.

Er ruft dem Sturmesgeist der Erde,
Zu ruh'n im Schatten am Altar:
Daß alles Volk zu einer Herde
Um seinen Hirtenstab sich schaar'?

Daß mit der Liebe Friedensglocke
Auf dem bewegten Meer der Zeit,
Er die zerstreuten Stämme locke
Zum stillen Port der Ewigkeit.

Arie.

Heilig ist's im eig'nen Herzen
Einen Tempel Gott zu bauen,
Und darin der Seelen pflegen,
Ohne auf den Lohn zu schauen;

Eine Fackel anzuzünden
An des ew'gen Lichtes Quelle,
Daß zum Sonnenglanz der Wahrheit
Sich die Erdennacht erhelle;

Rastlos durch die Mittagshitze
Armen Sündern nachzugehen,
Und des Nachts im Altarsschatten
Gottes Gnade zu erflehen;

Müde Greise zu gewöhnen
An den Klang der Grabesglocken,
Und dem zarten Kindesmunde
Jesu Namen zu entlocken;

An das Sterbebett zu knieen,
Ferne von der Welt Getümmel,
Und im flücht'gen Erdentraume
Hinzuweisen auf den Himmel;

Für die teuren Menschenseelen
Kühn den eig'nen Kampf zu streiten,
Und, die Liebessonn' im Busen,
Zündend durch die Welt zu schreiten.

Den Schluß dieser mit hoher Begeisterung vorgetragenen Kantate aber bildete ein kräftiger Chor:

Unendlich ist des Herren Liebe,
Unendlich Seine Gütigkeit,
Und Seiner Güte, Seiner Liebe
Sei Preis und Dank in Ewigkeit!

13. Gründung neuer Häuser.

Als zu Beginn der 80er Jahre die Missionskirche in Steyl gebaut wurde, machte man diese so groß, als der vorhandene Raum es gestattete. Und weil unser Generaloberer in Turin beobachtet hatte, wie Don Bosco gezwungen gewesen war, kurz neben der ersten Kirche, die er gebaut, eine zweite, größere zu errichten, so trug er Vorsorge, das Steyler Gotteshaus als Doppelkirche herzustellen. Das war ein glücklicher Gedanke, denn sonst hätte er sich schon bald in die Lage Don Boscos versetzt gesehen. Die Oberkirche dient für den feierlicheren Gottesdienst und hauptsächlich für die Zöglinge, während die Unterkirche vor-

wiegend von den Brüdern und außerdem während der Exercitien für die Abhaltung der Vorträge benutzt wird.

Mit der Größe der Kirche aber war dem Steyler Hause auch die Grenze für seine Entwickelung gesteckt. Als darum dieselbe nicht mehr ausreichte, mußte die Gründung eines zweiten Hauses ins Auge gefaßt werden. So entstand besonders für die Studierenden der Philosophie und Theologie das Missionshaus St. Gabriel bei Wien, welches im Oktober 1889 eröffnet wurde.

Überhaupt wurden von der Genossenschaft außer dem Steyler Hause in Europa bis jetzt folgende Häuser gegründet:

1. Das Kolleg St. Raphael in Rom (1888).
2. Das Missionshaus St. Gabriel bei Wien (1889).
3. Das Missionshaus Heiligkreuz bei Neisse in Schlesien (1892).
4. Das Missionshaus St. Wendel in der Diözese Trier (1898).

Bei diesen verschiedenen Gründungen schwebte besonders die Absicht vor, auf diese Weise recht viele Priester zu gewinnen und als apostolische Arbeiter in die fernsten Länder aussenden zu können. Denn wenn zwölf Missionen da sind und nur zwanzig neugeweihte Priester, so können nicht einmal zwei Priester jeder Mission zuerteilt werden. Es ist aber das Gebiet der auswärtigen Missionen so groß, daß die abgesandten Glaubensboten vor der Größe der Bevölkerung und der Ausdehnung der Länderstrecken verschwinden. Dem muß nun möglichst abgeholfen werden; denn es ist jetzt die rechte Zeit der Ernte. Und da in den deutschredenden Ländern die Religionsübung mehr blüht, als in vielen andern, so werden gerade sie zum Dank für diese große Gnade Gottes auch ein gutes Teil für die Verbreitung des hl. Glaubens beitragen müssen.

14. Annahme neuer Missionen.

Im Laufe der verflossenen 25 Jahre hat die Gesellschaft ihre Thätigkeit auf alle fünf Kontinente ausgedehnt.

In einigen ihrer Missionen ist der kirchliche Obere ein Mitglied der Genossenschaft, so in Südschantung, Togo und Deutsch Neu-Guinea. Doch schickte sie ihre Missionare auch in Gebiete, welche bereits unter der Leitung eines ihr nicht angehörenden kirchlichen Obern standen. Solches geschah in neun Diözesen Südamerikas und in einer Diözese Nordamerikas.

Nach dieser Vorbemerkung führen wir kurz die einzelnen Missionen der Gesellschaft an und das Jahr ihrer Gründung.

1. Die Mission in Südschantung in China (1882); als Apostolisches Vikariat errichtet 1886.
2. Die Mission in Argentinien (1889).
3. Die Apostolische Präfektur Togo (1892).
4. Die Mission in Equador (1893).
5. Die Mission in Brasilien (1895).
6. Die Apostol. Präfektur Wilhelmsland oder Deutsch Neu-Guinea (1896).
7. Die Mission in den Vereinigten Staaten Nordamerikas (1897).
8. Die Mission in Chile (1900).

15. Das zweite und dritte Generalkapitel.

Nach dem Schlusse des ersten Generalkapitels 1886 verflossen bis jetzt 14 Jahre. Während dieser Zeit gab es noch manche wichtige Frage zu lösen. Außerdem sollte der Regel gemäß das Generalkapitel sich alle sieben Jahre versammeln, insofern nicht vom Generalrat eine kürzere oder längere Frist bestimmt würde. So fanden denn in dieser Zeit noch zwei Generalkapitel statt, die im Jahre 1890 und 1897 begonnen und beide für die Gesellschaft bedeutungsvoll und segensreich wurden.

Am 3. November 1890 wurde das zweite Generalkapitel der Gesellschaft im Missionshause St. Gabriel eröffnet und, nachdem es zwei Unterbrechungen erlitten, im Mai 1891 in Steyl geschlossen. Auf demselben erhielt die

Regel vom Jahre 1886 eine neue Gestalt und bedeutende Erweiterung. Diese Arbeit wurde fortgeführt und namentlich die Regel über die Regierung der Gesellschaft des genaueren ausgebaut vom dritten Generalkapitel, welches vom 29. September 1897 bis zum 4. Mai 1898 in Steyl abgehalten wurde.

Die Teilnehmer des zweiten Generalkapitels waren die vier Patres, welche auch am ersten Kapitel teilgenommen hatten, und außerdem P. Bern. Eikenbrock, als erwählter Vertreter der Steyler-Provinz. Das dritte Generalkapitel wurde von den zwölf nachstehend benannten Mitgliedern gebildet:

1. P. Arnold Janssen, Generalsuperior.
2. Mgr. J. B. Anzer, Apostolischer Vikar und Provinzial in Südschantung.
3. P. Herm. Wegener, Assistent des Generals, Generalrat und Studienpräfekt in Steyl.
4. P. Joh. Janssen, Generalrat und Rektor von St. Gabriel.
5. P. Joh. Holthausen, Generalrat und Novizenmeister in Steyl.
6. P. Nik. Blum, Generalrat und Generalprokurator in Steyl.
7. P. Jos. Weber, Deputierter der Steyler Provinz und Rektor in Heiligkreuz.
8. P. Bernh. Eikenbrock, Deputierter der Steyler Provinz und Novizenmeister in St. Gabriel.
9. P. Eberh. Limbrock, Apostolischer Präfekt und Regular-Superior in Kaiser Wilhelmsland.
10. P. Rud. Pieper, Deputierter von Südschantung und Hausoberer in Puoli.
11. P. Heinr. Becher, Regular-Präpositus in Argentinien.
12. P. Herm. Bücking, Apostolischer Präfekt und Regular-Superior in Togo.

Die auf den einzelnen Kapiteln festgesetzte Regel wurde jedesmal der Gutheißung des hochwürdigsten Diözesanbischofs

Mgr. Boermans von Roermond unterbreitet, der sie auf Antrag des Revisors, Seminarprofessors Drehmanns, des jetzigen Bischofs daselbst, bestätigte, und zwar die erste Regel am 23. Januar 1889, die zweite am 16. Oktober 1891 und die dritte am 24. Dezember 1898.

Wie nach Fertigstellung der ersten Regel im Jahre 1885, so fand auch nach erhaltener bischöflicher Bestätigung der zweiten Regel von den Mitgliedern der Gesellschaft die feierliche Übertragung ihrer Gelübde auf dieselbe statt. In St. Gabriel geschah es am Feste Mariä Opferung, den 21. November 1891, zu Steyl fast einen Monat früher, am 25. Oktober. Zu diesem so wichtigen Akte war der hochwst. Diözesanbischof Boermans herübergekommen. Er selbst leitete die Feier und richtete am Ende bei der Übergabe des Regelbüchleins an uns die Worte, deren deutsche Übersetzung lautet:

Bischof Drehmanns von Roermond.

„Empfanget, geliebteste Söhne, die Regel der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, nach welcher ihr in Zukunft leben sollt. Wenn ihr dies unter dem Beistande des Hl. Geistes mit frommem Sinne lernet, so werdet ihr den dreieinigen Gott schauen in der Glorie der Heiligen."

Nach Ablegung der Gelübde hielt der hochwürdigste Herr Bischof mit der Mitra auf dem Haupte und dem Stab in der Hand in deutscher Sprache eine kurze Anrede an die vor ihm versammelten Professen. Mit warmen

Worten wünschte er ihnen zu dem eben vollzogenen Akte Glück, ermunterte sie, auch dem Gelöbnis getreu zu handeln, auf den Beistand der hhl. Patrone des Hauses zu vertrauen, und schloß mit den herzlichen Worten: „Wenn ihr getreulich befolgt, was die Regel vorschreibt, so verheiße ich, euer alter Bischof, euch das ewige Leben im Namen des Vaters, des Sohnes und des Hl. Geistes. Amen."

Mit innigen Gefühlen der Dankbarkeit gegen Gott sangen wir zum Schlusse das Te Deum laudamus. Besondere Freude gewährte es uns, daß mit dem hochwst. Herrn Bischofe auch der verdienstvolle Revisor unserer Regel, unser jetziger hochwst. Bischof, gekommen war und als sein Assistent an der Feier teilnahm. Gott der Herr vergelte ihm und seinen beiden Vorgängern die großen Verdienste, welche sie sich um uns erworben haben!

16. Über die in der Gesellschaft üblichen Andachtsübungen.

Zum Schlusse dieses Kapitels möge es uns gestattet sein, etwas über den Gottesdienst in der Gesellschaft und die in derselben üblichen Andachten zu berichten.

Was zunächst den ersteren im allgemeinen angeht, so ist es ja unsere Pflicht, den Geboten der Kirche gemäß und aus Ehrfurcht vor dem dreieinigen Gott, der im heiligen Altarssakrament Seine Wohnstätte unter uns aufgeschlagen hat, dahin zu streben, den Gottesdienst recht würdig abzuhalten, so daß er zur Ehre Gottes und zur Erbauung der Gläubigen gereiche.

Unsere Gesellschaft hat sich nun stets bemüht, solches zu thun. In Häusern, wo viele Priester, Brüder und Zöglinge sind, ist das ja auch nicht schwer. Es wurde also Gewicht gelegt auf die Reinhaltung der Kirchen und kirchlichen Gegenstände, auf den Schmuck der Altäre besonders für Feste, auf die würdige Verrichtung der heiligen Handlungen und nicht an letzter Stelle auf den kirchlichen Gesang. Die Pflege des Choralgesanges ließ sich insbe-

sondere der Studienpräfekt in Steyl, P. Herm. Wegener, angelegen sein, die des kirchlichen Polyphongesanges jene Patres, welche im Laufe der Zeit den gemischten Chor leiteten. So konnten denn auch die verschiedenen kirchlichen Feierlichkeiten vom Advent bis zum Schlusse des Kirchenjahres in gebührender Weise begangen werden. Und wenn so manche Teilnehmer an den öffentlichen Exercitien in Steyl immer wieder gerne zurückkehrten, so trug auch der Gottesdienst das Seinige dazu bei. So versammelte derselbe jährlich während der letzten Tage der Charwoche viele Volksschullehrer daselbst, das vierzigstündige Gebet zu Pfingsten und das St. Michaelsfest viele katholische Männer und Jünglinge.

Die Orgel in der Oberkirche zu Steyl.

Nach der Abhaltung des Morgengebetes und der Betrachtung wird in den größeren Häusern der Gesellschaft jeden Tag das Veni Creator Spiritus gesungen, um den

P. Becher. P. Pieper. P. Limbrock.
P. Eikenbrock. P. Joh. Janssen. Msgr. v. Anzer.

Die Mitglieder des dritten Gen

P. Bücking. P. Blum. P. Weber.
Generalsuperior. P. Wegener. P. Holthausen.

itels. (29. Sept. 1897—4. Mai 1898.)

Gnadenbeistand des Hl. Geistes für das beginnende Tagewerk zu erflehen. Jeden Abend aber nach dem Abendgebete werden Kerzen beim Bilde der heiligen Gottesmutter angezündet und ihr zu Ehren das Salve regina gesungen oder eine andere marianische Antiphon, wie die kirchliche Festzeit sie verlangt.

Außer den kirchlichen Festen werden natürlich die der Gesellschaft gefeiert. Als das Hauptfest derselben gilt das der hlst. Dreifaltigkeit. Am Feste des hlst. Herzens Jesu ist dreizehnstündiges Gebet. Zu den Hauptpatronen gehören das hlst. Herz Jesu und das Seiner heiligen Mutter. Außer ihnen werden unter den heiligen Patronen verehrt: die hl. Erzengel Michael, Gabriel und Raphael, die hl. Joseph, Joachim und Anna, die hl. Apostel Petrus, Paulus, Johannes und Andreas, und die hl. Gregorius (Papst), Augustinus (Bischof) und Vinzentius (Ordensstifter). Die Festtage dieser Heiligen werden mit Enthaltung von Arbeiten bis zum Mittag gefeiert. — Die Monate Mai und Juni werden durch abendliche Andachten geheiligt, ersterer zu Ehren der Mutter Gottes, letzterer zu Ehren des Hl. Geistes und des hl. Herzens Jesu.

Während dreier Monate werden nach der Hauptmesse besondere Gebete gesprochen: im März zu Ehren des hl. Joseph, im September zu Ehren der heiligen Engel, im November für die armen Seelen des Fegefeuers. Während des Januars findet beinahe täglich eine Krippenandacht statt zur Verehrung des göttlichen Kindes und um Seine Gnade für die Bekehrung der armen Heiden zu erflehen. Im Oktobermonat ist täglich Rosenkranzandacht für die heilige Kirche.

Vor einigen größeren Festen, die geeignet sind, eine religiöse Anregung zu bringen, findet abends ein Vortrag statt, woran die Betrachtung sich anschließt. Neben dieser öfteren Geistessammlung machen alle Mitglieder der Genossenschaft, Priester und Brüder, sowie auch die Zöglinge, einmal im Jahre die hl. Exercitien, erstere siebentägige, die Brüder und Alumnen viertägige, die jüngeren Zöglinge

dreitägige. Die Zeit vom Grünendonnerstag Abend bis Karsamstag Morgen ist dem Gebete und der frommen Betrachtung geweiht.

Die Heiligen, welche der Verbreitung des Glaubens sich gewidmet haben, finden besondere Erwähnung und Verehrung, so namentlich der hl. Franziskus Xaverius. Zur Erflehung der Tugend der Herzensreinheit und aller unserm Stande besonders nötigen Tugenden werden die sechs Sonntage zu Ehren des hl. Aloysius gehalten. Übrigens empfangen alle Zöglinge wenigstens einmal in der Woche die heiligen Sakramente der Buße und des Altars; solche, die im Alter vorangeschritten sind, kommunizieren gewöhnlich öfter.

Wie der hl. Rosenkranz, so steht auch der hl. Kreuzweg in besonderen Ehren; die Samstage und Sonntage ausgenommen, verrichten die Zöglinge*) täglich gemeinsam diese fromme Übung. Dasselbe geschieht von seiten der Brüder mehrmals in der Woche und außerdem recht oft privatim. Die Priester schließen sich fast all diesen Übungen an, jedoch haben sie an Stelle des Kreuzweges ihre zweite tägliche Betrachtung. —

So fehlt es nicht an Übungen der Religiösität. Gebe Gott der Herr, daß wir lernen, immer mehr und lieber mit Ihm zu verkehren und so aus dem Gebete jene Früchte zu ziehen, welche nach Seinem Willen für uns daraus hervorgehen sollen.

Zum Schlusse möge hier Platz finden erstens das Gebet, welches wir beim Schlagen der Viertelstundenuhr gemeinschaftlich verrichten, und zweitens die Anrufung der heiligen Patrone der Gesellschaft, womit wir alle frommen Übungen während des Tages zu beschließen pflegen.

*) Die Zöglinge werden zum Gebet, zum Studium und zur notwendigen Erholung angehalten, aber auch zur körperlichen Arbeit. Wenn z. B. in der Mitte des Vormittags nach den ersten Stunden geistiger Thätigkeit die Erholung beginnt, so holt jeder sogleich sein Instrument, um die ihm obliegende Arbeit an der festgesetzten Stelle des Hauses auszuüben, und dann erst geht es in die Erholung.

Die West- oder Maasseite des Missionshauses zu Steyl i. J. 1900.

Ersteres lautet:

Herr Gott, wegen der Wahrhaftigkeit Deiner Worte,
Glaube ich an Dich, o mein Gott.
Wegen der Treue Deiner Verheißungen,
Hoffe ich auf Dich, o mein Gott.
Wegen der Größe Deiner Güte,
Liebe ich Dich, o mein Gott.
Wegen meiner armseligen Sündhaftigkeit,
Verabscheue ich mich, o mein Gott.
Wegen der brennenden Liebe meines Heilandes im heiligsten Sakramente,
Verlange ich nach Dir, o mein liebster Jesu.
O so gib denn Du mir,
Die lebendigen Wasser Deiner Gnade.
Und sende mir vom Vater,
Den Hl. Geist.
Gib, daß ich Seine heiligen Führungen klar erkenne
Und denselben beharrlich folge. Amen.

Das Anrufungsgebet der hl. Patrone aber hat folgenden Wortlaut:

Lebendigmachender Geist,
Belebe Deine Söhne.
Glückselige Herzen Jesu und Mariä,
Verbindet mit Euch alle Herzen.
Heilige Joseph und Anna,
Helfet den Bedrängten.
Heilige Michael, Gabriel und Raphael,
Beschützet die Kirche mit allen Engeln.
Heilige Petrus, Paulus, Johannes und Andreas,
Verbreitet den Glauben mit allen Apostеln.
Heilige Gregorius, Augustinus und Vinzentius,
Bittet für uns mit allen Heiligen.

Vor dem Lichte des Wortes und dem Geiste der Gnade mögen weichen die Finsternisse der Sünde und die Nacht des Heidentums, und es lebe das Herz Jesu
In den Herzen der Menschen.

* * *

Nachdem wir im vorhergehenden über die Gründung und Entwickelung des Missionshauses St. Michael in Steyl

und über die Konstituierung der „Gesellschaft des Göttlichen Wortes" berichtet haben, wollen wir nun dazu übergehen, den geehrten Leser mit ihren übrigen Niederlassungen in Europa und dann auch mit ihrer Thätigkeit in den Missionen näher bekannt zu machen. Daran wird sich ein Kapitel anschließen über die Angehörigen der Genossenschaft und ihre Arbeiten, und ein anderes über unsere Schwestern-Kongregation.

IV. Das Kolleg St. Raphael in Rom.

1. Von der wissenschaftlichen Ausbildung überhaupt.

Sowohl die Lehrthätigkeit der Gesellschaft in ihren Kollegien wie die ihr vorgesteckte Aufgabe, auch die wissenschaftlichen Studien zu pflegen, ließ es wünschenswert erscheinen, verschiedenen ihrer Angehörigen Gelegenheit zum Besuche höherer Schulen zu geben.

So wurden in der That zwölf Patres, gewöhnlich wenn sie sich im Unterrichte bereits etwas eingeschult hatten, an deutsche und österreichische Universitäten gesandt zu dem Zwecke, sich in Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften weiter auszubilden. Andere gingen zeitweise nach England und Frankreich, wo sie sich in der englischen und französischen Konversation vervollkommneten.

Der Nutzen liegt auf der Hand. Denn wenn die Lehrer auch höheren Anforderungen zu entsprechen im stande sind, so können sie ja auch ihr Wissen für die Ausbildung der Alumnen der Gesellschaft verwerten. Infolgedessen konnten dann auch physikalische und chemische Übungen, geologische Exkursionen, mikroskopische Arbeiten, qualitative und quantitative Analyse und anderes als Freifächer während der philosophischen Studien eingeführt werden.

Es ist das alles auch für die Missionsaufgabe von Bedeutung. Denn wie in Europa, so sucht man auch im Auslande die Missionsschulen als minderwertig zu verdächtigen. Schon um solche Anschuldigungen als unbegründet zurückweisen zu können, sind wir genötigt, zu Ehren unserer heiligen Religion es als unsere Pflicht zu betrachten, den angehenden Missionskandidaten in der Genossenschaft die Mittel zu einer allseitigen, wissenschaftlichen Bildung zu bieten.

2. Eröffnung des Kollegs St. Raphael in Rom.

Ist schon das Studium der weltlichen Wissenschaften für uns von Bedeutung, dann noch weit mehr das Studium der Theologie, mit dem der angehende Priester sich besonders vertraut machen muß. Hierbei ist vor allem Gewicht zu legen auf das Studium der katholischen Glaubenslehre oder Dogmatik. Eine besonders ausführliche und tiefgehende Dogmatik ist die Summa theologica des hl. Thomas von Aquin. Vorzüglich um ihr Studium in die Gesellschaft einzuführen, wurden im Jahre 1888 zwei unserer Priester nach Rom geschickt: P. Colling und P. Schumacher. Voraus reiste P. Joh. Janssen, der Bruder des Generalsuperiors, der zum ersten Präses des neuen Kollegs bestimmt worden war. Am 11. Oktober kam derselbe in Rom an und erhielt beim derzeitigen Rektor des deutschen Hospizes der Anima, Dr. Doppelbauer, nachmaligem Bischofe von Linz, freundliche Aufnahme. Er fand bald eine Wohnung in der via della Purificazione, bei San Jsidoro, welche mit Hilfe eines inzwischen aus Steyl eingetroffenen Laienbruders häuslich eingerichtet wurde. Hiermit war die erste Gründung der Genossenschaft in Europa außerhalb Steyls vollendet. Bescheidene, gemietete Räume im nordöstlichen Teile Roms bildeten das neue Kolleg.

Am 1. November 1888, da die beiden genannten Patres angelangt waren, wurde das Kolleg bezogen und

eröffnet. Nach eingeholter Erlaubnis konnte am heiligen Weihnachtsfeste desselben Jahres zum erstenmale im eigenen Privatoratorium die heilige Messe gelesen werden. Nicht ganz vierzehn Tage später beehrte Kardinal Melchers das Kolleg mit seinem hohen Besuche. — Als Patron für diese Neugründung wurde der hl. Erzengel Raphael aufgestellt. In Steyl hatte man das Missionshaus dem hl. Erzengel Michael geweiht; dem Hause in Österreich, für welches damals bereits die Genehmigung der kirchlichen und weltlichen Behörde erteilt war, sollte der Name des Erzengels Gabriel beigelegt werden. Weil nun der hl. Erzengel Raphael dem blinden Tobias das Augenlicht wieder verschafft hat, glaubte man passend das neue Kolleg unter seinen Schutz stellen zu dürfen, in der Absicht, daß er dessen Mitgliedern das Licht der Erkenntnis aus der göttlichen Quelle aller Wissenschaft gnädig vermitteln möge.

3. Das zweite und dritte Heim des Kollegs.

Präses Joh. Janssen verließ am 8. Okt. 1889 die ewige Stadt, um die Rektorstelle des neu errichteten Hauses St. Gabriel bei Wien zu übernehmen. In der Folge wechselte der Präses des Kollegs wiederholt*). Auch dieses selbst hatte schon gleich nach Ablauf des ersten Jahres seine Wohnung gewechselt und nach der via Sistina 118 verlegt. Vom Weihnachtsfeste 1889 an durfte das Kolleg in seinem Privatoratorium das heilige Sakrament dauernd aufbewahren; bisher hatte nämlich die dafür erforderliche Anzahl Bewohner gefehlt.

Im Herbste 1892 und 1893 zogen keine neuen Alumnen in das Raphaelskolleg ein. Somit war dasselbe, als im Sommer letzteren Jahres die Alumnen ihre Studien

*) Die Stelle eines Präses oder Propräses bekleideten die folgenden Patres, beginnend anfangs November der nachstehend benannten Jahre: 1. Joh. Janssen (1888), 2. Mich. Colling (1889, Propräses), 3. Joh. Schäfer (1890), 4. Jos. Weber (1891), 5. Bernh. Eikenbrock (1892), 6. Jos. Reinke (1894), 7. Theod. Rademacher (1896, Propr.), 8. Jos. Kösters (1897, Propr.), 9. Herm. Wegener (1898), 10. Heinr. Pöpping (1899, Propr.)

vollendet und die Examina bestanden hatten, bis zum Herbst 1894 sistiert. Dann ward es wieder eröffnet und zwar diesmal in der via di Tor Millina 4, einem der Anima gehörenden Hause, in denselben Räumlichkeiten, welche während des vatikanischen Konzils Mgr. von Montel, gegenwärtig Dekan der heiligen Rota, bewohnt hat. Dem Rektor dieses deutschen Hospizes, Mgr. Nagl, gebührt für seine hilfreichen Dienste bei der Neukonstituierung unser Dank. In genannter Wohnung befindet sich noch zur Zeit das Kolleg, welches Juni 1900 aus 5 Alumnen (4 Priester, 1 Subdiakon) und einem Laienbruder bestand.

4. Über die Studien.

In Rom gibt es viele Studienhäuser, die von verschiedenen ausländischen Kollegien besucht werden, so die Propaganda, die Minerva, die Gregoriana (Kollegium Romanum) und das Apollinar oder Römische Seminar. Alle diese Studienhäuser haben das Recht, die juristischen, philosophischen und theologischen Grade (Baccalaureat, Licentiat, Doktorat) zu verleihen. Im Besuche ihrer Vorlesungen aber herrscht, da alle unentgeltlich gegeben werden, eine große Freiheit. Inskribiert aber muß jeder dort sein, wo er die Examina für Erlangung der Grade machen will.

Unsere Alumnen besuchten die Hauptvorlesungen zunächst bei den Dominikanern an der Minerva, dann einige Jahre, während der jetzige Kardinal Satolli an der Propaganda lehrte, an dieser, darauf wieder an der Minerva, andere Vorlesungen auch an der Gregoriana; einer (P. Hegge) machte Studium und Examina in beiden Rechten am Apollinar. Außerdem wurden Vorlesungen über römische Archäologie und Paläographie gehört am Apollinar und am Vatikan.

Um den Eifer im Studium anzuspornen, erhielten die Alumnen des St. Raphael-Kollegs den Auftrag, auch die Examina für die akademischen Grade zu machen. Einige aber wurden, da man ihrer bedurfte, schon nach Ablauf eines Jahres abberufen, um in den Missionen

verwandt zu werden. Andere widmeten sich solchen Studien, in welchen eine Promotion nicht erfolgt. Im ganzen haben 27 Alumnen ihre Examina gemacht, einige mit den ersten Nummern in allen Fächern.*)

Der Hauptzweck des Aufenthaltes in Rom war zwar die Anregung zu erhöhter Ausbildung und noch fertigerem Gebrauche der lateinischen Sprache.**) Anderseits aber kommt nicht an letzter Stelle in Betracht, daß der Aufenthalt in Rom noch außerdem des Anregenden und Bildenden gar viel bietet. Hier stehen ja 25 Jahrhunderte mit ihrer Geschichte und ihren Einrichtungen vor uns; hier hat der große Kampf zwischen Christentum und Heidentum sich vollzogen; hier hat man neben den alten heidnischen zahllose religiöse Erinnerungen, hier die Gräber vieler Heiligen, hier den hl. Vater mit seinen Räten und Gehilfen, hier die Spitzen der religiösen Orden und zahlreiche ausländische Kollegien, hier die ersten Kirchen der katholischen Welt. Wie keine andere Stadt bietet gerade Rom Gelegenheit, den Geistesblick zu erweitern, das Urteil zu schärfen, den Sinn für Kunst und Geschichte zu wecken und auszubilden, das Gemüt und religiöse Leben zu pflegen.

* * *

Bemerkt sei auch, daß der jeweilige Präses des St. Raphael-Kollegs zugleich Prokurator der Genossenschaft ist in Bezug auf ihre und ihrer Missionen Angelegenheiten beim hl. Stuhle oder bei dessen Organ in Missionssachen, der Kongregation der Propaganda. Hierdurch ist eine dauernde Annäherung an die verschiedenen kirchlichen Behörden in Rom gewonnen worden.

*) Bisher promovierten in der Theologie: 16 zum Doktorate, 7 zum Lizentiate, 2 zum Baccalaureate; in der Philosophie: 5 zum Doktorate, 4 zum Lizentiate; in beiden Rechten: einer zum Doktorate.

**) Schon in Steyl und dann auch in St. Gabriel wurde die lateinische Sprache beim Unterricht in der Philosophie und Theologie stets angewandt.

V. Gründung und Entwickelung des Hauses St. Gabriel. (1889–1900).

1. Die Unterredung mit Baron von Hübner in Rom und die erste Wienreise.

Als unser hochwürdigste P. General im Jahre 1881 zum zweiten Male in Rom weilte, hörte er, daß im Palazzo Barberini daselbst der frühere österreichische Gesandte in Paris und Rom, Freiherr Alexander von Hübner, wohne. Es war derselbe, welcher nach dem Krimkriege Österreich auf dem Friedenskongresse zu Wien vertreten hat, und an welchen Kaiser Napoleon III. am 1. Januar 1859 bei der Neujahrsgratulation jene Worte richtete, welche die Einleitung zu dem mit Österreich bevorstehenden italienischen Kriege bildeten. Später hatte er eine Reise um die Welt gemacht und dieselbe in einem höchst interessanten Buche beschrieben, das zu Steyl bei Tische vorgelesen war, weil es auch über Japan und China und die dortigen Missionen manches Lehrreiche mitteilt.

Der Generalsuperior wünschte die Bekanntschaft dieses Herrn zu machen und ihm das Interesse kund zu geben, welches sein Werk bei ihm erregt hatte. Er wurde mit Bereitwilligkeit empfangen. Freiherr von Hübner hörte teil-

nahmsvoll an, was jener ihm über die Gründung und Entwickelung des Missionshauses St. Michael in Steyl erzählte. Dabei verhehlte er ihm nicht, daß er schon von Anfang an gewünscht, später auch in Österreich eine Niederlassung zu gründen.

„Das geht jetzt noch nicht," sagte Herr Hübner.

„Ich glaube das," erwiderte der Generalsuperior. „Es macht aber nichts; denn wir sind jetzt auch noch nicht im stande, dies zu bewerkstelligen." —

1883 mußte P. Arnold Janssen zum dritten Male nach Rom. Wiederum besuchte er den Herrn Baron und fragte ihn bei dieser Gelegenheit:

„Was meinen Ew. Excellenz, soll es nicht bald an der Zeit sein, an eine Niederlassung in Österreich zu denken?"

Jener legte nachdenklich die Hand an die Stirne und sprach:

„Ich will nichts sagen. Am ehesten wäre Se. Majestät selbst für diesen Gedanken zu gewinnen. Der Chef der kaiserlichen Kanzlei, Baron von Braun, ist mein Freund. Ich will Ihnen eine Empfehlung an ihn geben."

Und sogleich stellte er sich an sein Pult und verfaßte das Schreiben, welches er dem Generalsuperior zum Lesen hinreichte. Alsdann schloß er dasselbe und gab es ihm, wofür dieser freundlichst dankte und sagte:

„Ich war bisher noch sehr im Zweifel, ob ich meine Rückreise über Wien nehmen sollte; in dieser Stunde aber will ich hier in Ihrem Zimmer mich dazu entschließen. Ew. Excellenz haben mir den Schlüssel in die Hand gegeben, und ich will sehen, ob ich die Thür damit öffnen kann."

Der P. Generalsuperior trat darauf über Brixen und Salzburg den Weg nach Wien an, wo er mit Hilfe des erhaltenen Empfehlungsbriefes Zulaß zum Baron von Braun und am 7. Mai eine Audienz beim Kaiser erhielt. Er überreichte Sr. Majestät ein Schreiben, worin er um die Erlaubnis bat, auch in Österreich ein Missionshaus gründen zu dürfen.

2. Schwierigkeiten und Erfolge.

Kaiser Franz Joseph I. hatte das ihm überreichte Schreiben an den Kultusminister Baron von Eybesfeld weiter gehen lassen, nachdem es mit der großen Signatur versehen worden. Hiermit war dem Minister die Pflicht eines Berichtes auferlegt, und so kam die Sache in Gang. Sie sollte jedoch keineswegs glatt durchgehen. Das ersah

Blick auf den Wiener-Wald mit Schloß Liechtenstein von St. Gabriel aus.

man auch aus dem Schreiben des Kultusministeriums, welches einige Monate später in Steyl eintraf. P. Generalsuperior erkannte, daß mit dieser Korrespondenz nichts erreicht werden würde, daß vielmehr eine neue Reise nach Wien nötig sei, bei welcher das Projekt auf eine etwas andere Grundlage gestellt werden müßte. Er kam im Monat Juni dort an und hatte Audienz bei Sr. Majestät und dem Kultusminister. Er erklärte, das Institut als eine Privat-Lehranstalt errichten zu wollen. Nach den österreichischen Gesetzen dürfe der Minister dafür den

Nachweis der Befähigung fordern; diesen aber könne er liefern und zum Beweise desselben ein Prüfungszeugnis vorlegen, daß er im Mai 1859 in Preußen ein Examen bestanden, wodurch er seine Befähigung, als Lehrer an Gymnasien und Realschulen zu unterrichten, nachgewiesen habe. Er dürfe von der Güte des Ministers wohl hoffen, daß dieses Zeugnis für den in Frage stehenden Fall als hinreichend angenommen werde. Außerdem werde zu diesem Behufe auch noch die österreichische Staatsbürgerschaft gefordert, aber davon könne der niederösterreichische Landesausschuß dispensieren.

Der Minister entsprach dem vorgetragenen Wunsche. Dagegen verweigerte der Landesausschuß die erbetene Dispens, und so mußte die Erwerbung der österreichischen Staatsbürgerschaft versucht werden. Durch Vermittelung des Herrn Dompfarrkurates Friedrich von St. Stephan, der sich an den Pfarrer von Goggendorf in Niederösterreich wandte, erhielt der Generalsuperior das Heimatsrecht in dieser Gemeinde und dann im weiteren Verfolg die österreichische Staatsbürgerschaft.

Aus den beiden Audienzen glaubte P. Generalsuperior die Folgerung ziehen zu dürfen, daß er mit dem Ankaufe eines passenden Grundstückes vorgehen könne. Zu diesem Zwecke ließ er eine Annonce in mehrere Blätter einrücken. Verschiedene Offerten liefen ein. Nach genauerem Studium erschien das Anerbieten des Pfann'schen Badehausbesitzers, Herrn Mandl in Meidling, als die günstigste. Derselbe hatte ein über 6 Hektar großes Grundstück, drei Stunden südlich von Wien gelegen, an dem Wege, welcher von Brunn nach Neudorf führt. Es gehörte zur Gemeinde Maria Enzersdorf, hatte nur eine viertelstündige Entfernung von den Stationen der Südbahn Brunn und Mödling und gewährte eine recht schöne Aussicht auf den Wiener Wald mit der alten Stammburg der regierenden Liechtenstein'schen Linie. Freilich war der Verbindungsweg mit Brunn und Maria Enzersdorf herzlich schlecht. Auch die Verbindung

mit Mödling war nicht gerade gut; man konnte aber für die Zukunft besseres hoffen.

Dieses Grundstück faßte Generalsuperior Janssen ins Auge und wandte sich deshalb an den Fürsterzbischof Gangl-bauer von Wien, um die kirchliche Erlaubnis für die Niederlassung zu erhalten. Auch überzeugte er sich, daß der Provinzial der Franziskaner, welche ein Kloster in Maria Enzersdorf besitzen, gegen die beabsichtigte Grün-

Das Brühlthal bei Mödling.

dung nichts einzuwenden habe. Der hochwürdigste Herr Fürsterzbischof gab durch Schreiben vom 23. Juli 1884 seine Zustimmung, worauf das betreffende Ackerland für den Preis von 12 500 Gulden am 25 Juli erworben wurde. Im Kaufakte verpflichtete sich der Käufer, auf Wasser bohren zu lassen, behielt sich aber zugleich das Recht vor, vom Kaufe zurückzutreten, falls das Resultat der Bohrung seinen Erwartungen nicht entspräche. Es wurde dann vorerst das Grundstück verpachtet und im folgenden Jahre mit der Bohrung begonnen. Dieselbe schien anfangs den Er-

wartungen nicht zu entsprechen. Man bohrte ziemlich tief und bekam doch kein Quellwasser. Nun ging Herr Mandl von 12 500 auf 7000 Gulden herab. Die Bohrung wurde fortgesetzt, und im Oktober 1886 erlangte man in 83 Meter Tiefe einen artesischen Brunnen.

Nachdem dieses Hindernis überwunden war, gab es noch eine andere Sache zu ordnen. Der ehemalige Bürgermeister von Mödling, jetzige Landesausschuß Schöffel, interessierte sich für die beabsichtigte Gründung und machte den Käufer darauf aufmerksam, das erworbene Grundstück sei ein „Zipfel" (d. i. ein Dreieck). Er möge suchen dasselbe viereckig zu machen durch Ankauf der gegenüberliegenden Stücke und alsdann eine Verlegung des Weges beantragen.

Der Generalsuperior schaute ihn mit großen Augen an und fragte ihn:

„Aber glauben denn Herr Landesausschuß, daß das möglich sei?"

„O, warum nicht," antwortete dieser; „das wird schon gehen."

P. Generalsuperior erkannte sogleich die große Wichtigkeit dieses Vorschlages und beschloß sein möglichstes in dieser Sache zu thun. Es lagen allerdings die Grundstücke so, daß ein schönes Viereck zustande kommen konnte. Aber die mit der Gemeinde Maria Enzersdorf angeknüpften Verhandlungen wollten anfangs zu keinem guten Resultate führen. Die Verlegung des Weges wurde 1886 abgeschlagen. Trotzdem verlor P. Generalsuperior den Mut nicht, sondern kaufte die fraglichen Grundstücke durch eine Mittelsperson unter der Hand an und erreichte dann in der That im Jahre 1888, daß die Verlegung des Weges von der Gemeinde gutgeheißen und von der politischen Behörde genehmigt wurde.

Unterdessen hatte sich die Erwägung geltend gemacht, es sei wünschenswert, als religiöse Genossenschaft den Einlaß in Österreich zu erlangen. So wurde denn die diesbezügliche Bitte vorgetragen in einer Audienz bei Sr. Majestät am 3. Mai und beim Kultusminister Gautsch

am 10. Mai 1888. Die Bitten hatten Erfolg, und am 29. Oktober kam vom österreichischen Gesandten in Haag die Mitteilung, daß Se. Majestät Kaiser Franz Joseph I. am 14. Oktober der Gesellschaft des Göttlichen Wortes den Einlaß in die österreichische Reichshälfte gewährt habe.

3. Der erste Bau.

Als die Nachricht vom erfolgten Einlaß nach Österreich kam, freute sich besonders der Alumnus August Theisen, der von P. Generalsuperior zur Vorbereitung des ersten Baues schon nach M.-Enzersdorf gesandt worden war. Er hatte sich inzwischen viele Mühe gegeben, um den Bau einzuleiten, so daß nun sogleich die Ausgrabung der Kellerräume beginnen konnte. Diese Arbeiten lieferten zugleich den Schotter für die Anlage des neuen Weges, der in einer Breite von 7 Meter Fahrweg und $3^1/_2$ Meter Fußweg hergestellt und mit einer dreifachen Reihe Kastanienbäume bepflanzt wurde. So entstand die sogenannte St. Gabriels-Allee, welche jetzt in einer Länge von 300 Metern sich am Garten des Missionshauses hinzieht und, im Angesichte des Wiener Waldes, von Mödling, Brunn und M.-Enzersdorf aus zu den Gebäuden des Missionshauses führt.

Ein Architekt aus Perchtolsdorf leitete den Bau des Hauses. Damit aber die Gesellschaft imstande sei, dieses später selbst zu thun, machte Alumnus Theisen, nachdem er zuvor einige Privatstunden in Wien genommen, im Januar 1889 daselbst das nötige Examen und erlangte infolgedessen das Diplom als Baumeister zur Ausführung von Hochbauten.

Am 19. März 1889 begann man die Fundamente zu mauern. Und da im folgenden Monat der Bau bis über die Erde gekommen war, wurde in Gegenwart des P. Generalsuperiors der Grundstein gelegt. Über diese Feier berichtete der Herz-Jesu-Bote:

„Bereitwillig und mit Freuden übernahm vom Wiener Domkapitel der hochw. Herr Prälat Koller, Präsident des Kindheit-Jesu-Vereins von Wien, mit Gutheißung Seiner Eminenz des Kardinal-Erzbischofs Ganglbauer von Wien die Legung des Grundsteines; der Freitag-Nachmittag des 26. April wurde zur Vornahme des feierlichen Aktes bestimmt.

Etwas nach drei Uhr verkündigten die Glocken der Pfarr- und Wallfahrtskirche Maria-Enzersdorf den Beginn der fest-

Das Missionshaus St. Gabriel, Herbst 1889.

lichen Handlung. Die Kirche füllte sich mit Andächtigen. Die Gemeindevertretung, an ihrer Spitze der Herr Bürgermeister Leeb, Herr Edler von Ruber, Verwalter der Fürstlich-Liechtenstein'schen Güter in dortiger Gegend, war vollständig erschienen, um ihr Interesse an dem Beginne dieses für die Gemeinde so wichtigen Werkes an den Tag zu legen.

Gegen dreieinhalb Uhr traten zwölf Priester an den Altar, an ihrer Spitze der hochw. Herr Dechant des benachbarten

Perchtoldsdorf, der an Stelle des durch eingetretenes Unwohlsein verhinderten Herrn Prälaten Koller die Funktionen übernahm. Unter den übrigen Herren bemerkte man den hochw. Herrn Pfarrer und Guardian des Franziskanerklosters von Maria-Enzersdorf, P. Anselmus, und seinen Vikar, P. Cäcilian, ferner auch Herrn Seher, Pfarrer von Wiener-Neudorf, zwei geistliche Herren aus Mödling an Stelle des verreisten Herrn Pfarrers, den hochw. Herrn Jarusch, Superior des Lazaristen-Konvents in Wiener-Neudorf, sowie zwei hochw. Patres, Stoffer und Medits, aus dem Lazaristen-Konvente der Kaiserstraße in Wien, welche beide Konvente auf die edelmütigste Weise und nicht ohne beträchtliche Opfer ihrerseits die Bemühungen zur Gründung dieser Niederlassung unterstützt haben. Endlich hatte auch das in der Nähe liegende großartige Kollegium der Jesuiten zu Kalksburg in den hochw. Herrn Patres Minister und Prokurator zwei Vertreter gesandt.

Die Feier begann mit der festlichen Absingung des Veni sancte Spiritus durch den vierstimmigen Chor der Pfarrkirche, worauf sich die geladenen Festteilnehmer zu Wagen nach der Baustelle begaben. Unterdessen hatte sich auch das bis dahin so regnerische Wetter erfreulicher Weise aufgeklärt. Als die Wagen zur Baustelle fuhren, lag die ganze Gegend und besonders das in unmittelbarer Nähe befindliche Wiener Gebirge im schönsten Sonnenscheine. Durch die in dreifacher Kastanienreihe neu angelegte Allee, die an diesem Tage auch durch Genehmigung des Gemeinderates den Namen „St. Gabriels-Allee" erhielt, bewegte sich der Zug der Wagen zur Stelle, wo der Grundstein vorbereitet war. Dieser, ein tüchtiger Steinblock, lag bereits an seiner Stelle in der Ecke des Gebäudes inmitten eines Pfeilers, der bestimmt ist, das spätere Oratorium zu tragen. Er war mit einer Höhlung versehen, welche die Urkunde aufnehmen sollte, und zeigte an seiner vorderen Seite eine Stelle, bestimmt zur Aufnahme eines weitern Marmorsteines aus den Katakomben der hl. Priscilla, der in roter Schrift mit dem Namenszuge Christi und der Jahreszahl 1889 versehen war.

Zunächst wurde die Urkunde verlesen und von den eingeladenen Festteilnehmern unterschrieben. Sie lautete:

„„Im Jahre des Heils 1889, am Festtage des hl. Joseph, wurde der Bau dieses Hauses begonnen zur größeren Ehre des göttlichen Trösters, des Hl. Geistes, dem zugleich mit dem Vater und dem Sohne die höchste Lobpreisung und An-

betung des christlichen Volkes; zur Verteidigung des katholischen Glaubens und zu dessen Ausbreitung unter den heidnischen Völkern.

Und damit zu diesem Endzweck die Hilfe von Oben nicht mangele, wurde dieses Haus unter den Schutz des hl. Erzengels Gabriel gestellt unter seiner Anrufung, sowie auch unter den Schutz aller Heiligen, welche die Gesellschaft des Göttlichen Wortes als Patrone verehrt.

Am heutigen Tage aber haben die unterzeichneten zur Grundsteinlegung dieses Baues hier Versammelten diese Urkunde, welche zum immerwährenden Gedächtnis in den Grundstein eingeschlossen werden soll, nach frommem Gebet um den göttlichen Beistand, eigenhändig unterschrieben.

St. Gabriel in der Pfarrei Maria-Enzersdorf, am 26. April 1889.""

„Dieselbe wurde", so berichtete der hochw. P. Generalsuperior, „alsdann in eine kupferne Hülse gelegt, darauf der Deckel derselben fest verlöthet und in die Höhlung des Grundsteines versenkt. Nun wurde der Grundstein samt dem dazu gehörigen Deckstein gesegnet. Ich überreichte diesen dem Lazaristenpater Herrn Medits, den Sie als einen um unsere Genossenschaft hoch verdienten Herrn kennen, und derselbe hatte die Güte, ihn in seinen Händen zu halten, währenddes der hochw. Herr Dechant von Perchtoldsdorf ihn segnete, um ihn nach vollbrachter Segnung an seinen Ort zu legen."

Dann folgten die üblichen Hammerschläge. Die ersten drei Hammerschläge that der Herr Dechant, dann der Pfarrer und Bürgermeister von Maria-Enzersdorf. „Als ich den Hammer in die Hand nahm," so heißt es in dem Berichte des hochw. P. General-Superiors, „habe ich dreimal drei Schläge gethan und den Zweck des begonnenen Baues zugleich wie folgt angegeben:

„Zur größern Ehre und Verherrlichung des Heil. Geistes, des Gottes der ewigen Liebe!

„Zur Wohlfahrt unserer heiligen Mutter, der katholischen Kirche, und zur Verbreitung ihres Heiles und ihrer Segnungen auf die Völker, welche sie noch nicht kennen!

„Zum geistigen Nutzen dieser Gegend und dieses Reiches!

„Unter dem Schutze des hl. Erzengels Gabriel und aller heiligen Patrone der Gesellschaft des Göttlichen Wortes!"

„Ich las diese Worte mit bewegter, aber kräftiger Stimme von einem Blatte, auf welches ich sie geschrieben. Denn es war mir darum zu thun, bei dieser feierlichen Gelegenheit den Bau selbst zu heiligen durch Bezeichnung seines heiligen Zweckes, und durch einen feierlichen Akt ihn sogleich dem Hl. Geiste zu weihen und unter den Schutz des hl. Erzengels Gabriel zu stellen. Das Papier in meiner Hand zitterte, als ich jene Worte sprach. Die Versammlung horchte mit einer weihevollen Aufmerksamkeit, und einer der hochw. Herren dankte mir nachträglich für die wenigen aber „rührenden" Worte, die ich gesprochen."

Die Festteilnehmer bestiegen den Wagen und fuhren im Glanze einer schönen Abendsonne nach M.-Enzersdorf zurück, wo im Lokale des Herrn Bürgermeisters, Gastwirt Leeb, Erfrischungen bereit standen und noch einige Gedanken über die erlebte Feier ausgetauscht wurden.

4. Die Resolution des 2. allgemeinen österreichischen Katholikentages vom April 1889.

Bald nach der Grundsteinlegung, nämlich vom 29. April bis zum 2. Mai, wurde in Wien ein Katholikentag abgehalten. Über diesen meldete wieder der Herz-Jesu-Bote:

„Der Katholikentag war höchst bedeutend sowohl durch die große Menge der auf demselben gegenwärtigen Kirchenfürsten und anderer bedeutenden Männer, als auch durch die wichtigen Beschlüsse, welche dort gefaßt wurden, und besonders durch die bedeutsame Anregung und Stärkung, welche die Versammlung der katholischen Partei Oesterreichs zugeführt hat. Auch in Bezug auf die Missionen wurde eine Resolution gefaßt, und in dieser auch unseres Hauses gedacht, welches in der Nähe von Wien im Baue begriffen ist. Dieselbe lautet:

„„In Anbetracht der ersprießlichen Thätigkeit und der hervorragenden Leistungen der verschiedenen katholischen Missions-Vereine spricht der II. Allgemeine österr. Katholikentag allen Gründern, Förderern und Mitgliedern dieser Vereine die vollste Anerkennung und den wohlverdienten Dank aus.

In der Erwägung aber, daß bei der von den europäischen Kulturstaaten befolgten Kolonial-Politik den fernen Weltteilen eine große Aufmerksamkeit zugewendet wird, daß insbesondere unserer Monarchie in Folge ihrer geographischen Lage, historischen Entwicklung und politischen Stellung eine hochwichtige Mission in Bezug auf den Orient zukommt, und in Erwägung, daß bei Maria-Enzersdorf in Niederösterreich ein neues Haus für auswärtige Missionen — gehörig den in Oesterreich heimatsberechtigten Missionaren von Steyl — im Bau begriffen und in kürzester Zeit seiner Bestimmung übergeben wird, — endlich in Erwägung, daß in Folge dieser veränderten Zeitverhältnisse auch an die Missions-Vereine erhöhte Anforderungen gestellt werden, denen sie aber nur dann entsprechen können, wenn weite Kreise der katholischen Bevölkerung dafür gewonnen werden; in ihrer gegenwärtigen Organisation aber dazu weniger geeignet erscheinen: tritt der II. Allgemeine österr. Katholikentag an den hochwürdigsten Episcopat mit der ehrfurchtsvollsten Bitte heran, hochderselbe wolle den katholischen Missions-Vereinen, wie bisher, auch fernerhin seine besondere gütige Fürsorge zuwenden und denselben eine den gegenwärtigen Bedürfnissen Rechnung tragende Organisation geben.

In der Erkenntnis endlich, daß Missions-Vereine erfahrungsgemäß dort die reichlichsten Erfolge erzielen, wo der hochwürdige Klerus sich derselben mit thatkräftiger Liebe annimmt, und daß die äußeren Missionswerke sich zugleich als vorzügliches Mittel erweisen, die Ehre Gottes und das Heil der Seelen zu fördern und das Glaubensleben im eigenen Vaterlande zu beleben: bittet der II. Allgemeine österr. Katholikentag, der hochwürdige Klerus wolle in seinem rühmenswerten Eifer in der Leitung und Pflege dieser Vereine fortfahren und selbe durch alle hiezu geeigneten Mittel fördern.""

Es wurde über diese Resolution in der Subsektion für katholische Missionen am 1. Mai verhandelt. Der unser Haus „Sankt Gabriel" betreffende Antrag wurde vom hochw. Herrn Lazaristenpater Medits gestellt und mündlich näher begründet. Die Annahme erfolgte ohne irgend einen Widerspruch, ja mit ausgesprochener Teilnahme in der Sektionssitzung und einige Stunden später in der beschlußfassenden Hauptversammlung."

5. Die ersten Pioniere der Neugründung.

Es zeigte sich schon bald, daß außer dem Hauptgebäude noch ein niedriger Nebenbau, das sogenannte Lagerhaus, notwendig sei und zuerst aufgeführt werden müsse. Als dasselbe soweit fertig war, daß die ersten Brüder dort einziehen konnten, um an der Vollendung und Möblierung des Hauptbaues mitzuhelfen, erfolgte die erste Absendung von Brüdern aus Steyl nach dem neuen Tochterhause. Es waren folgende:

1. Br. Eustachius (Karl Werling). Derselbe hatte für die Küche und soweit möglich für die Wäsche zu sorgen. Er wurde am 13. Dezember 1890 nach Argentinien geschickt, um auch dort in derselben Eigenschaft den Anfang zu machen.

2. Br. Johannes (Franz Hopfer), Tischler und Zimmermann. Er blieb in St. Gabriel bis zum Sommer 1892, wo er die ersten nach Togo abreisenden Missionare begleitete, um ihnen dort ein Heim zu bereiten.

3. Br. Benedictus (Johann Stork), ebenfalls Schreiner.

Fr. Aug. Theisen empfing die Ankommenden Mittwoch den 5. Juni 1889 in M.-Enzersdorf, wo er damals wohnte. Alles Nötige wurde beschafft, und frohen Mutes zog man in das niedrige Lagerhaus, das noch so einsam und verlassen mitten auf dem weiten großen Felde lag. Alsbald führte man gute klösterliche Ordnung ein, soweit die Umstände dies erlaubten. Und als drei Tage später das hl. Pfingstfest nahte, machte man sich daran, zu Ehren des Hl. Geistes, dem das Haus geweiht werden sollte, eine feierliche Abendandacht zu halten, indem man zusammen die kirchliche Komplet sang, wie man dies im Mutterhause zu thun gewohnt war.

Am 4. September desselben Jahres trafen drei andere Brüder ein, nämlich der Schreiner Br. Heinrich (Heinrich Teckippe), seit Herbst 1891 in Argentinien, der Anstreicher

Br. Sebastian (Richard Eberhardt) und Br. Vincentius (Joseph Wüllner).

Der Hauptbau war schon ziemlich früh vollendet; die Brüder hatten also hauptsächlich für die Möblierung des Hauses zu sorgen, wofür sie wacker schaffen mußten, da anfangs Oktober die ersten Zöglinge von Steyl herüberkommen sollten.

Nach Fertigstellung des Hauptgebäudes im August, begann Fr. Theisen dem Lagerhause gegenüber einen zweiten und zwar größeren Nebenbau, um in demselben verschiedene Werkstätten einzurichten. Er konnte schon selbst die Leitung dieses Baues übernehmen, den er in kurzer Zeit fertig stellte. Auch sorgte er sogleich für Anlage eines Göpels, der von Pferden und Ochsen in Bewegung gesetzt wurde. Durch den Göpel aber konnte eine Hobelmaschine, sowie eine Kreissäge und Bandsäge getrieben, und auf diese Weise viel Arbeit gespart werden. So gelang es denn mit Gottes Hilfe, das Hauptgebäude in kurzer Zeit wohnlich einzurichten.

6. Einzug und Einweihung.

Nach seiner Rückkehr aus Österreich teilte P. Generalsuperior in Steyl mit, daß das neue Missionshaus St. Gabriel zum Herbst eröffnet und daß die philosophischen Studien dorthin verlegt werden sollten. Deshalb sei es notwendig, daß die künftigen Alumnen des ersten und zweiten philosophischen Kursus vor Beginn des neuen Semesters nach St. Gabriel reisten.

Diese Mitteilung rief allgemeine Freude wach. Montag den 30. September 1889, nachdem man tags zuvor, dem Feste des hl. Erzengels Michael, noch am vierzigstündigen Gebete sich beteiligt, begann die zweitägige Reise über Köln, Mainz, Würzburg, Passau nach Wien, wo man Mittwoch den 2. Oktober anlangte. Es war ein stattlicher Zug von ungefähr 50 Personen, geführt vom P. Generalsuperior unter Begleitung der PP. Weber und Schäfer. Schon in Brunn sah man den Neubau in der Ferne. In

Mödling angekommen, ging man zuerst zur St. Josephi-Kirche von Neu-Mödling, wo P. Schäfer die heilige Messe las, und dann unter strömendem Regen nach St. Gabriel. Etwas später traf auch P. Generalsuperior mit P. Weber ein, die morgens in Wien zurückgeblieben waren.

Im neuen Hause fehlte doch noch manches. Erst an diesem Morgen kam der Schlosser, um den Kochherd aufzustellen. Auch mußten noch die Wege um das Haus in Ordnung gebracht werden; denn man sah ringsum nur Kleeacker. Bei solchen Gelegenheiten freilich offenbart sich die wahre Natur des angehenden Missionars, dessen Aufgabe es ist, thatkräftig einzugreifen, um aus einer geistigen und oft auch einer materiellen Wildnis einen Acker des Herrn zu machen. Und so legten auch die Zöglinge fleißig Hand ans Werk, so daß es die Verwunderung der Leute erregte.

Zwei Tage nach iher Ankunft, am Feste des hl. Franziskus von Assisi, dem Namensfeste Sr. Majestät, wurde die Kapelle mit der benedictio loci eingeweiht und dann das erste heilige Meßopfer vom P. Superior gefeiert. Nun brauchten Brüder und Zöglinge nicht mehr nach M.-Enzersdorf zu gehen zur Anhörung der heiligen Messe.

Die Benediktion der Kapelle als öffentliches Oratorium sollte erst Montag den 14. Oktober und zwar durch Herrn Kanonikus und Prälaten Koller stattfinden. Zuvor wurde dem Hause noch das Glück zuteil, den Leib eines heiligen Martyrers, den des hl. Maximus, zu erhalten, welche der erste Rektor des Hauses, P. Joh. Janssen, Freitag den 11. Oktober aus der Hauptstadt der Christenheit mitbrachte. Dieser kostbare Schatz wurde zunächst in die St. Josephi-Kirche von Neu-Mödling getragen und zur Verehrung ausgesetzt. Die Übertragung der Reliquien nach St. Gabriel und die Festfeier schilderte der Herz-Jesu-Bote:

„Sonntag Abend 4½ Uhr zog die kleine Schar der 60 Bewohner von St. Gabriel in Prozession zu der genannten Kirche. Nachdem das »Veni Creator Spiritus» gesungen war, begann man die Vesper; sodann setzte sich der feierliche Zug in Bewe-

gung. Getragen wurde der hl. Leib von den 4 Priestern unseres Hauses, welche in rote Dalmatiken gekleidet waren. Der Reliquienschrein selbst ruhte auf einer rot bedeckten Tragbahre, über welcher sich ein geschmackvoll gearbeiteter Baldachin — das Werk der Schwestern vom „guten Hirten" in Neudorf — erhob. Begleitet von einer großen Schar, die teils wohl die Neuheit der Sache, teils aber auch ihre Andacht hergeführt, näherte sich der Zug, die Litanei von allen Heiligen singend, dem Missionshause. Doch dieses hatte, da bereits die Nacht ihren Schleier dichter um die Ebene zu ziehen begann, sich inzwischen in ein schimmerndes, lichtes Gewand gehüllt. Auch ein kleines Feuerwerk begrüßte den hl. Maximus, als er seinem neuen Heim sich näherte. Hoch oben leuchtete das Bild des Hl. Geistes, weiter unten der Namenszug St. Gabriel. So konnte denn, meinte jemand, der hl. Maximus sogleich Namen, Ziel und Geist des Hauses erkennen, welches nun auch bald sein trautes Heim werden sollte. Zunächst wurde der Schrein mit den hl. Reliquien im größeren Nebengebäude ehrerbietig und geziemend aufgestellt, damit er von dort aus nach geschehener Einweihung der Kapelle, feierlich in dieselbe übertragen werde. Am Schlusse des Tages aber versammelten sich alle Bewohner von St. Gabriel vor demselben, um die Abendandacht zu verrichten."

Am folgenden Tage kam Herr Prälat Koller. Ihn begleitete als Assistent Herr Schöpfleuthner, damals Kirchendirektor bei St. Ursula, jetzt Domkapitular und Stadtdechant in Wien. Nach Abbetung des Veni Creator Spiritus wurden zunächst Haus und Kapelle eingesegnet und dann die hl. Reliquien in dieselbe übertragen. Der Prälat las die heilige Messe und richtete schöne Worte der Erbauung an die Versammelten. Redner sprach von der Erhabenheit des Missionsberufes und schloß daran die folgenden Worte:

„So möge denn dieses Haus fest gegründet sein auf Christum. Möge der heutige Tag einen Ersatz bieten dem hochw. Herrn Gründer dieses Hauses für alle Mühen, die es ihm gekostet, auch hier in unserem Vaterlande ein Missionshaus zu gründen.

Und nun, geliebte Zöglinge, gebrauchet wohl die Zeit *und die* Gelegenheit der Ausbildung, die Euch in diesem Hause

Ansicht des Hauses St. Gabriel i. J. 1900.

geboten ist. Lernet Jesum lieben, den Ihr verkünden werdet den Heiden.

Ihr habt im »Benedictus« gesungen: Illuminare his, qui in tenebris et in umbra mortis sedent. Dieses Wort, meine Lieben, wende ich auf Euch an. Ihr sollet einst jenen leuchten, die in der Finsternis und im Schatten des Todes sitzen: Eure Füße aber möge der Allmächtige leiten auf den Weg des Heiles. Möge Gottes Segen hier erblühen, möge es gelingen, Missionare heranzubilden, die reiche Früchte bringen nicht nur für die Zeit, sondern auch für die Ewigkeit. Möge der hl. Erzengel Gabriel, unter dessen Schutz dieses Haus gestellt ist, über dasselbe herniederschweben! Möge er seine Fittige über dasselbe ausbreiten! Möge die liebe Gottesmutter, der ja eben der hl. Erzengel Gabriel die frohe Botschaft gebracht hat, auch die Hausmutter in diesem Hause sein, und unter ihrem Schutze möge es gedeihen, wachsen und zunehmen zu Gottes Ehre und für das Heil der unsterblichen Seelen. Amen."

Nach beendeter kirchlicher Feier vereinigte ein einfaches Festmahl die Gäste. Herr Prälat Koller toastierte auf Se. Majestät den Kaiser und gedachte in freundlichen Worten des Gründers von St. Gabriel. Dieser dankte seinerseits und empfahl die neue Anstalt dem Wohlwollen der geistlichen und weltlichen Behörde, worauf der Bezirkskommissar Herr Ritter von Rittingen, der in Vertretung des Herrn Bezirkshauptmanns zugegen war, ihn und die Gesellschaft des Göttl. Wortes willkommen hieß. „Es werde Österreich," sagte er, „dem neuen Werke mit jener Gesinnung entgegenkommen, mit welcher es allen Anstalten begegne, die das Gute und Edle zum Ziele haben."

7. Die innere und äußere Entwickelung des Missionshauses St. Gabriel.

Da St. Gabriel von Steyl aus jedes Jahr mit neuen Zöglingen versehen wurde, so nahm dieses Haus eine rasche Entwickelung. Schon im folgenden Jahre 1890 kamen zwei neue Kursus hinzu, nämlich der letzte der Lateinstudien, welcher in die Philosophie trat, und der erste Kursus nach den philosophischen Studien. Letzterer begann nun in

St. Gabriel das zweite Jahr des Noviziates, während der gewesene zweite philosophische Kurs in das erste Noviziatsjahr trat. Da durch die militärischen Übungen die Züge an beiden Seiten des Rheines fast ganz gesperrt waren, so ging dieses Mal die Reise über Düsseldorf, Paderborn, Kassel, Leipzig, Dresden und Tetschen nach Wien, wo man am 25. September morgens ankam.

So gab es bereits vier Kurse in St. Gabriel und zwei Jahre später sechs. Die ersten Priester ließ das Haus im Jahre 1893 weihen, am 25. Juni. Es waren ihrer zwölf, welche vier Tage später ihr erstes hl. Meßopfer feierten. Der ordinierende Bischof war Weihbischof und Generalvikar Angerer von Wien. Dieser gute Herr, welcher nach seiner eigenen Aussage i. J. 1885 gegen die Zulassung der Gesellschaft in die Erzdiözese gestimmt hatte, wandte der Genossenschaft später eine ganz besondere Liebe zu. Als er am 15. Mai 1898 zum letzten Male in St. Gabriel ordinierte, sagte P. Generalsuperior zu ihm: „Ew. Excellenz werden heute betreffs der von Ihnen hier ordinierten Priester die Zahl hundert vollmachen; wir wollen aber hoffen, daß Sie noch eine gute Anzahl hinzufügen werden." Es geschah aber nicht, da der hochwst. Herr am 22. August desselben Jahres starb. Er selbst meinte, es gäbe wohl nur wenige Bischöfe, die Priester ordiniert, welche in allen fünf Weltteilen thätig wären.

Die Zahl der Zöglinge von St. Gabriel war folgende: Im ersten Jahre (1889) je 18 in den beiden philosophischen Kursen, außerdem noch 12 in den obersten Lateinklassen, denen mit Rücksicht auf ihre Gesundheit dieser klimatische Wechsel erlaubt worden war. Fünf Jahre später, nämlich Oktober 1894, betrug die Zahl 153*). Noch fünf Jahre weiter (Herbst 1899) waren es zusammen 257**).

Wie die Zahl der Alumnen wuchs, so mußte auch die der Lehrer und Brüder zunehmen. Im ersten Winter waren

*) Nach Kursen von unten auf geordnet 45 + 32 + 31 + 18 + 16 + 11.

**) Nach Kursen von unten auf geordnet 71 + 54 + 52 + 30 + 20 + 30.

dort nur 10 Brüder und 4 Priester; zehn Jahre später aber 88 Brüder und 19 Priester.

Mit dieser Zunahme der Bewohner hatte natürlich die Ausdehnung des Hauses gleichen Schritt zu halten. 1890 wurde also ein bedeutender Flügel an das Wohnhaus angebaut, so daß eine für den Besuch des Volkes geeignete Kapelle eingerichtet werden konnte. Zugleich wurde das Werkhaus vergrößert und durch einen Gang mit dem Wohnhause verbunden. Im Jahre 1891 mußte auch die Kapelle erweitert und 1892 der Flügel hergestellt werden, worin die Küche sich befindet.

Nun war die Zeit gekommen, sich mit der Kirchenbaufrage zu beschäftigen; aber erst vier Jahre später gelang es, den Bau anzufangen, und im Jahre 1900, ihn zu vollenden. Unterdessen war das an die Kirche sich anschließende Quadrum ausgebaut und außerdem ein Teil der beiden Frontflügel links und rechts neben der Kirche.

Mit dem Bau des Hauses Hand in Hand ging die Herstellung der nötigen Ökonomie-Gebäude, sowie eines kleinen, freilich nicht ringförmigen, sondern rechteckigen Ringofens zum Brennen der am Bau nötigen Ziegel.

Durch die Fügungen Gottes wurde das Bauen dadurch erleichtert, daß man an Ort und Stelle fast alle notwendigen Materialien fand, so in der Schotterlage unter der Humuserde den Bausand und darunter den Thon, welcher in mächtigen, tief gehenden Lagerungen fast das ganze Wiener Becken füllt. Es wurde eine recht große und tiefe Grube gegraben und der Thon anfangs mit Menschenkraft, dann durch Zugtiere und endlich mittels Dampfkraft aus der Tiefe herausbefördert. Eine Wolf'sche Lokomobile war schon ziemlich früh aufgestellt, um verschiedene Werkstätten mit der nötigen Kraft zu versorgen. Es wurden getrieben die Arbeitsmaschinen in der Tischlerei und Sägemühle, in der Schlosserei, in der Bäckerei, der Mühle und der Waschküche. Während des Kirchenbaues hatte sie auch die Kraft zum mechanischen Schleifen und Polieren der Säulen zu liefern. Sehr nützlich erwies sie sich ferner dadurch, daß

sie unsere Wasserleitung mit Wasser versah und das in der Thongrube sich sammelnde Wasser fortschaffte. Das Pumpwerk der Thongrube und die Dreschmaschine sind soweit von der Dampfmaschine entfernt, daß sie durch elektrische Kraftübertragung angetrieben werden mußten. Der hierzu verwendete starke elektrische Strom bildet zugleich ein wirksames Unterrichtsmittel im physikalischen Laboratorium.

8. Der erste Rektor in St. Gabriel.

P. Johannes Janssen, der leibliche Bruder des Gründers unserer Genossenschaft, war der erste Rektor von St. Gabriel. Da er bereits nicht mehr zu den Lebenden gehört, wird es am Platze sein, ihm einige Worte zu widmen.

Geboren zu Goch am 15. Okt. 1853, begann er seine Lateinstudien daselbst, setzte sie in Gaesdonk fort und machte 1872 in Münster das Maturitätsexamen. Die Philosophie studierte er sodann in Bonn, die Theologie an der Akademie in Münster. Herbst 1875 trat er in das dortige Priesterseminar, das im Kulturkampf durch Verfügung der königlichen Regierung am 2. Juni 1876 geschlossen wurde. Am selben Tage begab sich der nun Verewigte als Diakon mit P. Wegener zu seinem älteren Bruder nach Steyl, um durch ungefähr zweiundzwanzig Jahre Freud und Leid mit ihm zu teilen. Am 16. Juli 1876 empfing er in Regensburg die hl. Priesterweihe, und am 8. Sept. 1880 verband er sich durch die ewigen Gelübde für immer mit der jungen Genossenschaft, in welcher er eine höchst segensreiche Wirksamkeit entfaltete, zunächst als Lehrer der Zöglinge und Leiter der Brüder, später als erster Präses des St. Raphael-Kollegs in Rom (1888/89) und dann als erster Rektor von St. Gabriel (1889—1898). P. Johannes Janssen war Mitglied aller drei Generalkapitel der Gesellschaft; noch war das letzte nicht ganz beendet, als der Tod ihn hinwegraffte am 14. April 1898. Sein Leib ruht in Steyl auf dem Friedhof des Missionshauses, und zwar an einem bevorzugten Platze vor der Kapelle.

Der Hingeschiedene war ganz erfüllt von echt priesterlichem und regularem Geiste. Das beweisen seine vielen begeisterten Predigten und Ansprachen an die Priestertumskandidaten, an die Brüder und Klosterfrauen. Sein Lieblingsthema bildete die Andacht zum Hl. Geiste. Die Kenntnis und Liebe des Hl. Geistes zu verbreiten, hatte er sich zur Lebensaufgabe gemacht. Ihm hatte er fast alle seine ascetischen Schriften gewidmet, so den „Goldenen Gnadenschlüssel", der 1886 in erster Auflage erschien, ferner das „Firmungsbüchlein", die „Maiblume zu Ehren der unbefleckten Braut des Hl. Geistes", „Das Herz Jesu, der liebevolle Führer zur Gnadenquelle des Hl. Geistes", dann „Seelenspeise für Priester" und der „Seeleneifrige Priester", die „Gnadenfrucht des neuen Jerusalem", die „Gnadenreiche Salbung des Hl. Geistes" u. a. Seine beiden Hauptwerke aber erschienen in je drei Bänden unter dem Titel „Die Tugendschule" und „Goldenes Schatzkästlein",

Rektor Joh. Janssen, gest. am 14. April 1898.

ersteres eine Anleitung zur Vollkommenheit, letzteres ein treffliches Betrachtungsbuch für Priester, Ordensleute und Weltleute in besonderer Ausgabe. Alle diese Schriften sind bereits in mehrfacher, zum Teil großer Auflage erschienen. — Bemerkt sei noch, daß P. Johannes Janssen seit 1878 mehrere Jahre als Redakteur der „Stadt Gottes" und später auch des „St. Michael-Kalenders" thätig war.

Seine glühende Liebe und Verehrung zum Hl. Geiste, für dessen Ehre er auch den Tod bereitwillig hinnahm*), drängte ihn, auch in anderen diese Andacht zu wecken. So war er eifrig thätig zur Beförderung der Erzbruderschaft vom Hl. Geiste und erlangte, daß dieselbe auch an der Kirche des Missionshauses kanonisch errichtet wurde. Dieses erfolgte durch das fürsterzbisch. Ordinariat zu Wien am 3. Juli 1891. Noch in demselben Jahre am 12. November erhielt ein anderes Werk, das er ins Leben gerufen, die fürsterzbischöfliche Genehmigung. Es ist das der Meßbund zu Ehren des Hl. Geistes, der sich schnell ausbreitete und jetzt bereits über 45 000 Mitglieder zählt. Seine besondere Sorge aber nahm in Anspruch das Gotteshaus, welches diesem göttlichen Geiste in St. Gabriel erbaut werden sollte.

9. Grundsteinlegung zur Kirche des Hl. Geistes.

Da St. Gabriel Gott dem Hl. Geiste unter Anrufung des hl. Gabriel besonders geweiht wurde, so war es auch billig, die Kirche, deren Notwendigkeit sich von Jahr zu Jahr mehr herausstellte, eben diesem Göttlichen Geiste, dem großen Vater der Liebe und Gnade, zu weihen. Weil aber auch die Genossenschaft dem Hl. Geiste in besonderer Weise gewidmet ist, so betrachtete sie es als eine heilige Ehrenpflicht, dieses Gotteshaus als ein teures Heiligtum mit etwas größerem innerem und äußerem Schmucke herzustellen.

*) Kurz bevor der sterbende P. Rektor in die letzten Züge griff, fragte ihn sein anwesender Bruder Fr. Juniperus: „Lieber Johannes, stirbst Du nun auch gerne?" Und der Sterbende antwortete: „Zu Ehren des Hl. Geistes!"

Da die Zahl der Zöglinge in Steyl sich jährlich mehrte und man deshalb mit jedem Jahre größere Kurse in St. Gabriel zu erwarten hatte, so wurde i. J. 1892 von P. Aug. Theisen der Kirchenplan gezeichnet und vorschriftgemäß in dreifacher Kopie eingereicht. Es fand infolgedessen am 9. November die Herüberkunft einer Kommission statt. Da sich hierbei keinerlei Schwierigkeiten ergaben, meinte ein hoher Beamter, der um Rat gefragt wurde, es könne die Grundsteinlegung noch vor der Abreise des P. Generalsuperiors vorgenommen werden. So geschah Montag den 14. Nov. 1892 der erste Spatenstich durch denselben und am 21. November die Grundsteinlegung.

Kirchhof-Kapelle in Steyl; vorne das Grab des † P. Joh. Janssen.

P. Medits aus Wien hatte die Güte, das Hochamt zu celebrieren und die Grundsteinlegung vorzunehmen. Nach dem Hochamte wurde zunächst die deutsche Übersetzung der lateinischen Urkunde verlesen, welche in den Grundstein versenkt werden sollte. Dieselbe schloß mit sieben Gebeten zu Ehren des Hl. Geistes.

„Nun folgte," so berichtete der „H.-J.-Bote", „die feierliche Recitation der lateinischen Urkunde, welche im Grundsteine geborgen werden sollte, durch die beiden hochwürdigen Priester des Hauses, Herrn Gier und Herrn Baum. Zunächst standen die beiden Patres auf dem Chore mit dem Angesichte zum Volke gewandt, dann, als die Orationen begannen, wendeten sie sich zum Hochaltare. Es war eine überaus feierliche und bedeutungsvolle Anrufung der Gnade des Hl. Geistes auf das zu Seiner Ehre zu erbauende Gotteshaus. Gewiß dürfen

wir hoffen, daß dieser erhabene Regierer der Kirche und Spender aller Gnaden, aber leider so viel vergessene Gott der höchsten Liebe auf diese feierliche Huldigung in Gnaden herabgeschaut und sie mit Wohlgefallen angenommen hat. Möge das ausgeführte Werk auch um so mehr zu Seiner größeren Ehre gereichen."

Die Orationen selbst, welche wir zu Ehren des göttlichen Gnadenspenders hier wiedergeben, lauten in deutscher Übersetzung, wie folgt:

„Lasset uns beten! Allgütiger Hl. Geist, allmächtiger, ewiger Gott, höchste Liebe und Geschenk des Vaters und des Sohnes, Lenker der hl. Kirche, Verleiher aller Gaben, Du, der Du am Anfange der Welt über den Gewässern schwebtest und am Weltende alles vollenden wirst: gieße aus, so bitten wir, über diesen Ort die Gnaden Deiner Liebe, daß Du hier den Traurigen Trost, den Gefallenen Bekehrung, den Kranken Gesundheit, den Schwachen Kraft, den geistig Toten Wiedererlangung des Lebens verleihen wollest. Durch Christum, unsern Herrn. Amen.

Du, der Du alles unsichtbarer Weise regierst, lenke hier die Herzen der Deinigen, daß sie Dich erkennen und finden, der Du mit dem Vater und dem Sohne das Heil der Menschen, das Licht des Geistes und die Stärke der Seele bist. Amen.

Und da die Gottlosigkeit immer mehr überhand nimmt, vermehre Du in uns Deine Gnaden, daß die Irrtümer entfernt werden, die Dämonen fliehen mögen und aller Betrug und alle Bosheit der Gottlosen überwunden werden möge. Amen.

Dir aber sollen geweiht sein unsere Sinne und unser Geist; Dich, der Du zuerst und ohne Entgelt uns liebst, sollen wieder lieben unsere Herzen, und die Seelen, die Du gereinigt und mit Deinen Gnaden bereichert hast, mögen Dir anhangen, dem höchsten Bräutigam der Seelen. Amen.

Dich wollen wir anbeten, Dir für uns und alle Menschen Dank sagen, Genugthuung leisten für die Sünden, die gegen Deine Majestät begangen worden sind und werden, Dir unsere Liebe erzeigen und zu Dir flehen, daß die Anbetung, Verehrung und Liebe zu Dir auf Erden wachsen möge. Deshalb nimm huldvoll an dieses Gebäude, welches wir zur größeren Ehre Deines Namens zu erbauen uns vorgenommen haben. Und da

wir ohne Dich nichts vermögen, so verleihe, daß wir es mit Deiner Hilfe auch vollenden können. Amen.

Herr der himmlischen Heerscharen, sende das Heer Deiner Engel zu Hilfe Deinen Dienern, die Dich hier anrufen und Dein Haus hier erbauen. Entflamme die Herzen der Gläubigen, daß sie zur Ehre Deines Namens dieses Werk unterstützen und gib den Wohlthätern die siebenfache Segnung Deiner Gnade. Amen.

Uns allen aber, die wir diesen Tempel von Stein auferbauen, verleihe, daß wir auch den Tempel Deiner Gnade in unsern Herzen auferbauen, erweitern und zieren mögen. Und da Du Selbst die Heiligkeit der Heiligen und die Krone der Seligen bist: so lehre uns für unsere Seelen Deine Reichtümer finden und laß uns Teil haben an Deiner Glorie in Dir und durch Dich, der Du mit dem Vater und dem ewigen Worte lebst und regierst von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen."

Nachdem die Allerheiligen-Litanei, das Veni Creator Spiritus und der Anfang des Johannes-Evangeliums gesungen worden, setzte sich der festliche Zug in Bewegung. Vier Priester des Hauses trugen den Grundstein auf einer geschmückten Bahre. Auf der Baustelle angekommen, stellten sich die Priester und Diakone an den dort aufgestellten Altartisch, die Alumnen aber nahmen Stellung jenseits der beabsichtigten Fundamente, so daß man die Größe des Baues erkennen konnte.

Der Chor sang in lateinischer Sprache: „Wie lieblich sind Deine Wohnungen, o Herr", währenddessen die Stelle des Altares gesegnet wurde.

Darauf sang P. Medits aus dem Rituale die erste Oration, welche mit der für die Kirche vorzunehmenden Beifügung zu deutsch also lautet:

„Herr Gott, den Himmel und Erde nicht fassen, und der Du dennoch ein Dir gehöriges Haus auf Erden haben willst, wo Dein Name beständig angerufen werde: wir bitten Dich, Du wollest um der Verdienste der seligen und allzeit jungfräulichen Maria, des hl. Erzengels Gabriel und aller Heiligen willen diesen Ort, welcher dem Hl. Geiste, dem Tröster, geweiht werden soll, mildreich und gnädig anschauen (locum hunc Spiritui Sancto Paraclito consecrandum, quaesumus, beatae Mariae

Außenansicht des Chores der Hl.-Geist-Kirche.

Der vorspringende niedere Bau enthält einen um das Chor führenden Gang, der den Verkehr zwischen den beiderseitig an die Kirche sich anschließenden Bauten vermittelt.

semper Virginis et beati Gabrielis Archangeli omniumque Sanctorum intercedentibus meritis, sereno pietatis Tuae intuitu visita). Durch den Erguß Deiner Gnade reinige ihn von jeder Befleckung und erhalte ihn in seiner Reinheit. Und da Du, was die Andacht Deines geliebten David beabsichtigte, in dem Werke seines Sohnes Salomon zur Vollendung gebracht hast, würdige Dich, auch in diesem Werke zur Ausführung zu bringen, was unsere Wünsche verlangen; die Geister der Bosheit aber mögen alle von hier entfliehen. Durch unsern Herrn Jesum Christum. Amen."

Nachdem nun der Grundstein gesegnet war, wurde er mit einem Messer dreimal in Kreuzesform geritzt und dann an die für ihn bestimmte Stelle gelagert; die in eine Messingbüchse verlötete Urkunde war zuvor in denselben eingesenkt worden.

„Im Glauben Jesu Christi", sprach der Offiziant, „legen wir diesen Grundstein in dieses Fundament im Namen des Vaters und des Sohnes und des Hl. Geistes (drei Kreuzzeichen) damit hier blühe wahrer Glaube, Furcht Gottes und brüderliche Liebe. Dieser Ort sei bestimmt zum Gebete und um anzurufen und zu loben den Namen desselben Herrn, Jesu Christi, der mit dem Vater und dem Hl. Geiste als Gott lebt und regiert in Ewigkeit."

Nun folgte die Besprengung des Grundsteines mit Weihwasser und dann der drei- oder siebenmalige Hammerschlag von seiten der Priester, Kleriker, Brüder und Alumnen. Man sang das Miserere, währenddessen auch die Fundamente der Kirche mit Weihwasser besprengt wurden.

An der Feier nahmen teil der Prior des Cisterzienserstiftes Heiligenkreuz als zeitiger Dechant und viele Pfarrer und Priester der Umgegend. Der Grundstein war ein Kalkstein aus dem Berge von Lourdes, wo die allerseligste Jungfrau erschienen ist.

II. Bau und Vollendung der Hl. Geistkirche.

Bei der Grundsteinlegung glaubte man, gleich den Bau der Hl. Geistkirche beginnen zu können. Doch kaum

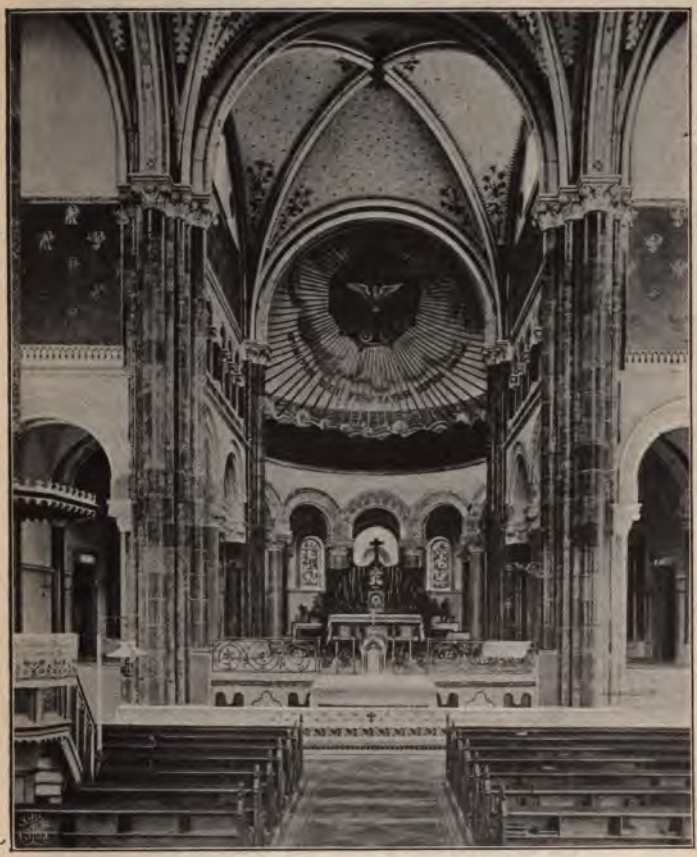
war sie geschehen, so erhoben sich Einsprüche und Schwierigkeiten, welche den Bau der Kirche lange verzögerten. Der P. Rektor bot alles auf, was in seinen Kräften stand; die kirchliche Behörde unterstützte ihn, und so wurde es zuletzt, aber erst im Jahre 1896 möglich, mit dem Kirchenbau zu beginnen. Unterdessen war auch der Bauplan selbst etwas verändert worden. Da P. Theisen inzwischen gestorben war, hatte Baumeister Ludwig Zatzka, z. Z. Gemeinderat in Wien, eine Neuzeichnung übernommen, wobei er besonders die von P. Joh. Beckert, dem Nachfolger des P. Theisen, geäußerten Wünsche entgegenkommend berücksichtigte. Unter Oberaufsicht von Herrn Zatzka leitete dann P. Beckert die Bauarbeiten und war besonders bemüht, mit Rücksicht auf den Charakter des Bauwerkes, dasselbe etwas würdevoller zu gestalten. So kam als äußerer und innerer Schmuck Mosaik zur Anwendung, zu dessen Herstellung man durch die Güte der Mosaik-Anstalt der Firma Neuhauser in Innsbruck angeleitet wurde. Die dünneren Säulen wurden aus Granit und Marmor hergestellt, welche im Hause selbst mit Hilfe von Dampfkraft und einer großen eigens dafür konstruierten hölzernen Drehbank geschliffen und poliert wurden. Mehr Sorge machten die dickeren und hochaufstrebenden Hauptsäulen, welche aus Backsteinen hergestellt worden waren. Es schien, daß sie in die Reihe der Granit- und Marmorsäulen nicht gut passen würden. Anderseits hatte man wegen der großen Kosten nicht daran denken können, sie ebenfalls aus Hausteinen herzustellen und zu polieren. Es gelang nun aber, die Bereitung eines künstlichen Marmors aufzufinden, welcher noch den Vorteil hatte, daß er mit dem Guß sogleich seine Politur erhielt. Und so half Gott der Herr überhaupt die schöne und ziemlich große Kirche verhältnismäßig recht billig herzustellen, da der Mangel an Geldmitteln es nicht erlaubte, größere Auslagen zu machen.

Das ringsum von Säulen und Kapellen umgebene große Chor erhielt als Flur eine Darstellung der Arche Noes und der fünf Weltteile. Denn es ist ja die Bestimmung

der Missionare, das Wort des Herrn zu erfüllen: „Gehet hin und prediget das Evangelium allen Geschöpfen!“ Sie sollen alle in die hl. Kirche, die zweite rettende Arche, einführen.

Alles wurde hergestellt mit Rücksicht auf die Verhältnisse des Hauses „St. Gabriel“, welche für die heiligen Weihen ein großes Chor und für die neugeweihten Priester recht viele Altäre verlangten. Aus diesem Grunde erhielt die Kirche ringsherumgehende Bühnen und eine Krypta unter dem Chore. Letztere wurde in der Frühe des Himmelfahrtsfestes 1898 vom P. Generalsuperior eingeweiht. Er las dann selbst nebst einigen älteren Priestern die hl. Messe dort; darauf aber folgten — es war Primiztag für die am Sonntag vorher geweihten Priester — eine Reihe von ersten hl. Messen von seiten dieser Neugeweihten. Die Krypta wurde alsdann dem Gebrauche der Laienbrüder übergeben, und man freute sich sehr darüber, da die Hauskapelle, obwohl recht groß, doch nicht mehr imstande war, alle Bewohner von St. Gabriel zu fassen. Die Krypta ist recht geräumig, liegt drei Meter tiefer als der Flur der Kirche und $5\frac{1}{2}$ Meter unter dem Flur des Chorumganges und der anstoßenden Kapellen, und erhält das Licht aus den Lichtschächten, die zwischen den Kapellen hinuntergehen. Besonderen Eindruck machen die dicken, ich möchte fast sagen, ehrwürdigen Säulen, welche denjenigen der Oberkirche zur Stütze dienen.

Die Kirche selbst wurde erst im Januar 1900 fertig und vom P. Generalsuperior Samstag, den 27. Januar, feierlich eingesegnet. Wie schön und erhebend sah sie aus im Schmucke ihrer hohen Säulen und ihrer übrigen Ornamentik! Dazu gehören auch die sechs Säulen von rotem veronesischem Marmor, die früher das Ringtheater in Wien schmückten und nach dessen Brande viele Jahre beim Händler unbenutzt gelegen. Sie wurden durchgesägt und mit Verminderung ihrer Dicke in Zweidrittel-Säulen verwandelt, welche jetzt, zwölf an der Zahl, die Wände des Chores schmücken.



Innenansicht des Chores der Hl.-Geist-Kirche.

In der Mitte vor dem Chorabschluß, von der Ebene des Mittelschiffes nur um eine Stufe erhöht, steht der Sakramentsaltar, auf dem Chore selbst der eigentliche Hochaltar, an welchem der Hauptgottesdienst gefeiert wird.

Am Chorende des Mittelschiffes der Kirche aber erstrahlt hoch oben in der Apsis das Bild des Hl. Geistes in Gestalt einer Taube, wie Er zu Beginn der Schöpfung über den Wassern schwebte. Welch bedeutungsvolles Bild! Vor Gottes Geist lag alles plan und offen, was hier auf Erden geschehen sollte. Vorbereitend schwebte Er über den Wassern, aus denen die Weltteile sich emporheben sollten, über den Weltteilen, die Er mit vernünftigen und unvernünftigen Geschöpfen schmücken und bevölkern wollte, über der Erde, wo Er im menschlichen Geschlechte die Großthaten Seiner Liebe verrichten, ein eigenes Reich begründen und durch Kampf und Widerstreit zur gnadenreichen Vollendung führen wollte. Alles das lag vor Seinen Blicken; alles dieses bereitete Er liebevoll vor.

Die Kirche wirkt durch das Ganze ihrer Ausführung eindrucksvoll auf den Besucher. Hoffen wir, daß der Hl. Geist in derselben reiche Gnaden spende! Ihre erste Benutzung war folgende.

Am Abende des Einweihungstages machten 46 Kleriker-Novizen dort am Hochaltare ihre ersten heiligen Gelübde. Am folgenden Morgen wurden 26 Diakone des Hauses und der erste Diakon der Calasantiner-Kongregation in Wien ebendort zu Priestern geweiht. Der hochwürdigste Weihbischof und Generalvikar Dr. Schneider von Wien, der würdige Nachfolger Dr. Angerers, legte ihnen die Hände auf. Zwei Tage danach traten die Neugeweihten an den Altar, um ihr erstes heiliges Meßopfer zu feiern. Bei allen diesen Festlichkeiten erkannte man so recht, wie notwendig eine größere Kirche geworden war, aber auch, wie schön und erhebend sich der Gottesdienst darin entfalten kann.

12. Konsekration der Hl. Geistkirche.

Die bischöfliche Konsekration erhielt die Kirche des Hl. Geistes an Seinem Festtage, Pfingstsonntag, den 3. Juni 1900. Vorgenommen wurde dieselbe durch den ersten Missionsbischof der Genossenschaft, Mgr. v. Anzer, Ap. Vikar von Südschantung. Ihm assistierten P. Bern.

Eikenbrock, der jetzige Rektor von St. Gabriel, und P. Gier, der Spiritual des Hauses. Über diese Feier berichtet der H.-J.-B.:

„Das Missionshaus und seine Umgebung erschien bald in einem, wenn auch bescheidenen, so doch hübschen Festgewand mit Flaggen- und Guirlandenschmuck. Am Abende vor Pfingstsonntag traf der Bischof ein. Am folgenden Morgen um sieben Uhr sollte die Feier beginnen. Der Frühgottesdienst war zu Ende, Kirche und Altäre waren schmucklos. Auch die meisten Bänke waren hinaustransportiert, um so Platz zu gewinnen für das große Aschenkreuz, dessen ungeheure Querbalken von einem Ende der Kirche bis zum andern reichen mußten.

Trotzdem also der bewegliche Kirchenschmuck entfernt war, bot die Kirche, zumal dem, der sie zum ersten Male besuchte, einen recht wohlthuenden Anblick dar.*)

Gegen sieben Uhr erschien der Bischof mit seinen Assistenten und die Kirchweihe nahm ihren Anfang. Den sehr zahlreich erschienenen Freunden des Hauses aus Wien und Umgebung waren die Kirchenbänke im Querschiff reserviert, während die nicht bei der Konsekrationsfeier beschäftigten Bewohner des Hauses auf den Bühnen Platz nahmen, die sowohl das ganze Chor als auch das Quer- und Längsschiff der Kirche umschließen. Gegen elf Uhr war die Konsekration der Kirche und des Hochaltars beendet.

Inzwischen sammelten sich immer zahlreicher die auswärtigen Teilnehmer an der Festfeier. Da wurde mit der Chorglocke das Zeichen zum Beginne des Pontifikalamtes gegeben. Der Bischof war noch ganz rüstig und schien nicht im mindesten ermüdet.

Das Hochamt begann und von der Orgelbühne erklangen die begeisterten Töne der kirchlichen Gesänge, die voll schöner Harmonie in die Kirche hinabhallten und die bewegten Gemüter zu noch größerer Andacht stimmten. Das Pontifikalamt dauerte

*) Jemand äußerte sich über die Kirche, die romanische Bauart sei mit großer Konsequenz, sowohl im allgemeinen als im besonderen, durchgeführt. Nichtsdestoweniger weise sie, entfernt von jeder Eintönigkeit, eine ungewöhnlich reiche Gliederung und Mannigfaltigkeit auf, die der alten Bauart ein modernes Gepräge gibt, ohne dabei ins Profane zu fallen. Idee und Ausführung seien eigenartig und doch wieder so harmonisch zusammenstimmend, daß in dem Beschauer das Gefühl wahrer Befriedigung wachgerufen werde.

bis nach zwölf Uhr, und damit war auch die Konsekrationsfeier beendigt. Daran schloß sich ein Festmahl zu Ehren unserer befreundeten Gäste, deren Namen zu viele sind, als daß ich sie alle aufzählen könnte. Nach dem Diner hielt der hochwst. Herr Domkapitular Kanonikus Graf zur Lippe noch eine feierliche Vesper, womit dann die kirchliche Feier dieses Tages ihren Abschluß fand.

In der Pfingstwoche erteilte Mgr. Anzer die niederen Weihen und konsekrierte noch 17 Altäre. Am 8., 9. und 10. Juni fand in der neugeweihten Hl. Geistkirche das vierzigstündige Gebet statt, welches sonst an den drei ersten Pfingsttagen gehalten zu werden pflegt. Dieses Mal waren die Stunden der ewigen Anbetung vor allem dem Danke für die Gnaden geweiht, die uns der Hl. Geist in den Pfingsttagen erwiesen, und zugleich der Bitte um die Geistessendung für alle, die dieses Gotteshaus auch in Zukunft besuchen werden. Hoffen wir, daß durch die dem Hl. Geiste geweihte Kirche die Verehrung zu Gott dem Hl. Geiste weithin verbreitet und dadurch Seinem heiligenden und belebenden Wirken in der Menschheit mehr und mehr die Herzen eröffnet und bereitet werden.

Durch des Geistes Gnadenwalten
Wird die Welt sich neu gestalten!"

10. Ein Kaiserbesuch in St. Gabriel.

In der Geschichte des Hauses St. Gabriel wird der 3. Oktober 1894 immer ein denkwürdiger Tag bleiben. Hatte doch Se. Majestät Kaiser Franz Joseph von Oesterreich geruht, dasselbe an diesem Tage durch seinen huldvollen Besuch auszuzeichnen. Wir dürfen dem Leser eine Schilderung dieser Festlichkeit nicht vorenthalten und geben dieselbe wieder nach den Mitteilungen des H.-J.-B.

„Sobald im September im Missionshaus die freudige Kunde eintraf, daß Se. Majestät das Haus mit seinem hohen Besuch beehren wolle, entwickelte sich mehrere Wochen hindurch in demselben ein reges Leben. Alles wurde aufgeboten, soweit die bescheidenen Kräfte und Mittel es gestatteten, um dem Hause von außen wie im Innern ein des hohen Besuches in etwa würdiges Aussehen zu geben.

Freudig opferten zu diesem Zwecke die Alumnen ihre letzter Ferienwochen, um durch Kränze, Inschriften, Transparente u

Triumphbogen das Haus und die zu demselben führende St. Gabriels-Allee zu zieren.

Auf Wunsch Sr. Majestät war auch Se. Eminenz der hochwürdigste Herr Kardinal Fürsterzbischof Dr. Gruscha eingeladen, das Fest mit seiner Gegenwart zu ehren und den hohen Besuch im Missionshause zu empfangen. Bereits am Vorabende des festlichen Tages traf Hochderselbe mit seinem Sekretär, Mgr. Dr. Pfluger, in St. Gabriel ein, freudigst begrüßt von den Priestern, Alumnen und Brüdern des Hauses,

Das Werkhaus von St. Gabriel.

denen der hohe Gast durch sein liebevolles, herablassendes Wesen, seine Leutseligkeit und seine begeisterten Ansprachen seit seinem Besuche im August dieses Jahres in dankbarster Erinnerung geblieben war.

Am folgenden Morgen um 7½ Uhr brachte der Kardinal, dem zu Ehren die Alumnen abends vorher ein Ständchen veranstaltet hatten, an dem festlich geschmückten Altare der Kapelle das hl. Meßopfer dar, welchem alle Angehörigen des Hauses beiwohnten, um den Segen Gottes auf Se. Majestät, das ganze Reich und die Erzdiözese herabzurufen.

Inzwischen sammelten sich die zur Eröffnung der Feier eingeladenen Freunde und Wohlthäter des Hauses.

Dem Programm gemäß langte der Kaiser um 10¼ Uhr im Missionshause an in Begleitung der Excellenzen des Herrn Ackerbauministers Graf Falkenhayn und des Statthalters Graf Kielmansegge, des Bezirkshauptmanns Graf Auersperg, des Generaladjutanten Graf Paar und des Flügeladjutanten Frhr. von Buttlar. Nachdem Se. Majestät den Wagen verlassen und in das Portal des Hauses eingetreten war, in dem die Gäste und Priester des Hauses sich im Halbkreise aufgestellt hatten, begrüßte Se. Eminenz Kardinal Gruscha den Monarchen mit folgender Ansprache:

„Mit tiefster Ehrfurcht und innigem Danke begrüße ich in freudigstem Erfüllen meiner oberhirtlichen Pflicht Ew. Majestät und Allerhöchst Ihren gnädigen Besuch in diesem Missionshause. Es hat dieses Haus, wie Ew. Majestät bereits bekannt ist, sich die hochverdienstliche Aufgabe gestellt, Missionare heranzubilden für die Verbreitung unseres hl. Glaubens, der christlichen Civilisation und Kultur in den Heidenländern. Zugleich aber unterstützen die Priester dieses Hauses unsern Seelsorgsklerus, der in der Ausübung seiner Pflichten heutzutage außerordentlich stark in Anspruch genommen ist, ebenso freudig als opferwillig."

Se. Eminenz bat dann den Kaiser um die Erlaubnis, den hochw. Herrn Rektor Janssen vorstellen zu dürfen, worauf Se. Majestät auf den Rektor zuschritt und ihm sagte, es freue ihn sehr, die Anstalt zu besuchen, deren segensreiches Wirken ihm bekannt sei.

Vom Kardinal und dem Rektor geleitet trat nun der Kaiser, gefolgt von seiner Begleitung, in das Innere des Hauses, in dem die Alumnen und Brüder in dem zur Kapelle führenden Gange in Reihen standen und in freudiger Begeisterung die österreichische National-Hymne anstimmten.

Se. Majestät wurde zuerst in die Kapelle geleitet, an deren Eingang ein Priester des Hauses durch Se. Eminenz das Aspergill dem Monarchen darreichte. In der Kapelle kniete der Kaiser für kurze Zeit auf dem bereitstehenden Betschemel vor dem Hochaltare nieder zur Anbetung des hl. Sakramentes, während der Sängerchor das »Laudate Dominum omnes gentes« vortrug. Mit sichtbarem Wohlgefallen hörte Se. Majestät den

weihevollen Gesang an und begab sich dann in den mit Kränzen, Transparenten und Wappenschildern sinnig geschmückten Festsaal. In der Mitte des Saales stand mit Beziehung auf das morgige Namensfest des Kaisers eine Statue des hl. Franziskus von Assisi auf einem Blumenteppich, der den durch lebende Blumen gebildeten Glückwunsch enthielt: Salus Francisco Josepho Imperatori. (Heil Franz Joseph, dem Kaiser). Für den Monarchen war eine kleine Estrade errichtet, auf welcher Hochderselbe in einem Sessel Platz nahm, dieser gegenüber eine zweite, von welcher aus der hochw. Herr Rektor eine kurze Ansprache an den Kaiser hielt.

Am folgenden Tage, dem Feste des hl. Franziskus, seien fünf Jahre verflossen seit dem Tage, wo das Haus zu Ehren des Hl. Geistes eröffnet und das erste hl. Meßopfer dort dargebracht wurde. Se. Majestät habe die Gründung durch seine Erlaubnis möglich gemacht, und nun füge er einen neuen Beweis seiner Huld hinzu. In den Jubel aller Bewohner St. Gabriels mische sich die Teilnahme von Millionen Katholiken, die in dem Besuche das Interesse des Kaisers für das hohe Werk der Glaubensverbreitung erkennen. Er dankte sodann Sr. Majestät und versicherte, daß alle Söhne des Hauses an der Verwirklichung der hl. Aufgabe des habsburgischen Hauses nach Kräften mitwirken würden. Schließlich sprach der Rektor zum bevorstehenden Namensfeste dem Kaiser die ehrerbietigsten Glück- und Segenswünsche aus und endete mit einer Aufforderung an alle Anwesenden zu einem dreimaligen Hoch auf Se. k. k. Apostolische Majestät.

Diese mit Wärme vorgetragene Ansprache machte sichtlichen Eindruck auf Se. Majestät, welcher mit freundlichen Worten dankte und auf die Bitte des Rektors mit fester Hand seinen Namen in das ihm vorgelegte Ehrenbuch des Hauses unter seiner wohlgelungenen Photographie eintrug. Als zweite Unterschrift ist in diesem Buche die Sr. Eminenz des Kardinals Gruscha zu sehen, ebenfalls unter neuem wohlgetroffenen Bildnisse Sr. Eminenz.

Jetzt wurden die einzelnen Räumlichkeiten des Hauses besichtigt und zwar zunächst einzelne Lehrzimmer. Auf einem Gange im ersten Stocke des Hauses gegenüber dem Bauplatze der Hl. Geist-Kirche waren auf einem Tische der Plan der Kirche und die Gesamtansicht des Hauses in der späteren Vollendung niedergelegt, um sie Sr. Majestät zur Besichtigung vor-

zulegen. Mit sichtbarem Interesse erkundigte sich der Kaiser beim Baumeister Zatzka und dem Leiter des Baues, P. Beckert, nach der Ausführung des Kirchenbaues, und sich zu Sr. Eminenz dem Kardinal-Fürst-Erzbischof wendend bemerkte er: „Es ist ja ein Segen für die ganze Umgebung, wenn die Kirche gebaut wird." Alsdann richtete der Kaiser an den Rektor des Hauses die Frage: „Aber woher bekommen Sie denn all' das Geld für diesen Bau?" worauf derselbe erwiderte: „Majestät, der liebe Gott ist reich. Er hat gesagt: Suchet zuerst das Reich Gottes und all das wird euch zugeworfen werden."

Nach Besichtigung des Hauptbaues wurde der Kaiser in das Werkhaus zu den Werkstätten der Brüder geführt, während der Musikchor der Alumnen in dem sogenannten Lichthofe des Hauses einige musikalische Stücke aufführte. Mit großem Interesse besuchte Se. Majestät die einzelnen Werkstätten: Tischlerei, Schlosserei, Spenglerei, Wäscherei, Bäckerei, Mühle usw. in denen die Brüder rüstig mit der Arbeit beschäftigt waren.

Nach Besichtigung der Werkstätten kehrte der Monarch, der trotz seines Alters noch rüstig einherschreitet, in den Hauptbau des Hauses zurück, woselbst die Alumnen und Brüder voll Begeisterung die letzten Strophen der Kaiser-Hymne sangen. Ihre Reihen durchschreitend und sichtlich befriedigt von dem Eindrucke, den er im Missionshause empfangen, begab sich der Kaiser mit seiner Begleitung zum Eingang des Hauses, woselbst er sich vom Herrn Rektor in huldvollster Weise verabschiedete und dann mit seiner Begleitung in dem bereitstehenden kaiserlichen Wagen nach Mödling zurückfuhr."

13. Entwickelung der Studien in St. Gabriel.

Manchen unserer Leser werden auch einige Notizen über den Gang unserer Studien von Interesse sein, darum die folgenden Mitteilungen.

Es wurde bei der Leitung der Studien in St. Gabriel ein Zweifaches ins Auge gefaßt: 1. Die gründliche Ausbildung des Geistes überhaupt und 2. die praktischen Bedürfnisse der Gesellschaft und ihrer einzelnen Häuser.

Für die Ausbildung des Geistes haben neben den sprachlichen, geschichtlichen, mathematischen und naturwissen-

schaftlichen Studien besondere Bedeutung die philosophischen und theologischen. Namentlich trägt die Philosophie und Dogmatik des hl. Thomas von Aquin und der in seinem Geiste geschriebenen Werke nicht wenig dazu bei, den Geist zu bilden und zu vertiefen. Zugleich lehrt der hl. Thomas den Glaubensinhalt recht gründlich und allseitig zu erfassen. Und so giebt er eine gute Grundlage für eine gediegene religiöse und ascetische Bildung.

Mosaikarbeit an der Hl. Geistkirche.

Das hatte unser P. Generalsuperior früher schon erkannt und deshalb bereits während seiner Stellung zu Bocholt dem Studium der Summa des hl. Thomas und dem Werke von P. Kleutgen und Professor Scheeben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet. In diesem Geiste handelnd schrieb er gleich zu Beginn der philosophischen Studien in Steyl die Summa philosophica des Dominikaners und späteren Kardinals Zigliara als Handbuch vor. Auch wurde gleich anfangs, wenn auch nicht ausschließlich, die lateinische Sprache für die Philosophie, Dogmatik und Moral gebraucht.

Als im Jahre 1891 P. Giese nach Vollendung seiner Studien in Rom als Lektor der Dogmatik nach St. Ga-

briel kam, wurde die Summa theologica des hl. Thomas als Hauptunterrichtsbuch eingeführt, die schon in früheren Jahren, jedoch in weniger ausgedehntem Maße, beim Unterricht verwendet wurde. Allerdings sah man fünf Semester später sich genötigt, mit Rücksicht auf den sehr umfangreichen Stoff ein dogmatisches Handbuch einzuführen. Man wählte Egger, Enchiridion theologiae dogmaticae. Daneben blieb aber stets die Summa in Gebrauch, aus welcher ausgewählte Quästionen und Artikel durchgenommen werden. In der Moral hatte man anfangs Gury, Compendium theologiae moralis, später aber Marc, Institutiones morales, der sich besonders eng an den hl. Alfons anschließt und in wichtigen Punkten seine Entscheidung wörtlich wiedergibt. Da Marc ein umfangreiches Werk ist, so dient er auch mit Nutzen als Nachschlagebuch für den späteren Gebrauch.

In der Apologetik wurde Gutberlet eingeführt; in der Pastoral: Schüch, Pastoraltheologie; in den übrigen Fächern dienten andere Lehrbücher.

Ein Diktat der Lektoren an Stelle eines Lehrbuches wurde aus verschiedenen Gründen im allgemeinen nicht gestattet. Es schien dieses zu viel Zeit zu beanspruchen. Außerdem wird ein Diktat später gewöhnlich auf die Seite gelegt und kaum je wieder angesehen. Deshalb hielt man es für besser, die Alumnen recht gründlich in das Verständnis und die Erlernung guter Handbücher einzuführen.

Dieses Studium der philosophisch-theologischen Wissenschaften ist das wichtigste für unsere Alumnen. Dabei dürfen jedoch die praktischen Wissenschaften in der Genossenschaft keineswegs vernachlässigt werden.

Da die niederen Studien bei uns mit sechs Jahren abschließen, so ist damit eine Beschränkung des Gymnasialpensums von selbst gegeben. Es wurde deshalb die Physik und außer ihr die Chemie, Mineralogie, Geologie, Astronomie, physikalische Geographie und Physiologie auf die beiden Jahre der Philosophie verlegt. So findet der Geist

einerseits Übung im abstrakten philosophischen Denken, daneben aber anderseits als Ausgleich diese so anregenden praktischen Wissenschaften. Wird er dort theoretisch geschult für tiefere Auffassung jeder Wissenschaft, so steigt er hier hinab in die Geheimnisse der materiellen Schöpfung; er lernt die Größe der Allmacht und Weisheit des Schöpfers bewundern. Die Erfahrung zeigt denn auch, daß recht viele mit großer Wissensfreude sich auf diese Fächer werfen.

Ein mächtiges Hilfsmittel, besonders für den Lehrer, bietet die nahe Hauptstadt Wien mit ihren großen Bibliotheken und wissenschaftlichen Sammlungen. Sehr anregend wirkt auch für alle das so nahe Wiener-Gebirge. Dort findet man schöne Spaziergänge in den ausgedehnten Waldungen, dort eine reiche Flora und Fauna, sowie geologische Formationen, die den verschiedensten Epochen angehören.

Besondere Erwähnung noch verdienen die Freifächer, die für die Zeit der philosophischen Studien mehr und mehr eingeführt wurden und mit Erlaubnis teilweise während der Theologie fortgesetzt werden können. Dieselben beziehen sich:

1. Auf die alten Sprachen: Latein, Griechisch, Hebräisch, Arabisch oder Syrisch.

2. Auf die neueren Sprachen: Italienisch, Spanisch, Französisch, Englisch, Polnisch, Czechisch.

3. Auf die höheren Fächer der Mathematik z. B. sphärische Trigonometrie, analytische Geometrie, Differential- und Integralrechnung und ihre Anwendung auf Physik und Astronomie.

4. Auf verschiedene naturwissenschaftliche Fächer behufs Erweiterung der Kenntnisse und Anleitung zu praktischen Arbeiten. So wurden gegeben Physiologie, ausgewählte Teile von Botanik und Zoologie, physikalische, mineralogische, geologische und mikroskopische Übungen, ferner qualitativ und quantitativ chemische Analyse.

5. Von praktischen Wissenschaften kamen vor mit Rücksicht auf die Bedürfnisse unserer Häuser in Europa

und in den Missionen: Mechanik, Baukunde, Acker- und Gartenbau.

Jeder Alumne mußte wenigstens ein Freifach nehmen; mit Erlaubnis wählten einige zwei oder drei. Auf diese Weise wird solchen, die für Sprachen, Mathematik oder Naturwissenschaften Anlage haben, Gelegenheit geboten, sich hierin weit umfassendere Kenntnisse anzueignen, als im gewöhnlichen Gymnasialunterricht möglich ist.

VI. Gründung und Entwickelung des Hauses Heiligkreuz. (1892–1900).

1. Beweggründe zur Errichtung dieses Hauses.

Aus dem Verlangen, mit den deutsch redenden Katholiken Österreichs in Verbindung zu treten, ging die Errichtung des Hauses St. Gabriel hervor. In gleicher Weise war der Wunsch, ein drittes Haus zu errichten, von dem Verlangen getragen, mit den zahlreichen Katholiken in den östlichen Gegenden Deutschlands nähere Fühlung zu bekommen. Dort gibt es ja neben dem Erzbistum Posen-Gnesen noch die zwei Bistümer Ermeland und Kulm in den Provinzen Ost- und West-Preußen und dann vor allem die große Diözese Breslau, welche über die drei Provinzen Schlesien, Brandenburg und Pommern sich ausdehnt und mehr als zwei und eine halbe Million Katholiken umfaßt. Zudem sind diese Gegenden noch sehr arm an klösterlichen Instituten.

Neben diesen inneren Gründen machte sich ein äußerer Grund geltend. Eine glaubenseifrige Familie Schlesiens, Herr Franz Huch, Gründer und Herausgeber der Frankensteiner-Münsterberger Zeitung, und seine Gemahlin Emilie, geb. Jüttner, trugen schon seit längerer Zeit das lebhafte Verlangen im Herzen, durch Geldopfer und andere Hilfsleistungen in der heimatlichen Provinz Schlesien auch für

äußere Missionen thätig zu sein. Diesen Wunsch offenbarte Frau Emilie Huch gegen Ende 1887 dem P. Generalsuperior durch mehrere Schreiben. Infolgedessen nahm er zu Ostern des nächstfolgenden Jahres, als er wiederum nach Wien reisen mußte, seinen Weg über Berlin, wo damals die Familie wohnte. Zu der Zeit war nämlich Herr Huch Chefredakteur der katholischen Zeitung „Germania" und stand zugleich der Aktiengesellschaft „Germania" als Direktor vor. Derselbe beabsichtigte aber schon, beide Stellen in kurzem niederzulegen und zur heimatlichen Provinz zurückzukehren, wo er in Neisse ein Haus am Ring und in Frankenstein seinen Zeitungsverlag besaß.

Dieser Besuch wurde die erste Anbahnung zur Gründung des neuen Missionshauses. Zur Ausführung kam die Sache erst einige Jahre später, nachdem der hochw. Herr Fürstbischof Kopp am 10. März 1891 die kirchliche Erlaubnis zu dieser Gründung bei Gelegenheit seiner Anwesenheit auf der Bischofskonferenz zu Wien mündlich erteilt hatte.*)

2. Vorbereitung und Gründung des Hauses.

Im Herbste 1891, am 21. November, fand in St. Gabriel die Übertragung der alten Gelübde auf die neue, vom zweiten Generalkapitel festgesetzte Regel statt. Tags nach dieser Feier reiste P. Generalsuperior nach Schlesien ab und kam am folgenden Tage mittags in Neisse an, wo die Familie Huch bereits wohnte.

Wie vor der Gründung von St. Gabriel, so war auch hier eine Annonce in mehrere Zeitungen gegeben, daß jemand einen zusammenhängenden Grundkomplex in der Gegend von Neisse zu kaufen beabsichtige. Infolge dieser Bekanntgebung liefen verschiedene Offerten ein, welche einer näheren Prüfung unterzogen wurden. Die Entscheidung fiel zu Gunsten der sogenannten „Schäferei" aus, eines Acker-

*) Unser Generaloberer weilte damals auf dem zweiten Generalkapitel in St. Gabriel und erhielt die genannte Erlaubnis bei einem Besuche Sr. fürstbischöfl. Gnaden im Kloster der Redemptoristen in Wien

Das erste Heim oder das zur „Schäferei" gehörende Wohnhaus.

gutes von 120 Morgen (30 Hektar) in der Nähe von Neisse. Da am 30. November das Fest des hl. Andreas gefeiert wurde, empfahl der Generalsuperior das Unternehmen besonders diesem großen heiligen Apostel, der unter den Patronen der Gesellschaft auch eine Stelle gefunden hat. Am folgenden Tage reiste er nach Breslau, um dem hochwst. Herrn Fürstbischof Bericht zu erstatten. Derselbe genehmigte am 1. Dezember mündlich und auf eingereichten schriftlichen Bericht am 2. Dezember schriftlich die geplante Gründung.

Der geistliche Rat Pfarrer Elsner von Neisse-Altstadt (Mittel-Neuland), in dessen Pfarrei das Gut liegt, war mit der Gründung sehr einverstanden und begünstigte dieselbe auf alle Weise. Es besteht diese Pfarrei aus sieben Dörfern, wozu Ober-, Mittel- und Unter-Neuland gehören. Die Pfarrkirche liegt in Mittel-Neuland, das Ackergut in Ober-Neuland, 25 Minuten von der Pfarrkirche entfernt. Zu Ober-Neuland gehören die Rittergüter Wellenhof und Karlshof. Auch die „Schäferei" war früher ein Rittergut und gehörte zu den Tafelgütern des bischöflichen Stuhles. Die Pfarrei heißt Neisse-Altstadt, weil dort früher der älteste Teil von Neisse nebst dem alten Dome stand, welcher im siebenjährigen Kriege aus militärischen Gründen beseitigt und in Ackerland verwandelt wurde, wodurch der Name Neuland entstand.

Der Generalsuperior verließ die Stadt Neisse am 9. Dezember; Herr Huch aber hatte die Freundlichkeit, mit den Besitzern der „Schäferei" in Verhandlungen zu treten und den Kauf anzubahnen. Karsamstag den 16. April 1892 wurde derselbe vor Notar Nabdyl in Neisse abgeschlossen, nachdem die mündliche Zustimmung des Kultusministers Bosse am 1. April gegeben war. Der schriftliche Bescheid ließ noch eine Zeitlang auf sich warten; denn erst am 15. August erfuhr man in Steyl durch Schreiben der königl. Regierung von Oppeln vom 10. August, daß die Minister des Innern und des Kultus am 20. Juli die Gründung genehmigt hätten.

Bereits drei Tage nach dem notariellen Kauf, Osterdienstag den 19. April, war P. Beckert mit den Brüdern Joseph, Engelbert, Berthold und Alexander von Steyl nach Neisse gereist, um das Gut in Besitz zu nehmen und das Haus für die Ankunft der ersten Zöglinge vorzubereiten. Sie verlebten dort zuletzt manchen traurigen Tag, bis endlich am 15. August Herr Huch mit einem Telegramm aus Steyl erschien und ihnen die frohe Kunde von der erfolgten staatlichen Genehmigung brachte.

3. Das erste Heim der neuen Gründung.

Südlich von Neisse breitet die fruchtbare Ebene von Neuland sich aus. Zunächst bei der Stadt gibt es noch keine Häuser. Dort ist der erste Festungsrayon, wo nicht gebaut werden darf. Die Festungswerke selbst waren bei Eröffnung des Missionshauses eben niedergelegt worden; jetzt sind daselbst schöne Häuser gebaut. Anstoßend lag auch die Pulvermühle, wo nun ein hübscher städtischer Park zu Erholung einladet. Fast angrenzend an denselben beginnen die Ländereien der „Schäferei". Ein gerader Weg, wohl zwanzig Minuten lang, führt mitten durch dieselben hindurch bis zu den alten Wirtsschaftsgebäuden, die am Ende des Weges liegen. Die letzte Hälfte desselben ist gut chaussiert worden und von einer Obstbaumallee eingeschlossen. Er hat zu linker Hand das neue Missionshaus, welches weithin in die häuserleere Ebene schaut. Oktober 1892 stand von diesem natürlich noch nichts, und der Gutsweg war bei regnerischem Wetter fast unpassierbar; glücklicher Weise hatte man am 24. Oktober, dem Tage der Eröffnung des neuen Missionshauses, gutes Wetter.

Die alten Wirtschaftsgebäude liegen 7—8 Minuten hinter dem neuen Hause, ebenfalls links am Wege. Vor dem 50 Meter langen Wohnhause ist ein freier Platz, der sich in Bälde mit langen Baumstämmen füllen sollte. In einem alten Schoppen rechter Hand wurden sie durch Maschinenkraft zerschnitten und gehobelt. Links vom alten Hause liegen Stallungen und Scheune.

Beim Eintritt in das Haus selbst, gelangt man in einen geräumigen Flur. Zur Rechten hat man einen Gang mit Zimmern, zur Linken ein Empfangszimmer und daneben ein großes Zimmer, unmittelbar am Garten, der hinter dem Hause liegt. Dasselbe hatte bisher zu Feierlichkeiten gedient, wenn solche im Hause begangen wurden; nun sollte es als Kapelle geweiht werden. Von der Flur gerade aus führt eine Treppe, teils aus Backsteinen, teils aus Holz, zum obern Stockwerk, dort, wo verschiedene Zimmer liegen, deren Decke man aufrecht stehend mit der Hand bequem erreichen kann.

Der Garten ist teilweise von einer Mauer umschlossen. Er liegt ziemlich tief und hat einige alte und hohe Bäume und Sitzplätze. Von dort aus kann man weit die Ebene überschauen bis zur Stadt Neisse mit ihren Türmen. Besonderen Eindruck macht die recht ehrwürdige, große und schöne, aber auch merkwürdige Pfarrkirche, deren Dach, weil es noch ebenso hoch ist, wie das schon sehr hohe Mauerwerk, alles weithin überragt.

In jenen alten Wirtschaftsgebäuden also fand die Genossenschaft ihr erstes schlesisches Heim. Sie blieben es ein volles Jahr, und hier wurde denn auch im Oktober 1892 die Eröffnung des Missionshauses festlich begangen.

4. Das Fest der Einweihung (24. Oktober 1892).

Zum ersten Rektor von „Heiligkreuz" war P. Joseph Weber ernannt worden. Er kam im September 1892 an. Ferner wurde vom Generalsuperior P. Wilhelm Schmidt dahin gesandt. Am 1. Oktober trafen auch die ersten Zöglinge ein, acht an der Zahl, von denen zwei aus Steyl hingeschickt worden waren. Bereits zwei Tage vorher, am Feste des hl. Erzengels Michael, den 29. September, wurde die erste hl. Messe in der Hauskapelle gelesen, nachdem diese mit der benedictio loci eingeweiht worden war. Die feierliche Einsegnung der Kapelle und des Missionshauses überhaupt geschah am Feste des hl. Erzengels Raphael, Montag den 24. Oktober.

Dieselbe begann kurz nach 8 Uhr mit der Absingung des Hymnus Veni Creator Spiritus, worauf der Psalm Miserere gesungen und die Außenwände der Kapelle eingesegnet wurden. Nachdem alsdann die Allerheiligen-Litanei gebetet worden war, segnete der celebrierende P. Generalsuperior den Altar, den Tabernakel und die inneren Wände der Kapelle ein. Unterdessen hatte dieselbe sich mit den geladenen Gästen und Ortsbewohnern dicht gefüllt, während die Brüder und Zöglinge in der Sakris-

Heiligkreuz im Herbste 1893.

tei knieten, die unmittelbar hinter dem Empfangszimmer liegt.

Nun begann das Hochamt unter Assistenz der PP. Rektor Weber und Beckert. P. Schmidt leitete den Gesang der Brüder und Zöglinge. Nach dem Evangelium richtete der P. Generalsuperior einige Worte an die Versammelten, die sich auf die Bedeutung der Feier und den hl. Raphael bezogen, dessen Fest gefeiert wurde. Nach beendetem Gottesdienste begaben sich die geladenen Gäste zum Frühstück in die oberen Räume des Hauses.

An der Feier nahmen teil verschiedene Geistliche der Umgegend, so der Erzpriester Pischel und sein Ober-

kaplan Stull aus Neisse; der Direktor des Priesterhauses, geistl. Rat Leitgebel, der Divisionspfarrer Biola, Mgr. Hagemann aus der norwegischen Mission, Gymnasial-Religionslehrer Dr. Nickl und mehrere Pfarrer der Umgegend; der leidende Orts-Pfarrer Elsner ließ sich durch seinen Kaplan vertreten. Aus dem Laienstande wohnten bei die um die Gründung so verdiente Familie Huch: Vater, Mutter und ihre drei Kinder; ferner der ebenfalls um unsere Gesellschaft recht verdiente Stiftsrat und Reichstagsabgeordnete Horn; Rechtsanwalt Nabdyl und Redakteur Neise aus Neisse; aus Ober-Neuland verschiedene Angehörige der Familie Lux vom Wellenhof und von Major Plewig vom Karlshof, außerdem noch einige andere Wohlthäter und Freunde des Hauses.

Trotz der Bescheidenheit der Räume herrschte frohe Stimmung; denn man freute sich, daß das so lange beabsichtigte Werk nun endlich zu stande gekommen. Freilich meinte man: „Die Armut guckt noch aus jedem Winkel hervor; aber es wird schon besser werden." Mit ihnen aber freuten sich die Leute aus Oberneuland. Denn sie hatten ja nun in ihrer Mitte das neue Missionshaus. Und war dieses zur Stunde auch noch klein, so war es doch schon ein heiliger Ort, wo drei Priester täglich die heil. Messe lasen und außerdem andere Andachten stattfanden, wie selbe in den übrigen Häusern der Gesellschaft abgehalten wurden.

Es sind denn die Bewohner von Oberneuland auch recht fleißig zu allen hl. Messen und Andachten gekommen, so daß die Kapelle, die gut 100 Personen faßte, gewöhnlich schon eine halbe Stunde vor Beginn derselben gefüllt war und sich dann bis in den Flur hinein füllte. Dieselbe Erscheinung zeigte sich auch, als ein Jahr später die größere Kapelle des neuen Missionshauses in Gebrauch genommen war.

5. Das zweite Heim.

Da die alte Ökonomie für die Zwecke des Missionshauses offenbar nicht genügte, so wurde sogleich zu einem Neubau geschritten. Schon im Herbst 1892 begannen unter Leitung des P. Beckert und des Br. Alexander die Erdarbeiten, und am Allerheiligenfeste nach der Vesperandacht zog eine Prozession der Brüder und Zöglinge unter dem Gesang der Allerheiligen-Litanei aus, um den Grundstein zu legen. An sie schloß sich eine große Schar Ortsbewohner, die sich auch an dem dreimaligen Hammerschlag beteiligten.

Am Neubau wurde dann rüstig weitergearbeitet. Die Brüder opferten manche freie Stunde von früh morgens bis spät abends, so daß es P. Beckert gelang, das ziemlich große neue Gebäude schon im Juli 1893 im äußern zu vollenden und bis Oktober in bewohnbaren Zustand zu setzen. Dabei wurde, wie nötig, dahin getrachtet, mit Rücksicht auf die bescheidenen Mittel das Ganze zwar stilgemäß, aber doch billig herzustellen. Wie beim Bauen von St. Gabriel, so half auch hier Gott der Herr dazu. Man fand nämlich auf dem Gute selbst den Lehm zur Verfertigung der nötigen Ziegel und unmittelbar darunter schönen Bausand zur Bereitung des Mörtels.

Da das Haus dem hl. Andreas und die Kapelle der schmerzhaften Gottesmutter geweiht worden war, so wurden auch die Bildnisse derselben an der Front angebracht. Das Haus selbst aber erhielt den Namen Heiligkreuz, da die schmerzhafte Mutter unter dem Kreuze gestanden und der hl. Andreas am Kreuze gestorben ist. Wir haben ja auch das hl. Kreuz im Wappen der Gesellschaft, und die Aufgabe aller Missionshäuser ist es, die Glorie und den Segen des hl. Kreuzes in solche Länder zu tragen, wo die Predigt des Kreuzes noch nicht verkündigt ist oder doch einer Erneuerung sehr bedarf.

Welche Freude war es, als Samstag den 14. Oktober 1893 der Umzug aus dem alten Hause in das neue

bewerkstelligt werden konnte. Dort fand man nun der Bestimmung des Hauses entsprechende Räume vor: eine geräumige Kapelle mit zwei Reihen Säulen, einen passenden Eingang in das Haus mit Empfangs-Zimmer, einen langen breiten Hausgang mit schönem Kreuzgewölbe, Treppe und Zimmern, wie die Bedürfnisse des Hauses es verlangten. Deshalb war die Freude groß. Am folgenden Tage, dem Feste der hl. Hedwig, der Landespatronin Schlesiens, wurde die Einweihung des Hauses und der Kapelle vom Rektor P. Weber vollzogen. Derselbe feierte darauf die erste heilige Messe, setzte das hochhl. Sakrament ein und überreichte dasselbe den versammelten Brüdern und Zöglingen. Um 9 Uhr war ein feierliches Levitenamt, welches P. Beckert celebrierte. Die Teilnahme der Gläubigen zeigte sich darin, daß die heilige Stätte überfüllt war. Im übrigen wurde das Fest in aller Stille gefeiert.

6. Innere Entwicklung des Hauses Heiligkreuz.

Gottes Segen ruhte sichtbar auf dem neuen Missionshause. Beweis dafür ist die schnelle Entwicklung, welche diese Niederlassung genommen und worin sie das Mutterhaus in Steyl noch wohl übertraf. Die Zahl der Zöglinge betrug nämlich im ersten Wintersemester 8. Ein Jahr darauf waren es 28; im Oktober 1894: 54; Okt. 1896: 135; Okt. 1898: 198; im Sommer 1900: 252.

Dieselben kamen aus jenen Gegenden Deutschlands, welche näher bei Heiligkreuz liegen, als bei Steyl; also aus den östlichen Diözesen Bayerns und aus den sieben östlichen Provinzen Preußens: Sachsen, Brandenburg, Pommern, West- und Ostpreußen, Posen und Schlesien.

Obwohl der Unterricht in deutscher Sprache erteilt wird, so traten doch manche Zöglinge aus den polnischredenden Landesteilen ein. Und so hoffen wir, daß es uns möglich sein wird, auch den Polen von Süd- und Nordamerika hier und da, wo dieselben in religiöser Beziehung noch sehr verlassen sind, zu Hilfe zu kommen.

Für die verschiedenen Arbeiten im Hause und an den Bauten mußten auch die Brüder vermehrt werden; im Sommer 1900 zählte das Haus 75 Brüder. In gleicher Weise waren auch mehr Patres für die Verwaltung, den Unterricht und die Seelsorge erforderlich; so ist ihre Zahl auf 21 gestiegen. Die Gesamtzahl der Bewohner betrug 348.

Aus der schnellen Entwicklung des Hauses sieht man deutlich, wie viel die räumliche Nähe dazu beiträgt, das Missionsinteresse zu wecken. Oder sagen wir lieber, da die Menschen ja doch nur armselige Werkzeuge sind: derselbe Gott, welcher das Missionshaus in jenen Gegenden ins Dasein gerufen, hat in Verbindung damit zu gleicher Zeit in Gnaden so manchen Missionsberuf geschenkt, der nun zu seiner Entwicklung und Entfaltung kommen kann.

7. Die äußere Entwickelung von Heiligkreuz.

Mit dem inneren Wachstum des Hauses mußte das äußere gleichen Schritt halten. Eine Unterrichtsanstalt bedarf ungemein vieler Räume. Deshalb war man genötigt, in den folgenden Jahren 1894 und 1895 weiter zu bauen, und zwar wurden zwei sich rechtwinklig treffende Flügel beinahe vollendet. Das noch fehlende Stück des zweiten und der dritte, zum ersten parallel laufende Flügel wurde in den Jahren 1898 bis 1900 ausgebaut, so daß jetzt nur noch der Bau des vierten Flügels fehlt, der an der Straße gebaut werden soll und die Kirche enthalten muß.

Unterdessen war es auch nötig geworden, da die Räume in den alten, acht Minuten entfernten Wirtschaftsgebäuden für die Werkstätten und den Ackerbau nicht mehr genügten, solche in der Nähe des Missionshauses anzulegen. Sie wurden unmittelbar am Gutswege errichtet, so daß man von diesem bequem hineinfahren kann.

Der Gutsweg selbst war schon gleich im Beginne aufgebessert worden, was mit leichter Mühe gelang. Man brauchte aus einer Stelle des späteren Gartens, wo fast nichts wuchs, weil es dort tiefer und steiniger war, blaß

Hinter- oder nördliche Ansicht von Heiligkreuz im Jahre 1900.

Vorder- oder südliche Ansicht von Heiligkreuz im Jahre 1899.

die Steine auszuheben und auf den Gutsweg zu bringen, und er war alsbald fertig.

Da die nächste Umgebung des Missionshauses wenig geeignete Spaziergänge bot, so mußte für solche im Garten selbst gesorgt werden. Zum Glück war das Terrain sehr ausdehnt, so daß mehrere Alleen und ein geräumiger Spielplatz beim Hause angelegt werden konnten. Auch Anlagen wurden bald in einem weniger fruchtbaren Teile des Gartens hergestellt. Hierbei leistete P. Rademan, der für die Schaffung der Anlagen auch in Steyl und St. Gabriel thätig war, wesentliche Dienste.

Wenn man bedenkt, daß unsere Zöglinge auch während der Ferien meistens in unseren Häusern verbleiben, so erscheint solches nicht überflüssig, sondern einigermaßen notwendig. Möge alles zur Ehre des Herrn gereichen und auf diese Weise es möglich werden, wie in Steyl, so auch demnächst in Heiligkreuz das Werk der hl. Exercitien zu beginnen.

8. Besuche in Heiligkreuz.

Das Missionshaus empfing während seines Bestehens manche liebe und werte Besuche. So fanden sich, als die Generalversammlung der Katholiken Deutschlands im vorigen Jahre zu Neisse tagte, der Präsident der Generalversammlung und viele andere geehrte und willkommene Gäste dort ein. Aber kein Besuch gewährte dem Hause und der Genossenschaft so viel Freude, als der des hochwst. Diözesanbischofes, des Kardinal-Fürstbischofes Kopp aus Breslau.

Der hohe Herr firmte im Sommer 1895 im Archipresbyterate Neisse und fuhr, nachdem er in Mittel-Neuland die heilige Firmung gespendet, mit seinen Begleitern nach Heiligkreuz.

Ganz Ober-Neuland war in Bewegung, als Se. Eminenz gegen 5 Uhr am festlich geschmückten Missionshause eintraf. Die zahlreichen Reiter machten auf der Straße

Halt, während die Wagen durch das Thor fuhren, an dem mehrere Ehrenpforten mit Emblemen angebracht waren. Hier hatten alle Bewohner des Hauses, die Priester, Brüder und Zöglinge Aufstellung genommen. Der P. Generalsuperior, der gerade zur Visitation im Hause weilte, begrüßte und begleitete Se. Eminenz in die geschmückte Kapelle, während ein Sängerchor im anstoßenden Kreuzgange das Ecce sacerdos magnus sang. Nach kurzer Anbetung des heiligen Sakramentes bestieg Se. Eminenz den Altar und richtete eine Ansprache an die Versammelten, aus welcher wir folgende Stellen herausheben:

„Ich würde es nicht für genügend erachten, wollte ich nur meine Hände segnend über das Haus und seine Bewohner ausstrecken, nicht aber auch den Gesinnungen meines Herzens Ausdruck geben. Vor allem sage ich Dank den hochw. Priestern des Hauses, die sich um die Ausbildung derer, die der Herr in Seinen Weinberg berufen will, so große Mühe geben. Wie die Apostel, so müßt auch ihr, geliebte Zöglinge, zu Gott sprechen: „Nicht ich habe Dich erwählt, sondern Du hast mich erwählt.“ Das ist eine überaus gnadenvolle Erwählung. Ihr müßt das Werk, das Christus Seinen Aposteln aufgetragen, fortsetzen und an der Verbreitung der heiligen Kirche über die ganze Erde mitwirken. Das ist ein schwieriger Beruf, der eine gute Ausbildung in aller Wissenschaft und Tugend fordert. Besonders aber ist eine große Selbstverleugnung notwendig. Ihr müßt euch Gott dem Herrn ganz hingeben und Leib und Seele Ihm rückhaltslos zum Opfer bringen.“

Nun spendete Se. Eminenz allen seinen Segen und wurde dann in den reichgeschmückten Festsaal geleitet. Der Kardinal nahm in der Mitte Platz, umgeben von der Geistlichkeit der Umgegend und den Priestern des Hauses. Beim Eintritt erklang das Lied „Wogt empor“. Ein Zögling bewillkommnete Se. Eminenz in einem Gedichte, aus dem wir die zwei folgenden Strophen hier anführen:

Drum laß, o Hirt, die Strahlen deiner Güte
Auch ferner fallen auf dies junge Haus,
Du, dessen Herz dem Göttlichen stets glühte,
O schließ es nicht von Deinem Herzen aus.

Nur Gottes Lieb, die weite, nimmermüde,
Treibt seine Söhne übers Meer hinaus,
Daß jenen Völkern, die in Nacht geboren,
Nicht ewig sei des Himmels Licht verloren.

Und einst, o gönn', daß über Raum und Zeiten
Die Sehnsucht sich auf raschen Flügeln schwingt,
Da steigen Tempel auf in jenen Weiten,
Der Altar schimmert und die Glocke klingt.
Und alle Arme zum Gebet sich breiten,
Und jede Stimme zu den Wolken dringt,
Für jenen Vater auch im fernen Norden,
Für Dich, o Fürst, der Vater uns geworden.

Darauf folgte ein zweites Lied, und eine Ansprache an Se. Eminenz von seiten unseres hochw. Generalsuperiors. Derselbe dankte dem Kardinal für die hohe Ehre und Freude des Besuches, vor allem aber dafür, daß er dem Hause eine Stätte in seiner Diözese gegönnt habe, und versprach, daß dasselbe sich bemühen werde, für diese so viel Gutes zu thun, als seine schwachen Kräfte und die Umstände zuließen.

Se. Eminenz antwortete mit freundlichen und huldvollen Worten: Er als Bischof müsse notwendig Interesse an dieser Anstalt nehmen. Von derselben ströme ja großer Segen über die Diözese aus, schon deshalb, weil eine Stätte des Gebetes mehr da sei. Gewiß würde auch das gute Beispiel und der Eifer des Hauses noch viel Gutes für die ihm anvertraute Diözese stiften. Und da er wisse, daß eine so große Anzahl der Zöglinge aus seiner Diözese sei, so freue er sich herzlich im Hinblick auf das viele Gute, das sie durch ihre Opfer und Arbeiten würden stiften können.

Se. Eminenz wurde alsdann in Prozession zur Pforte geleitet, wo die Wagen der nächsten Station schon bereit standen.

VII. Gründung des Missionshauses St. Wendel.

1. Die ersten Schritte zur Gründung.

Montag, den 6. Mai 1895, fuhr der hochw. P. Generalsuperior in Begleitung des P. Beckert von St. Gabriel zum Missionshaus Heiligkreuz nach Schlesien. Unterwegs kam das Gespräch darauf, daß die Genossenschaft jetzt zwei Häuser im Osten habe; Steyl aber liege weit entfernt davon im Westen. Hieran anknüpfend wurde die Frage aufgeworfen, ob es nicht zu wünschen sei, ein viertes Haus zu besitzen, welches die Verbindung von Steyl mit den beiden östlichen Häusern herstellen und so für die dazwischen liegenden Landesteile gelegener sein würde. Es war leicht, diese Frage zu bejahen. Aber nun hieß es: Wo und wie finden wir einen geeigneten Platz? Darauf sagte der P. Generalsuperior: „Was meinen Sie, P. Beckert, sollen wir mal im Herz-Jesu-Boten eine Annonce an unsere Leser richten, unsere Absicht aussprechen und jene, die etwas Geeignetes zu kennen glauben, freundlichst ersuchen, uns das mitzuteilen? Freilich müssen wir dann zugleich angeben, worauf wir an erster Stelle bei einer Niederlassung sehen.“ Der Gedanke

gefiel P. Beckert, und so wurde sogleich im Eisenbahnabteil der Entwurf einer Annonce gemacht.

Als der P. Generalsuperior nach Steyl kam, besprach er die Sache mit seinen Räten, und der Erfolg war die Veröffentlichung einer Annonce in der Juli-Nummer des Herz-Jesu-Boten 1895 mit der Überschrift: „Eine Bitte an unsere Freunde".

Um die Angelegenheit noch weiteren Kreisen zur Kenntnis zu bringen, wurde die Sache auch in den Kalender aufgenommen, der damals in Bearbeitung war, und so erschien auf der dritten Seite des Umschlags vom St. Michaels-Kalender für das Jahr 1896 ein Artikel mit der Überschrift: „Wo ist der geeignetste Platz für ein neues Missionshaus?" Wir wollen aus beiden Annoncen Nachstehendes hier folgen lassen, woraus die geehrten Leser zugleich ersehen können, auf welche Punkte die Genossenschaft bei derartigen Gelegenheiten besonderes Gewicht legt.

„Eine Bitte an unsere Freunde.

Da unsere Räume in Steyl dem immer mehr wachsenden Andrange von Zöglingen nicht mehr genügen und durch die Größe unserer Kirche uns die Grenzen gesetzt sind, die wir nicht überschreiten dürfen, so denken wir an die Gründung eines neuen Hauses in oder außerhalb Deutschlands und teilen das hier mit, damit solche Leser und Freunde, die sich dafür interessieren, uns auf eine passende Gelegenheit aufmerksam machen können. Nachstehend die leitenden Gesichtspunkte, woran man erkennen kann, ob eine Gelegenheit als günstig zu erachten ist.

1. Zunächst bemerke ich, daß wohl ein altes Kloster geeignet ist, aber selten oder gar nie ein größeres Privathaus, das meistens eine große Ankaufs- und Umbausumme erfordert.

2. Deshalb ist willkommener ein großes Grundstück mit keinem Hause oder nur wenig kostbaren Häusern, die später als Nebengebäude für die Handwerke oder Landwirtschaft dienen können, oder ein zusammenhängendes bäuerliches Gut von wenigstens 10 Hektar (40 Morgen, 30 Tagewerk oder 17 Joch). Ich sage zusammenhängend, d. h. es muß wenigstens ein recht großes Stück da sein von wenigstens 3 Hektar (12 Morgen, 9 Tagewerk oder 5 Joch), wo die Gebäude errichtet, Gärten und Spielplätze angelegt werden können.

3. Die Lage ist sehr wichtig. Jedenfalls muß das Grundstück nicht weit von einer Eisenbahnstation liegen. Man schreibe also, wie weit es von der nächsten Kirche (besser etwas weiter als zu nahe) und von der nächsten Eisenbahnstation entfernt ist, und wie weit man in letzterer Richtung hat, bis man auf einen guten breiten Weg kommt.

4. Da die Sorge für die Gesundheit der Zöglinge in den langen, anstrengenden Studienjahren eine wichtige Sache ist, so ist es von Bedeutung, wenn Berg oder Wald oder doch passende Spaziergänge in der Nähe sind. Jedenfalls muß Wasser und Gegend gesund sein.

Wird irgendwo etwas käuflich, was diesen Bedingungen annähernd entspricht, so werden wir sehr dankbar sein, wenn wir darauf aufmerksam gemacht werden."

2. Der Erfolg der geschehenen Veröffentlichung.

Veranlaßt durch die mitgeteilte Annonce, liefen in den letzten Monaten des Jahres 1895 und in den ersten Monaten des folgenden Jahres sehr viele Briefe ein. Nachdem diese des Genaueren studiert worden waren, blieben nur verhältnismäßig wenige Angebote übrig, welche in Auswahl kamen. Der P. Generalsuperior benutzte die Reise, welche er jedes Jahr nach St. Gabriel machen muß, dazu, die betreffenden Gelegenheiten in Süd- und Norddeutschland in Augenschein zu nehmen. Am 26. März fuhr er von Steyl ab und traf am 19. Mai 1896 wieder dort ein. Das Resultat war, daß man nach seiner Rückkehr die aus Letmathe von Herrn Pfarrer Klagges gemachte Offerte am meisten ins Auge faßte. Es boten nämlich Süddeutschland und die Schweiz teils nichts Passendes, teils stellten sich unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg.

Unter solchen Umständen wurde im Herbst 1896 das Ersuchen nach Berlin gerichtet, der Gesellschaft eine Niederlassung in Letmathe gestatten zu wollen. Es fand dieser Gedanke eine begeisterte Aufnahme bei der katholischen Einwohnerschaft, vor allem aber beim Klerus von Letmathe und Umgebung. Man war bereit, zu diesem Zwecke einige Güter des Kirchen- und Pfarrfonds der Stadt zu verkaufen.

Auch der hochwst. Bischof Simar von Paderborn und sein Generalvikar Herr Wigger standen dem Plane wohlwollend gegenüber. Die Gemeindevertretung von Letmathe bewilligte am 17. November einstimmig eine Summe von 6000 Mark zur Herstellung des nötigen Zugangsweges. So schien alles einen guten Gang nehmen zu wollen; doch die Genehmigung der Staatsregierung ließ auf sich warten. Und als endlich im Auftrage des Ministeriums gegen Herbst 1897 eine Antwort vom Oberpräsidenten Westfalens kam, war sie nicht eine Erlaubnis, sondern ein abschlägiger Bescheid.

Es erfolgte eine Immediat-Eingabe an Se. Majestät Kaiser Wilhelm, ferner eine große Petition aus Letmathe und Umgegend, die mit den Namen auch vieler Nichtkatholiken versehen war. Aber alles half nichts; es blieb bei der abweisenden Antwort.

3. Die Verwirklichung der geplanten Gründung in St. Wendel.

Eine Niederlassung in Letmathe war uns also verwehrt. Da erließ die Provinzial-Verwaltung der Rheinprovinz eine öffentliche Bekanntmachung, daß ihr Besitztum, der Langenfelderhof*) bei St. Wendel, zum Verkaufe stände. Ein Freund des Hauses, Herr Peter Glauber in St. Wendel, sandte uns diese Mitteilung. Darauf besichtigte P. Scholl in Begleitung des Br. Amandus am 18. und 19. März 1898 dieses Gut. Herr Dechant Bourgeois von St. Wendel und ebenso der hochwst. Bischof Korum von Trier, letzterer am 8. April, erklärten sich mit einer Niederlassung

*) Der Langenfelderhof gehörte im vorigen Jahrhunderte einem österreichischen Adeligen, der in St. Wendel nahe am Bahnhofe wohnte. Von ihm erwarb denselben der Bürgermeister Cetto von St. Wendel. Die jetzigen Ökonomie-Gebäude wurden von seinen Söhnen Philipp und Karl hergestellt. Im Anfange der 90er Jahre fallierte der damalige Besitzer. Da die Rheinprovinz Gelder auf dem Hofe stehen hatte, kaufte sie denselben. Es war zuerst die Absicht, dort ein Irrenhaus zu errichten. Aber da dies Schwierigkeit fand, entschloß man sich in der Folge, das Gut wieder zu verkaufen.

der Gesellschaft daselbst einverstanden. Der Landeshauptmann der Rheinprovinz, Herr Dr. Klein in Düsseldorf, bemühte sich, die Wege zu ebnen zur Erlangung der staatlichen Genehmigung. So wurde eine Niederlassung bei St. Wendel immer wahrscheinlicher. Ein Hindernis stand noch entgegen. Es fehlte ein ordentlicher Zugangsweg zu der Stelle, wo der Bau des Missionshauses beabsichtigt war. Doch auch dieses Hindernis wurde beseitigt.

In der Bürgerschaft zeigte sich nämlich viel Interesse für das Zustandekommen des Missionshauses. Auch die Grundbesitzer an der Strecke, wo der Zugangsweg gebaut werden sollte, waren bereit, die vom Wege in Anspruch genommenen Teile ihres Landes gegen einen entsprechenden Preis abzugeben. Am 17. Juli 1898 hatte P. Generalsuperior mit ihnen eine Zusammenkunft im Rathause, bei welcher Gelegenheit der Herr Bürgermeister Friedrich einige Worte an sie richtete.

Am 11. November 1898 kam endlich die Wege-Angelegenheit in der Stadtverordneten-Versammlung zur entscheidenden Beratung. Wenige Stunden vorher empfing P. Generalsuperior ein Schreiben von der Königl. Regierung in Trier vom Datum des 8. November. Dasselbe teilte mit, daß die beiden Herren Minister des Inneren und der geistlichen Angelegenheiten am 26. Oktober eine Niederlassung der Gesellschaft des Göttlichen Wortes in St. Wendel genehmigt hätten.

Die Stadtverordneten von St. Wendel aber beschlossen, für den Bau des Zugangsweges von der Stadt zum Atzelhübel einen Zuschuß von 4000 Mark zu bewilligen. Berechnet wurden die Kosten des Weges auf ca. 15 000 Mark. Da die Verwaltung der Rheinprovinz sich bereit erklärte, 6000 Mark zu geben, so blieben noch 5000 Mark, welche die Genossenschaft tragen mußte. Auch wurde angenommen, daß diese wegen der Nähe der auf ihren Grundstücken befindlichen Wegebau-Materialien den Bau selbst ausführen würde.

Hiermit war die Gründungssache entschieden. Schon am Donnerstag, dem 14. Juli, hatte P. Generalsuperior

Der Wendelinushof bei St. Wendel.

den Hof bedingungsweise von der Provinz gekauft. Die gestellten Bedingungen aber waren nun erfüllt: Es war die staatliche Genehmigung da und der Bau des Zugangsweges geregelt. Und so mußte nun das Weitere zur Ausführung gebracht werden.

4. St. Martinus und St. Wendelinus.

Das Fest des heiligen Bischofs Martinus hatte die so wichtige Entscheidung für die Neugründung gebracht. Deshalb beschloß man in der Gesellschaft, das südlich vom Atzelhübel gelegene kleine Thal ihm zu Ehren Martinusthal zu nennen, während dem nördlich davon zwischen dem Atzelhübel und dem Bosenberg gelegene doppelt so lange Thal der Name St. Wendelinusthal gegeben wurde. In letzterem Thale liegt nämlich die Wendelinuskapelle. Dieselbe wird das ganze Jahr hindurch, und recht stark zu Pfingsten und im Oktober, von Wallfahrern besucht, besonders solchen, welche Krankheiten unter dem Vieh haben. Sie kommen, um zum hl. Wendelinus zu beten, welcher der Überlieferung nach dort teils als Einsiedler, teils als Hirte gelebt hat. Auch schöpfen sie Wasser aus jener Quelle, welche auf das Gebet des Heiligen hier entsprungen sein soll.

Die Wallfahrt ist schon alt. Die Stadt St. Wendel verdankt ihr die Entstehung und ist stolz darauf, die Gebeine des hl. Wendelinus im Hochaltare der Stadtkirche zu besitzen, wohin sie 1360 bei deren Einweihung, wie es scheint, aus der Magdalenenkapelle gebracht wurden. Letztere bestand bis zur französischen Revolution und ist jetzt zum Schulhause eingerichtet. Die alten Pfeiler sind zur Zeit noch teilweise sichtbar.

Vielleicht wurde hier der hl. Wendelinus begraben; wenn nicht, dann in der früheren Stadtkirche oder dort, wo die jetzige Wendelinuskapelle steht. Jedenfalls hat an letzterer Stelle der Heilige sich oft aufgehalten und ist diese durch sein Andenken, durch die dahin stattfindende Wallfahrt und den im Vorhofe der Kapelle entspringenden Wendelsborn in den Augen der Gläubigen besonders geheiligt. Um so mehr freuten wir uns, daß diese Stelle, d. h. die Kapelle mit dem umliegenden Garten, ganz von den Ländereien des Hofes eingeschlossen ist und wie ausge-

schnitten aus demselben erscheint. Gewiß hat der Heilige sich nicht auf diese kleine Stelle beschränkt; sein Fuß hat die umgebenden Wiesen und das ganze Thal, sowie die anstoßenden Höhen oft und oft betreten. Deshalb wurde der ganze Hof nach ihm Wendelinus- oder Wendalinushof genannt; dagegen soll dem nun im Bau begriffenen neuen Hause der Name Missionshaus St. Wendel beigelegt werden.

5. Besitzergreifung und Einweihung.

Nach der Entscheidung des 11. November mußte energisch Hand ans Werk gelegt werden, um den Hof in Besitz zu nehmen, für den neuen Zweck umzugestalten und die nötigen Wege- und Hausbauten auszuführen.

Ein Telegramm des P. Generalsuperior berief noch am selben Tage zwei Brüder, welche für den Anfang am meisten nötig waren, nach St. Wendel, nämlich einen für die Leitung der landwirtschaftlichen Arbeiten und einen für die Küche. Es waren: Br. Amandus (Arnold Both), bis dahin vorstehender Bruder zur Leitung der Landwirtschaft auf dem St. Anna-Hofe bei Steyl, und Br. Crescentianus (Franz Bircer), der bis dahin in der Küche des Steyler Hauses thätig war.

Sonntag den 13. November empfing Herr Peter Glauber sie um $8^1/_2$ Uhr morgens am Bahnhofe zu St. Wendel und stellte sie später dem P. Generalsuperior und P. Franzen vor. Letzterer war mit diesem hingekommen und bestimmt, in Vertretung des P. Bodems, der zum ersten Präses ausersehen war, die ersten Arbeiten und Sorgen zu übernehmen.

Die neuen Ankömmlinge fanden zunächst Aufnahme im Waisenhause der Borromäerinnen, wo sie nachmittags mit den beiden Patres zusammen speisten, während P. Generalsuperior vom Herrn Dechanten Bourgeois liebevollst als Gast beherbergt wurde.

Unterdessen suchte der alte Verwalter eine Wohnung in St. Wendel. Freitag, den 18. November, zog P. Franzen mit den Brüdern zum Wendelinushof. Als er sodann einen Schreiner und noch einige andere Brüder zur Hilfe

bekam, gelang es, für das Fest des hl. Andreas (30. November) das Zimmer über dem Eingangsthore als Kapelle einzurichten. Der hochwst. Herr Bischof Korum von Trier erlaubte, dort die heilige Messe zu lesen und das heilige Sakrament beizusetzen.

Zunächst reiste nun der Generalprokurator der Gesellschaft, P. Blum, von Steyl zum Wendelinushof, um mit Landesrat Kehl als Vertreter der Provinz die über den Hof geführten Bücher abzuschließen und zu übernehmen.

Dann kam am 29. November P. Generalsuperior selbst mit P. Scholl, um tags darauf die Einweihung des Hauses und der Kapelle zu vollziehen. Die Feier geschah in aller Stille. Nach der Einweihung folgte die heilige Messe. Unter derselben wies P. Generalsuperior mit einigen Worten auf die Bedeutung des beginnenden Werkes und auf den hl. Wendelinus hin, der vor 1300 Jahren diese Fluren durch sein Gebet und seine Tugenden geheiligt habe.

Unter den Teilnehmern befand sich Herr Dechant Bourgeois, welcher die Güte hatte, nach der heiligen Messe das Te Deum anzustimmen und den Segen mit dem Allerheiligsten zu spenden; ferner Bürgermeister Friedrich, die Stadtverordneten Blum und Jochem, der Wegebaumeister Huffer und Herr Peter Glauber.

Nach der feierlichen Handlung vereinigte ein gemeinschaftliches Frühstück die Festteilnehmer, welche alsdann mit den besten Wünschen das Haus verließen.

6. Der Haus- und Wegebau.

Nach Übernahme des Hofes war es eine der ersten Aufgaben, Haus und Wege in Ordnung zu bringen. Letzteres machte zunächst die meiste Sorge, da ein sachkundiger Schacht- oder Wegebaumeister fehlte. Doch Gott der Herr half. Herr Huffer aus Fraulautern, der früher schon manche Wege gebaut, aber in den Ruhestand getreten war, bot am 15. November unentgeltlich seine Dienste an. Sie wurden dankbar angenommen; und so konnte schon bald der Bau des Zugangsweges begonnen und im Laufe des

folgenden Jahres zu Ende geführt werden. Im Jahre 1900 wurde der Weg noch 200 Meter geradlinig weiter durchgeführt bis zu der Stelle, wo das neue Missionshaus in diesem Jahre gebaut wird.

Außerdem wurden noch einige andere Wege angelegt, namentlich ein Verbindungsweg von dem Hof zur Baustelle und zum Ringofen, in der Nähe des Neubaues, ferner einige Wege zur besseren Verbindung der verschiedenen Teile des Hofes miteinander.

Dann aber galt es, im Innern der Ökonomiegebäude selbst manches umzugestalten. Man mußte das Dach neu decken, Werkstätten anlegen, Schlafsäle für Brüder und Zöglinge, Studiersäle für letztere und Wohnzimmer für die Lehrer, für das ganze Haus aber eine größere Kapelle zu gewinnen suchen. P. Beckert kam in den Weihnachtsferien aus St. Gabriel herüber und arbeitete den Plan für das Einzelne aus. Br. Alexander aber, der von Schlesien herübergekommen war, führte alles aus. Wegen der Nähe der Gruben und Eisenwerke in Neunkirchen war Mangel an Arbeitskräften. Deshalb sah man sich gezwungen, Maurer aus Schlesien und italienische Erdarbeiter aus St. Gabriel herüberkommen zu lassen.

Da das Bauen in hügeliger Gegend schwierig ist, so wurde, um die beste Baustelle zu finden und zugleich eine genaue Karte vom Hofe zu erhalten, der ganze Atzelhübel nivellirt und danach Zeichnungen mit Höhenlinien von Meter zu Meter angefertigt.

Eine große Schwierigkeit machte auch der Wassermangel. Da der Atzelhübel keine Quellen zeigte, und um doch eine hinreichende Menge Wasser auf dem Bauplatze zu erhalten, mußte Br. Anselmus helfen. Er hatte auch in St. Gabriel und in Heiligkreuz mit der Schlosserei den Anfang gemacht und mußte nun eine Quelle an einem möglichst hohen Punkte des Wendelinusthales auffangen und sie erst hinab, dann den Atzelhübel hinaufführen. Es gab solche, welche die Möglichkeit bezweifelten, die dann

später nicht ermangelten, mit eigenen Augen sich von dem Gelingen zu überzeugen.

Unter diesen Arbeiten und der Anlage des Ringofens verging der Winter und das ganze folgende Jahr, und erst im Frühjahr 1900 konnte mit dem Neubau begonnen werden, nachdem im Winter die Ausschachtung des Kellers vorgenommen war.

7. Die ersten Zöglinge, Brüder und Priester in St. Wendel.

Die ersten vier Zöglinge kamen aus Steyl am 28. April 1899, Freitags vor dem Schutzfeste des hl. Joseph. Ihnen folgten Samstag den 29. April sieben andere, von auswärts. Die Exerzitien für dieselben waren vom 1. bis 4. Mai. Der Unterricht begann am folgenden Tage.

So war das Missionshaus auch als Unterrichtsanstalt eröffnet, allerdings mit einem bescheidenen Anfang, der aber die Bestimmung hat, sich zu vergrößern. Die Zöglinge selbst lebten sich gut ein auf dem Wendelinushofe. Und wenn es Ferien und freie Tage gab, halfen sie gerne im Obstgarten oder bei den Arbeiten des Nivellierens. Die Reinhaltung der Kapelle und der von ihnen bewohnten Räume war dort, wie in allen unseren Häusern, ihre Sache.

Im Herbste 1899 stieg ihre Zahl auf 26. Ostern 1900 aber konnten nur mehr zwei Zöglinge aufgenommen werden, weil die Räume nicht weiter ausreichten.

Zu der Zeit, wo die ersten Zöglinge eintraten, wurde auch die erste öffentliche Kapelle zur linken Seite des Haupteinganges fertig gestellt. Herr Dechant Bourgeois weihte sie am 1. Mai 1899 ein; am 2. Mai, dem ersten Exerzitientage, wurden die ersten heiligen Messen darin gelesen. Sie bietet gut 100 Personen Platz und ist an Sonn- und Festtagen meistens überfüllt. Dann kommen stets Leute aus den umliegenden Ortschaften, und des Nachmittags auch manche aus der Stadt selbst.

Auch die Zahl der Brüder hat sich vermehrt. Anfangs waren es zwei, zur Zeit der Einweihung sechs,

bis Neujahr 1899 schon zehn. Ende Juni 1900 aber war ihre Zahl auf 31 gestiegen.

Priester hatte das Haus zu Weihnachten 1898 zwei: P. Franzen und P. Schlaghecken. Erster Präses wurde P. Bodems, der am 31 Januar 1899 von St. Gabriel aus eintraf, worauf P. Franzen nach Steyl zurückkehrte. Ende Juni 1900 betrug die Zahl der Patres auf dem Wendelinushofe fünf. Einer von ihnen, hatte Ostern 1900 die Leitung des Neubaues übernommen. P. Scholl aber führte die Oberleitung und fuhr zu diesem Zwecke von Steyl aus öfter hinüber.

8. Die Lage des neuen Missionhauses.

Das neue Missionshaus liegt an der Nahebahn, welche Bingerbrück und die ganze Rheingegend mit dem Kohlenrevier von Neunkirchen und Saarbrücken verbindet. Auf dieser Strecke kursiren die Schnellzüge von Frankfurt nach Metz und Paris. Der Verkehr ist recht lebhaft und steigert sich von Jahr zu Jahr, auch durch seine Abzweigungen nach Süden und Norden. Zwischen Türkismühle und St. Wendel liegt der höchste Punkt. Dort ist die Wasserscheide zwischen der Nahe, die nach Norden in den Rhein, und der Blies, die nach Süden in die Saar fließt. St. Wendel liegt an der Blies.

Vom Bahnhofe aus führt eine allmählich ansteigende Straße zur Pfarrkirche. Diese merkwürdige Kirche wurde vom Erzbischof Bohemund II. von Trier in gothischem Stile aus Sandstein, der dort in der Gegend gefunden wird, erbaut und am Pfingstfeste 1360 konsekriert. Am 7. Juli aber wurden die Gebeine des hl. Wendelinus aus der Kapelle in die neue Kirche übertragen. Diese hat zwölf hohe Säulen. Der Sarkophag des hl. Wendel ist aus Stein gehauen und trägt die Bilder der zwölf Apostel und des Heiligen. An dieser Kirche war Nikolaus von Cusa, Commendatar-Pfarrer daselbst, bis er 1448 in das Kardinals-Kollegium berufen wurde.

Kaum hundert Schritte hinter der Pfarrkirche ist man wieder außerhalb der Stadt. Links geht der Weg zur Wendelinuskapelle, rechts die Landstraße nach Werschweiler; in der Mitte aber

führt der neue Weg zum Missionshause. Er ist chaussiert und von Akazien eingeschlossen. Zur Linken liegen Gärten, zur Rechten eine größere, zum Hofe gehörende Wiese. Man geht 500 Meter weit im Thale; dann hat man noch 750 Meter*) bis zum neuen Missionshause, die letzten 200 Meter auf dem Grunde des Hofes. Dort beginnt linker Hand ein langer Fichtenwald, der sich bis zu den Wiesen des Wendelinusthales hinabsenkt. Ein Fußpfad aber führt gleich am vorderen Waldessaume zur Wendelinuskapelle hinunter.

Hinter dem Missionshause zieht sich der Weg 150 Meter weit über den Rücken des Atzelhübels hin. Alsdann teilt er sich. Rechts geht der Weg zu den Feldern in der Fauth, links durch den Eichenwald, und später an der Gartenmauer vorbei zum Wendelinushof, also zu den Ökonomiegebäuden. Hier erreicht das Wendelinusthal sein Ende. Man erblickt nördlich die Höhe des Bosenberges, südlich steigt ein Weg zur Höhe des Spittelwaldes; ein anderer, der sogenannte Höhenweg, zweigt dort zur Rechten ab.

Der Wendelinushof ist angenehm durch seine Abwechslung von Acker, Wiese und Wald, Berg und Thal. Schon vor und noch mehr hinter dem neuen Missionshause, sowie auf dem Höhenwege und den anliegenden Feldern eröffnet sich eine entzückende Aussicht auf die Umgegend, einen Halbkreis von Gebirgen, in dessen Mitte die Stadt St. Wendel liegt.

Mögen im neuen Missionshause recht viele Zöglinge heranwachsen, und recht viele Missionare, die kränklich nach Europa kommen, die Herstellung ihrer Gesundheit finden!

9. Der hl. Hirte und Einsiedler des Westrichs.

Zum Schlusse widmen wir noch dem Andenken des hl. Wendelinus einige Zeilen. Nach den Bollandisten scheint es ausgemacht, daß er um 600 gelebt hat, und ein Hirt und Einsiedler war, der aus Schottland oder Irland her-

*) Diese Strecke zeigt 8% Steigung; ebenso die erste Strecke hinter dem Missionshause. Dann aber läuft der Weg fast horizontal zum Wendelinushofe. Dieser liegt ungefähr 80 Meter höher als die Stadt St. Wendel, während das neue Missionshaus nur 50 Meter höher als die Stadt zu liegen kommt.

überkam, und aus vornehmer Familie abstammte. Nach Gononus, De vitis PP. Occidentis, tom. pag. 108, war sein Vater König von Schottland. Und da es diesen verdroß, daß sein Sohn am Hofleben und Waffendienst kein Gefallen fand, dagegen den Übungen der Frömmigkeit nachging, machte er ihn zur Strafe zum Schafhirten. Wohl traten die Vornehmen des Reiches für den Königssohn ein; aber der Vater verachtete ihre Bitten. Die Folge war,

Die Wendelinuskapelle bei St. Wendel.

daß der Sohn zuletzt zum Wanderstabe griff, nach Rom pilgerte und auf dem Rückwege in der Gegend von St. Wendel, folgend den Eindrücken der Gnade und der Natur, seinen Wohnsitz als Einsiedler aufschlug.

Seinen Stand hat der hl. Wendelinus erst am Ende seines Lebens einem Vertrauten kund gegeben, auch sein Einsiedlerleben eine Zeitlang mit dem eines Hirten vertauscht, sei es aus Demut, oder einer Ermahnung von oben folgend, die Arbeit mit dem Gebete zu verbinden. Dabei scheint es, daß er nicht blos Rinder

und Schafe, sondern aus Demut und Selbstverleugnung auch Schweine gehütet hat.

Nach dem, was die kirchlichen Offizien der Diözese Trier von ihm berichten, hat er später das Kleid des benachbarten Klosters Tholey angenommen und ist als Abt desselben gestorben. Er wurde zuerst beim Kloster begraben, dann aber infolge göttlicher Wunderzeichen auf einen Wagen gesetzt und von den Ochsen ohne Führung eines Menschen an die Stelle gebracht worden, wo er als Einsiedler gelebt hat.

Hier wurde dem Heiligen ein würdiges Grab bereitet und gewiß auch alsbald eine Kapelle gebaut. Seit dem Jahre 1360 ruhen seine hl. Gebeine in der Pfarrkirche von St. Wendel. Dieselben wurden öfter kirchlich visitiert und sind noch gut erhalten. Nach den daran angestellten Messungen war der hl. Wendelinus ein hochgewachsener Mann, von 180 Centimeter Leibesgröße. Der Ruf der Wunder, die an seinem Grabe geschahen, zog viele Pilger dahin.

Nach den Bollandisten trug der hl. Bischof Paulus von Verdun alsbald nach dem Tode des Heiligen*) Sorge, wahrscheinlich aus Verehrung gegen denselben, den dortigen Grund und Boden, »Basonis vil are« genannt, an sich zu bringen. Auch die Abtei Tholey unterstand noch im Jahre 1280 dem Bischofe von Verdun. Die Landeshoheit gehörte 1327 dem Grafen Johann von Saarbrücken, von welchem der Bischof Balduin von Trier sie erwarb. Die kirchliche Oberhoheit über St. Wendel aber besaß zu der Zeit, wie es scheint, Metz, ging indes damals, oder vielleicht schon früher, auf Trier über, da Erzbischof Balduin schon 1320 die Gebeine des hl. Wendelin kirchlich visitierte. Im letzten Jahrhundert gehörte St. Wendel bis 1834 noch zu Sachsen-Koburg, worauf es zu Preußen kam.

*) Als Todesjahr des hl. Wendelinus werden angegeben: Von Trithemius 627, von Brown 637, von Mabillon 623. Der Kauf des „Basonis-villare" von Bischof Paulus erfolgte zwischen 632 und 648. Im Kalendarium Stabulense, welches um 1000 für das Kloster St. Gallen in der Schweiz geschrieben wurde, heißt es: In Basona Villari S. Waldeni confessoris. Die Bollandisten fügen bei: Corrupta quidem forma sed certissime S. Wendelinum designans. Danach wurde, wie es im Volksmund zu geschehen pflegt, der etwas lange Name Wendelinus, oder Wandalinus, oder, wie er im Trier'schen Breviere heißt, Wendalinus, in manchen Landesteilen in Waldenus abgekürzt.

Aus allem Genannten geht hervor, daß der hl. Wendelin einer der ältesten Heiligen Deutschlands ist. Der hl. Bonifazius wirkte mehr als hundert Jahre später weiter nach Osten, wo das Heidentum noch tiefe Wurzeln hatte, während das Land um Trier schon lange christlich war. Mögen dem neuen Missionshause die Gebete des hl. Wendelinus im Himmel nicht fehlen. Möge es kräftig aufblühen in jener Gegend, die durch ihn geheiligt ist!

VIII. Zur Geschichte unserer chinesischen Mission.

1. Land und Leute.

Das erste auswärtige Arbeitsfeld, welches vom Missionshause Steyl übernommen wurde, ist Südschantung. Von Anfang an wurde diese Mission als eine recht wichtige, wenn nicht für das ganze chinesische Reich höchst bedeutsame erkannt. Denn Südschantung ist die Heimat der beiden größten Gelehrten Chinas, des Konfuzius und Menzius. Dort haben sie gelebt und, das Land durchziehend, ihre Lehren vorgetragen; dort haben sie auch ihre letzte Ruhestätte gefunden. Beide stehen bei den Chinesen in hohem Ansehen und werden von ihnen wie Heilige verehrt. Ebenso Tungtse, der in Tjasiang gelebt hat.

Auf der Karte ist die Provinz Schantung dort zu suchen, wo China dem Lande Korea eine Halbinsel entgegenstreckt. Begrenzt wird Südschantung im Norden von den Apostolischen Vikariaten Nord- und Ostschantung, welche unter der Leitung von Franziskaner-Missionaren*) stehen. Im Osten bespült das gelbe Meer seine Küste.

*) In Nordschantung sind italienische, in Ostschantung französische *Franziskaner* thätig.

Nach Süden schließen sich die Apostol. Vikariate Kiangnan und Nord-Honan an, ersteres von Jesuiten, letzteres vom Mailänder Seminar missioniert. Im Westen aber stößt es an die Jesuiten-Mission Südost-Petscheli.

Der Hoangho (gelbe Fluß) durchzieht die nordwestliche Ecke Südschantungs; von Süd nach Nord aber durchschneidet der Kaiserkanal das Land, welches in seinem östlichen und südöstlichen Teile gebirgig, im übrigen jedoch eben ist.

Die oberste Verwaltung in der Provinz Schantung führt der Gouverneur oder Vicekönig, der in Zinanfu, einer Stadt im Apostol. Vikariate Nordschantung, seinen Sitz hat. Die Provinz aber zerfällt

1. in drei Distrikte (chinesisch Tau, von den Franzosen Tao geschrieben), jeder von einem Tautä regiert. Südschantung bildet eine eigene Tau, genannt „Jen-I-Zau-Zi" nach den Anfangssilben ihrer vier Bezirke. Die Residenz des Tautä ist Jentschoufu. Jeder Distrikt besteht

2. aus Bezirken (chinesisch Fu, von den Franzosen Fou geschrieben), regiert von einem Obermandarin oder Tsefu. Daneben gibt es andere Bezirke, die Tscheli-Tscho, welche im Range ein wenig tiefer stehen als die Fu. Südschantung aber besteht aus den drei Fu: Jentschofu, Itschofu und Zautschofu, sowie aus der Tscheli-Tscho: Ziningtscho.*) Jeder Bezirk umfaßt

3. Kreise (chinesisch Chien, französisch Hien geschrieben, und die auf einer etwas höheren Stufe stehenden gewöhnlichen Tschou), regiert von einem Unter-

*) Statt „Tscho" schreibt man häufig auch „Tschou", was eigentlich richtiger ist, weil bei der Aussprache dem „o" ein kurzes „u" folgt. Im folgenden werden wir deshalb letztere Schreibweise wählen.

Manche Missionare schreiben auch „Dschou" statt „Tschou." Der chinesische Laut ist eigentlich ein Mittellaut zwischen unserem weichen D und scharfem T.

Seit Sommer 1898 ist das deutsche Kiautschou-Gebiet vom heiligen Stuhle dem Apostol. Vikariate Südschantung beigefügt worden. Es gehört dasselbe jedoch nicht zu diesem Tau.

mandarin. In unserer Mission sind 32 Kreise, von denen jeder im Durchschnitt 300,000—500,000 Menschen zählt.

Die Gesamt-Einwohnerzahl Südschantungs beläuft sich auf 9—12 Millionen Menschen.

Die Bevölkerung selbst ist ein Gemisch aus eigentlichen Chinesen und Tataren. Obgleich der Chinese fleißig, klug und höflich ist, so muß man ihn doch auch mit Fug und Recht betrügerisch und lügnerisch nennen. Dabei ist er stolz auf Nationalität und strenge festhaltend am Altherkömmlichen.

Katholiken zählt Südschantung im Jahre 1900 über 16000. Diese, sowie einige Tausend Muhammedaner und Protestanten abgerechnet, ist die ganze Bevölkerung noch heidnisch: Die Mandarine und Gelehrten huldigen der Lehre des Konfuzius; die Masse des Volkes dagegen ist dem Buddhismus ergeben.

2. Übernahme und Eröffnung der Mission.

Die Ankunft der beiden PP. J. B. Anzer und Jos. Freinademetz in Hongkong am 20. April 1879 haben wir schon berichtet. Dort stellten sie sich dem Apostol. Vikar Raimondi*) zur Verfügung und leisteten ihm Hilfe im Seminar und in der Seelsorge; zugleich suchten sie die chinesische Sprache besser zu erlernen. Da sie jedoch schon bald auf nachfolgende Unterstützung rechnen konnten, so schien es ihnen ratsam, sich nach einem eigenen Wirkungskreise umzusehen. Zu diesem Zwecke begab sich P. Anzer mit Genehmigung unseres Generalobern im Sommer 1880 nach Zinanfu zum Ap. Vikar Cosi von Schantung; jener aber trat mit dem Franziskaner-General P. Bernardino zu Rom in Verhandlungen. Das Ergebnis war, daß Bischof Cosi sich bereit erklärte, den südlichen Teil seines Vikariates, die Präfekturen Jentschoufu, Zautschoufu und Itschoufu, an unsere Gesellschaft abzutreten. In dem zu diesem Behufe von den beiderseitigen General-

*) Gestorben am 27. Sept. 1894.

Centralstation Puoli in den 80er Jahren.

Obern abgeschlossenen Vertrage wurde festgesetzt, daß dieses Gebiet zunächst noch unter der geistlichen Jurisdiktion des hochwst. Bischofs Cosi verbleiben solle, bis von Steyl aus eine größere Anzahl von Missionaren dorthin geschickt sei und es mit Genehmigung der Propaganda definitiv abgetrennt würde. Jedoch sollte schon gleich eine gewisse Trennung eintreten insofern, daß die Steyler Missionare nicht unmittelbar unter dem Bischofe ständen, sondern unter einem dem Bischofe untergebenen Provikar, der vom Rektor des Missionshauses in Steyl zu präsentieren und vom Bischof zu ernennen sei.

Dieser Vertrag erlangte am 25. Februar 1881 die Genehmigung Sr. Eminenz des Kardinals Simeoni und später die des Bischofs Cosi. Letzterer ernannte am 2. Januar 1882 den ihm präsentierten P. J. B. Anzer zum Provikar jener drei Präfekturen. Derselbe beeilte sich seinen Missionsbezirk aufzusuchen. Am 18. Januar 1882 traf er in Puoli ein, wo er 158 Christen vorfand. Doch lassen wir ihn selbst den ihm gewordenen Empfang und den Erfolg seiner ersten Predigt beschreiben.

„Trotz der Freude, unsere neue Mission einmal betreten zu dürfen," so berichtete er, „war mein Herz doch beklommen; denn ich hörte wenig oder vielmehr nichts Gutes vom Bezirke Jangku, meinem nächsten Ziele.

Am Feste Petri Stuhlfeier traf ich in unserer Christengemeinde zu Puoli morgens 9 Uhr ein und wurde mit großem Pompe empfangen. Um 10 Uhr las ich zum ersten Male in unserer neuen Mission die hl. Messe, der alle ohne Ausnahme, jung und alt, beiwohnten. Nach derselben machten verschiedene Heiden mir ihre Aufwartung.

Am 21. Januar eröffnete ich eine Mission, die bis zum Feste Mariä Lichtmeß dauerte. Ich hörte Beichten und spendete die hl. Kommunion, taufte zwei Kinder und erteilte auch einer Person das hl. Sakrament der Firmung.

Ich glaube, daß die Verhältnisse im Bezirke Jangkuchien (dem Umkreis von Puoli) besser sind, als ich anfangs erwartet hatte. Wenigstens sind die Christen voll Freude über meine Ankunft, und auch Heiden strömten von allen Seiten herbei, um

den „großen europäischen Mann" zu sehen und zu hören. Ich benutzte ihre gute Stimmung, um den Zweck meiner Ankunft in China und die christliche Religion, soweit es meine mangelhafte Kenntnis der chinesischen Sprache und Litteratur erlaubte, ihnen auseinander zu setzen. Alle klatschten Beifall und fanden nicht Worte genug, um die Schwere der vorgebrachten Gründe zu preisen. Leider aber wurde die Begeisterung gedämpft, als ein Litterat sich gegen mich erhob und mit Verachtung sprach: „Brüder, hört nicht auf ihn, den europäischen Teufel. Er ist nur gekommen, um uns zu betrügen." Nichtsdestoweniger meldeten sich 50 Heiden für das Katechumenat (christlichen Unterricht) — ein großer Trost für mich und überreiche Belohnung aller ausgestandenen Mühen, selbst wenn nur der dritte Teil zur hl. Taufe gelangen sollte."

3. Die Erfolge der ersten drei Jahre.

In der vorläufigen Residenz des Provikars sah es recht dürftig und beschränkt aus. Bei seiner Ankunft in Puoli hatte ihm der Christenvorsteher wohl einen Teil seines Hauses als Wohnung eingeräumt, ein anderer Christ ein Zimmer, das von allen Seiten mit Pfählen gestützt war, damit es nicht einstürze. Letzterer Raum diente zum Messelesen, der aber nicht einmal den Weibern genügenden Platz bot, während die Männer im Freien knieend der hl. Messe beiwohnten. Es mußte also notwendig etwas gebaut werden, wenn auch bescheiden und primitiv und chinesischen Verhältnissen angepaßt. Aber es war doch eine kleine Kapelle dabei, die am Feste des hl. Herzens Jesu 1882 eingesegnet wurde. Am 3. Dezember desselben Jahres aber mußte bereits eine größere Kapelle bezogen werden. Denn nicht nur die Zahl der Christen, sondern auch die der Missionare hatte sich gemehrt. P. Freinademetz war nämlich schon bald seinem Mitbruder nach Puoli gefolgt. Hier konnte er am 6. Mai zwei andere Missionare: Anton Wewel und Gottfried Riehm empfangen, die am 15. Januar, drei Tage vor Eröffnung der Mission, in Steyl das Missionskreuz empfangen hatten.

Somit besaß die Mission vier Missionare, die mit Eifer sich der Bekehrung der Heiden widmeten. Schon nach wenigen Monaten war in mehreren Ortschaften um Puoli der Grund zu einer Christengemeinde gelegt worden. Wir erwähnen Wangtjaschuang und Lautang, wo sich noch einige Altchristen befanden. Beide Orte, wie auch Puoli, liegen im Kreise Jangku.

Noch im Sommer begab sich der hochw. Provikar zum Kreise Wenschang, wo im Dorfe Litja ebenfalls die Anfänge einer christlichen Gemeinde erstanden.

In den Herbst fällt die Gründung einer anderen Station, nämlich zu Wangtschuang im Kreise Ischui. Dieser Ort ist ganz im Osten der Mission gelegen, während Puoli in ihrer äußersten nordwestlichen Ecke zu suchen ist. So wurde der Same des Christentums schon recht bald in jene entfernte Gegend getragen. Er trug schöne Früchte. Nach dreimonatlicher Arbeit unter Kampf und Verfolgung konnte P. Anzer dem P. Freinademetz eine Station mit mehreren Hundert Katechumenen übergeben.

Am Ende des ersten Missionsjahres waren die nachstehenden Erfolge erzielt: Heidenkinder in Todesgefahr getauft 1116; Erwachsene: 5; Firmungen: 15; Beichten: 706; hl. Kommunionen: 627; Katechumenen: 687. Drei kleine Kapellen nebst Missionarwohnungen waren erbaut, ferner ein Waisenhaus mit 11 Knaben und ein anderes mit 4 Mädchen und 5 Jungfrauen. Außerdem hatte man auch schon eine kleine Handdruckerei in chinesischem Stile eingerichtet, um die nötigen Religionsbücher für die Christen und Katechumenen zu erhalten.

Das waren die Früchte des ersten Jahres! Im zweiten wurde die Zahl der Missionare um vier vermehrt. Am 26. Juli 1883, dem Feste der hl. Anna, empfingen nämlich die Patres Franz Bartels, Theodor Bücker, Eberhard Limbrock und Johann Laxhuber, sowie zwei Laienbrüder das Missionskreuz aus der Hand des hochwst. Apostol. Vikars Cosi,*) der damals in Europa

*) Gestorben am 26. Januar 1885 zu Zinanfu.

Kirche und Residenz in Puoli in den ersten 90er Jahren.

weilte und an diesem Tage zum Besuche in Steyl eingetroffen war.

Am Schlusse des dritten Jahres zählte die Mission bereits 8 Missionare, 2 Brüder und über 3000 Neubekehrte, die Katechumenen einbegriffen; gegen 3000 Heidenkinder waren in Todesgefahr getauft worden. In 3 Kapellen und 26 Gebetslokalen wurde Gottesdienst gehalten, in 3 Schulen den Kindern Unterricht erteilt. Außerdem hatte man mit einem kleinen Priesterseminar den Anfang gemacht.

Diese Erfolge sind gewiß segensreich gewesen. Man erkennt das um so besser, wenn man bedenkt, wie der französisch-chinesische Krieg von 1884/85, der für Frankreich keinen gerade glänzenden Verlauf nahm, an so vielen Orten Chinas den alten Fremdenhaß von neuem wachrief. An einzelnen Stellen hatte auch unsere Mission darunter zu leiden. Besonders stürmische Tage erlebte P. Bücker. Er beabsichtigte, im Dorfe Tschinzije, fünf Stunden von der Kreisstadt Mungin entfernt, für die dortigen Neuchristen eine Kapelle zu bauen. Da standen plötzlich die Heiden der Umgegend, vom Mandarin aufgestachelt, mit den Waffen in der Hand gegen die Christen auf. Das Bauholz wurde geraubt; einige Neuchristen und den Christenvorsteher ergriff und mißhandelte man. P. Bücker selbst glaubte sich schon verloren, es gelang ihm indes zu fliehen. Er betrieb sodann in der Präfekturstadt Itschoufu eine Klage gegen den Mandarin von Mungin. Infolgedessen wurden zwei höhere Beamte zur Untersuchung nach Mungin gesandt. Der schlechte Mandarin Tsch'in mußte Abbitte leisten; die Heiden aber wurden zu einer Sühne verurteilt und erstatteten etwas später auch das geraubte Bauholz zurück. Dadurch war das Ansehen der Religion in jener Gegend größtenteils wieder hergestellt. —

Dieser Vorfall trug sich zu um die Mitte des Jahres 1885 und zwar im Osten der Mission. Zwei Jahre früher hatte sich im Süden ein wichtiges Ereignis abgespielt, über das wir nun ausführlicher berichten wollen.

4. Nahe der Marterkrone.

Bereits in zwei Präfekturen Südschantungs hatte das Christentum Wurzel gefaßt: in Jentschoufu, zu der Puoli gehört, und in Itschoufu, wo zu Wangtschuang eine Missionsstation errichtet war. Nicht so leicht sollte unsere heilige Religion in Zautschoufu, der dritten Präfektur, Eingang finden.

Anfangs Mai 1883 machte sich Provikar Anzer in Begleitung von zwei Katechisten und einem Fuhrmann auf den Weg nach Zautschoufu. Es hatten sich in der Nähe dieser großen Stadt mehrere Heiden gemeldet zur Annahme der christlichen Religion. Da sie aber von ihren heidnischen Landsleuten hart bedrängt wurden, so baten sie Herrn Anzer um Schutz und Hilfe. Zunächst sandte er seinen Katechisten hin, der aber gefangen als Sektenhaupt dem Mandarin überliefert wurde. Dieser befahl ihm nun, sogleich die dortige Gegend zu verlassen. Das gereichte der Religion zur größten Unehre. Herr Provikar erkannte auch recht gut, wie schwierig es später sein würde, dort festen Fuß zu fassen, wenn er jetzt stillschweigend zusehe. Dies veranlaßte ihn, selbst dahin zu reisen.

Beim Unter- und Oberpräfekten von Zautschoufu reichte er seine Beschwerde ein und berief sich auf die Verträge, welche China 1860 mit Frankreich geschlossen, durch die auch in Zautschoufu freie Religionsübung gewährt sei. Er bat insbesondere den Unterpräfekten, der als Gegner der katholischen Religion galt, ein Edikt zu Gunsten der Kirche zu erlassen; jener weigerte sich indes beharrlich. Alles, was P. Anzer erreichte, war, daß der Präfekt versprach, er wolle im Dorfe Pili, wo die bedrängten Christen sich befanden, Ruhe herstellen lassen.

Inzwischen kam P. Anzer selbst in Gefahr. Er sah sich nicht mehr sicher in seinem Gasthause. Schreckliche Verwünschungen wurden gegen ihn ausgestoßen; diesen folgten bald Steinwürfe, so daß er genötigt war, die Stadt

zu verlassen. Eine lärmende Menschenmasse umgab und begleitete ihn.

„Außerhalb der Stadt," so berichtete P. Anzer an unsern Generalobern, „zog man mich sogleich vom Wagen und schlug mich dreimal auf den Kopf, so daß ich halb bewußtlos zu Boden sank. Als ich wieder etwas mehr zu mir kam, war ich bereits meiner Kleider beraubt; das Blut floß über die Wangen, der Rücken schmerzte schrecklich. Wie einen Hund trieben sie mich auf und zerrten mich zu einem nahe stehenden Baume, an dem sie mich mittelst meines Zopfes festbanden. Sonderbares Bild! Ein Missionar, fast ganz nackt, von Blut überronnen, an einen Baum gebunden, im Kreise um ihn eine wütende, grausame Rotte, bereit, über ihr Opfer herzufallen. Da trat ein Mann aus dem Kreise und stellte ein Verhör mit mir an: Wie ich heiße, wer ich sei, woher ich komme ꝛc. Ich war so ruhig, wie noch niemals in meinem Leben und erwiderte ernst: „Ihr könnet nicht meine Richter sein; wollt ihr, daß ich gerichtet werde, so führt mich zur Obrigkeit. Um aber euch zu Gefallen zu sein, beantworte ich alle eure Fragen. Ich heiße „Ngäntschetä" (Chines. Bezeichnung für „Anzer"). Schallendes, höhnisches Gelächter. „Ich kam zu euch aus keinem andern Grunde, als blos um die Religion des Herrn des Himmels zu verkünden. Dann schlugen sie mich.

Ich fragte sie: „Warum schlagt ihr mich? Wollt ihr meine Sachen haben, so nehmt sie nach Belieben." Sie aber schrieen: „Wir wollen nicht deine Habseligkeiten, wir wollen dein Leben. Du bist ein Haupt der katholischen Religion. Diese ist schlechter als die Sekte der weißen Seerose; darum mußt du sterben."

„Gut", sagte ich, „wenn ihr mich bloß deshalb töten wollet, so verfahrt mit mir nur ganz nach eurem Belieben. Ich werde keinen Widerstand leisten."

Da fragte einer: „Fürchtest du dich nicht zu sterben?" „Mein Freund," erwiderte ich, „könntest du so ruhig sterben wie ich, glücklich würdest du sein!"

Dann wollten sie wissen, was denn die Religion des Herrn des Himmels lehre. Ich benutzte diese Gelegenheit und sprach vom Schöpfer Himmels und der Erde, von dem lieben Vater im Himmel, der uns täglich mit so vielen Wohlthaten überhäufe, von dem strengen allwissenden Richter, der ja auch mich und sie

sehe, der nach Verdienst belohne und bestrafe. Darauf trat Stille ein, und sie befahlen mir fortzugehen.

Kaum war ich einige Schritte gegangen, als sie ihre momentane Barmherzigkeit zu bereuen schienen, mich wieder einholten und erbärmlich zurichteten. Damals wurde auch mein linker Fuß gebrochen. Es war am 11. Mai, Freitags nach drei Uhr, an der Schwelle meines 33. Jahres. Ich hatte keinen andern Gedanken, als daß ich nach einigen Minuten in der Ewigkeit sein würde. Ich opferte mein Leben für meine teure Mission, aber leider war ich der Marterkrone nicht wert. Von Schmerz betäubt fiel ich nieder, und die Leute glaubten, daß ich bereits gestorben sei. Bei einbrechender Nacht erhielt ich mein volles Bewußtsein wieder. Sie wollten mich endlich in eine Grube werfen, und da ich nicht aufstand, ergriffen sie meine Hände und schleppten mich so etwa 5 Minuten weit. Da übernahm einer aus der Menge meine Verteidigung und sagte: „Werfet ihn nicht in die Grube; lasset ihn hier zurück. Morgen können ihn ja die Leute aus dem Tribunal begraben."

Sie befolgten diese Worte, umlagerten mich in einem Kreise, fühlten meinen Puls, mein Herz, hielten die Hand vor meinen Mund und sagten: „Er hat keinen Puls, keinen Atem mehr, er ist gestorben." Dann zündeten sie Feuer an.

„Nein!" sagte einer, „er ist noch nicht gestorben; das Blut fließt noch, kommt, verbrennen wir ihn."

Und wirklich brachten sie Brennmaterial herbei. Aber wiederum verhinderte es ein barmherziger Mann. „Verbrennet ihn nicht!" sagte er, „seht, er ist so dürr. Wenn er fett wäre, könntet ihr ihn ja verbrennen."

Nach längerem Wortwechsel standen sie ab und ließen mich von nun an in Ruhe; sie entfernten sich allmählich. Gegen 10 Uhr kam einer meiner Katechisten, der aus der Ferne mich immer beobachtet hatte, mit vier Heiden und sagte: „Mein Vater, lebst du noch? Stehe auf, die Bösewichter sind fort, du bist gerettet." Aber leider konnte ich mich nicht erheben. Das erste, um was ich bat, war, mir einige Kleider zu geben, da ich große Kälte litt. Ein Heide zog sein Wollkleid aus und gab es mir. Große Wohlthat! Möge der Herr es ihm lohnen! dann nahmen sie mich auf den Rücken und trugen mich in das 15 Ly ($1^1/_2$ Stunden) entfernte Dorf Tschangtjazi.

Des andern Morgens schickte der Mandarin einen Wagen und ließ mich einladen zu ihm zu kommen. Ich verweilte bei ihm 11 Tage, und er verpflegte mich gut.

Ich habe diese Blätter an Ihrem Namenstage geschrieben. Betrachten Sie selbe als ein Blumensträußchen, aus roten Rosen gewunden — — und beklagen Sie mich, daß ich meiner Sünden wegen nicht wert war, mit der schönsten aller Kronen, mit der Corona Martyrum, gekrönt zu werden."

5. Einzug des Apostol. Vikars in seine Residenz.

Wenn auch die Martyrerkrone dem eifrigen Missionar nicht vergönnt wurde, so sollte er doch bald eine andere Ehrung erfahren, indem sein Haupt mit der bischöflichen Mitra geziert wurde.

Anfangs Dezember 1884 traf Provikar Anzer in Steyl ein, wo er sich am ersten Generalkapitel der Gesellschaft beteiligte. Als Bischof*) kehrte er in die Mission zurück und zog am 31. Juli 1886 in seine Residenz Puoli ein, in welche er in feierlichem Zuge geleitet wurde. P. Henninghaus, der Mgr. Anzer auf der Rückreise nach China begleitete, schreibt über den festlichen Empfang:

„Puoli hatte alles aufgeboten, was es hatte. Vorauf marschierte ein mächtiger roter Sonnenschirm, dahinter Reihen von Fahnen, rot und gelb und weiß und bunt, in den verschiedensten Formen, und endlich kam die Musik, mit Pfeifen, Klarinetten, hölzernen Trommeln und kupfernen Deckeln ꝛc. und dazwischen ein europäisches Horn, dem ein Chinese graufige Töne entlockte. Vor dem Bischof angekommen, warf sich alles auf die Knie und neigte das Angesicht mit dem größten Ernst bis auf den Boden. Dann ordnete sich die Menge.

Mit flatternden Fahnen, unter den Klängen der Musik wogte der Zug durch die Felder; von allen Seiten kamen die Heiden gelaufen, um den „Ta-schen" den großen Mann der christlichen Religion zu sehen. Alles war auf den Beinen, es war ein Lärmen ohne Maß. Vom Dorfe her donnerten die Kanonen, Schuß auf Schuß, und knatterte Feuerwerk durch die Luft. Bei einem außerhalb des Dorfes errichteten Zelte, wo sich die ganze Christengemeinde versammelt hatte, machte der

*) Über die Bischofsweihe Mgr. Anzers siehe Seite 98

Einzug des Bischofs Anzer in Puoli.

Zug Halt. Der hochwürdigste Herr verließ seine Sänfte und durchschritt segnend die Menge, die ehrfurchtsvoll auf ihre Knie sank. Um das Zelt reihten sich die sämtlichen Priester und Brüder der Mission. Zum erstenmale stand der Bischof im Kreise seiner Priester, wie ein Vater unter den Kindern.

Nach kirchlicher Vorschrift legte der Bischof das Reisegewand ab und bekleidete sich mit dem bischöflichen Rochett und der Mozetta. P. Bartels hatte währenddessen die Prozession aufgestellt, die Waisenkinder, Seminaristen und dann die Priester, denen der hochwürdigste Oberhirt folgte; die Christen knieten am Wege und reihten sich hinten dem Zuge an. Noch einmal machte die Prozession Halt, kurz vor dem Eintritte in die Kirche, wo der hochwürdigste Herr den Chormantel anlegte. Auf dem Haupte die Mitra, in der Hand den Stab, schritt er jetzt dem armen Kirchlein zu, das er selbst vor einigen Jahren erst gebaut, segnete mit der Rechten die Christen, in deren Herzen er zum großen Teile den ersten Keim des Guten gelegt. Es war ein großer Augenblick. Es war, als wenn jetzt schon ein Teil des Segens dem Boden entsprösse, dessen Keime unter so viel Leid und Mühen hineingesenkt waren. Die Kirche und die bischöfliche Residenz prangte im höchsten Festesschmuck. Eine allseitige Beleuchtung ließ noch in der Dämmerung die wehenden Flaggen, die bunten Schilder mit chinesischen und lateinischen Inschriften und die farbigen Zierraten erkennen. Freilich diente manches von allem diesen nur dazu, die nackte Armut, die gelben Lehmwände, die kahlen Mauern, das schmutzige Dach, die zugigen Papierfenster so gut wie möglich zu verhüllen. Da waren wir nun in der Kathedrale (so groß vielleicht, wie einer der Studiersäle in Steyl); ihre engen Mauern vermochten bei weitem nicht die Schar der Gläubigen zu fassen, noch weniger die Begeisterung, die alle erfüllte und die in allen Gesängen und Gebeten, die nach der Vorschrift des Ceremoniale den Ritus begleiteten, sich aussprach. Und als dann schließlich, nachdem all die Priester und Ministranten den Huldigungskuß geleistet, der Bischof die segnende Rechte erhob, um feierlich zum erstenmale den oberhirtlichen Segen zu spenden, da sanken alle einmütig auf die Knie, da war alle Armut vergessen: Habemus pontificem, wir haben einen Bischof, einen Vater, einen Führer, und damit eine Quelle der reichsten Segensfülle: Te Deum laudamus! Das mußten auch wohl die Gedanken sein, die zum Schluß der hochwürdige Herr Freinademetz in beredten Worten zum Ausdruck

brachte; ich fühlte das mit, wenn ich auch nur ca. drei Worte verstand.

Am andern Morgen hatten sich sämtliche Christen eingefunden, um der Pontifikalmesse des neuen Oberhirten beizuwohnen.

Es würde mich zu weit führen, wenn ich mich noch eingehend auf die fernere Feier einlassen wollte, die sich noch ungefähr die ganze folgende Woche hindurch fortsetzte. Tag für Tag kamen Heiden und Christen in großen Scharen aus Dörfern fern und nah, um Geschenke zu bringen: Tafeln mit Lobsprüchen, je saftiger, desto besser, z. B.: „Der Bischof, der heilige Mann," Sonnenschirme, Eßwaren. Zuerst kommen die Geschenkträger, dann etwas später die Geber, um dem Bischof ihre Aufwartung zu machen; alle tragen das Festgewand und den Ceremonienhut, wenn sie einen haben. Bei der Begrüßung werfen sie sich auf die Knie und neigen dann dreimal ihr Haupt ehrfurchtsvoll bis zum Boden. Hervorheben möchte ich noch aus der ganzen Feier die Bewillkommnung, welche unsere lieben Seminaristen und unsere Waisenkinder veranstaltet hatten. Die Seminaristen thaten ihr bestes; ein lateinisches Gedicht folgte dem andern, und dazwischen spielten und geigten sie aus Leibeskräften europäische und chinesische Weisen. Für die Waisenkinder hatte Herr Riehm ein eigenes deutsches Gedichtchen gemacht; sie hatten es gelernt, ohne es zu verstehen, und doch war es kein geistloses Deklamieren, sondern, als der kleine blinde Augustinus in seinem Feströckchen vor den Bischof trat und mit seinem Kinderstimmchen ihn so innig ungefähr mit folgenden Worten anredete: „Du guter Vater hast uns arme Kleinen — Aufgenommen zu den Deinen," da, ich muß es gestehen, wären mir fast die Thränen in die Augen gekommen.

Am Abende des Sonntages war großartiges Feuerwerk. Vor uns stand ein hoher Baum mit Säcken. Plötzlich flog ein zündender Funke hinauf, und nun entpuppten sich die Säckchen als das prachtvollste, schönste Feuerwerk, wie ich es noch nie gesehen. Eine Form erschien nach der andern in immer schönerer Mannigfaltigkeit und Farbe, bis endlich auf dem höchsten Gipfel die letzten Funken vor dem staunenden Auge verglommen."

6. Die stürmischen Jahre 1886 und 1887.

Bischof Anzer ernannte schon bald nach seiner Rückkehr in die Mission den P. Freinademetz zum Provikar

von Südschantung, also zu seinem Stellvertreter in der Mission. Derselbe hatte sie auch während der Zeit seiner Abwesenheit geleitet.

Mit der Erhebung der Mission zu einem Apostol. Vikariate schien sie einen gewaltigen Aufschwung nehmen zu wollen. Nicht lange nach seiner Rückkehr konnte der Bischof schreiben: „Augenblicklich geht ein fast wunderbarer Zug zu Gunsten unserer hl. Religion durch die Mission; von allen Seiten her melden sich Heiden für's Katechumenat, so daß man glauben möchte, die Ernte gehe der Reife entgegen."

Doch alles Gute muß Kampf erleiden. Die Ruhe des Meeres ist manchmal dem Schiffer ein sicheres Anzeichen des bevorstehenden Sturmes. Auch die junge Kirche Südschantungs sollte schon bald der wilde Sturm packen und mit Einsturz bedrohen. Bereits im November 1886 ballten sich am Horizonte die ihm vorausziehenden schweren Wolken. Mgr. Anzer schrieb nämlich am 22. November:

„Der Hl. Geist muß mein Licht und meine Stärke sein, sonst geht's nicht. Überall erheben sich die Heiden und fallen wie reißende Wölfe über die Herde Christi her. In Mungin lasse ich eine Kapelle bauen; die ganze Umgegend erhebt sich, um den Bau zu hintertreiben. In Fichien wird die Mission eröffnet; die paar Christen dort leiden Unsägliches. Nach Jütä habe ich einen Lehrer zu den Katechumenen geschickt. Er muß Tag und Nacht Wache halten lassen, um sein Leben zu schützen.

In Wenschang wurde ein Christ von den Heiden überfallen. Er übte das Recht der Notwehr und tötete leider einen Heiden. Der sonst gute, eifrige Christ ist zum Tode verurteilt. Darob Jubel unter den Heiden, und wir in keiner kleinen Verlegenheit. Überall, wo Heiden zum Christentum sich melden, Kampf und nichts als Kampf! Kommen die Neuchristen ihren Pflichten nach, oder wollen wir ihnen Gebetslokale errichten, so gibt's Verfolgungen und Neckereien ohne Ende. In der Stadt Jentschoufu wollte ich heimlich durch einen Christen ein Haus kaufen lassen. Die Heiden ahnten, daß wir es kaufen wollten. Was geschieht? Die Mandarine beraten sich, was zu thun sei. Sie rufen die vornehmsten und reichsten Bürger der Stadt zusammen und bedeuten ihnen, auf Mittel und Wege zu sinnen, uns von der Stadt fern zu halten; denn sie könnten nicht öffent-

lich gegen uns auftreten. Nach einigen Tagen waren an allen Ecken Plakate ohne Namen angeschlagen des Inhaltes, daß, wer den Europäern etwas verkaufe oder vermiete, schwer bestraft und ausgewiesen werde. — Soeben kommt mir die Nachricht zu, daß im Bezirk Wenschang eine Schmähschrift gegen die Kirche überall verbreitet werde, so abscheulich, wie vielleicht noch nie eine geschrieben worden. Ich überschicke sie dem Mandarin. — Heute reise ich nach Ischui ab. Man sagt, daß Hunderte von Heiden mir auflauern, doch Gottes Engel wird mich führen."

Am stärksten wuchs der Sturm gegen die Mission in Jentschoufu an. Wie aus dem vorstehenden Schreiben des Apostol. Vikars hervorgeht, hegte er die Absicht, dort eine Station zu errichten. Denn da die Chinesen gewohnt sind, nach oben zu schauen und nach dem Verhalten der Mandarine und Gelehrten auch ihr eigenes einzurichten, so schien es für die weitere Ausbreitung des hl. Glaubens in der Mission von der größten Wichtigkeit zu sein, in der Hauptstadt Jentschoufu eine Niederlassung zu besitzen. Da aber Jentschoufu das hl. Land der Chinesen, weil der Geburtsort des Konfuzius, ist, so erhoben sich die Mandarine und die Gelehrten Jentschoufus, um ihre Kollegen in der Provinz zur Hilfe aufzufordern und mit aller Kraft und allen Mitteln ein Eindringen des hl. Glaubens in ihre Stadt zu verhindern.

7. Die Schmähschrift.

So brach also ein gewaltiger Sturm gegen die Kirche los. Über 800 Gelehrte der Provinz, an deren Spitze ein Militärmandarin, Namens Zuininjen, und der Stadtmandarin von Jentschoufu standen, schlossen den sogenannten „Ohne-Europäer-Bund". Sie hatten das obenerwähnte Pamphlet verfaßt, welches die gröbsten Schmähungen und Anschuldigungen gegen die Missionare und Christen enthielt. In Jentschoufu, Zining und vielen anderen Orten wurde es öffentlich angeschlagen. Dasselbe enthielt folgende Anklagen und Verordnungen:

„Wir Rechtsgelehrte von Tunglu (Schantung), um zu verdrängen die fremde Lehre, zu töten die Bastard-Chinesen, zu

beschützen das Land, unserm gerechten Zorn Luft zu machen, geben kund: Die katholische Kirche stammt aus Europa, ist allmählich bis nach China vorgedrungen. Sie übt Ungerechtigkeit und Unterdrückung. Gewinn ist ihr einziges Bestreben; fremde Länder rauben gilt als großes Verdienst. Das ist ihr Losungswort. Sie gibt vor, sie sei eingesetzt, die Seelen zu retten; wer katholisch würde, käme nach dem Tode in den Himmel. Ihre Häuptlinge heißen Pastore.

Alle Götter des Himmels, der Erde und der Heiden heißen sie Teufel; keine dürfe man verehren, nur das Kreuz Jesu müsse man anbeten. Am Sonntag müssen alle in die Kirche, Männer und Weiber wild durcheinander. Ist aber ein Christ krank, so muß er den Pastor einladen als Arzt. Ist der Kranke am Sterben, so heißt der Pastor die ganze Familie hinausgehen. Mit einem kupfernen Stäbchen gräbt er dem Kranken die Augen aus, verschließt mit zwei Pflastern die Augenhöhlen; dann mag die Familie ihren Toten begraben. Ueberdies besitzen die Pastore ein Zaubermittel, womit sie eine Verdummungsmedizin bereiten können, um Knaben und Mädchen anzulocken und mit sich fortzuführen. Auch diesen gräbt man die Augen und das Herz aus und bereitet daraus eine Augenmedizin.

Die Zeit, wo der Himmel die Teufel vernichtet, ist gekommen. Hätten diese Teufel ein wenig Verstand, so sollten sie sich verstecken und nur mehr mit leiser Stimme sprechen, in den Hafenplätzen Handel treiben, nicht aber ins Innere des Landes vordringen. Wir brauchten dann nicht mit ihnen Feindschaft anzufangen und sie zu töten. Jetzt aber sind Teufel eingedrungen in unser Schantung, verleiten das blinde Volk, ihnen Land zu verkaufen, um Kirchen zu bauen. Sie vergiften unser Volk und bedenken nicht, daß Tunglu (Schantung) die Heimat des hl. Mannes (Konfuzius) ist, das Reich, wo man die Ceremonien versteht. Zu Hause lesen wir die Bücher des Konfuzius und Menzius. Wie könnte man in dem Lande, wo viele Helden aufgestanden, blindlings diesen Leuten folgen und von ihnen sich betrügen lassen, wie könnte man dulden, daß sie ruinieren unsern Maulbeerbaum (unser Volk). Mit welchem Gesichte könnte man noch in der Welt bleiben, wie noch sprechen mit den Gelehrten der Erde! Wir verkünden, blutschwitzend, öffentlich: Ihr Landsleute alle insgesamt, lassen wir Raum dem gerechten Grimme, jede Thür (Familie) ziehe aus, die Bastard-

Chinesen tot zu schlagen, daß die Ruhe im Lande wiederhergestellt, daß die fremde Kirche vertrieben werde, daß aufhöre die fremde Plage. Wir verordnen, wie folgt:

1. Wer den Teufeln oder Bastard-Chinesen Häuser oder Felder verkauft, dessen Habe soll die Menge plündern; wir Gelehrte werden sie dazu antreiben. Sein Haus soll verbrannt und sein Feld in eine viele Klafter tiefe Grube verwandelt werden.
2. Wer den Teufeln Eßwaaren verkauft, dem schneiden wir die Ohren ab zur allgemeinen Belehrung.
3. Wer die Teufel über Nacht behält, dem schneiden wir die Ohren ab und verbrennen ihm sein Haus zur allgemeinen Belehrung.
4. Wer die Teufel bedient, dem schneiden wir einen Finger der rechten Hand ab zur allgemeinen Belehrung.
5. Der Chinese, der mit den Teufeln zusammen ist, ist offenbar ein Bastard; er ist Auge und Ohr des Teufels. Solche Bastarde ergreifen wir, graben ihnen die Augen aus, schneiden ihnen die Ohren ab, und dann beraten wir, was mit ihnen zu thun ist.
6. Gehen die Teufel ins Innere unseres Landes, so ergreifen und vertreiben wir ihre chinesischen Bastard-Begleiter; dann führen wir die Menge an, die Teufel aus dem Reiche hinauszutreiben. Wehren sich die Teufel, so martern wir sie zu Tode, um unsern gerechten Zorn zu besänftigen.
7. In der Folge kann niemand im Reiche Haus und Feld insgeheim verkaufen. Wir Doktoren müssen zuerst nachforschen, dann erlauben wir zu verkaufen. Wer diese Verordnung übertritt, wird strenge bestraft. Reichen diese Punkte nicht aus, so folgen andere."

8. Die bösen Folgen.

Die Wirkung der Hetze von seiten der Mandarine und Gelehrten war voraus zu sehen.

„Auf allen Punkten in der Mission tobt und gährt es," schrieb Mgr. Anzer am 27. August 1887. „Die ganze Hölle scheint losgelassen zu sein, um gegen uns Sturm zu laufen. In der Stadt Jentschoufu ist es schlimmer als zuvor. Zwei Häuser (die von der Mission angekauften) wurden bereits unter den Augen

der Mandarine zerstört. Die Gelehrten haben sich noch enger verbunden und in der Pagode vor ihren Götzen geschworen, der katholischen Kirche bis aufs Blut zu widerstehen. Sie unterhalten mehr als tausend Taugenichtse, die die Stadtthore bewachen und jeden, der als Katholik erkannt wird, niederstoßen sollen. So kann ich zu den Tribunalen nicht mehr gelangen. Meine Katechisten zittern und wollen in einer so gefährlichen Mission nicht mehr bleiben. Die Hausverkäufer und Unterhändler entkamen nur wie durch ein Wunder und flüchteten sich zu mir. Sie würden sonst von den Gelehrten in Stücke zerrissen worden sein, weil sie es gewagt, den europäischen Teufeln Häuser zu verkaufen. Man fahndet überall auf sie sowie auf uns und unsere Katechisten; sogar Gasthäuser wurden geplündert, von denen man glaubt, daß sie oder wir dort abgestiegen wären.

Die Verwirrung hat sich schon nach Ziningtschou verbreitet; mein Katechist soll dort fast von Sinnen sein vor lauter Angst. In Zinanfu ist nichts zu machen; der dortige Vicekönig ist der ausgesprochenste Christenfeind. Nur ein Beispiel hierfür: Dem dortigen Bischofe wurde von den Gelehrten eine Kirche zerstört, die schon 200 Jahre im Besitz der Christen war. Er erhob Klage. Und das Ende? Auf den Trümmern der Kirche wurde eine Pagode gebaut, und jetzt eben hält man dort öffentliche Spiele ab, um den Triumph des Götzen über den Christengott zu feiern."

Im Kreise Tantscheng war die Verfolgung besonders heftig. P. Freinademetz berichtete darüber:

„Es ist unsäglich, was die armen Leute ausstehen mußten und zum Teil noch auszustehen haben. Sie sind vogelfrei und die Zielscheibe des Hohnes und Spottes für alle; die kleinsten Kinder fluchen ihnen nach auf offener Straße; man dichtet ihnen Verbrechen an, deren sie sich nicht schuldig gemacht haben, und übergibt sie dem Mandarin, der sie mit Freude in den Kerker wirft. Alle, die sich noch als Christen bekannten, mußten fliehen oder zu einer schweren Geldbuße sich verstehen. Man hat sich geeint, ganz allgemein mit den Christen keinen Verkehr zu unterhalten; sie nagen am Hungertuche."

Zining, die volkreiche, nicht weit von Jentschoufu gelegene Stadt, ward, wie schon oben bemerkt, auch in den Religionskampf hineingezogen. Hören wir, was Bischof Anzer darüber mitteilte:

„In dem friedlichen Zi n i n g t s c h o u erregten die Gelehrten von Jentschoufu, noch mehr aber die schon seit langem in Nordschantung wütenden Verfolgungen große Aufregung. Dem Ortsmandarin, der uns sehr zugethan ist, gelang es zwar, für kurze Zeit einigermaßen Ruhe herzustellen, aber ein sonderbarer Zwischenfall brachte die Gemüter wieder in Gährung. Unweit der Stadt ging ein Bursche und ein Mädchen zum Orte, wo sie ihre Vermählung feiern wollten. Unterwegs wird dem Jüngling der Kopf abgeschnitten und dem Mädchen die Kehle durchbohrt. Man war gleich fertig: das könne nur die katholische Kirche gethan haben. Des andern Tages waren an allen Ecken in der Stadt und auf dem Lande Schmähschriften gegen uns angeheftet. Darin wird aufgefordert, solche Scheusale, wie die europäischen Teufel wären, zu vertreiben und selbe unter keinen Umständen mehr „im Reiche der Blumen, im Lande des Rechtes und der reinen Vernunft" zu dulden. All die abgedroschenen Phrasen vom Augenausstechen und Herzherausreißen sind wieder aufgewärmt. Und so tobt auch hier der Sturm noch immer fort und findet neue Nahrung an den Unglücksfällen, die an anderen Orten sich ereignen.

Ich war gezwungen, heimlich aus der Stadt zu flüchten und auf ein erst kürzlich gekauftes Haus Verzicht zu leisten. Nur dem energischen Einschreiten des Mandarins haben wir es zu verdanken, daß ein Katechist in einem kleinen Häuschen in der östlichen Vorstadt sich noch aufhalten kann.

Vor einigen Tagen wurden die Herren Bücker und Henninghaus während der Nacht von Räubern überfallen und ihnen die 1500 Mark, die ich zum Kirchenbau geschickt, abgenommen."

9. Der 15. November 1887.

Es sollte noch schlimmer kommen. Der 1. des 10. Monates (15. Nov. 1887) wurde für die Ermordung sämtlicher Europäer in Südschantung festgesetzt, wenn sie bis dahin nicht vertrieben wären. Nun war die Gefahr aufs höchste gestiegen, so daß der Bischof seinen Missionaren befahl, sich an einen sicheren Ort, nach Puoli oder eine der größeren Missionsstationen, zu begeben. Er selbst befand sich in Puoli; P. Freinademetz war mit mehreren Missionaren aus den östlich gelegenen Missionsbezirken in Itschoufu versammelt. P. Pieper hatte sich nach Tschantjatschuang zurückgezogen,

wo zehn Jahre später zwei seiner Mitbrüder ermordet wurden. In einem längeren Berichte schildert er die Vorgänge auf der Station während der Tage der Gefahr. Er schreibt:

„Mein jetziger Aufenthaltsort ist Tschantjatschuang, eine der besten Christen-Gemeinden mit im ganzen Distrikte. Auch ist meine Wohnung dort einigermaßen gesichert. Eine hohe Erdmauer umfriedigt Kirche und Wohnung. Es ist mir unmöglich, diesen Ort zu verlassen, um mich etwa nach Puoli zu begeben. Warum? Ich würde dadurch den Christen eine tödliche Wunde ins Herz versetzen, die vielleicht nie wieder geheilt werden könnte. Bei meiner Ankunft war alles niedergeschlagen; ein schwerer Alp ruhte auf aller Herzen und beschwerte die Gemüter. Jetzt aber sind alle wieder getröstet, voll Freude und Zuversicht. „Laß sie nur kommen, ich fürchte nichts!" so spricht jedermann. Bei Annäherung der Gefahr wollen sich jung und alt aus nah und fern in die Kirche begeben und die Thüren verriegeln. „Dann beten wir mit lauter Stimme, und Du, geistlicher Vater, sprichst dann die Absolution und vergibst uns unsere Sünden. Was sollten wir da noch fürchten? wir steigen dann alle miteinander in den schönen Himmel." So sprachen die Kinder von 8—10 Jahren, so die alten Mütterlein und Greise, die am Stocke hangend sich in die Kirche schleppen. Jetzt bereiten sich alle vor; alle waschen ihre Kleider und wollen sie vor dem Tode schnell anlegen.

Die Christen machen auch einige kriegerische Vorbereitungen. Es werden Gewehre, Säbel, Lanzen sowie Knittel aller möglichen Art und Gattung herbeigeholt. Der eine bereitet Pulver, der andere zerkleinert Eisen (anstatt der Kugeln), wieder andere üben sich eifrig im Schießen. Sollte die Zahl der Feinde nicht allzu gewaltig und ihr Sturm abzuschlagen sein, so werde ich den Christen vielleicht erlauben, sich zu verteidigen. Unterdessen fahren auch alle eifrig fort, im heißen Gebete Gott um glücklichen Ausgang der Sache anzuflehen. Ich habe ihnen insbesondere empfohlen, fleißig zu beten zum Troste der armen Seelen; diese würden ihnen zweifelsohne helfen und beistehen. Alle kommen ausnahmslos der Aufforderung nach. Morgens nach der hl. Messe wird der Kreuzweg, nachmittags der Rosenkranz gebetet. Tagtäglich kommen Nachrichten, die wirklich im Stande wären, die Schwachen abtrünnig zu machen. An allen

Die Kirche und Missionsstation in Tschantjatschuang.

Plätzen und Straßen sind Schmähschriften gegen uns angebracht. Man spricht nur von che joo tch'u i vom 10. Monat des ersten Datums. Na lio-bu di, lio-bu di; dann ist es schrecklich, schrecklich."

10. Die Rettung.

Als die Nachricht von der schlimmen Lage, in der unsere Missionare sich befanden, nach Steyl kam, wurden im Missionshause mehrere Tage Bittprozessionen gehalten und flehentliche Gebete zum Himmel gesandt, um Schutz und Hilfe vom Allmächtigen zu erwirken.

Die Gefahr ging denn auch glücklich vorüber. Der Bischof wandte sich nämlich an den Gouverneur von Zinanfu, der den Aufruhr schützte, was ein offenes Geheimnis war, setzte ihm die äußerst bedrohte Lage der Mission auseinander und machte ihn für allen Schaden verantwortlich, den sie erleiden würde. Das wirkte. Der Gouverneur wollte nun wenigstens etwas thun, um die Verantwortung von sich abzuwälzen. Er setzte also den Stadtmandarin in Jentschoufu ab und ernannte einen der Mission gewogenen Mandarin für jenen Posten. Dieser versuchte durch ein Edikt der Aufregung Einhalt zu thun. Als er sich jedoch auf der Straße zeigte, verfolgte ihn eine wilde Rotte, so daß er sich ins Yamen des Tautä flüchten mußte. Dieser selbst machte ihm Vorwürfe, weshalb er sich der Europäer annehme. In seine Wohnung zurückgekehrt, griff der arme Mann aus Verzweiflung zum Stricke, um seinem Leben ein Ende zu machen, wurde indes von herbeieilenden Beamten noch gerettet.

Der vom Gouverneur erteilte Wink war übrigens in Jentschoufu gut verstanden worden. Die gelehrten Herren erkannten, daß sie nicht mehr so offen die Verfolgung betreiben durften. Auch schien Gott der Herr Selbst für Seine Sache einzutreten. Denn der an der Spitze der Bewegung stehende feindliche Mandarin, sowie der in seine Fußstapfen tretende Nachfolger starben noch im Oktober kurz nacheinander eines plötzlichen Todes, was allgemein als eine Strafe des Himmels betrachtet wurde.

Auch gewaltige Naturereignisse, welche die Aufmerksamkeit aller auf sich zogen, trugen nicht wenig dazu bei, die Verfolgung zu hemmen und die Ruhe allmählich herzustellen. Im Sommer 1887 übertrat nämlich der Hoangho seine Ufer und brachte großes Elend ins Land. P. Henninghaus schrieb darüber:

„So weit das Auge reichte, war nur Wasser zu sehen, aus denen Dörfer und Gehöfte mit ihren Bäumen und zum Teil eingefallenen Hütten hervorragten. Zwischen dem Hoangho und und jenem großen Wassermeer, das wie das Weltmeer bei aufgeregter Witterung stürmisch dahinbraust, befindet sich ein weiter Landstrich von fast zwei Stunden Breite; auf dieser großen Ebene stecken alle Bäume nur noch oben den Kopf aus dem Boden, ihr hoher, schwerer Stamm ist ganz in der Erde vergraben. Auch die Pagoden und die hohen Grabmonumente haben das gleiche Schicksal gehabt. Die Häuser der Dörfer werden jedesmal, weil aus Lehm, von Grund aus zerstört, und deshalb auf dem Schlamme nachher wieder erbaut. Ich traf eine große Pagode; sie war gerade mit ihrer obersten Dachfirst dem Boden gleich, und nur einige „Teufelchen", welche die First krönten, steckten den Kopf noch hervor. Man hatte zur Thür hin eine Grube gegraben und den Götzen den Kopf etwas frei gemacht, damit sie nicht unter dem Schlamme erstickten. Gern wäre ich über diese Pagode hinweggeritten, aber es saßen mir mehrere Heiden im Wege, die es sicher verletzt haben würde, wenn mein Pferd eines von den „Teufelchen" dort auf der First zertreten hätte."

Im September desselben Jahres aber durchbrach der Hoangho in der Provinz Honan seine Dämme und ergoß seine ungeheuren Wassermassen in die große Ebene, die sich nach Süden hin erstreckt. Die Gegend wurde in einen ausgedehnten See verwandelt. Mehrere tausend Arbeiter, die an den Dämmen beschäftigt waren, wurden von den Fluten mit fortgerissen, ganze Dörfer in ihnen begraben.

Eine arge Hungersnot aber folgte diesen Ereignissen auf dem Fuße.

Ist nicht in all diesem die waltende und schützende Hand Gottes zu erkennen?

II. Fortschritte und Drangsale bis zum Jahre 1890.

Die schweren, unheildräuenden Wolken am Himmel Südschantungs verzogen sich nach und nach. Jentschoufu aber blieb unseren Missionaren verschlossen. „Wo Konfuzius ist, kann die katholische Kirche nicht sein", war und blieb die Entscheidung der chinesischen Regierung.

Die Missionare arbeiteten, jeder an seinem Platze, rüstig weiter. Bekehrungen zum Christentum kamen häufiger vor und erfüllten das Herz des Missionars mit froher Hoffnung.

„Wenn auch noch manche böse Reden und Verläumdungen über uns laut wurden," schrieb im Sommer 1888 P. Wewel, „so gibt es doch auch gute Leute, die über die katholische Religion gut sprechen. An manchen Orten haben wir mit der Zeit ein kleines Gotteshaus und eine Wohnung für Priester und Katechisten erhalten, und das ist auch ein Fortschritt; denn so ist es uns möglich, auf die Neuchristen kräftig einzuwirken und die Wurzeln des Glaubens in ihren Herzen mit Hilfe der Gnade zu befestigen."

„Im verflossenen Jahre", schrieb P. Vilsterman am 9. Juli 1889, „hat unsere Mission einen recht erfreulichen Aufschwung genommen. Im Gebiete von Wenschang hat sich die Zahl der Christen um das Doppelte vermehrt. In Tschöngtjatschuang haben sich auch zwei sehr angesehene Männer bekehrt. Der eine war das Haupt von 108 Dörfern; als er aber katholisch wurde, meinte er, die Last sei zu groß für ihn, deshalb wolle er nur das Haupt von 18 Dörfern bleiben. Der andere ist das zweite Haupt von eben so vielen Dörfern. Er ist ein recht frommer Mann und versteht zu sprechen. In seinem Dorfe befinden sich etwa 70—80 Christen; mit der Zeit kann das noch eine blühende Christengemeinde werden. Hier im Süden bildet Tjintjatschuang einen Mittelpunkt für unsere herumliegenden kleinen Christengemeinden. Dieser Ort ist zwar ein armes Dorf, hat aber 90 Christen, die alle durch ihre Frömmigkeit dem Priester sehr viele Freude bereiten."

P. Freinademetz aber konnte gute Nachrichten senden aus dem Südwesten der Mission. Er wirkte mit segensreichem Erfolge unter den wilden Bewohnern der

berüchtigten Präfektur Zautschoufu, wo Mgr. Anzer seiner Zeit so schimpflich war mißhandelt worden. Allerdings sollte es seinem Provikar eines Tages nicht viel besser ergehen. Wir werden darüber bald näher berichten. Zunächst aber soll uns der Missionar von einem merkwürdigen Ereignis erzählen, das sich um diese Zeit in seinem Missionsbezirke zugetragen hat:

„Im ganzen Distrikt Schenchien war noch kein Christ; um so mehr aber blühten dort die verschiedenen vom Staate verbotenen Religionssekten. Eine davon unterhält beständigen Verkehr mit den höllischen Mächten. Anhänger dieser Sekte, übrigens sehr edel gesinnte Landleute, die aufrichtig das Gute wollen, kamen von selbst zur Überzeugung, eine Religion, die beständig mit den bösen Geistern im Verkehr stehe, könne unmöglich die wahre sein. Sie flehten darum wohl 20 Tage hindurch jede Nacht zum „großen Geist", er möge sie den rechten Weg führen. Jede Nacht geriet ihr Vorstand in eine Art Verzückung, wobei er jeden Abend das Eine wiederholte: „Geht nach Nord-Osten; suchet und ihr werdet finden!" Die guten Leute hielten das für einen Wink von oben, gingen in nord-östlicher Richtung bis nach dem über zehn Stunden entfernten Jautjalu, wo wir bereits eine Missionsstation gegründet hatten. Dort hörten sie von der christlichen Religion und machten sich mit ihr bekannt. Jetzt bilden sie eifrige Katechumenen, die sich mit Fleiß auf die Taufe vorbereiten und die sich auch ernstliche Mühe geben, ihre verirrten Brüder auf die rechte Bahn zu bringen. Ihr Dorf ist ein Centrum geworden, das bereits an 7—8 Filialen zählt, von denen ein paar die Mutterkirche bereits an Zahl übertreffen."

Diese Stimmen aus einigen Bezirken geben ein Bild vom Zustande der ganzen Mission: beständiger Fortschritt unter Anfeindungen.

Die Zahl der Getauften war 1890 auf ca. 3000, die der Katechumenen auf 8000 angewachsen; 25 000 Heidenkinder hatten in Todesgefahr die hl. Taufe empfangen.

Ende Februar 1889 begann man in Puoli den Bau einer größeren bischöflichen Kirche. Die Kosten durften sich aber nur auf 4000 Mark belaufen, weshalb die Wände größtenteils aus Lehm und nur die Pfeiler aus

Backsteinen aufgeführt werden konnten. Am 15. August wurde die Kirche eingeweiht, an welche Feier sich die erste Diözesan-Synode anreihte.

Am 8. Dezember desselben Jahres aber weihte Bischof Anzer seine ersten zwei chinesischen Priester: Matthias Tschau und Joseph Cha. Beide, die schon in der Franziskanermission mehrjährige Studien gemacht, als sie in das Seminar zu Puoli eintraten, hatten am 15. August 1887 die niederen Weihen, dann die Subdiakonats- und Diakonatsweihe erhalten.

Doch wir dürfen nicht die Leiden unerwähnt lassen, welche im Winter 1888/89 Heiden und Christen in gleicher Weise trafen. Erschütternde Klagerufe drangen aus der Mission nach Europa. Eine große Hungersnot hatte um sich gegriffen. Voll Kummer und Mitleid wandte sich der Bischof an seine Landsleute in Deutschland um Unterstützung für seine hungernden Christen:

„Zu all den alten Leiden hat sich ein neues hinzugesellt: die leibhaftige Hungersnot; ach, ein gar teurer Gast für meine leeren Kornkammern. Allgemeine Trockenheit hat die erste Ernte ruiniert; unerhörte Überschwemmungen die zweite fast ganz zerstört. Meine Residenz Puoli bildet eine öde Insel, weit und breit von tiefem Wasser eingeschlossen, und nur zu Schiff war's mir möglich, in meine Mission zu gelangen. Neuerbaute Kirchen haben schrecklich gelitten durch die heftigen Regengüsse, neue Häuser sind zusammengestürzt, die Preise aller Lebensmittel steigen fabelhaft in die Höhe, ja an manchen Stellen hat's seine liebe Not, um für das bare Geld Nahrungsmittel zu bekommen. Dazu ist das Missionspersonal riesig angewachsen; verlassene Arme klopfen zahllos an meine Thüre, um Brod schreiend. Wie viel hätte ich da nötig, daß ein jeder ein Stückchen mitbekäme, und meine Kornkammern sind längst schon leer. Zu allem Überflusse, nachdem die Viehseuche entsetzliche Verheerungen angerichtet, verbreitet jetzt die Pest Furcht und Schrecken nach allen vier Winden. All das Elend macht die Leute völlig rabiat, so daß es in letzter Zeit in einem großen Teile des Vikariates wimmelt von Wegelagerern und Straßenräubern. Von den greulichen Kämpfen, die der satanische Haß der Gelehrten an allen Ecken und Enden der Mission uns bereitet hat und immerfort bereitet,

— und aufrichtig gestanden, sind das die Wunden, die am heftigsten brennen, — will ich lieber schweigen; ich müßte sonst ein ganzes Buch schreiben nur über diesen Punkt."

Eine ähnliche Not entstand, als im Jahre 1890 der Hoangho seine Ufer überflutete, und als dann im folgenden Jahre gewaltige Regengüsse niederfielen.

„Das Elend," schreibt P. Freinademetz, „das die diesjährige Wasserflut uns ins Land gebracht, spottet jeder Beschreibung. Alle unsere zehnjährigen Erlebnisse bleiben weit hinter dem zurück, was wir in den letzten Jahren in unserm lieben Südschantung gesehen. Seit Menschengedenken haben die Wasser nicht so hoch gestanden, darin stimmen Heiden und Christen überein; nie ward die Ernte so vollständig weggeschwemmt, wie jetzt; nie war die Überschwemmung so allgemein; nie waren vielleicht so viele Menschenleben zu beklagen, nie so viele Dörfer in den Fluten begraben."

12. Ein Missionar in der Gewalt des heidnischen Pöbels.

Es war am 23. Mai 1889, als P. Provikar Freinademetz die schon angedeutete schmachvolle Behandlung erfuhr. Im kleinen Dorfe Siütschuang befanden sich ungefähr zehn Katechumenen-Familien, und es war Hoffnung vorhanden, daß bald in nächster Umgebung viele andere Heiden sich dem hl. Glauben zuwenden würden. Da wurde der Christenvorsteher Siü beim Mandarin verklagt: er verbreite eine gefährliche, schlechte Sekte. Nach kurzem Verhöre ließ ihm der Mandarin 600 Stockschläge geben und den Bekenner alsdann einsperren.

Um die Freilassung seines Christen zu erwirken und den Schutz der Katechumenen zu sichern, begab sich P. Freinademetz zur Kreisstadt Zauchien. Dort angekommen verhandelte er mit dem Mandarin, der schließlich Siü freigab.

„Ich dankte dem lieben Gott," schreibt der Missionar, dem nur ein gemessener Befehl des Generaloberen zum Bericht die Feder in die Hand gedrückt hat, „hocherfreut, die Freilassung meines Christen erwirkt zu haben. Ins Wirtshaus zurückgekehrt, war das erste, daß ich den Christen herbeiholen ließ. Er war so elendig zugerichtet, daß er nicht einmal auf dem Wagen sitzen konnte.

Nach ungefähr einer Stunde erschienen plötzlich vier Gerichtsdiener aus dem Mandarinate; der Mandarin habe befohlen, Siü soll mit ihnen gehen, in der östlichen Vorstadt hätten sie ein notwendiges Geschäft zu besorgen. Die Geschichte war mir verdächtig, zumal die Gerichtsdiener den Siü drängten, nach kurzer Zeit würde er nicht mehr entkommen können, sagten sie; ich wußte nicht, wie mir die Sache auslegen ... Siü ging mit ihnen.

P. Jos. Freinademetz, Provikar.

In einem Nu hatte sich der Vorhof mit einer hin- und herwogenden Volksmenge angefüllt. Auf einmal wird die Thüre meiner Wirtsstube mit Gewalt eingeschlagen, es stürzen ungefähr zehn wackere Burschen herein, zum Teile aus dem Mandarinate, wie aus ihrem Kostüm zu ersehen war, alle mit armsdicken langen Knitteln bewaffnet, und beginnen sofort unter wildem Geschrei ihr grausames Handwerk. Ein jeder von uns bekam noch in der Wirtsstube seine gut gesalzene Prügelsuppe. Nachdem sie sich drinnen satt geschlagen, schleppten sie mich zur Thüre hinaus, warfen mich auf den Boden und begannen von neuem ihr Handwerk. Sie rissen mir die Haare aus, verdrehten mir die Arme, und aus dem Orte, wo alle Welt seine Notdurft verrichtet, griff einer eine Handvoll heraus und fristerte mir das ganze Gesicht. Hierauf schleifte man mich eine weite Strecke durch die Hauptstraße der Stadt hindurch. Wie lange das gedauert haben mag, weiß ich nicht. Ich mag ihnen zu schwer geworden sein, denn man riß mich wieder empor; ich mußte selbst marschieren, während man mir beständig den Arm verdrehte, den Kopf mit Gewalt anzog, die Haare ausriß, so daß ich nur himmelwärts blicken und nur mit Gewalt vorwärts gehen konnte

Die Verhöhnungen, Verwünschungen, Todesandrohungen nahmen kein Ende; man wollte mich in den Brunnen werfen, und dann wieder in den Stadtgraben.

Da ich einen meiner Katechisten eben an meiner Seite erblickte, wie er ebenfalls als Gefangener von der Rotte fortgeführt wurde, so flüsterte ich ihm ins Ohr, Reue und Leid zu erwecken, und gab ihm dann die Absolution. In der That glaubte ich, unsere letzte Stunde habe geschlagen, und ich brachte mein Leben dem leidenden Heilande zum Opfer für unsere Mission. Ich dachte viel an den kreuztragenden Erlöser, wie er durch die Straßen Jerusalems gezogen ward, und pries mich glücklich, an Seiner Schande teilnehmen zu dürfen. Gleichwohl hatte ich vor den bevorstehenden Martern Angst und flehte fortwährend um Stärke. So ging's durch die langen Straßen der Stadt und Vorstadt hinaus, bis wir endlich in's Freie gelangten. Die Rotte munterte sich gegenseitig auf, mit den Marterscenen zu beginnen.

Da auf einmal erhob sich einer, der Gewalt zu haben schien, mit dem Bedeuten, er erlaube nicht, mich weiter zu quälen. Alles hörte auf ihn, und man warf mich, noch immer gebunden, auf den Boden hin. Ich benutzte die augenblickliche Ruhe, um einige Worte an die Menge zu sprechen.

‚Es ist das erste Mal im Leben,' sagte ich, ‚daß ich euch sehe, und ihr mich; nie habe ich euch ein Leid gethan, und ihr empfanget mich in dieser Weise! Wiewohl ihr indessen mich so unbarmherzig behandelt und nicht wisset, wie ihr euere Wut gegen mich auslassen sollet, so rührt sich in meinem Herzen auch nicht der geringste Schatten eines Grolles gegen euch. Was die Religion, die ich predige, angeht, so kennt ihr sie nicht; würdet ihr sie kennen, so hättet ihr soviel und noch mehr Begeisterung für sie, als ihr jetzt gegen sie zeigt.'

Und ich predigte etwa eine kleine Viertelstunde lang, gebunden am Boden hingestreckt, über die Herrlichkeit der christlichen Religion. Die Wut der Menge legte sich, man machte mich los von meinen Banden, und der Pöbel stob allmählich auseinander.

Mein Wagen war zertrümmert, der Wagenüberzug ganz zerfetzt; Kleider, Meßsachen, Taschenuhr und viele andere Sachen verschwunden; ich hatte keine Kopfbedeckung und keine Schuhe; so auch die Katechisten. Das erste, was wir thaten, als wir allein dastanden und uns gegenseitig anblickten mit den zerrissenen Kleidern, geschwollenen und blutenden Gliedern, das Gesicht voll Kot, ohne Mütze und ohne Schuhe, und das in einer ganz frem-

den Gegend, 90 Li (11 Stunden) entfernt von unsern Christen, das erste war, daß wir hell auflachen mußten. Es war gegen 9 Uhr Morgens, und wir traten unsern Rückzug an. Als ich unterwegs etwas Wasser haben konnte, suchte ich vor allem mein Gesicht wieder in Stand zu bringen.

Das Geld war geraubt worden, wir konnten, weil überall fremd, in keinem Wirtshause übernachten. In der stockfinstern Nacht kamen wir vom rechten Wege ab; wir wußten keine Himmelsrichtung mehr; ein Heide, den wir um den Weg fragten, gab uns den verkehrten Weg an. Bald sank dieser zusammen vor Ermattung, Hunger und Elend, bald jener. Auch unser armer Maulesel, der von drei Tieren uns noch geblieben war, fiel öfter zusammen; ich war einigemal genötigt, ihn in den herrlichen Weizenfeldern am Wege sich eine Erfrischung holen zu lassen.

So ging's die ganze Nacht hindurch; und erst als der Tag graute und die Christen zum Morgengebet sich erhoben, langten wir endlich daheim an. All' die Meßsachen waren geraubt, der Kelch ausgenommen; darum war mir auch der Trost des heiligen Opfers für mehrere Tage genommen. Ich warf mich ganz erschöpft und halbtot auf mein Lager.

Das, hochw. Herr Superior, ist kurz die Affaire vom 23. Mai 1889. Unser hochwst. Bischof hat sich viel bemüht, leider ganz vergebens, daß uns Gerechtigkeit widerfahre. Bei der gerichtlichen Oberbehörde betrachtet man die Sache für abgethan; der Mandarin von Zauchien steht ganz rein gewaschen da; alle Schuld wird mir auf den Rücken geladen: Ich hätte die Geschichte heraufbeschworen, indem ich geprediget und die Leute mit Gewalt (!!?) gezwungen hätte, katholisch zu werden; und ich habe absichtlich mit keinem Menschen auch nur eine Silbe gewechselt. Übrigens sei ich nicht geschlagen worden, und alles Gestohlene oder Geraubte sei längst erstattet.

Die Folge einer solchen Handhabung der Gerechtigkeit ist, daß das Feuer der Verfolgung an vielen Punkten des benachbarten Schanchien greulich wütet. Man hat den armen Katechumenen Brand gelegt, die Häuser eingerissen, sie fürchterlich geschlagen, ungerecht als Räuber verklagt und tausend andere, wahrhaft satanische Mittel ersonnen, um die unglücklichen Neuchristen zum Abfalle zu verleiten. Viele mußten schon ihr Heim verlassen und mit Sack und Pack in die Fremde wandern, und manche kaum eben erstehende Christen-Gemeinde ist im Sturme

geknickt worden. Es stehen bereits mir und meinen armen Christen keine anderen Waffen mehr zu Gebote, als Geduld und Gebet. Gleichwohl gilt auch hier wieder die alte Wahrheit: der Sturmwind der Verfolgung reiniget die Kirche Christi; und wunderbar, wenngleich gar mancher faule Ast vom Stamme losgerissen worden durch den Wind, so wird der Verlust dennoch durch einen neuen, lebensfrischen Nachwuchs ersetzt; trotz der wütenden Verfolgung ist die Zahl der Katechumenen höher denn zuvor. Darum: Magnificate Dominum mecum, et exaltemus nomen Ejus in idipsum!"

13. Der beginnende Kampf um Jentschoufu.

Als Mgr. Anzer 1886 den Versuch, eine Niederlassung in Jentschoufu zu gründen, gescheitert sah und die beiden angekauften Häuser von den Heiden zerstört waren, bemühte er sich vergebens mit Hilfe des französischen Gesandten den Einlaß in jene Stadt zu erwirken und für die der hl. Religion zugefügte Unbill eine Sühne zu erhalten. Das Tsungli-Jamen (Auswärtiges Amt) antwortete dem französischen Gesandten:

„China glaubt und folgt der Religion des heiligen Konfuzius, den es aufs höchste verehrt, und Jentschoufu ist der Geburtsort des Konfuzius, die Wiege der Religion der Gelehrten. Würde man dort eine Niederlassung der katholischen Mission errichten, so würde man dadurch nicht nur den Zorn der Bewohner erregen, sondern auch auf der ganzen Welt (dans tout l' univers) würden die Menschen, die nicht ermangeln würden, es zu erfahren, überrascht und alarmiert sein.

Ew. Excellenz kennt seit langem die Sitten und Gebräuche Chinas. Sie kennt die Einmütigkeit, welche in der ganzen Nation bezüglich des Kultus des Konfuzius besteht. Die Errichtung einer Kirche in Jentschoufu würde ein Akt sein, der die Volksgefühle aufs schwerste verletzte und dem, wie es scheint, unmöglich Folge gegeben werden könnte. Wir hoffen daher, daß Sie dem Missionar Anzer anempfehlen werden, nicht weiter auf seinem Vorhaben zu bestehen, was ja nur zu unnützen Streitigkeiten führen würde."

Mit diesem Bescheid konnte sich Bischof Anzer keineswegs zufrieden geben. Und so entspann sich ein eigentlicher

Religionskampf, welchen die Anhänger der Lehre des Konfuzius gegen die Kirche Christi führten, aus welchem diese jedoch nach zehnjährigem Ringen als Siegerin hervorgehen sollte.

14. Das deutsche Protektorat.

Bis zum Jahre 1890 stand die Mission von Südschantung unter französischem Schutze. Frankreich hatte bis dahin in den ostasiatischen Ländern das Schutzrecht über alle katholischen Missionare, einerlei welcher Nationalität. Dieses Missionsprotektorat umfaßt nicht allein den Schutz der Missionare und ihres Eigentums, sondern sichert ihnen auch volle Freiheit, überall zu predigen, Kirchen, Schulen und Waisenhäuser zu errichten. Dementsprechend sollte es ferner den Eingebornen die Freiheit gewährleisten, ungehindert die christliche Religion anzunehmen und auszuüben.

Um diesen Schutz zu genießen, ließen sich auch unsere Missionare von den Vertretern Frankreichs in China französische Pässe oder Schutzbriefe ausstellen.

Frankreich hat nun, besonders seit dem 1884/85 mit China geführten Kriege und der Besetzung Annams, sich bei den Chinesen arg verhaßt gemacht.

Unter dieser Abneigung hatten nicht nur die Franzosen selbst, sondern alle von Frankreich beschützten Missionare zu leiden. Auch Bischof Anzer mußte diese Erfahrung machen, da er, wie vorhin berichtet, mit Hilfe des französischen Gesandten in Peking den Einlaß in Jentschoufu nicht erreichen konnte.

Von seiten Frankreichs war also wenig mehr zu hoffen; es besaß nicht mehr das nötige politische Ansehen, um seine Forderungen der chinesischen Regierung gegenüber mit Erfolg geltend zu machen. Nach reiflicher Überlegung glaubte deshalb Bischof Anzer sich und seine Mission unter deutschen Schutz stellen zu sollen. Er wußte, daß Deutschland bei der chinesischen Regierung in Achtung stehe, und daß die Verhältnisse zwischen den beiden Ländern auf freundschaftlicher Grundlage beruhten. Außerdem waren der deutsche

Gesandte v. Brandt in Peking und der Konsul in Tientsin der Mission recht gewogen.

Aus diesen und anderen Gründen hat sich Mgr. Anzer vollständig frei dazu entschlossen, im Herbst 1890 das französische Protektorat mit dem deutschen zu vertauschen. Bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Europa, von Herbst 1890 bis zum Frühjahr 1891, führte er persönlich mit der deutschen Regierung in Berlin die hierzu nötigen Unterhandlungen. Se. Majestät Kaiser Wilhelm und sein Reichskanzler Caprivi sagten den Schutz in vollem Umfange zu, und schon am 24. November 1890 erging vom Auswärtigen Amte in Berlin an den kaiserlichen Gesandten v. Brandt in Peking die telegraphische Anweisung, die Missionare und die Mission von Süd-Schantung unter den Schutz des deutschen Reiches zu nehmen.*)

15. Fortsetzung des Kampfes um Jentschoufu.

Nach der Übernahme des Protektorats sandte Herr von Brandt den Konsul Freiherrn von Seckendorff**) im Januar 1891 von Tientsin nach Südschantung, um mit den Mandarinen in Jentschoufu Verhandlungen anzuknüpfen. In Zinanfu suchte derselbe zunächst den Gouverneur Tschangjau auf, der ihm einige Soldaten zum Schutze mitgab.

Bischof Anzer weilte zur Zeit noch in Europa. P. Freinademetz aber wünschte bei den Verhandlungen in Jen-

*) Im Jahre 1899 wurde es in Zweifel gezogen, ob das deutsche Protektorat auch den Schutz der chinesischen Christen in sich begreife. Mgr. v. Anzer reiste zu Beginn des Jahres 1900 nach Rom und von da nach Deutschland, um mit der Regierung in Berlin diese für die Mission so wichtige Angelegenheit zu ordnen. Durch Schreiben vom März 1900 erklärte Staatssekretär von Bülow, daß der deutsche Schutz in gleichem Umfange, wie der französische, den Christen zu teil werden solle, daß Deutschland überhaupt eine Beeinträchtigung des Missionswerkes in Südschantung nicht dulden werde.

**) P. Freinademetz schildert Freiherrn v. Seckendorff als einen Mann, „der durch den reichen Schatz seiner Erfahrungen, durch seltene Vertrautheit mit allen chinesischen Verhältnissen, mehr aber noch durch den Adel seines Charakters und allseitige Vorzüge seines Geistes in wenigen Tagen das Vertrauen der Missionare gewonnen. Der gute Herr Konsul hat das Herz eines Missionars."

tschoufu zugegen zu sein. Er gibt uns über dieselben ausführliche Mitteilungen, welche wir zum besseren Verständnisse der Sachlage möglichst vollständig wiedergeben wollen. P. Provikar schreibt:

„Da mir die Kunde von der Ankunft des Herrn Konsuls überbracht worden war, eilte ich von der südlichsten Grenze der Mission aus, nachdem ich unterwegs den hochwürdigen Herrn Henle mir beigesellt, demselben in Eilmärschen entgegen. Weil in einem verschlossenen Wagen zusammengepfercht, war es uns gelungen, den Luchsaugen der immer spionierenden Wachen zu entgehen, als wir durch die westliche Vorstadt Jentschoufu zogen, während ein nachfolgender Katechist von ihnen festgenommen und als „Bastard-Chinese" vor Gericht gestellt wurde. Siebenzig Li vor Jentschoufu trafen wir glücklich mit dem von Zinanfu kommenden Herrn Konsul zusammen, und noch am selben Tage sollte in Jentschoufu eingerückt werden. Wir waren voll Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, und unterließen nicht, dem Schutze des Himmels uns warm zu empfehlen. Der Herr Konsul selbst schien der Entwickelung der Dinge sehr gefaßt entgegen zu sehen.

Die Kunde unserer Ankunft war uns längst vorausgeeilt, und wir fanden die Thore der Vorstadt verschlossen. Herr v. Seckendorff öffnete selbe ohne viel Umstände und ritt hinein durch die Hauptstraße der Vorstadt, nach einem Wirtshause oder Absteige-Quartier spähend; aber die Gasthäuser waren verbarrikadiert und fest verschlossen. Ein Mann aus der Begleitung des Herrn Konsuls mußte unter der Hausthüre durchkriechen und die vorgestemmten Holzblöcke entfernen, und wir konnten absteigen. Das Volk blieb ruhig; ein Paar chinesische Schriftzeichen, welche die von Zinanfu mitgegebenen Soldaten auf den Rücken trugen und die sie als Soldaten des Vizekönigs legitimierten, hielten die Stadt in Schranken. Ungeschoren konnten wir sogar durch die lange Hauptstraße ziehen, um ein anderes Wirtshaus, das inzwischen vom Unter-Präfekten recht komfortabel eingerichtet worden war, zu beziehen.

Alle Behörden wurden nun besucht, von oben bis unten, zunächst der Tautä (der höchste Beamte von Südschantung), ein junger Mann von 32 Jahren, ein überaus klarer Kopf, der leider wohl seiner Jugend wegen nicht durchzugreifen wagt und von den Gelehrten abhängig ist; hierauf der Tschin-the

(General), ein Mann, freundlich, wie selten ein chinesischer Mandarin, gut bekannt mit europäischen Zuständen, ungemein interessiert um Persönlichkeiten wie Krupp, Moltke ꝛc. Er hatte die Aufmerksamkeit, dem H. Konsul frische Milch, Champagnerwein, Zigarren, nebst seiner wunderhübschen Photographie zum Geschenke zu bringen. Endlich der Präfekt und Unter-Präfekt, ersterer mit ein Paar Luchsaugen im Gesichte, die die ganze Bosheit, welche sein Herz vergiftet, ziemlich gut zum Ausdruck bringen; letzterer ein ganz alter, kaum zurechnungsfähiger Haudegen, der, wie die Chinesen zu sagen pflegen, vielleicht besser daheim Kindsmagd spielte, als draußen in der Welt Mandarin machte. Die Gegenbesuche gestalteten sich sehr feierlich. Es war eine Lust, die stattliche Mannschaft des Generals in ihrem roten Gala-Kostüm zu durchmustern, mit ihren wuchtigen Lanzen, Messern und verrosteten Hinterladern, sowie die Pracht-Exemplare von Pferden und Mauleseln mit goldstrahlendem Geschirre; dazu die unzähligen Ober- und Unterbeamten, mit weißen, blauen und andersfarbigen Knöpfen auf ihrem Ceremonienhute, und endlich die höheren Mandarine selbst in ihrem reichen, buntseidenen, blumigen Gala-Ornate, dem gegenüber die einfache, schwarze Kleidung des H. Konsuls recht sehr in den Hintergrund trat.

Nach den Höflichkeitsbesuchen begannen die gegenseitigen Verhandlungen und Beratungen. Die Forderungen des H. Konsuls gingen dahin, es müsse das vom hochwürdigsten Herrn Bischofe innerhalb der Stadt rechtlich erworbene Grundstück herausgegeben werden, wenigstens ein anderes gleich großes, günstig gelegenes. Die Mandarine stutzten und schützten vor, augenblicklich die Sache unmöglich so weit erledigen zu können, da das Volk die Fremden absolut nicht in der Stadt dulden würde. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge, bis endlich eines schönen Morgens die ganze Stadt mit roten Schmähschriften übersäet war, folgenden Inhaltes: „Wir, der Magistrat der ganzen Stadt, haben den 15. dieses 12. Monats als Termin angesetzt, an dem die europäischen Teufel geprügelt und vertrieben werden sollen; Sammelplatz: Simati.“

Der 15. kam, und die Straßen der Stadt füllten sich mit einer unabsehbaren Menschenmenge, die gleich wild aufgeregten Meereswogen hin und her stürmten. Simati war wie ein Wespennest, in das man unsanft hineingebohrt hat; allda war die Waffenverteilung, und da wurden alle Ränke geschmiedet. Es

ist da nämlich das vom hochw. H. Bischof erworbene Grundstück, wo man unser Haus niedergerissen und nun ein prachtvolles Tsch'ung-tschäng juen (Akademie zur unverfälschten Lehre) erbaut hat. Wie kampfesluftig und löwenmutig aber die Menge sein mochte, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß von 48 Sectionen jede Sektion 500 Krieger stellen mußte, wie uns nachher hinterbracht wurde. Um 12 Uhr sollte losgeschlagen werden. Und richtig, es war eben Mittag, als von ferne ein wildes Brausen sich vernehmen ließ und immer näher kam. Wilde Hurrahs und rohes Geschrei erfüllte die Straßen, und unter Trommelschlag und Paukenschall war die Rotte schon daran, das von der Behörde eben verschlossene Gasthausthor einzusprengen. Eine Besatzung von etwa 30 Mann, welche im Laufe des Vormittags von den verschiedenen Mandarinaten uns zur Deckung geschickt worden, lauter harmlose Leute, weder Rute noch Peitsche in der Hand, stemmten sich, als wären es eben soviele Holzklötze, an das Thor des Wirtshauses, um das Eindringen des Pöbels zu verhindern.

Um die ganze Komödie zu Ende zu spielen, erscheint ganz plötzlich jener alte Unter-Präfekt in seinem Tragsessel. Das Thor geht auf, und während die Menge draußen zuwartet, tritt er herein, beruhigt uns und versichert den Herrn Konsul, der Pöbel müsse ihn erst tot schlagen, bevor er dem Konsul etwas anhaben könne. Der Konsul seinerseits versichert dem Mandarin mit dem blanken Revolver in der Hand, er werde die ersten sechs, die von der Rotte hereinzustürzen wagten, in den Staub hinstrecken; dann sei er auch bereit, mit der Reichsfahne in der Hand für seinen Kaiser zu sterben; er bedauere aber, daß ihm, dem alten Unter-Präfekten und dem ganzen chinesischen Reiche die Leichenfeier eines Konsuls des deutschen Reiches vielleicht teuer genug zu stehen kommen dürfte. Nach halbstündiger Unterredung kehrte der Unter-Präfekt zur Menge zurück, beschwichtigte sie mit guten Worten und vielen Ceremonien, und wie denn die ganze Geschichte überhaupt abgekartet und von der Behörde selbst, durchaus aber nicht vom Volke, angezettelt war, ging nun der Pöbel nach diesem Schwabenstreiche heim. Der Unter-Präfekt fand sich noch bemüßigt, ein Paar Unter-Mandarine an das Thor hinzusetzen und so die Pharisäer-Rolle weiter zu spielen. Kaum war die Masse zerstoben, als von den verschiedenen Mandarinaten die Behörden wieder herangezogen kamen, um dem Konsul über die Vorfälle ihr Bedauern auszu-

drücken. Er müsse es jetzt doch endlich einsehen, daß das Volk hier ganz erbittert sei, die Mandarine könnten beim besten Willen es nicht bändigen; somit könne vorläufig von einer Niederlassung der Fremden in Jentschoufu keine Rede sein. Der H. Konsul hatte das Spiel gut durchschaut. Abends schrieb er dem Tautä einen Brief, in dem er den Präfekten für alle Scandale verantwortlich machte; am nächsten Tage gings fort, und von Ziningtschou aus schickte er eine telegraphische Depesche an den Vizekönig von Zinanfu und eine an den kaiserlichen Gesandten in Peking des Inhaltes: In Jentschoufu Volksaufstand; hervorgerufen durch die Gelehrten und Ortsbehörde, ungefähre Beteiligung 10000 Mann; ich unversehrt.

Vor der Abreise schrieb Herr Henle mit einem scharfen Griffel an die Zimmerwand in deutscher Sprache: „Wir gehen, aber wir kommen wieder." Vier Tage war es uns vergönnt gewesen, im Centrum dieser für uns so wichtigen Stadt die hl. Geheimnisse zu feiern; möge es dem lieben Gott gefallen, unser Flehen zu erhören und recht bald uns die Thore von Jentschoufu zu eröffnen, Wie wenig übrigens die Bevölkerung der Stadt die feindliche Gesinnung der Lokalbehörde und Gelehrten teilt, wurde mir von mehreren Leuten der Stadt beteuert, und es wurde mir das noch klarer, da bei unserm Auszuge aus der Stadt auch nicht ein beleidigendes Wörtchen, ja nicht einmal ein höhnisches Lächeln unter der gaffenden Menge bemerkbar wurde; nur als der Herr Konsul das Westthor erreichte, stürmte plötzlich aus beiden, längs der Stadtmauer hinlaufenden Seitengassen eine mit Stöcken bewaffnete Rotte heran, fürchterlich brüllend: »ta, scha! (Schlagt zu, haut ihn tot!)« die aber wie ebensoviele Hasen in alle vier Winde flogen, als der berittene Europäer Umkehr machte und ihnen den blanken Sechsläufer entgegen hielt; lauter gedungenes Gesindel, das um einige Sapeken in die Hölle spränge.

Im Vorübergehen nur besuchte der H. Konsul Ziningtschou, wo der Mandarin ihn gleichfalls nach alt hergebrachter Sitte mit einem Wagen voll guter Worte und leerer Versprechen abspeisen zu können sich träumte. Doch zeigte er auch einigen guten Willen, indem er einen Hauptschreier mit der Kanga bestrafte und ein Edikt zu veröffentlichen versprach, worin das Volk und die Gelehrten über die bestehenden Verträge aufgeklärt werden sollten."

Freiherr von Seckendorff machte nun, nachdem seine offizielle Sendung beendigt war, in Begleitung des P. Provikars einen Besuch in Puoli. So oft der Konsul auf diesem Wege ein christliches Dorf passierte, wurde er von den Christen feierlich begrüßt. Am 31. Januar kam er in der bischöflichen Residenz an, die ihm einen festlichen Empfang bereitet hatte. Nach zweitägigem Aufenthalt in Puoli trat der Konsul die Rückreise nach Tientsin an.

16. Zining*) öffnet seine Thore.

Am 28. April 1891 schied Mgr. Anzer vom Mutterhause Steyl, um über Amerika die Rückreise in seine Mission anzutreten. Seine Ankunft in Puoli verzog sich bis zum 11. August.

Es galt nun, im Vereine mit dem deutschen Gesandten von der chinesischen Regierung die Erlaubnis zu einer Niederlassung in Jentschoufu und Zining zu erwirken; bisher war es nämlich auch unmöglich gewesen, in letzterer Stadt Fuß zu fassen. In Peking wurde Mgr. Anzer vom Prinzen Kung und von den Ministern des Tsungli-Jamen empfangen. Zugleich wurde zwischen diesem und der Gesandtschaft ein langer Notenwechsel ausgetauscht, der jedoch vorerst nur die Gründung der Station Zining im Jahre 1891 erwirkte: ein Hoffnungsstrahl für die Eröffnung Jentschoufus. „Herr Bischof," sagte der Vizekönig Tschangjau von Schantung tags vor seinem Tode zu Mgr. Anzer, „ich gebe Ihnen Zining, aber mit Jentschoufu müssen Sie noch einige Zeit warten."

Um der Niederlassung in der Stadt Zining die Wege zu ebnen, sandte die chinesische Regierung einen hohen Beamten aus Zinanfu dahin ab, während Mgr. Anzer, der an einer Bischofs-Synode in Schensi**) teilnehmen mußte,

*) Vielfach auch Tsining und Ziningtschou geschrieben.

**) Sämtliche Missionen Chinas wurden im Jahre 1880 von Leo XIII. in fünf kirchliche Regionen oder Kreise eingeteilt. Südschantung gehört zum zweiten Kreise, der die acht Vikariate der Provinzen Schantung, Schansi, Schensi und Kansu, sowie die Mission von Ili umfaßt.

Bischöfliche Residenz und Kirche in Zining.

wohin ihn P. Henninghaus begleitete, den P. Freinademetz beauftragte, die Niederlassung zu bewerkstelligen. Am 20. Oktober 1891 schrieb dieser von dort:

„Wir sitzen nun endlich in Zining fest, wenigstens in der östlichen Vorstadt. Der Beamte aus Zinanfu hat die Sache ziemlich leidlich beigelegt, obgleich ich bis jetzt kein Haus in der Stadt selbst haben konnte, da alle Kaufversuche scheiterten. Die Stadt ist übrigens ruhig. Dank der Gewogenheit der Behörde, die auf meinen Wunsch einen vortrefflichen Erlaß veröffentlichte, in welchem unter anderm die Benennungen „Jankuitse“ usw. verboten sind. Von seiten der Gelehrten scheint der Widerstand gebrochen zu sein.“

In der That! die Mandarine selbst übernahmen den Ankauf eines Hauses für den Missionar und sorgten für Rückgabe des alten Hauses, welches der Bischof während der früheren Unruhen im Stiche lassen mußte. So hatte also Zining seine Thore geöffnet!

Diese am Kaiserkanal gelegene, sehr volkreiche Handelsstadt und der Sitz hochgestellter Mandarine war für die Mission ein höchst wichtiger Punkt. P. Henninghaus äußerte sich über die Bedeutung dieser Niederlassung, wie folgt:

„Die hiesige Station ist die Grenzfestung, hart gelagert an das Land des Konfuzius, (von hier bis Jentschoufu sind nur 50 Li oder 6 Stunden), von hier können wir mit Leichtigkeit den Erbfeind in seinem eigensten Heiligtum angreifen. Der Konfuzianismus scheint das auch zu fürchten; darum die fieberhafte Thätigkeit, mit der sich die Gelehrten zum neuen Kampfe gegen uns rüsten.

Hier ist ferner ein moralisches Centrum für die Mission. Schon allein der Ruf, daß wir in der Stadt unter den Augen der Mandarine missionieren, schlägt Hunderte von Vorurteilen nieder und gibt den armen Landleuten Mut, sich zum Christentum zu bekennen.“

17. Die erste Zeit in Zining.

P. Henninghaus war noch im Winter 1891/92 auf die neue Missionsstation in Zining versetzt worden. Über *diese Großstadt* hat er uns recht interessante Mitteilungen

gemacht. Wir geben dieselben nachstehend wieder und schließen daran die Erlebnisse aus den ersten Monaten seines Aufenthaltes daselbst, sowie einiges über den Beginn der dortigen Missionsthätigkeit.

„5. Februar 1892. Im Verein mit dem Herrn Provikar benutzte ich heute die frühen Morgenstunden, wo die Straßen noch ruhig und menschenleer sind, um einen Spaziergang auf dem nahen Stadtwall zu machen. Es sind nur einige hundert Schritte bis dahin.

Hier von des Walles Höhe bietet sich uns ein umfassender Ausblick über die ganze Stadt. Gleichmäßig wie eine Schafherde lagern die Ziegeldächer der zahlreichen Häuser zu unsern Füßen, an allen vier Enden überragt von den mächtigen Thorbauten. In der Mitte erhebt sich wie eine schlanke Säule der Turm des Bonzenklosters; auch unser Haus wird durch den nebenanliegenden Triumphbogen kenntlich. Hier, aus der Vogelperspective gesehen, erscheint die Stadt viel kleiner; man glaubt kaum, daß die Entfernung des einen Thores vom andern drei Li beträgt. Sehr weit dagegen dehnen die Vorstädte, namentlich im Süden und Osten, sich hinaus. Wie viele Einwohner die Stadt mit ihren Vorstädten zählen mag, läßt sich nur schwer abschätzen; einige sagen 500,000, andere nur 200,000 und noch weniger. Selbst der Mandarin scheint nicht recht darüber im klaren zu sein.

Das Handelscentrum befindet sich in der südlichen Vorstadt und am Südthor, weil hier der Kaiserkanal, als wichtige Verkehrsader, sein Bett gegraben. Dieser Kanal ist es, welcher Zining das Dasein gegeben, und die Bedeutung der Stadt steigt und sinkt mit der Nutzbarkeit desselben. Nachdem derselbe in den letzten Jahren so wasserarm geworden, daß er nur zweimal im Jahre, während der Wintermonate und später im Sommer, wo die Steuerschiffe mit Hilfe der aufgezogenen Schleußen von Tschentjang hierher kamen, fahrbar ist, hat auch der Handel und der Wohlstand Zinings sehr gelitten.

Gerade unter unsern Füßen jenseits des Walles ist der städtische Spielplatz. Morgens 8 Uhr beginnt hier alle Tage das lustigste Leben, namentlich aber geht es in diesen Neujahrstagen fröhlich und bunt genug zu.

Zur Zeit des Kaisers Kanghi sollen hier in der Stadt zwei Kirchen, eine für Männer und eine für Frauen, gewesen

sein. In einem alten Codex findet sich eine Notiz von einem spanischen P. Augustin, welcher hier an einem Frohnleichnamstage siebzehn Katechumenen taufte. Keine Spur jener Christen ist jetzt mehr zu finden. Vor einigen Jahren soll noch ein christlicher Denkstein an der Straße gestanden haben, den jedoch die Heiden bei der Nachricht von unserer Ankunft zerschlugen."

Daß übrigens die Missionare in Zining auch Anfeindungen ausgesetzt waren, berichtete P. Henninghaus schon am 13. Februar 1892.

„Gestern Morgen fanden unsere Schreiner an unserer Thüre ein Plakat angeheftet, in welchem man uns für die nächsten vier Tage den Tod ankündigte. Die Drohung läßt uns vor der Hand noch recht gleichgiltig; zur Vorsicht schickte ich jedoch hinaus, um nachzuforschen, ob auch anderswo ähnliche Plakate seien. Es fanden sich einige von Regen verwaschene Blätter, des Inhalts: Die Eltern mögen ihre Kinder in acht nehmen; denn da wir einen Kirchenbau beabsichtigten, würden wir sicher sehr viel Kinderaugen und -Herzen für die Fundamente notwendig haben. Es ist merkwürdig, wie weit verbreitet doch diese bodenlosen Verleumdungen sind; wie ein zählebiges Unkraut wuchern sie in einem fort; hundertmal widerlegt, kehren sie hundertmal wieder."

Am 27. April gestaltete sich die Lage schon ernster. Der Missionar notierte sich an jenem Tage:

„Während ich heute Morgen meinen Vortrag hielt, überraschte man mich mit einem Plakate, welches in der Nähe unseres Hauses angeklebt war. Dasselbe richtet sich mit zündenden Ausdrücken an die Bewohner der Stadt, sie möchten sich am achten im vierten Monat (nächsten Mittwoch) in der Pagode „zum eisernen Turm" zu gemeinschaftlicher Aktion versammeln, um uns zu vernichten. Darauf folgen die gewöhnlichen Verleumdungen: Augen ausstechen — Herz ausreißen — Unzucht — Irrlehre ꝛc.

Ich schickte einige Leute aus, um nachzuforschen, ob noch mehr Plakate vorhanden seien. Man fand dieselben an allen Straßenecken und öffentlichen Plätzen, ja, am Südthor war gerade noch ein Mensch beschäftigt, ein neues aufzukleben. Auf der Straße herrscht große Aufregung; überall Drohungen gegen die europäischen Teufel, selbst bis an unsere Hausthür schreien die Straßenjungen wilde Worte: Europäermord — Brand!

Ich ließ sofort einen Mann zum Mandarinat gehen, um die nötige Anzeige zu machen. Herr Pung ist leider nach Zinanfu gereist, sein Sekretär und der Polizeikommissar versprachen Schutz für alle Fälle; unterdessen beauftragte ich einige Leute, die Plakate abzureißen. Es scheint, daß diese Maßregeln dämpfend gewirkt haben, wenigstens verstummten die lauten Schimpfereien vor unserm Hause."

Zwei Tage später schrieb er: „Das Feuer ist noch nicht gelöscht. Heute schon wieder neue Plakate, auf denen die schändlichsten Geschichten haarklein von uns erzählt werden: Mord — Unzucht — Weiberraub. — Name, Straße, Wohnort der Beteiligten sowie der Zeugen mit juristischer Genauigkeit beigefügt. Solchen Beschuldigungen muß das Volk ja Glauben schenken. Wenn ich nur wüßte, wer dieser verborgene Feind ist, der seine Geschosse so geschickt gegen uns zu schleudern weiß. Das ganze Treiben kommt mir fast dämonisch vor; wie könnte uns sonst ein Mensch in dieser Weise hassen, da wir doch bis jetzt allen nur Gutes zu thun suchten. Jedenfalls hat dieser Verleumder seine Maulwurfsarbeit gut gemacht. Die bösen Gerüchte sind viel tiefer eingefressen, als ich glaubte. Es ist geradezu haarsträubend, was man mir in dieser Richtung heute erzählt hat. Selbst die unschuldigsten Dinge werden gegen uns ausgebeutet. So z. B. schreibt man sogar die Thatsache, daß die Venus im letzten Monat den westlichen Himmel so wunderschön erleuchtete, auf Rechnung unserer Hexerei. Ich habe ernstlich in meine Brust gegriffen, ob ich denn wirklich so ein gar schlechter Mensch sei!

Die Lage scheint mir bedenklich; ich habe dem Mandarin noch einmal Nachricht gegeben und wiederum dieselben Zusicherungen erhalten, und nun in Gottes Namen! Was auch mit uns geschehen mag — wir sind in Gottes Vaterhand! Bruder Hermann hat ein ganz absonderliches Vergnügen; er glaubt, er könnte es jetzt noch bis zum Martyrium bringen. Das wäre gewiß sehr schön. Aber — unsere arme Mission — wenn Zining fällt, was soll dann aus unsern Neuchristen und unsern Missionaren werden?"

Am Abende des 3. Mai kam Bischof Anzer in Zining an. Der folgende Tag war der zur Vernichtung der Missionare ausersehene. P. Henninghaus vermerkte an demselben in seinem Tagebuch:

„Der gefürchtete achte im vierten Monat neigt sich soeben seinem Ende zu. Der Mandarin hatte die Straßenpolizei als Wache an unser Thor gestellt, auch die Bonzen der Pagode „zum eisernen Turm" hatten die notwendigen Verwarnungen erhalten. So blieb alles ruhig und mäuschenstill; die Schreier wagten heute nicht „den Kopf herauszustrecken", „das Ende aber ist — Schweigen", möchte ich mit Hamlet sagen. Doch nein, Spott ist hier nicht angebracht. Wer weiß, was der nächste Augenblick bringt; wir sind hier so gestellt, daß wir auf keine Stunde mit absoluter Sicherheit trauen können."

Über die Anfänge der Missionsthätigkeit in Zining entnehmen wir den Aufzeichnungen des Missionars folgendes:

„Wir wollen heute mit unserm Schulunterricht beginnen. Zur größeren Bequemlichkeit habe ich die Schule in zwei Abteilungen geteilt, eine innere für die ältern Studenten, und eine äußere hauptsächlich für die Städter. Obwohl ich kein großes Vertrauen auf die Bekehrung der letztern setze, so fordert doch unsere Missionarpflicht, daß wir einen Versuch wagen. Somit beginnt heute die regelmäßige Arbeit: täglich 3—4 Vorträge. Ich habe jetzt schon 40 Schüler. Es ist fürwahr keine Kleinigkeit, diesen zweifelsüchtigen, flachköpfigen Stadtleuten die großartig einfachen Wahrheiten des Christentums vor zu dozieren; es wird mir kalt bis ans Herz, wenn ich die blasierten, gleichgültigen Gesichter dieser Zuhörer ansehe.

Wir erfüllen hier unsern Beruf als Zeugen Jesu Christi, gesandt nicht bloß den Armen und Einfältigen, sondern auch den Reichen und Gelehrten, damit keiner Grund habe zur Beschwerde, als sei das Licht der ewigen Wahrheit nicht zu ihm gedrungen. Glaube oder Unglaube, das ist nicht unsere Schuld und unsere Verantwortung.

Mit solchen Erwägungen muß ich mich selbst trösten, wenn mir, wie heute Nachmittag, der Mut entsinken will. Ist es doch auch ein Kreuz, sich immer mit diesen Städtern herumschlagen zu müssen. Da (10. März) waren wieder einige Leute, um mit mir zu disputieren; der erste, ein Muhammedaner, (dieselben sind hier sehr zahlreich und besitzen prachtvolle Moscheen), hatte Zweifel bezüglich der Auferstehung des Herrn und der Bilderverehrung; der zweite konnte nicht begreifen, warum das Christentum, falls es wirklich so gut sei, wie wir behaupten, nicht größere Fortschritte in China mache; diesem Burschen

leuchtete ich mit Illustrationen aus dem Leben des Konfuzius ganz gründlich heim; ein dritter meinte, warum auf unser Gebet nicht täglich auffallende Wunder geschähen; und so quält man sich mit diesen Leuten und disputiert und macht ihnen die Wahrheit klar, und dann sagen sie „Ja und Amen", nicken beifällig und bleiben endlich, was sie waren. Auch in der Schule geht es mir mit meinen städtischen Studenten so; nachdem das erste Pulver verpufft und der Rauch verzogen, nachdem ihnen klar geworden, daß die katholische Kirche kein „Tischlein deck' dich" ist, entpuppen sie sich in ihrer wahren Gestalt und verduften eines schönen Tages ohne Sang und Klang. Ich wage nicht zu behaupten, daß auch nur einige echte Katechumenen unter diesen Städtern seien. Da sind die Dörfler doch von besserm Material!"

18. Fernere Ereignisse bis zum Jahre 1895.

Fast zu gleicher Zeit mit dem Einzuge in Zining war es gelungen, auch in der Kreisstadt des wilden Schenchien und in anderen Städten Missionsstationen zu errichten. Von dort aus sollte der heilige Glaube über die ganze Mission sich ausbreiten.

Im folgenden Jahre (1892) wurde ein glücklicher Gedanke verwirklicht. Bischof Anzer hatte klar und richtig die Lehre der katholischen Kirche erkannt, daß ohne die allmächtige Gnade des Hl. Geistes alles menschliche Bemühen im Bekehrungswerke der Heiden vergeblich sei. Er hatte deshalb auch in sein bischöfliches Wappen das Bild des Hl. Geistes gesetzt und dazu den Spruch gewählt: ‚Esto lux et fortitudo mea!' „Sei mein Licht und meine Stärke!" Nun hegte er auch seit langem den Wunsch, seine ganze Mission unter den Schutz des Hl. Geistes zu stellen. Der feierliche Weiheakt wurde am Pfingstfeste 1892 vollzogen in Gegenwart der Missionare, am Schlusse zehntägiger Exercitien, und zwar in den Residenzen Puoli, Wangtschuang und Zining. Am letzteren Orte nahm der Bischof selbste die Feier vor. Seitdem ist Südschantung dem Hl. Geiste geweiht. Möge Er es allezeit beschatten mit den Flügeln Seiner Gnade!

Der Monat August brachte andere wichtige Tage. Am Feste Mariä Himmelfahrt eröffnete der Bischof die erste Diözesansynode zu Puoli. Sämtliche Missionare, mit Ausnahme des erkrankten P. Klapheck, nahmen daran teil. Hier wurden die gesammelten Erfahrungen besprochen und alsdann verschiedene Regeln und Vorschriften aufgestellt, um in der Missionierung ein einheitliches Vorgehen anzubahnen.

Gleich an diese Arbeiten schlossen sich die nicht minder bedeutsamen Beratungen eines Provinzial-Kapitels, welches mit der feierlichen Übertragung der Gelübde auf die neue Regel am 24. August schloß. Die Laienbrüder hatten dies schon am Mariahimmelfahrtsfeste gethan. Das waren freudige und zugleich äußerst segensvolle Ereignisse.

Wappen des Bischofs v. Anzer.

Allmählich hatte Mgr. Anzer die Freundschaft hoher Regierungsbeamten, und des Vizekönigs Lihungtschang, der dem Tsungli-Jamen (Auswärtiges Amt) in Peking vorstand, gewonnen. Eine besondere Auszeichnung aber wurde ihm im April 1893 zu teil: der Kaiser verlieh ihm das Großmandarinat dritten Grades.

Mit einer solchen Auszeichnung sind mannigfache Ehrenrechte verbunden.

„Bekanntermaßen," schrieb P. Henninghaus, „werden die chinesischen Würdenträger in neun Klassen geteilt, zu deren erster die Mitglieder des Kabinetsrates und die sechs Ressortminister gehören; die zweite umfaßt die Vicekönige und Gouverneure der Provinzen;

zur dritten, welcher jetzt Bischof Anzer beigesellt ist, zählen die obersten Kriminalrichter, sowie die Generale der Infanterie, also die nächsthöchsten Beamten der Provinz. Die Vorrechte, welche die Träger dieses hohen Ranges genießen, sind ungemein zahlreich. Dieselben führen den Titel Excellenz (Taschen), tragen die höchste Mandarinatskleidung, auf der Spitze des Galahutes den lichtblauen Knopf, um den Hals eine aus 108 Kügelchen bestehende kostbare Kette, auf Brust und Rücken der Tunica das gestickte Bild eines Pfauen. Bei öffentlichen Aufzügen benutzen sie die grüne Staatssänfte und ein Gefolge von zehn Reitern; als Insignien der Würde werden zwei rote Sonnenschirme, zwei Fächer, Titeltafeln, Fahnen mit Bildern von Drachen und geflügelten Tigern u. a. m. vorangetragen. Elf Schläge auf den Gong (Tamtam) befehlen allen Bewohnern der Präfekturen, Subpräfekturen und Distrikte, sich ehrerbietig zurückzuziehen. Ebenso sind die Wohnungen dieser Würdenträger in vielfacher Weise ausgezeichnet.

Die Auszeichnung des hochwst. Herrn Bischofs Anzer bedeutet zugleich einen politischen Erfolg der deutschen Gesandtschaft in Peking, besonders Sr. Excellenz des Herrn v. Brandt. Daß sein Einfluß bei der dem Herrn Bischofe jetzt verliehenen Auszeichnung in erster Linie mit wirksam gewesen, liegt auf der Hand. — Während der letzten zwei Jahrhunderte ist keinem Missionsbischofe in seiner Eigenschaft als Missionar in China eine solche Auszeichnung verliehen worden. Das zeigt zur Genüge, welche Achtung der hochwürdigste Herr Bischof Anzer in den maßgebenden Kreisen genießt, sodann aber auch, wie sehr man in Peking Herrn v. Brandt schätzt und überhaupt die politische Bedeutung Deutschlands zu würdigen weiß."

Diese Auszeichnung des hochwst. Herrn Bischofs bot Anlaß zu einer allgemeinen Festlichkeit:

„Es ist nämlich," nach Mitteilung des St. Michaelskalenders 1895, „eine althergebrachte, unverbrüchlich zu beobachtende Sitte in China, daß, wenn jemand zum Mandarin ernannt worden ist, eine große Gratulationsfeier veranstaltet wird, bei welcher der neue Mandarin ein Gastmahl geben muß. So hatte sich auch in diesem Falle, nachdem der hochwst. Herr Bischof schon viele Angebote zur Festfeier zurückgewiesen, ein Komitee von 20 angesehenen, meist heidnischen Chinesen aus der Umgegend der *bischöfl.* Residenz gebildet, das auf eigenes

Risiko ein Programm zur Festfeier aufstellte und vorbereitete: vier Tage lang Volkstheater, Musik, Empfang der Glückwunschdeputationen, ein Festmahl, Feuerwerk usw. Um das Volksgefühl nicht zu beleidigen, mußte der hochwst. Herr dieses Programm annehmen (nur das Theater verhinderte er, und die schon engagierten Schauspieler wurden mit 100 Mark Entschädigung abgefunden). Eine Festhalle wurde aus Stangen und verschiedenfarbigen Tuchbahnen hergestellt, die bischöfl. Wohnung mit Transparenten, Gedenktafeln, Wandbildern geziert, Böllerschüsse und Patronengeknatter verkündeten die Eröffnung der Feier. Hunderte und Hunderte strömten herbei, um dem hochwst. Herrn ihre Gratulation, teilweise auch Geschenke darzubringen, und mußten so zum Festmahl eingeladen werden, für das allerdings viele ein Eintrittsgeld zahlten. Im ganzen kamen an 2000 Personen, ihm zu gratulieren. Zum Schlusse wurde eine Art Festakt in der Halle abgehalten, zu welchem sich der hochwst. Herr in festlichem Aufzug mit Vorantragung der Standesinsignien begab.

Mgr. v. Anzer in Mandarinstracht.

Möge diese Auszeichnung ihres Oberhirten der chinesischen Mission zum Segen gereichen."

Dieser kaiserlichen Auszeichnung folgte zwei Jahre später eine noch höhere. Im Februar 1895 erhob Kaiser Kuangsü den Bischof in den zweiten Grad durch Verleihung des roten Knopfes, der das Abzeichen der chinesischen Vizekönige ist.

Noch erfreulicher war die weitere Ausbreitung der

Mission besonders über das Räubergebiet von Zautschoufu: so in den Kreisen Tschöngu und Zauchien. Schenchien hatte viele Neubekehrungen. In Schetschau an der Meeresküste und in Tschouchien (Gebiet Jentschoufu) konnte eine Missionsstation gegründet werden. Auch in den Kreisstädten Fichien und Mungin gelang es, wenn auch unter Anstrengungen und Kämpfen, eine Niederlassung zu gründen.

Über Tschauchien, die Heimat des Menzius, kamen indes schon im folgenden Jahre (1894) schwere Tage. Heiden überfielen im Dorfe Puoliang die wehrlosen Christen: zehn erlagen ihren Wunden, 18 waren schwer mißhandelt. Die Anstifter dieser Mordszene leisteten Sühne.

Ostern 1895 hatte die Mission 6800 Getaufte, 13 600 Katechumenen, 34 europäische und 3 chinesische Priester, 8 Laienbrüder, 6 höhere und 48 Gemeindeschulen, 3 Kirchen, 41 Kapellen und 199 Gebetslokale.

19. Der 24. Juni 1895 in Jentschoufu.

Bischof Anzer ließ die geplante Niederlassung in Jentschoufu nicht aus dem Auge und auch nichts unversucht, um in diese Feste des Konfuzianismus einzudringen. Befreundete Mandarinen rieten ihm, von Jentschoufu abzulassen. Der Kaiser werde die christliche Religion dort nicht gestatten; nach seinem Willen falle Jentschoufu nicht unter die Vertragsbestimmungen. Ein Mandarin äußerte sich dem Bischofe gegenüber: „Wenn auch die Regierung in Peking den Befehl erteilte, Sie nach Jentschoufu zu führen und Sie dort zu beschützen, so würde doch kein Mandarin diesem Befehle nachkommen. Denn alle Gelehrten Chinas würden den Mann ewig verfluchen, der dem „Heiligen" (Konfuzius) eine solche Schmach bereitete. Wer möchte eine solche Schmach auf sich nehmen?"

Doch der Apost. Vikar ließ sich nicht abschrecken. Am 24. Juni 1895 machte er einen neuen Versuch. Zu dem Zwecke hatte ihm die deutsche Regierung vom Tsungli-Yamen die Erlaubnis erwirkt, mit dem Tautä von Südschantung

in Jentschoufu eine Unterredung zu haben. Hören wir vom Herrn Bischofe selbst den Verlauf der Sache. Er berichtete:

„In vollem Staatsornat, mit dem roten Knopfe auf dem Ceremonienhute, begab ich mich dahin. Ich glaubte, an einem Mandarine zweiten Ranges würde man sich nicht vergreifen. Es kam jedoch anders. Die Stadt war zwar ruhig, aber die Tribunale wurden geschlossen, und es fand ein reger Verkehr zwischen den Mandarinen und Studierten statt. Das fiel auf, und ich fing an, Böses zu ahnen. Gegen Abend lud mich der Tautä ein, zur Pagode des Konfuzius zu kommen, wo die Mandarine zu meiner Begrüßung versammelt wären. Ich begab mich dahin und ging, ohne es zu wissen, — in die Falle.

Beim Betreten des Vorhofes wurde Sturm geläutet und Sturm geblasen. Eine unabsehbare Volksmenge schrie und lärmte und stürzte, Hyänen gleich, auf mich und meine Diener los. Die Mandarine standen am Eingange des Empfangssaales, auf mich wartend und lächelnd auf die tobende Volksmenge hinabsehend. Ich bedeutete ihnen, Ruhe herzustellen. Sie thaten, als ob sie es versuchten, feuerten aber thatsächlich die Menge nur zu noch größerem Tumulte an.

Wie ich später aus sicherster Quelle erfuhr, hatten die Mandarine 40 Mann um Geld gedungen, die durch ihr Schreien mich einschüchtern, aber nicht schlagen sollten, damit ich aus Furcht die Stadt verlasse und nicht wiederkehre. Aber die Mandarine täuschten sich. Ich fürchtete mich nicht, und die von ihnen bezahlte und aufgeregte Menge war nicht mehr zu bändigen. Es entstand eine fürchterliche Schlägerei; einer meiner Diener wurde schwer, andere leicht verwundet, selbst zwei Mandarine wurden geschlagen und mit Kot beworfen, vielleicht aus Versehen oder auch aus Pläsier, einmal ihre Mandarine, diese „Väter und Mütter des Volkes“ durchprügeln zu können. Vor mir stob die Menge scheu zurück, nur hie und da erhielt ich heimlich einen Stoß. Auf der Straße angekommen, war wieder alles ruhig, und friedlich fuhr ich zum Gasthause zurück.“

Diese schmachvolle Behandlung Mgr. Anzers war der Anfang des Sieges. Offenbar traf alle Schuld nur die Mandarine. Es befiel sie deshalb auch eine gewisse Furcht, und so erklärten sie sich damit einverstanden, daß der Bischof *zur Genugthuung* für die erlittene Schmach die Erlaubnis

erhalte, auf dem Landgebiete von Jentschoufu Christengemeinden gründen zu dürfen. Eine solche erstand denn auch schon bald im Dorfe Mungtjasuin.

20. Zining wird Mittelpunkt der Mission.

Puoli, in der äußersten Nordwest-Ecke der Mission gelegen, konnte nicht länger mehr bischöfliche Residenz und Centralstation bleiben. Und da Bischof Anzer durch jahrelanges vergebliches Bemühen belehrt, wohl erkannte, wie schwierig es sei, in Jentschoufu einzudringen, und selbst wenn es gelänge, welche Zurückhaltung man dort in den ersten Jahren sich auferlegen müsse, so beschloß er 1895, die Stadt Zining zum Hauptsitze der Mission zu erheben. Die daselbst im Jahre 1891 errichtete Station hatte sich gut entwickelt; ringsum waren bereits Christengemeinden errichtet, und die Mandarine zeigten sich wohlgesinnt: Gründe, die schwer in die Wagschale fielen.

Fassade der Hl. Geist-Kirche in Zining.

Bis zum Herbst des Jahres 1895 war bereits die Wohnung des Bischofs und das Seminar fertiggestellt. Alsdann wurden noch Wohnungen für die Missionare und

Gebäude für Schulen und Prokur errichtet. Auch die Druckerei ward von Puoli nach Zining verlegt.

Die Kapelle, welche kaum 50 Personen Raum bot, war viel zu klein. Da wandte sich der Bischof in einem Aufruf an die Wohlthäter der Mission und bat um Hülfsmittel zur Erbauung einer bischöflichen Kathedrale, die dem Hl. Geiste geweiht werden sollte. Gar manche Gabe lief darauf ein, und so konnte denn noch im Jahre 1896 der Bau begonnen werden. P. Erlemann, der auch den Plan entworfen, übernahm die Bauleitung. Die Kirche, in gotischem Stile, ist dreischiffig und aus Ziegel- und Hausteinen gebaut. Um der Kirche einen gewissen Schmuck zu geben, bildete P. Erlemann chinesische Arbeiter zu Steinmetzen heran, so daß sie die notwendigen Steinhauerarbeiten auszuführen im stande waren. So gelang es ihm, Säulen von $4^1/_2$ m Länge aus einem Stück herzustellen. Schon beim Bau der Kirche in Steyl hatte er für die Kapitäle der Säulen schönes stilgerechtes Blattwerk gezeichnet. Ebenso entwarf er Zeichnungen für die Kapitäle der Kirche in Zining, die noch schöner und mustergiltiger ausfielen und von seinen Arbeitern ausgemeißelt wurden. Am Allerheiligenfeste 1898 weihte Bischof Anzer die Kirche ein.

Die günstige Lage der neuen bischöflichen Residenz und Centralstation war recht vorteilhaft, schon deshalb, weil der Verkehr der Missionare und Christengemeinden mit dem Bischofe bedeutend erleichtert war. Von Zining, als dem Mittelpunkte aus, warf das Licht unseres hl. Glaubens seine belebenden Strahlen ringsum über die ganze Mission. Gewiß hat es durch seine Nähe auch auf die unruhigen Gemüter in Jentschoufu versöhnend eingewirkt, nachdem es endlich 1896 dem Bischofe seine Thore geöffnet.

21. Der kaiserliche Erlaß.

Nachdem nun schon etwas erreicht war, drang die deutsche Regierung mit noch größerem Ernste auf schnelle *und gerechte* Beilegung der Angelegenheit. Das Tsungli-

Jamen wußte sich jetzt nicht mehr zu helfen; denn es konnte nicht länger mehr den gerechten Forderungen der deutschen Regierung gegenüber sich ablehnend verhalten. Anderseits fürchtete es nicht ohne Grund den Gouverneur in Zinanfu, sowie die Mandarine und Gelehrten in Jentschoufu, welche sich zehn Jahre hindurch so feindlich gegen die christliche Religion gezeigt hatten. Um sich aus dieser argen Verlegenheit zu ziehen, legte das Tsungli-Jamen die Sache dem Kaiser Kuangsü vor.

„Dieser erließ," schreibt Bischof Anzer in seinem ‚Neujahrsgruß' 1897, „ein kaiserliches Edikt, in welchem er den Provinzial-Beamten Schantungs die unverzügliche Ausführung nachstehender vier Punkte zur strengsten Pflicht machte.

1) „Es sei ein entsprechendes Haus an Stelle des widerrechtlich weggenommenen dem Bischof für die Mission in Jentschoufu als gesetzliches Eigentum zu übergeben, in welchem er oder ein anderer europäischer Missionar seine Wohnung nehmen könne.

2) Ein chinesischer Beamter und zwar entweder der Stadtmagistrat (Unterpräfekt) oder der Platzkommandant (General) von Jentschoufu solle den Bischof in die Stadt Jentschoufu an einem im voraus zu bestimmenden Tage zurückgeleiten.

3) Eine Proklamation solle erlassen und öffentlich bekannt gemacht werden, in welcher die Regierung das Verhalten der Behörden in genannter Stadt am 24. Juni vorigen Jahres mißbilligte.

4) Die früher schon namhaft gemachten Gelehrten sollen in Untersuchung gezogen und mindestens mit Entziehung des Knopfes bestraft werden."

22. Der Sieg im Kampfe um Jentschoufu.

Das vorstehende Edikt Kaiser Kuangsüs war ein wichtiger Erfolg. Recht schwer aber wurde es den widerspenstigen Beamten und Gelehrten in Jentschoufu, sich der kaiserlichen Entscheidung zu fügen. Sie wandten sich deshalb nach Peking, um zu beweisen, daß das Edikt unausführbar sei. Zugleich aber suchten sie, den Pöbel der Stadt nochmals aufzureizen.

„Um neuen Unruhen vorzubeugen," schrieb Mgr. Anzer, „und *um die ganze Angelegenheit* nicht abermals in Frage zu stellen

trat ich mit dem Vicekönig und den Beamten Jentschoufus in schriftliche und mündliche Verhandlungen. Ich zeigte mich großmütig. Den Beamten erließ ich die Schmach, obengenannte Proklamationen an das Volk zu erlassen, und den Gelehrten schenkte ich die über sie verhängte Strafe, unter der Bedingung, daß sie sich ruhig verhielten und mich friedlich in der Stadt wohnen ließen. So verpflichtete ich mir beide Parteien. Die zwei andern Punkte sollten aber zur Ausführung kommen.

Am Feste Mariä Geburt, dem Geburtstage des Missionshauses in Steyl, hielt ich meinen ersten Einzug in Jentschoufu und wurde von den Mandarinen mit großem Glanz aufgenommen. Das Haus, welches sie für uns gekauft, ist freilich kein Palast; es sind einige meist mit Stroh bedeckte Häuschen, aber es ist doch ein Heim. Nun steigt von diesem Orte, von dieser Zwingburg des Heidentums aus das heilige Opfer des Neuen Bundes zu Gott empor, und in der Stadt des Konfuzius, des Obergötzen der chinesischen Kultur, glänzt das Kreuz, das Siegeszeichen Jesu Christi. Auch bei den Gelehrten scheint das Eis gebrochen, viele besuchen uns. Möchte es uns gelingen, auch in ihrem Herzen an die Stelle des stolzen Konfuzius die Demut Jesu Christi zu setzen. Also endlich nach zehn Jahren am heißumstrittenen Ziele! Sie werden jetzt verstehen, was dieses Wort für mich besagen will."

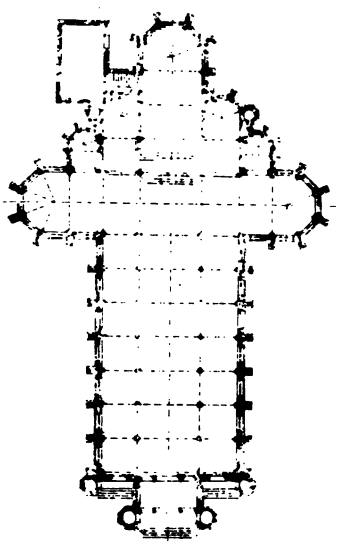
Bemerkt sei noch, daß in der Stadt Jentschoufu bereits vor 200 Jahren eine blühende Christengemeinde und Missionsstation sich befand, die aber später infolge der harten Verfolgungen und des Mangels an Missionaren zu Grunde ging.

In der Folge zeigten sich die Bewohner Jentschoufus den Missionaren gegenüber durchweg freundlich. Es war nicht schwer, für den Bau der Station Arbeiter zu gewinnen; es konnte daselbst sogar eine größere Kirche in romanischem Stile aufgeführt werden, die im verflossenen Frühjahr ihrer Vollendung entgegen ging. P. Erlemann entwarf den Plan und übernahm wieder die Bauführung.

23. Das erste Auftreten der „Sekte vom großen Messer".

Während des japanesisch-chinesischen Krieges 1894/95 *bildete sich in* Zautschoufu die Sekte Tatauchuidi, d. i.

„Gesellschaft vom großen Messer". Ihre Mitglieder sollten unverwundbar sein. Als Zweck gaben sie an, die Landleute gegen die Räuber schützen zu wollen; ihre eigentliche Absicht aber richtete sich auf den Sturz der Dynastie, zunächst auf die Unterwerfung des ganzen Gebietes von Zautschoufu. Ende Mai wurde vom Mandarin Jü,*) dem obersten Beamten in Zautschoufu, die Sekte strenge verboten; nichtsdestoweniger erstarkte sie mehr und mehr und trat auch von Tag zu Tag frecher auf. Sie konnte das ungescheut thun, da die Mandarine sie teils fürchteten, teils ihr günstig waren und sie beschützten. Da die Christen selbstverständlich nicht für die Ziele der Sektierer zu gewinnen waren, schien über kurz oder lang ein Konflikt mit ihnen unvermeidlich.



Grundriß der Kirche von Jentschoufu.

Der eigentliche große Aufstand nahm indessen nicht in Süd-Schantung selbst, sondern in dem nördlichen Teile der Jesuiten-Mission von Kiangnan seinen Anfang. Von dort aus zog die Bande, einige Tausend Mann stark, im Februar 1895 nordwärts in unsere Mission. Sie traf zunächst auf die Christengemeinde von Süokunglou, wo P. Freinademetz ein schönes Kirchlein erbaut hatte. Es wurde ein Raub der Flammen, sämtliche Wohnungen der Christen ebenfalls. Diese selbst irrten tagelang um-

*) Es ist derselbe, welcher im Jahre 1899 Gouverneur von Zinanfu war und als Beschützer der Sekte offen auftrat.

her; als sie zurückkehren konnten, fanden sie all ihr Eigentum geraubt oder zerstört. Innerhalb zehn Tagen waren die Gemeinden von Zauchien, Tschönguchien und Schanchien vernichtet.

In Tschönguchien wollte man den P. Buis einfangen. Er konnte sich noch rechtzeitig ins Mandarinat flüchten; seinen Katechisten aber schleppten die Räuber mit fort, nachdem sie einige Gebetslokale zerstört hatten. Dann setzten die Bündler ihren Zerstörungszug über Ngätschuang gen Zining fort. Die dortige Hauptresidenz schien in großer Gefahr, zumal da die Mandarine unthätig blieben. Der Gouverneur in Zinanfu und der Gesandte in Peking wurden darüber telegraphisch benachrichtigt, während ein anderes Telegramm, nach Steyl geschickt, uns zu eifrigem Gebete um Gottes Schutz und Hilfe anspornte. Sie blieb nicht mehr lange aus. Die Sektierer vergriffen sich nämlich allmählich auch an dem Eigentum der Heiden, und so wurden denn von allen Seiten Soldaten gegen sie ausgesandt. In einem Kampfe blieben bis gegen 100 Rebellen auf dem Platze, andere wurden zu Gefangenen gemacht. Auch in anderen Treffen zogen die Sektierer den kürzeren. Ihre beiden Großmeister, Liussetuen und Zaudili, wurden enthauptet, und auch 30 bis 40 Gefangene hingerichtet.

Die Ruhe kehrte nun zwar wieder ein; aber fünf größere Kirchen und gegen zwanzig Gebetslokale lagen in Schutt und Trümmern.

24. Der Allerheiligen-Abend 1897.

Eine schmerzliche Trauerbotschaft brachte der Draht aus China nach Steyl am 4. November 1897: „Nies, Henle ermordet". Die beiden Missionare, im kräftigsten Mannesalter stehend, hatten am Abende des Allerheiligenfestes ihr Leben auf eine grausame Weise lassen müssen, als Opfer des Fremden- und Glaubenshasses. Der Mord geschah in der alten Christengemeinde Tschantjatschuang, wo P. Stenz zur Zeit missionierte. Hören wir seinen Bericht über die frevelhafte Mordthat. Er schreibt:

„Ich hatte meinen hochw. Dekan P. Henle gebeten, bei mir das Allerheiligenfest zu begehen und mir zu helfen, die Beichten für Allerseelentag zu hören. Am Feste kam auch P. Nies, um am folgenden Tage zu P. Peulen aufzubrechen, der von hier ca. 17 Stunden entfernt stationiert ist und vor einiger Zeit fast vergiftet wurde. Seit Monaten hatten wir uns nicht mehr gesehen, viel gab es zu erzählen. Am Abend übten wir das Requiem ein und sangen einige Lieder, wobei ich mit der Zither begleitete. Miseremini mei, saltem vos amici mei, quia manus Domini tetigit me. „Erbarmet euch meiner, wenigstens ihr, meine Freunde; denn die Hand des Herrn hat mich getroffen," war das letzte Lied; dann beteten wir das Abendgebet und gingen zur Ruhe.

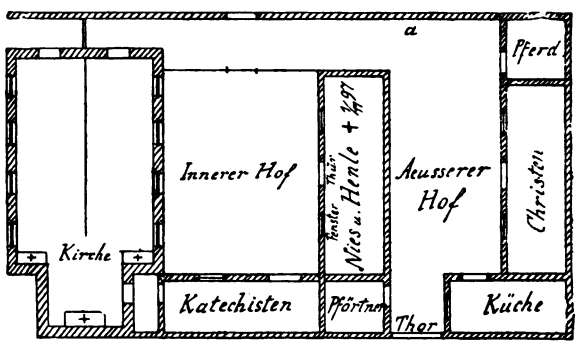
Unsere Räumlichkeiten in der Mission sind bescheiden und arm; ich überließ den beiden Herren das beste Zimmer, während ich selbst in einem kleinen Proviantzimmer unterhalb des großen Thores schlief. Es regnete; niemand hätte für diese Nacht Gefahr gefürchtet. Kaum war ich zur Ruhe, als ein Schuß fiel. Ich sprang auf, mein Zimmer wurde von außen durch Fackellicht erleuchtet. Schuß folgte auf Schuß, ein höllisches Schreien und Fluchen erscholl durch die Nacht da dröhnten schon Schläge an die Thüre des besseren Zimmers, die Fenster klirrten, dann wurde es für einige Augenblicke ruhig. Jetzt hörte ich P. Henle rufen schalio ginlio, „sie haben einen getötet". Von neuem wieder das schreckliche Fluchen und Schießen; noch suchte man mich. Die Kirchenthüre wurde erbrochen, ich hörte, man wolle mir die Haut abziehen usw. Was sollte ich thun? Ich hatte nichts in der Hand als eine Eisenstange. Mit aller Kraft stemmte ich mich gegen die kleine Thüre. Nun hörte ich die Christen herbeieilen, in wildem Geschrei ging es an meiner Thüre vorbei ins freie Feld. Die Christen verfolgten die Mörder.

Ich hörte aus dem Zimmer der Mitbrüder ein trauriges Stöhnen. Noch glaubte ich nicht das Schrecklichste; ich eilte herbei, — ach, welch ein Anblick! Dort lagen die Herren, ganz in Blut gebadet, der Zimmerboden mit Blut bedeckt, die Wand mit Blut bespritzt. P. Nies war zu P. Henle geflohen und lag auf dem Gesichte; er gab kein Lebenszeichen mehr. P. Henle hatte noch Leben, ich gab ihm die Absolution und die hl. Ölung, dann war auch er eine Leiche.

Welch eine Nacht! Nie im Leben werde ich sie vergessen. Die Christen klagten und weinten.

Was mögen die armen Opfer gelitten haben! P. Henle hatte neun schwere Wunden; der ganze Leib war mit Wunden bedeckt, die Finger fast abgeschnitten. Alles Stichwunden. P. Nies hatte 11 Wunden. Der Kopf war gespalten, der rechte Arm ganz durchstochen; eine harpunartige Lanze war ihm in die Seite gedrungen und hatte dieselbe ganz aufgerissen.

Langsam, langsam wurde es Morgen. Ich las das Requiem. Nun kamen die Christen. Welch ein Weinen und Klagen! Die Frauen und Kinder konnte ich gar nicht wegbringen aus dem Zimmer. Selbst die Heiden weinten. Wie ein Lauffeuer ver-



Grundriß der Missionsstation Tschantjatschuang.

breitete sich die Nachricht. Tausende von Heiden kamen herbei, auch sie weinten; die Mandarinen kamen, auch sie weinten.

Durch Eilboten hatte ich den Herrn Provikar und mehrere Missionare aus der nächsten Umgegend eingeladen. Am Abend kamen auch sie.

Mir ist alles geraubt. Ich habe geradezu nichts mehr als die Kleider am Leibe. Aus der Kirche hat man selbst Kruzifix, Leuchter usw. mitgenommen.

Die beiden lieben Toten werden wie Martyrer hier verehrt von den Christen. Jeder will ein Andenken haben, ich mußte Hunderte kleiner Heiligenbildchen in das Blut tauchen, um sie den guten Christen zu geben. Fast jede Familie bestellte dazu heilige Messen. 10 und 20 Stunden weit eilen die Christen herbei. In der ganzen Gegend geht das Gespräch nur von den beiden Herren."

Am folgenden Morgen brachte ein Bote die schreckliche Nachricht nach Zining, worauf P. Freinademetz (Mgr. Anzer befand sich damals gerade zu Steyl auf dem Generalkapitel) mit P. Vilsterman sogleich nach Tschantjatschuang eilte. Er besichtigte die schaudervolle Szene, besuchte den Mandarin und meldete dann telegraphisch die Unthat dem deutschen Gesandten in Peking und nach Steyl.

Am 17. November wurden die Leichen der beiden so schrecklich zugerichteten Missionare, welche auf Anordnung des P. Freinademetz nach Zining gebracht worden waren, in dem nahebeigelegenen, der Mission gehörenden Garten von Tätjatschuang beigesetzt. An der Leichenfeier beteiligten sich fast sämtliche Missionare und zahlreiche Christen.

25. Zum frommen Andenken an die beiden Opfer von Tschantjatschuang.

Einige kurze Mitteilungen über die beiden Ermordeten mögen hier Platz finden.

P. Franz Xav. Nies, geboren am 11. Juni 1859 zu Rehringhausen (Kreis Olpe) in der Diözese Paderborn, machte seine ersten Studien an der Rektoratschule in Olpe, besuchte als Obersekundaner im Winter 1878/79 das Gymnasium zu Paderborn und trat am 7. Mai 1879 in Steyl ein. Zum Priester geweiht am 7. Juni 1884 war er zunächst einige Monate im Unterrichte thätig, erhielt dann aber seine Bestimmung für die chinesische Mission, in die er am 1. Januar 1885 abreiste.

Sein erster Wirkungskreis war das Gebiet Täntschöng im Osten der Mission, von wo er schon bald von den Heiden mit Waffengewalt vertrieben wurde. Alsdann missionierte er unermüdet und segensreich im Kreise Jangku. Zu Beginn des Jahres 1892 sollte er nach Schenchien versetzt werden, erlitt aber unterwegs einen schmerzlichen Armbruch, der ihn zwei Monate hinderte, das hl. Meßopfer zu feiern. Nach erfolgter Genesung wurde seiner Sorge das große Missionsgebiet von Wenschang überwiesen, wo er bis zu seinem Tode verblieb. Kurz vor seinem Ende überfielen

ihn bei Gelegenheit einer Reise eine Anzahl Räuber. Er wußte zwar zu entkommen, trug indes eine leichte Stichwunde in der Seite davon.

P. Nies war eine schlichte, tief fromme Natur, ohne eitle Ehrsucht, von kindlicher Einfalt, gepaart mit apostolischer Klugheit. Er war geliebt von seinen Mitbrüdern und den ihm anvertrauten Christen. Von seiner edlen Gesinnung zeugen manche Stellen in seinen Briefen; hier wollen wir

P. Franz Nieß und P. Richard Henle.

wenigstens die nachfolgende aus einem Schreiben an den P. Generalsuperior mitteilen:

„Mehr als einmal habe ich den lieben Gott um die Gnade des Martyriums gebeten, aber sie wird mir wohl nicht zu teil werden. Mein Blut ist dem lieben Gott nicht rot genug und ist noch mit allerlei Staub verunreinigt; in meinen Adern fließt kein Martyrerblut. Doch ist der liebe Gott äußerst gnädig mit mir gewesen, und wenn ich einen Blick in die Vergangenheit werfe, so muß ich ausrufen: «Investigabiles sunt viae Domini». — *„Unerforschlich* sind die Wege des Herrn." — Ich habe allen

Grund, mit Vertrauen zum lieben Gott emporzublicken. O wäre mein Vertrauen und meine Liebe zu Ihm nur recht groß! Doch, lieber Vater, beten Sie für mich, daß ich doch die Gnade erlange, wenigstens in etwa die Bürde unserer lieben Mitbrüder tragen helfen zu können, wenn ich dann auch nicht für das Martyrium tauglich bin. Vielleicht würde ich auf diese Weise einen Teil meiner Sündenschuld abbüßen."

P. Richard Henle ist am 21. Juli 1865 geboren zu Stetten (Sigmaringen), in der Erzdiözese Freiburg. Als er am 8. Oktober 1880 bei uns eintrat, hatte er bereits mehrjährigen Privatunterricht genossen. Die hl. Priesterweihe empfing er am 15. Juni 1889 und reiste am 15. September desselben Jahres in unsere chinesische Mission.

Er wurde zunächst als Kooperator nach Tjüje, im Gebiete des so gefährlichen Zautschoufu, geschickt. Nach verhältnißmäßig kurzer Zeit übernahm er allein diese schwierige Mission, voll Seeleneifer für die hl. Sache und rastlos wandernd von Gemeinde zu Gemeinde, um seinen Schäflein alles zu werden und noch mehr für Christus zu gewinnen. Im April 1896 wurde auch er von Räubern angefallen, seiner Kleider und Altargeräte beraubt und unbarmherzig geschlagen. Ein schönes Zeugnis hat ihm sein Mitbruder P. Stenz ausgestellt.

„P. Henle," schreibt er, „war mein Dekan und Vorgesetzter. Ihn habe ich geachtet und geliebt und bewundert. Er war ein durchaus tugendhafter Mann, der hier in China in den wenigen Jahren Großes gethan, allerdings auch viel gelitten hat. Seine Leiden, seinen Eifer hat wohl kaum jemand besser gekannt als ich. Gott hat ihn dafür belohnt. Er ist nie aus dem berüchtigten Räubergebiete herausgekommen. Als er dasselbe antrat, waren nur drei Gemeinden hier; augenblicklich zähle ich deren gegen achtzig bis hundert. Wie viele Kranken hat er getröstet! Er fürchtete weder Wetter noch Weg. Bei Tag und bei Nacht eilte er hinaus ans Krankenlager. Die Christen sagen allgemein hier, wem er die hl. Ölung spende, der werde gesund. Wie vielen Notleidenden, Armen hat er geholfen! Wie viele Kirchen hat er erbaut! Wie vielen das Sakrament der Taufe, Firmung, Buße gespendet! Morgens gegen drei bis vier Uhr stand er auf und verrichtete seine religiösen Übungen; dann, oft schon

vor der hl. Messe, predigte er, und dann besorgte er die vielen Geschäfte, die ein so großes Gebiet von zwanzig bis dreißig Stunden im Durchmesser mit sich bringt. Ich war Zeuge, wie an einem Tage zwanzig bis dreißig Deputationen von verschiedenen Gemeinden zu ihm kamen und ihn in irgend einer Weise um Hilfe baten. Dabei blieb er stets geduldig und freundlich gegen jedermann. Ich glaube nicht, daß er persönliche Feinde gehabt hat. Ihm konnte niemand böse sein. Auch unter uns Europäern war er stets derselbe heitere Mitbruder, der allen half und alle zu trösten wußte, auch wenn das Herz selbst ihm schwer war von Leid und Trauer."

Am 14. Juli 1897 hatte P. Henle, sowie auch sein Genosse im Tode, P. Nies, das Glück und die Freude, nach vorausgegangener mehrwöchentlicher Vorbereitung die ewigen Gelübde abzulegen und dadurch sich fürs ganze Leben zu verbinden. Allerdings war ihre letzte Stunde nicht mehr so fern; drei und einhalb Monate später wurden sie vom Herrn über Leben und Tod aus dieser Zeitlichkeit abberufen, und wie wir zuversichtlich hoffen dürfen, als gute und getreue Knechte befunden, um mit der Krone der ewigen Herrlichkeit belohnt zu werden.

26. Am Grabe der beiden Patres in Tätjatschuang.

Folgen wir dem P. Stenz auf einem Gange zu den Gräbern seiner beiden Mitbrüder, die er am 28. Okt. 1898 aufsuchte. Welche Gefühle ihn dort beschlichen haben, kann man leicht ahnen. Er selbst schilderte sie mit folgenden Worten:

„Heute machte ich denn einen Besuch dort am Grabe. Da lagen sie, wo ich hätte liegen sollen. — Ruhiger Friede ist über das kleine Bambuswäldchen gelagert, ein Meer von Blumen umgibt mit üppigstem Wuchse das Grabgewölbe. Traurig lassen sie die schönen Blumenköpfe hängen, als ob sie im Tode noch die teuren Mitbrüder küssen wollten. Bunte Falter schweben von Blume zu Blume und trinken aus diesen roten, violetten, goldenen Blütenkelchen deren süße Thränen. In den Bambuszweigen singen die Vöglein ihre Lieder, als ob sie trösten wollten, als ob sie mir Jubel ins Herz senken wollten, Jubel über das *Los, das meinen* Mitbrüdern beschieden. Wie war es mir

Die Gräber der ermordeten Missionare P. Nies und P. Henle in Tätjatschuang.

doch so eigentümlich im Angesicht dieser Gräber! Ich betete hier und betete lange. So viel, so viel hatte ich diesen Toten zu erzählen. Ach, teuerste Brüder, ihr habt schon so manchen getröstet, so manchem geholfen, der euch hier besucht, ach tröstet auch mich, helfet mir in meinem Berufe, bekehret Zaufu, und verschafft auch mir einen Tod, wie ihr ihn gefunden!

Ja, diese Gräber haben eine mächtige Änderung in China, sogar in der ganzen Welt hervorgebracht. Die beiden Toten wurden hier begraben, und nun scheint es, als ob aus diesen Gräbern das ganze, riesengroße alte China auferstehen wollte zur größern, erhabenen Idee des Glaubens und der Kultur. Tausende von Christen sind aus diesen Gräbern gleichsam erstanden, nicht allein innerhalb der Grenzen unseres kleinen Südschantungs, sondern in allen Vikariaten des ganzen Reiches der Mitte. Und die Kultur schreitet ebenfalls mit Riesenschritten vorwärts. Wieder bewahrheitet sich das alte Wort Tertullians: „Sanguis martyrum est semen Christianorum. das Blut der Martyrer ist der Same (neuer) Christen," und jenes Wort eines wahrheitsliebenden Politikers: „die Missionare sind die Pioniere der Kultur".

Mächtig bewegten mich diese einfachen Grabeshügel. Hier können die Missionare Trost suchen in Leid und Kreuz, das oft ihre Schultern drückt; hier können sie Ermunterung suchen in allen Arbeiten und Mühen; hier können sie Freude finden an ihrem Berufe. Wer so gestorben, wie sie gestorben, der hat nicht vergebens gelebt. Die Erde sieht dankbar zu diesen Gräbern hin und auch der Himmel freut sich ob des Segens, der aus ihnen gestiegen. Solche Gräber sind Triumphhallen. Gebe Gott, daß sie einmal auch verherrlicht werden durch noch andere als die obigen Wunder!

Ich ging getröstet hinweg. Die Ruhe dieses Friedhofes senkt sich in jedes Herz, das hierhin geht. Einige Blumen, die aus dem Grabe gewachsen, nahm ich mir mit."

27. Der Bericht des P. Freinademetz an die deutsche Gesandtschaft.

Als der Mord an den beiden Missionaren begangen war, lag dem derzeitigen Leiter der Mission, P. Freinademetz, in Vertretung des hochwst. Bischofs Anzer, *die Aufgabe ob,* einen ausführlichen Bericht abzufassen und

dem kaiserlichen deutschen Gesandten in Peking, Baron von Heyking, zu übersenden. In diesem Schreiben verbreitet er sich auch über die tiefer liegenden Gründe, welche Veranlassung zu dem traurigen Ereignisse geworden seien. Wir glauben zur Vervollständigung des Ganzen und zur besseren Klarstellung der Sachlage das Wichtigste aus jenem Berichte ausziehen zu müssen. P. Freinademetz schreibt:

„Zu meinem großen Leidwesen muß ich konstatieren, und dieses ist die einstimmige Ansicht aller Missionare, daß den Samen zur unheilvollen Saat, so wir einzuheimsen begonnen, niemand anders gestreut und noch streut, als die Lokal-Behörde. Ich würde es nie wagen, ein so hartes Urteil niederzuschreiben, wenn nicht allzu eklatante Thatsachen die Wahrheit meiner Behauptung erhärteten.

Seit Gründung der Mission Südschantung haben die Missionare wohl schon bei Hunderten von Anlässen zur Genüge bewiesen, daß sie bereit sind, den Frieden auch mit großen Opfern zu erkaufen, bzw. mit einem Minimum von Satisfaktion sich zu begnügen; hat dies ja sogar die chinesische Regierung selbst durch die Mgr. Anzer verliehene Auszeichnung öffentlich zu konstatieren für billig erachtet. So wurde Mgr. Anzer selbst in Zaufu geschlagen, und es geschah keine Satisfaktion; ich wurde durch die Straßen der Stadt Zauchien geschleift, und es geschah keine Satisfaktion. Andere Missionare haben ähnliche Schmach erduldet. Unsere Hauptresidenz Puoli wurde einmal geplündert, die Missionsstation Liangschang viermal, Tschantjatschuang dreimal, Litjaschuang einmal, viele andere Stationen wiederholt. Trotzdem die Verhandlungen bei den Lokalbehörden nichts erzielten und keine Satisfaktion geleistet wurde, glaubte Mgr. Anzer eher den materiellen und moralischen Schaden hinnehmen zu sollen, als den uns so notwendigen Frieden in Gefahr zu bringen durch eine Appellation an die höchste Behörde. Leider verkannten die Behörden vielfach die edlen Friedensbestrebungen des Herrn Bischofs v. Anzer, und namentlich war es die feindliche Politik des nun abgehenden Gouverneurs Li von Schantung, die durch seine geheimen Instruktionen den Fremdenhaß anfachte und den Missionaren jede segensreiche Thätigkeit untergrub. Begreiflicherweise stoßen all' seine untergeordneten Beamten mit geringer Ausnahme mit vollen Backen in *sein* Horn; man erdichtet falsche Anklagen, die

doch so eigentümlich im Angesicht dieser Gräber! Ich betete hier und betete lange. So viel, so viel hatte ich diesen Toten zu erzählen. Ach, teuerste Brüder, ihr habt schon so manchen getröstet, so manchem geholfen, der euch hier besucht, ach tröstet auch mich, helfet mir in meinem Berufe, bekehret Zaufu, und verschafft auch mir einen Tod, wie ihr ihn gefunden!

Ja, diese Gräber haben eine mächtige Änderung in China, sogar in der ganzen Welt hervorgebracht. Die beiden Toten wurden hier begraben, und nun scheint es, als ob aus diesen Gräbern das ganze, riesengroße alte China auferstehen wollte zur größern, erhabenen Idee des Glaubens und der Kultur. Tausende von Christen sind aus diesen Gräbern gleichsam erstanden, nicht allein innerhalb der Grenzen unseres kleinen Südschantungs, sondern in allen Vikariaten des ganzen Reiches der Mitte. Und die Kultur schreitet ebenfalls mit Riesenschritten vorwärts. Wieder bewahrheitet sich das alte Wort Tertullians: „Sanguis martyrum est semen Christianorum. das Blut der Martyrer ist der Same (neuer) Christen," und jenes Wort eines wahrheitsliebenden Politikers: „die Missionare sind die Pioniere der Kultur".

Mächtig bewegten mich diese einfachen Grabeshügel. Hier können die Missionare Trost suchen in Leid und Kreuz, das oft ihre Schultern drückt; hier können sie Ermunterung suchen in allen Arbeiten und Mühen; hier können sie Freude finden an ihrem Berufe. Wer so gestorben, wie sie gestorben, der hat nicht vergebens gelebt. Die Erde sieht dankbar zu diesen Gräbern hin und auch der Himmel freut sich ob des Segens, der aus ihnen gestiegen. Solche Gräber sind Triumphhallen. Gebe Gott, daß sie einmal auch verherrlicht werden durch noch andere als die obigen Wunder!

Ich ging getröstet hinweg. Die Ruhe dieses Friedhofes senkt sich in jedes Herz, das hierhin geht. Einige Blumen, die aus dem Grabe gewachsen, nahm ich mir mit."

27. Der Bericht des P. Freinademetz an die deutsche Gesandtschaft.

Als der Mord an den beiden Missionaren begangen war, lag dem derzeitigen Leiter der Mission, P. Freinademetz, in Vertretung des hochwst. Bischofs Anzer, die Aufgabe ob, einen ausführlichen Bericht abzufassen und

dem kaiserlichen deutschen Gesandten in Peking, Baron von Heyking, zu übersenden. In diesem Schreiben verbreitet er sich auch über die tiefer liegenden Gründe, welche Veranlassung zu dem traurigen Ereignisse geworden seien. Wir glauben zur Vervollständigung des Ganzen und zur besseren Klarstellung der Sachlage das Wichtigste aus jenem Berichte ausziehen zu müssen. P. Freinademetz schreibt:

„Zu meinem großen Leidwesen muß ich konstatieren, und dieses ist die einstimmige Ansicht aller Missionare, daß den Samen zur unheilvollen Saat, so wir einzuheimsen begonnen, niemand anders gestreut und noch streut, als die Lokal-Behörde. Ich würde es nie wagen, ein so hartes Urteil niederzuschreiben, wenn nicht allzu eklatante Thatsachen die Wahrheit meiner Behauptung erhärteten.

Seit Gründung der Mission Südschantung haben die Missionare wohl schon bei Hunderten von Anlässen zur Genüge bewiesen, daß sie bereit sind, den Frieden auch mit großen Opfern zu erkaufen, bzw. mit einem Minimum von Satisfaktion sich zu begnügen; hat dies ja sogar die chinesische Regierung selbst durch die Mgr. Anzer verliehene Auszeichnung öffentlich zu konstatieren für billig erachtet. So wurde Mgr. Anzer selbst in Zaufu geschlagen, und es geschah keine Satisfaktion; ich wurde durch die Straßen der Stadt Zauchien geschleift, und es geschah keine Satisfaktion. Andere Missionare haben ähnliche Schmach erduldet. Unsere Hauptresidenz Puoli wurde einmal geplündert, die Missionsstation Liangschang viermal, Tschantjatschuang dreimal, Litjaschuang einmal, viele andere Stationen wiederholt. Trotzdem die Verhandlungen bei den Lokalbehörden nichts erzielten und keine Satisfaktion geleistet wurde, glaubte Mgr. Anzer eher den materiellen und moralischen Schaden hinnehmen zu sollen, als den uns so notwendigen Frieden in Gefahr zu bringen durch eine Appellation an die höchste Behörde. Leider verkannten die Behörden vielfach die edlen Friedensbestrebungen des Herrn Bischofs v. Anzer, und namentlich war es die feindliche Politik des nun abgehenden Gouverneurs Li von Schantung, die durch seine geheimen Instruktionen den Fremdenhaß anfachte und den Missionaren jede segensreiche Thätigkeit untergrub. Begreiflicherweise stoßen all' seine untergeordneten Beamten mit geringer Ausnahme mit vollen Backen in sein Horn; man erdichtet falsche Anklagen, die

man nicht beweisen kann, und berichtet selbe als echte Ware nach oben, wie das in Itschoufu gegen Missionar Bartels geschehen; man predigt und warnt öffentlich auf der Straße gegen die Religion der Ausländer, wie dies der nun abgegangene Unterpräfekt von Wenschang zu thun gewohnt war; man stellt die katholische Religion mit der Sekte der „großen Messer" auf gleiche Stufe und schlägt die Christen, nur weil sie eben Christen sind, wie dies der Unterpräfekt von Jütä gethan. Man erklärt vor vielem Volke, wir Ausländer würden thatsächlich den Kindern Augen und Herz ausgraben, man habe bestimmte Beweise hiervon, wie dies der stellvertretende Mandarin von Zining vor zwei Monaten mir gegenüber gethan; oder — und dazu gehört leider unser höchster Mandarin von Südschantung, der Tautä von Jentschoufu — man ignoriert schlechtweg jede auch noch so begründete Beschwerde; all unsere Briefe bleiben ohne Antwort, unsere Besuche werden zurückgewiesen, unsere Klagen im Papierkorb begraben. Im Kreise Hotsche zwang man unsere Christen zu Kontributionen für heidnische Gebräuche, den bestehenden Verträgen ganz entgegen. Der Unterpräfekt Sung zog ganz ungerecht mehrere Christen vor Gericht, läßt sie Monate lang im Kerker schmachten; einer erlag seinen Leiden, ein zweiter wurde irrsinnig, andere kauften sich um schwere Summen frei. Ein Heide, der uns ein Haus geliehen als Betlokal, wurde zu 30 Ligaturen Strafgeld verurteilt. Ich wandte mich an den Unterpräfekten Sung und, weil vergeblich, dann an den Tautä von Jentschoufu, jedoch auch hier vergeblich. Die Ungerechtigkeiten bestehen fort, und niemand wird ein Haar gekrümmt, und meine Beschwerden werden keiner Antwort gewürdigt.

Allbekannt ist auch, daß der gute Mandarin Pung hier in Zining Amt und Würde verloren, weil er die Angelegenheiten der Europäer nach Recht und Gerechtigkeit beizulegen pflegte. Auch der vortreffliche Tautä Schangschantja von Zinanfu, welcher der Mission von Südschantung so ausgezeichnete Dienste erwiesen, ist vollständig degradiert, und jedem Mandarin, der mit uns Ausländern billig und gerecht ist, wankt der Boden unter den Füßen.

Sie begreifen, daß durch solche Handlungsweise das Ansehen, das uns Ausländer bisher umgab, allmählich verschwinden mußte. Von hoher Stelle aus geht das Signal zum Angriffe aus; dem rohen Pöbel, dem der Fremdenhaß angeboren und tief in den Knochen sitzt, und der nur durch Furcht vor Strafe

in Schranken gehalten werden kann, schwillt der Kamm, und er glaubt sich ungeschoren das Äußerste erlauben zu können. So kommt es allmählich zu Excessen, wie wir sie in dieser letzten Katastrophe von Tschangtjatschuang vor Augen haben. Recht zu bedauern ist auch noch, daß die Sekte der „großen Messer" im geheimen noch gar üppig fortwuchert und der katholischen Mission Rache schwört. Unsere diesbezüglichen Klagen werden von den Ortsmandarinen einfach mit der blöden Bemerkung abgewiesen: Bei mir gibt es keine Sekte der „großen Messer."

28. Die deutsche Invasion in Schantung.

Die Kunde von der Ermordung der beiden Missionare traf, wie schon bemerkt, Mgr. Anzer im Mutterhause zu Steyl. Gleich am folgenden Tage begab er sich nach Berlin, wo ihm die Regierung ihre schnelle, thatkräftige Hilfe zusagte. Sie hielt Wort. Schon am 14. November 1897 landete eine Abteilung deutscher Marine-Soldaten in dem der Mission zunächst gelegenen Hafen der Kiautschou-Bucht und besetzte die Festung Tsingtau, um dadurch ihren und der Mission Forderungen in betreff einer zu leistenden Sühne größeren Nachdruck zu verleihen. Zugleich rüstete Deutschland in der Ostsee eine Flotte aus, welche im folgenden Monat unter dem Oberbefehle des Prinzen Heinrich nach China fuhr. Die Sühne aber, welche der deutsche Gesandte in Peking nach vorhergegangener Besprechung mit dem hochw. P. Provikar Freinademetz forderte, sollte nicht nur eine der Unthat entsprechende sein, sondern auch die Bürgschaft bieten, daß ähnliche Ausschreitungen in Zukunft nicht so leicht wieder vorkämen. Das Ergebnis der Verhandlungen, die Mitte Januar 1898 bereits zu Ende geführt wurden, war folgendes: Die chinesische Regierung sagt zu:

1. Strenge Bestrafung der Mörder und Absetzung des Gouverneurs von Schantung, Liping-chen, sowie Bestrafung von sechs Mandarinen und deren Entfernung aus der Provinz, weil sie die europäerfeindliche Stimmung großgezogen haben.

2. Entschädigung von 3000 Taël für die geraubten und beschädigten Gegenstände.

3. Die Regierung bewilligt zum Schutze der Missionare in dem unruhigen Gebiete von Zautschoufu den Bau sieben kleiner Residenzen, ferner auch je 66,000 Taël*) zum Bau dreier Sühnkirchen in Jentschoufu, Zautschoufu und Zining (letztere war schon begonnen); jede soll mit einer kaiserlichen Schutztafel versehen werden, auf der die Worte: Tsch'e tjen Tientschu t'ang d. h. „Vom Kaiser erbaut" eingegraben werden.

Deutschland forderte weiter für sich selbst und erhielt die Kiautschou-Bucht mit dem umliegenden Gebiete (920 □km), was auf 99 Jahre „gepachtet" wurde. Kiautschou selbst mit seinen Unterpräfekturen Kiautschou, Kaumi, Tsimi und Tschutscheng (7100 □km) sollte deutsche Interessen-Sphäre sein. Ferner erhielt das Deutsche Reich Zugeständnisse in Bezug auf Handel und Industrie, sowie für den Bau von Eisenbahnen und Bergwerken in der Provinz Schantung.

Daraufhin vereinigte der hl. Stuhl im Sommer 1898 das deutsche Kiautschou-Gebiet einschließlich der obengenannten Präfekturen mit dem Apostol. Vikariate Südschantung. Nunmehr wurden von der Mission an der Bucht Bauplätze erworben und, nachdem die nötigen Gebäude aufgeführt waren, dorthin die Prokur und die Druckerei von Zining verlegt. Eine zu gleicher Zeit errichtete Notkirche dient auch für den Gottesdienst der in Tsingtau stationirten katholischen Soldaten.

29. Die weiteren Folgen der deutschen Invasion.

Das energische Eingreifen Deutschlands und die schnelle, nach Wunsch erfolgte Erledigung der Angelegenheit von

*) Ein Taël ist etwas mehr als zwei Mark. Die Summe war mithin für die drei Kirchen, welche in europäischem Stile aufgeführt werden sollten und als Sühnkirchen auch eine entsprechende Ausstattung haben mußten, immerhin kaum hinreichend.

Erſter katholiſcher Gottesdienſt in Tſingtau im Februar 1898.

Seiten der chinesischen Regierung verbesserte bald die so bedrängte Lage der Mission. Sie hatte aber auch der Hilfe recht dringend bedurft. Nach Ansicht des P. Freinademetz konnte der Mord von Tschantjatschuang nicht als einfacher Raubanfall angesehen werden, vielmehr handelte es sich um eine „kalt berechnete, beabsichtigte und geplante Ermordung von Missionaren". Und kurz nach der That schrieb er:

„Von verschiedenen Punkten der Mission kommend, treffen eben verschiedene Missionare hier in Zining ein. Die Herren entwerfen ein recht düsteres Bild von den Zuständen in der Mission draußen. Die Ermordung der beiden Herren wirbelt viel Staub auf, und allerorts scheinen neue Feindseligkeiten angefacht zu werden. Es steht das Schlimmste zu befürchten. Vielfach begegnet man uns mit dem Rufe: Scha t'a, Scha t'a Schlagt ihn tot und ich befürchte noch größere Ausschreitungen, wenn nicht rasch Hilfe kommt."

Am 1. März 1898 aber konnte er schon melden: „Thatsache ist, daß unter den Mandarinen heute ein ganz anderer Wind weht als vor einigen Monaten." Auch Bischof Anzer äußerte sich in einem Schreiben vom 3. September desselben Jahres in gleichem Sinne:

„Die Mandarine behandeln die Missionare besser als zuvor, manchmal sogar sehr gut. Auch die Christen fühlen sich erleichtert und gehoben. Man läßt ihnen mehr Gerechtigkeit widerfahren und gibt ihnen größere Freiheit in Ausübung der religiösen Pflichten. Der Zudrang zum Katechumenat ist daher begreiflich größer als früher. Wir könnten eigentlich so viele Christen haben als wir wollten; aber es fehlt an Katechisten, sie zu unterrichten, und an Geld, Katechisten anzustellen und die nötigen Gebetslokalitäten zu bauen. In anderen Missionen plagen sich die Missionare Tag und Nacht, um einige Heiden für das Christentum zu gewinnen. Bei uns kommen die Heiden selbst scharenweise zum Katechumenat, so zwar, daß wir sie nicht alle annehmen können, weil es uns an Kräften und am nervus rerum fehlt. Doch wir thun, was wir können, und alles andere überlassen wir dem lieben Gott!

Ob diese günstige Lage der Dinge wohl anhält? Ich glaube nicht; die Gewogenheit der chinesischen Regierung den Missionen

gegenüber kommt nicht von Herzen. Sie ist nur eine Maßregel, um sich aus augenblicklicher Verlegenheit zu ziehen."

30. Die Verfolgung vom Winter 1898/99.

In der That war der Friede, dessen sich die Mission erfreute, nicht von langer Dauer. Kaum ein Jahr nach der Ermordung der beiden Patres trat ein Rückschlag ein, der schlimmer werden sollte, als man nur ahnen konnte. Gründe für diese schlimme Wendung sind wohl zu suchen in der Erbitterung, mit welcher die chinesische Bevölkerung die Besetzung von Kiautschou hinnahm; ferner in der üblen Behandlung, welche einzelne europäische Reisende Chinesen gegenüber sich schuldig gemacht hatten; dann aber auch darin, daß nach der Absetzung des Kaisers durch die Kaiserin-Mutter das Gerücht sich verbreitete, diese habe die Vertreibung der Ausländer aus Schantung und die gänzliche Ausrottung der Christen angeordnet. Das genügte, den alten Haß gegen die christliche Religion wieder auflodern zu machen.

So brach denn im November 1898 mit einer argen Mißhandlung des P. Stenz, worüber besonders erzählt werden soll, die Verfolgung aus, und zwar im Kreise Schetschau.*) Da der Mandarin den Aufständischen gegenüber sich schwach zeigte, so fielen diese am Tage vor Weihnachten über die Station Tuschän her, brannten das Kirchlein nieder und rissen selbst die Steine aus den Fundamenten. Ebenso wurden die Häuser der Christen zerstört, ihre Habe fortgeschleppt, sie selbst zur Flucht gezwungen.

Dann pflanzte sich die Verfolgung auf die benachbarten Kreise weiter. Trotz guten Willens gelang es dem Mandarin von Tjütschou nicht, dem Verderben Einhalt zu thun. Energischer ging der Mandarin von Ischui gegen die Rebellen vor, weshalb dort wenig zerstört wurde. Im Kreise Täntschöng war der Mandarin feindlich gesinnt. So konnte sich der gelehrte Jangtsinghien an die Spitze der Aufrührer stellen und ungehindert die große Christen-

*) Schetschau=Itschau.

P. Buis und das zerstörte Kirchlein von Thänji.

gemeinde Sitschuang überfallen. Bald waren im genannten Kreise gegen 20 Gemeinden vernichtet; P. Gebhardt rettete sich durch die Flucht. — Dann wurde der Kreis Fichien der Schauplatz wüster Zerstörungen und grausamer Behandlung der Christen, deren viele in der

Station des P. Buis Schutz und Nahrung suchten. Gleiches Elend kam über den Kreis Lanschan.

Sogar im Kreise Tjimi, in der deutschen Interessen-Sphäre, geschahen Ausschreitungen gegen die Christen. Drei bis vier Rädelsführer stellten sich an die Spitze der Bewegung und verwüsteten mehrere Christen-Gemeinden. Als P. Provikar Freinademetz die Sache beizulegen sich bemühte, wurde auch er insultiert und geschlagen.

Die Unruhen dauerten bis nach Ostern fort. Bei Gelegenheit der Grundsteinlegung zur Kirche in Jentschoufu überredete Bischof Anzer den Tautä Pung, mit ihm die zerstörten Gemeinden zu bereisen. Es geschah. Eine gewisse Entschädigung wurde den Christen und der Mission zugesagt und dann auch vom Gouverneur in Zinanfu notgedrungen bewilligt.

31. Die Leiden des P. Stenz.

Als die beiden Missionare am Abende des Allerheiligen-Festes 1897 ihr Leben unter den Lanzen- und Messerstichen der Tatauchuidi (Sekte vom großen Messer) lassen mußten, hatten diese es hauptsächlich auf P. Stenz abgesehen. Auch schon kurze Zeit vorher hatte man ihn in Litjatschuang, wohin er im Auftrage des Bischofs sich begeben mußte, zu ermorden gesucht. Beide Male entging er glücklich ihrer Mordgier; doch war sein Leben noch oftmals bedroht, obwohl Christen und Mandarinssoldaten ihn schützten. Trotz dieser beständigen Lebensgefahr wollte der Missionar seine Station nicht verlassen, bis der hochwürdigste Herr Bischof ihn im Oktober 1898 nach dem Osten versetzte, in das Gebiet von Schetschau, wo Ruhe herrschte und die Nähe der deutschen Soldaten von Kiautschou für seine Person eine größere Sicherheit zu gewähren schien. Doch mit nichten!

Von seiner Hauptstation Liutja-Tuschän begab sich P. Stenz am 7. November (1898), einer Einladung der ihm zugleich anvertrauten Neuchristen von Tschutscheng nachgebend, dorthin. Am folgenden Tage erreichte er die kleine Christengemeinde von Tjätou, welche schon seit

einigen Monaten von den Heiden bedrängt wurde, die nur einen günstigen Augenblick abwarteten, um die christliche Religion in ihrer Gegend völlig auszurotten.

P. Stenz versuchte, die Sache beizulegen. Er lud also die Dorfvorsteher zu sich: allein sie erschienen nicht; vielmehr versammelten sich in der Nacht auf einem nahe gelegenen Berge Tausende von Heiden, welche am Morgen des 9. November in den Ort zogen. P. Stenz, der eben die heilige Messe gelesen, eilte schnell aus der Kirche und verbarg sich in dem nahen Hause eines Christen. Er wurde jedoch entdeckt, sogleich ergriffen, seiner Kleider beraubt und in eine Grube voll Mistjauche geworfen, aus der man ihn an Zopf und Bart wieder herausriß. Dann begann man, den armen Pater auf vielfache Weise zu quälen. Nach seinen Angaben berichtete darüber P. Wewel:

„Sie stießen ihn von einer Ecke in die andere, schlugen ihn mit Fäusten, Stöcken, Gewehrkolben und Messern, brachten ihm am ganzen Leibe viele Wunden bei, rissen ihm Bart- und Kopfhaare aus und schnitten schließlich den Rest mit einem Messer ab, wobei sie ihm den Hals verwundeten.

Mit flacher Schwertklinge schlug man ihm so gewaltsam vor den Kopf, daß er betäubt zu Boden fiel; einer drohte, ihm mit einem Dolche die Augen auszustechen; ein anderer führte mehrere Schwertstreiche, wie um seine Füße und besonders seine Zehen abzuhauen. Der Gequälte wich unwillkürlich aus, und andere, Bessergesinnte hinderten die Ausführung des Vorhabens. Mit Knitteln schlug man ihn so unbarmherzig, daß er oft laut aufschreien mußte ob der Heftigkeit der anhaltend hervorgerufenen Schmerzen und sicher glaubte, seine Arme und Beine wären gebrochen.

Als die Wut der Bösewichter in etwa gekühlt war, bat der arme Pater um seine Beinkleider, man verweigerte sie ihm aber trotz aller Vorstellungen, bis er endlich dem Anführer der Rotte Kotou machte (Kniefall mit Verbeugung bis zur Erde) und dann sein Beinkleid zurückerhielt. Darauf wurden ihm die Hände auf dem Rücken gefesselt, und so wurde er aus dem Hofe, wo er gefangen genommen und arg zugerichtet worden, hinausgeführt. Er mußte durch eine lange Reihe Spalier bildender Unmenschen *hindurch, und jeder* versetzte ihm einen Schlag oder Hieb. Ein

nicht endenwollendes Gelächter erhob sich, als man seiner mit Blut und Unrat bedeckten Gestalt ansichtig wurde. Männer und Jünglinge, ja selbst alte Greise und auch das sonst so leicht zu Mitleid gerührte Frauengeschlecht verspotteten ihn auf jegliche Weise, und die schmutzigen, unflätigen Reden, die er anhören mußte, waren so scheußlicher Art, daß er gestand, er hätte nie geglaubt, daß Menschen solch abscheuliche Einfälle und so ekelhafte Worte aussprechen könnten, gerade als wenn er dem Auswurf der Menschheit gegenüber gestanden und von hohnlachenden Teufeln umgeben gewesen wäre. Dazu die derben Witze und unlauteren Scherze, gefolgt von schallendem Gelächter und wuchtigen Faust- und Stockschlägen.

So ging's unter dem lustigen Gejauchze einer großen Zuschauermenge allmählich im Triumphe den Berg hinauf; von der Pagode erdröhnte wiederum die dumpfklingende Glocke. Alles drängte sich den Berg hinan bis zur ersten Pagode. Dort angelangt, gaben alle dem Götzen feierlich Kotou, das heißt, sie warfen sich vor dem Götzen mit beiden Knieen zu Boden und neigten das Haupt bis zur Erde, um ihren Dank zu bezeugen für den guten Fang. Dann wurde der Missionar gefesselt an Händen und Füßen, und zwar so, daß Hände und Füße auf dem Rücken zusammengeschlossen waren, mit so schmerzhafter Schnürung der Stricke um die einzelnen Fingergelenke, daß der arme Missionar vor Schmerzen wimmerte.

So gebunden mußte er wohl eine Stunde mit dem Gesicht nach unten liegen. Oft bat er, man möge ihm doch die Stricke durchschneiden oder etwas loser knüpfen, man hörte nicht auf ihn. Hob er einmal wieder den Kopf auf und sah gerade einen alten Mann, von dem er etwas Gutes hoffte, so gab er ihm gute Worte, teilte ihm den Zweck seines Kommens mit, daß er die Menschen lehre, den wahren Gott zu verehren und Gutes zu thun usw.; aber er fand taube Ohren und unerbittliche Herzen, keine Rührung von Menschlichkeit nahm er wahr, weder bei den Männern noch auch bei dem mehr fühlenden Frauengeschlechte. Schließlich noch wetzte einer sein langes Messer, schabte dann mit demselben auf dem Rücken und am Nacken des in banger Erwartung daliegenden Missionars, als wenn er ihn töten wollte, schnitt ihm jedoch den Strick durch, der Hände und Füße auf dem Rücken zusammenschnürte, so daß der Missionar, obgleich noch immer gefesselt an den Händen, doch wieder aufstehen konnte.

Danach wurde er in die Pagode geführt und konnte sich setzen. Aber nun kam alles, groß und klein, in die Pagode, passierte an dem Missionar vorbei, blickte ihn einen Augenblick an und ging weiter, um einem andern Platz zu machen. Das war ein langer Nachmittag, ohne Speise und Trank, immerfort den Blicken der Neugierigen ausgesetzt, nichts zu sagen von dem brennenden Durste, der ihn quälte. Es kam die Nacht. Noch immer hatte der arme Mitbruder keine Kleider an außer dem Beinkleide. Vor Kälte zitternd bat er um ein Hemd, aber niemand gab ihm eines. Die ganze Nacht mußte er so daliegen ohne Kleider. Als er dringender bat und über große Kälte klagte, drohte man ihm, mit einem Strohfeuer ihn anzubrennen, so daß er davon abstehen mußte.

Noch eine fürchterliche Angstqual bereiteten ihm die Bösewichter. Sie stellten einen Verrückten an, gaben ihm ein langes Messer und wiesen auf den wehrlosen, gebundenen Missionar, er solle ihn töten. Der Verrückte saß nun mit dem Messer in der Hand stundenlang, fast die halbe Nacht hindurch in der Nähe des Paters, unschlüssig auf ihn hinsehend. Bald legte er das Messer auf den Boden, bald nahm er es wieder in die Hand, aber eine merkwürdige Scheu und Ehrfurcht hielt ihn davon ab. Der Missionar jedoch brachte eine schlaflose, traurige Nacht zu unter dieser wilden Rotte, und wenn auch übermüdet und fieberkrank, konnte er doch vor Angst und Kälte kein Auge schließen.

Morgens in aller Frühe setzte sich der Zug wieder in Bewegung, es ging zur Bergesspitze, wohl fast eine Stunde weit. Das war wieder ein mühseliger Weg, manchmal so steil, daß man auf Händen und Füßen kriechen mußte. Der Missionar, noch immer mit bloßen Füßen, bat um Schuhe; man gab sie ihm zuerst nicht, doch als er nicht mehr weiter konnte auf den spitzigen Steinen, zog man einem Mitgehenden die Schuhe aus, womit bekleidet der schwache Pater mühsam den Berg hinaufkletterte. Oben, wo wieder eine kleine Pagode stand, war eine herrliche Aussicht, aber für ihn, meinte der Pater, hatte keine Aussicht einen Reiz, als nur noch die Aussicht auf den Himmel, der ihm so nahe war.

Mit dem Missionar zugleich waren auch neun Christen ergriffen, gebunden und auf den Berg geführt worden. Sie wurden anfangs etwas gelinder behandelt, behielten auch ihre *Kleider bis gegen* Morgen, wo man ihnen alles vom Leibe riß.

Dann aber erlitten sie drei Torturen, nämlich sie wurden an den Daumen aufgehängt, sie mußten auf Ketten knieen und standen einige Stunden lang aufrecht, die Füße in einen durchlochten Holzblock eingezwängt, und die Hände samt dem Zopfe oben am Balken befestigt, so daß sie sich nicht das geringste bewegen und sich Erleichterung verschaffen konnten. Nachmittags wurden alle wieder von der Bergspitze hinuntergeführt, der Pater mußte aber getragen werden, er hatte keine Kraft mehr zum Gehen; die schreckliche Nachtwache, Hunger und besonders quälender Durst nebst Wundfieber hatten ihm hart zugesetzt.

Noch eine zweite Nacht mußte er in der mittleren Pagode zubringen zu Füßen eines Götzen, diesmal aber mit einem Oberkleide bedeckt und einer dünnen Decke, die ihn freilich nicht genug vor der Kälte schützen konnte. Man bedrohte ihn noch mehrmals mit dem Tode und schien auch mit diesem Plane umzugehen, hielt ihn wenigstens darüber in banger Ungewißheit. Gegen Mittag wandte man auch bei ihm eine grausame Tortur an. Man warf einen dicken Strick oben über einen Balken, das eine Ende des Strickes band man um die auf dem Rücken gebundenen Hände und zog ihn so nach oben. Die Arme wanden sich schon aus den Gelenken; es fehlte nicht mehr viel, daß sie brachen, eben noch berührten die Fußspitzen den Boden. P. Stenz glaubte, sein Sterbestündlein sei gekommen; denn er meinte, daß er dieser Marter wohl erliegen und sterben werde; solchen Schmerz verursachte diese Tortur.

Da plötzlich erscholl von unten der Rettungsruf: „Laßt ab, der Mandarin ist da, kommet vom Berge herunter!“ Sogleich wurden die Stricke nachgelassen, die fest geschnürten Knoten an seinen Händen wurden loser gebunden, und nun wurde Rat gepflogen, ob sie vom Berge hinunter gehen sollten oder nicht. In diesem Augenblicke kam ein Jüngling, Wennboschen, der dem Pater tröstliche Worte zusprach, ihm die Stricke loslöste und den Bösewichtern so lange zuredete, bis sie bereit waren, hinabzusteigen. Dieser junge Mann verschaffte dem ermatteten Pater auch etwas zu trinken und zu essen. Der arme Missionar fing, als er nach langer Zeit wieder ein gutes Herz und wohlwollendes Gesicht sah, vor Rührung an laut zu weinen und zu schluchzen; die Eisrinde, die sich bei all der Bosheit der Unmenschen um sein Herz gelegt hatte, schmolz in einem Strom von Thränen. Dieser gute Jüngling trug auch den schwachen Pater vom Berge.

In der Mitte des Berges angelangt, trat wieder ein kleiner Stillstand ein. Man rief von unten her, die Gefangenen sollten wieder auf die Bergspitze gebracht werden. Was war geschehen? Die Rotte hatte den Mandarin umzingelt, drohte ihm mit dem Tode und stellte ihm allerlei Bedingungen, wogegen sie ihn und den P. Stenz freigeben wolle, auf die aber der Mandarin nicht eingehen konnte. Der junge Wenn ließ sich jedoch nicht beirren. Er schickte einen andern Vermittler nach unten, die Leute zu bereden; er selbst blieb bei dem Pater.

Ungefähr nach einer Stunde kam die freudige Nachricht, sie sollten rasch nach unten kommen, der Mandarin warte auf sie, die Sache sei zu Ende. Die Bösewichter forderten nämlich vom Mandarine die Auslösung ihrer vier Gefangenen und Tötung der neun gefangenen Christen. Da der Mandarin aber darauf nicht eingehen wollte, änderten sie die Tötung um in eine Stockprügelstrafe. Der Mandarin mußte wohl oder übel auf ihre Bedingungen eingehen, gab ihnen die vier gefangenen Heiden frei, ließ jedem der gebundenen neun Christen je 500 Bambusstreiche geben, so daß Fetzen von Fleisch herunterfielen, und erhielt dagegen die Freiheit des Missionars, der noch versprechen mußte, diesen Prozeß nicht mehr aufzunehmen und nie mehr in dieses Gebiet von Tjätou zu kommen. Dann war die Sache abgeschlossen, und der Missionar wurde vom Berge hinuntergeführt. Die ganze Nacht hindurch wurde gereist, bis sie gegen Tagesanbruch im Mandarinate anlangten, wo der Mandarin den der Ruhe bedürftigen P. Stenz in einem freundlichen Zimmer unterbrachte und sorgfältig pflegte. Schon nach 4 Tagen hatte sich der Zustand des Kranken merklich gebessert. Und als am 15. Nov. der hochw. P. Provikar Jos. Freinademetz mit einem kleinen Dampfer von Tsingtau kam, begleiteten wir nach Verabredung den guten P. Stenz bis auf das Schiff; er wurde wieder in des Mandarins Sänfte getragen, der Mandarin und viele Soldaten folgten ebenfalls; es war ein stattlicher Ehrenzug."

32. Die Mißhandlungen des P. Provikar im deutschen Schutzgebiete.

Es war im März 1899, als die Unruhen im östlichen Teile Südschantungs sich auch auf die deutsche Interessen-Sphäre fortgepflanzt hatte. (S. 287) Eine bewaffnete Bande beraubte christliche Familien, machte erhebliche Geld-

erpressungen, verwundete schwer die Christen-Vorsteher und beteuerte, nicht eher ruhen zu wollen, bis jede Christengemeinde völlig zerstört sei. Vergeblich suchte P. Freinademetz durch Mittelspersonen den Schutz des Unterpräfekten von Tsimi für seinen Bezirk zu erhalten; er machte sich also selbst auf, darum zu bitten. Auf der Hinreise kam er zum Dorfe Tjankutschuang, wo er eine christliche Familie besuchte. Gleich rotteten sich ca. 200 Mann zusammen, die ihn aufforderten, auf der Stelle das Dorf zu verlassen. Er reiste ab; aber die Rotte, hinter ihm her ziehend, überhäufte ihn mit Fluch- und Schimpfworten und bewarf ihn mit Erdschollen und Steinen. Obschon er sein Pferd antrieb, um zu entkommen, wurde er doch von ca. 70 Mann eine halbe Stunde weit im Sturmschritt verfolgt und endlich eingeholt. Das Pferd nahmen sie ihm weg; er selbst wurde geschlagen, beworfen und in das Dorf zurückgeführt. Als sich dann einige alte Männer ins Mittel legten, kam man überein, ihn ziehen zu lassen.

Zwei Tage darauf erfolgte ein neuer Überfall, als er die Christengemeinde Kautjaua besuchte; nur wie durch ein Wunder entkam er und der chinesische Priester Tien der offenbaren Lebensgefahr. Mehrere tausend Bewaffnete zogen links und rechts am Orte vorüber. Einen Augenblick, wo die Luft frei schien, erspähte er zur eiligsten Flucht. Sobald man dies gewahrte, setzte man ihm mit blanker Waffe nach. Es gelang ihm jedoch seinen Verfolgern zu entkommen.

33. Die Verfolgung im Sommer 1899.

Vor Ostern 1899 hatte Bischof Anzer eine Visitationsreise durch die Präfektur Zautschoufu gemacht. Er schrieb damals:

„Nie in meiner langen Missionspraxis hat sich meinen Augen ein so hoffnungsfreudiges, glänzendes Bild gezeigt. Überall, wohin ich meinen Fuß setzte, sah ich mich von ungezählten Scharen neuer, eifriger Katechumenen umwogt. Hunderte neuer Gemeinden waren *hinzugewonnen*. Die Schar derjenigen, welche von den

Priestern zum hl. Taufbrunnen geführt wurden, war so groß, daß die Hand buchstäblich beim Spenden des Sakramentes erlahmte. Und nicht bloß die Christen, ja auch die Heiden und gerade die Vornehmeren unter ihnen, selbst manche Mandarine überhäuften mich mit Beweisen der Ehrfurcht und Freundschaft, so daß sich mit überzeugender Klarheit mir die Erkenntnis aufdrängte, wie sehr es dem Christentum hier gelungen, auch bei der heidnischen Bevölkerung moralischen Einfluß zu gewinnen."

Leider folgte der freudigen Hoffnung bittere Enttäuschung auf dem Fuße nach. Dem östlichen Teile Südschantungs war der Friede noch nicht völlig wiedergegeben, als schon im Westen die Fackel des Aufruhrs angezündet wurde. Zuerst mißhandelte und beraubte man die Christen des P. Ibler in Süd-Wenschang; von Wohlhabenderen wurden unter schrecklichen Drohungen große Geldsummen erpreßt. Der Unterpräfekt nahm zwei Haupträdelsführer gefangen, gab sie aber schon bald wieder frei, als er sich selbst von den Rebellen bedroht sah. Nun fielen diese ungehindert über die wehrlosen Christen der Umgegend her.

„Alles floh nach Zining, der Hauptresidenz," schrieb P. Bilsterman; „jeder Tag brachte eine neue Hiobspost. Was wir in dieser Zeit für Klagen und Jammer hören mußten, das zu schildern will ich unterlassen. Noch sehe ich, wie die armen Christen einzeln oder in ganzen Trupps in unsere Residenz Zining einzogen, Männer, Weiber und Kinder, die kleinen Kinder auf den Armen, einige Bündel geretteter Kleidungsstücke oder sonstiger Habseligkeiten auf dem Rücken tragend, oder auf einem Handkarren schiebend. Meistens konnten sie nur zur Nachtzeit weiterfliehen, doch auf dem ganzen Wege war keiner sicher. Jeder eilte zum Priester, bei ihm suchte er Schutz, Hilfe und Trost. Wir sorgten, so gut es ging, für sie, indem wir ihnen das Nötigste zum Lebensunterhalte reichten. Daß sie ausgeraubt und mißhandelt worden, war noch nicht das schlimmste; viele vermißten das eine oder andere Glied der Familie und waren über dessen Verbleib im ungewissen; manche waren in entfernte Gegenden geflüchtet, wieder andere hatte man mißhandeln sehen und wußte nicht, ob sie noch lebten."

Die wilden Raubgesellen verbreiteten sich nun über die beiden Bezirke Tjasiang und Jvintschöng. Im

Dorfe Kautjachai zertrümmerten sie das Gebetslokal und zogen dann raubend und zerstörend von Gemeinde zu Gemeinde. P. Dewes entkam glücklich aus der Residenz Tjasiang; mit ihm trafen P. Ibler und P. Klapheck in Zining ein, um dort Sicherheit zu suchen. Doch es währte nicht lange, so kam die Hauptstation selbst in Gefahr. Sie war mit Flüchtlingen angefüllt, 7—800 an der Zahl, Männer, Weiber und Kinder. Um einen Angriff abzuwehren, wurde sie möglichst in Verteidigungszustand gesetzt. Ebendasselbe that man auch in Jentschoufu, wo die Missionsstation nicht minder bedroht war.

„Unmittelbar an der Pforte unseres Gebäudes," schrieb P. Heinrich Erlemann von dort, „wird ein großes Theater gespielt, wozu mehrere Tausend Zuschauer kommen, und wo gerade die „Große-Messer-Sekte" uns den Garaus bereiten will. Schon länger als einen Monat bestanden unter den Augen der Mandarine Fechtschulen der Messer-Sekte zu Dutzenden hier in der Stadt, in welcher die Anhänger sich in der Führung der Waffen einübten. Vergebens ersuchte ich die Mandarine, diese zu verbieten. Sie erklärten, das nicht zu wollen oder zu können, da der Vicekönig von Schantung (Jü) sie durch öffentliches Dekret allgemein erlaubte und fördere. Ich schickte täglich Leute aus, diese Schulen überall aufzuspüren. Ohne Mandarine, nur durch Hülfe des obersten Beamten, des Tautä (Regierungspräsidenten) Pung, eines Freundes der Christen, dessen Schwester selbst eine brave Christin ist, gelang es mir, unter der Hand diese Fechtmeister einzuschüchtern. Aber wenn sie heute an drei Stellen von Soldaten des Tautä vertrieben wurden, tauchten sie morgen wieder an fünf anderen Stellen neu auf. Nach den Schmähschriften und Schreihälsen in der Stadt zu rechnen, scheint es thatsächlich, als wenn die ganze Stadt zu unserer Vernichtung sich erheben wolle. Ich telegraphierte an den Bischof: ‚Jentschoufu in größter Gefahr; Europäer wohin?' Es kam die Antwort: ‚Ich habe besonderen Schutz für Jentschoufu erlangt, bei Gefahr ins Tautä-Jamen flüchten.'

Inzwischen verschaffte ich mir 50 Lanzen und 20 Gewehre, die der General T'ien, ein Muhammedaner, uns lieh, und bat ihn um Schutz, den er auch zusagte. Zwei Tage vor dem

großen Theater ließ er alle Soldaten antreten, auch die zerstreut in der Stadt wohnen und die Reserve bilden. Er sagte ihnen, sie sollten sich bereit halten, um, wenn ein Aufruhr beginne, sofort zur Stelle sein zu können. Jene, welche der Messersekte sich angeschlossen, setzte er alle außer Dienst. Dann reiste er selbst plötzlich ab, und da war wieder die alte Not. Der oben genannte Tautä Pung meldete sich krank, der nächstfolgende Mandarin war verreist, der Stadtpräfekt gab auf alle Anfragen nur allgemeine Antworten. Ich verlangte Soldaten zum Schutz und übte unsere Bauarbeiter, die zum großen Teil Christen sind, derart ein, daß ein kleiner Angriff von ihnen leicht zurückgeschlagen werden konnte. Auch ließ ich die Türme und die Umfassungsmauer dieser noch im Bau begriffenen Residenz befestigen. Der Stadtpräfekt schickte endlich vier Soldaten, der General zehn, aber ohne jede Waffe. Ich ließ beim Stellvertreter des Generals und beim Stadtpräfekten anfragen, was Soldaten ohne Waffen hier eigentlich sollten. Daraufhin brachten sie Waffen mit, wollten aber nur tagsüber hier bleiben; über Nacht sollten wir uns selbst verteidigen.

Gestern, am 11. August, war der erste Tag des Theaters. Tausende wogten in der Straße an unserer Thür vorüber. Ich ließ sämtliche Waffen nach Chinesenbrauch im Vorhofe aufstellen und die stämmigsten Burschen aus den Arbeitern mit aufgerolltem Zopf (dem Zeichen der Kampfeslust bei den Chinesen) zum Gebrauch der Waffen Stellung nehmen, während die 14 Soldaten träge auf dem Boden kauerten. Für gestern hat noch alles trotz des großen Menschengedränges gut gegangen. Um aber auch für die Nacht den nötigen Schutz zu haben, ersuchte ich den Mandarin, die Soldaten hier zu lassen, und gab jedem einige Sapeken Lohn, während auch unsere Leute auf verschiedene Posten mit Waffen verteilt wurden.

Heute, am 12. August, sind die Soldaten gut aufgelegt. Der ihnen verabreichte Lohn hat seine Wirkung nicht verfehlt. Vier Pyramiden Gewehre, 36 Stück mit scharfen Patronen stehen im Vorhofe und 72 Soldatenbeine versperren fast den freien Durchgang an dem großen Thore. Die Tage des Theaters sind ruhig verlaufen. Infolge der Menge Soldaten und unserer eigenen Zurüstungen in der Residenz hat man nicht gewagt, uns ein Leid anzuthun. Aber in der Nähe der Stadt hausen die Rebellen in furchtbarer Weise weiter."

Inneres der Hl.-Geist-Kirche in Zining.

In den anderen Orten des Aufstandgebietes bestürmte man vergebens die Mandarine um Schutz für die Christen. Der Gouverneur von Zinanfu, hieß es, beschütze die Rebellen und bediene sich dieser, um das Christentum auszurotten. Er bestätigte dies durch sein Auftreten bei Gelegenheit einer Reise nach Zautschoufu. Sobald er die Grenze dieses Bezirkes überschritten hatte, brach auch dort die Verfolgung aus. Es wurde das Gerücht verbreitet, die Europäer hätten die Christen um eine hohe Summe gedungen, die Brunnen zu vergiften. Das war Zunder für die heidnische Volksmasse. Schnell wurde die Verfolgung nach Tingtau hinübergetragen, wo an 1000 Familien, dann nach Tschöngu, wo über 300 Familien ausgeraubt wurden. In Zauchien raubten die Banditen in $2^1/_2$ Tagen gegen 100 Dörfer aus. Sie trieben es hier aber selbst den Heiden zu arg, die ebenfalls ausgeplündert wurden. Diese gingen deshalb mit den Christen vereint gegen die Rebellen vor, und in drei Tagen war der ganze Bezirk von ihnen gesäubert. Leider fand dieses Beispiel wenig Nachahmung, und so konnten die Rebellen ihren Zerstörungszug weiter nordwärts fortsetzen nach Putschou, Fänchien, Schoutschang und Jangku. In letzterem Kreise liegt die Station Puoli, welche von den Missionaren in Verteidigungszustand gesetzt war und deshalb nicht angegriffen wurde. Dann überschritten die raubsüchtigen Horden die Grenze von Nordschantung und hausten dort und später auch in der Provinz Tscheli vielleicht noch schlimmer als in unserer Mission. Immerhin ist der in unserem Vikariate angerichtete Schaden ein enorm hoher. Im östlichen Teile waren in den Wintermonaten fünf blühende Missionsgebiete fast gänzlich verwüstet, mehrere hundert christliche Familien beraubt und vertrieben, 20 Christen getötet, viele andere verwundet worden. Vom Mai aber bis zum Ende des Jahres wurde der westliche Teil in ein großes Trümmerfeld verwandelt, auf dem sich nur mehr einige größere Residenzen halten konnten. 50 Gebetslokale waren zerstört, 40 mehr oder minder stark beschädigt, 90 andere

ausgeraubt. Letzterem Schicksal unterlagen gegen 1600 christliche Familien. 13 Christen wurden verwundet, 5 getötet.

Als Bischof Anzer im Sommer den östlichen Teil seines Vikariates bereist hatte, kam er krank nach Zining zurück, und da er dort nicht mehr sicher genug schien, zog er bald nach Puoli. Von der Hauptresidenz aus hatte er schon verschiedene Briefe und Telegramme an den deutschen Gesandten in Peking gerichtet, die leider erfolglos blieben; auch eine Reise dorthin führte keine Besserung der Lage herbei. Zu Beginn des Jahres 1900 begab er sich daher nach Europa zurück, sowohl um dem heiligen Stuhle in Rom Bericht zu erstatten, als auch um mit der deutschen Regierung persönlich zu verhandeln. Er erreichte seinen Hauptzweck: die Regierung will das Protektorat auch auf die einheimischen Christen ausdehnen (S. 247) und gab dem deutschen Gesandten in Peking, Freiherrn von Ketteler, dementsprechende Anweisungen.

34. Die Katastrophe vom Jahre 1900.

Alle bisher geschilderten Unruhen und Verfolgungen hatten nur Südschantung betroffen, oder doch nicht weit seine Grenzen überschritten. Da sollten aber im Sommer 1900 sich Dinge ereignen, welche ganz China in Bewegung und Aufruhr brachten.

Es scheint, daß die chinesische Regierung nach den Ereignissen der Jahre 1898 und 1899 der Ansicht gewesen sei, China müsse, um sich vom Einflusse der fremden Mächte zu befreien, außergewöhnliche Mittel anwenden. Vielleicht dachte sie daran, wie Frankreich im letzten Decennium des vorigen Jahrhunderts durch Aufruf der Volksmacht alle seine Gegner überwunden hat. Dann hat sie zweifelsohne geglaubt, es würde ihr bei ähnlichem Vorgehen das Gleiche gelingen.

Wie dem auch sei, China trat mit allen europäischen Mächten, freilich nicht in erklärten, aber doch in wirklichen und faktischen Krieg; denn es verübte Handlungen, welche einen solchen Krieg zur Folge haben mußten. Ganz Europa staunte über diese Handlungsweise Chinas, welches in den vorhergehenden Jahren den

europäischen Mächten gegenüber so viel Schwäche gezeigt hatte. Gleichwohl kann man unmöglich annehmen, daß die leitenden Staatsmänner des chinesischen Reiches sich der Folgen ihrer Handlungen nicht bewußt gewesen sind. Offenbar glaubten sie, den chinesischen Nationalhaß gegen die Fremden entfesseln und Heere versammeln zu können, denen die Europäer nicht gewachsen wären. Sie säumten nicht, in aller Stille sich aus Europa eine Menge treffliches Kriegsmaterial kommen zu lassen. Die Namen aller Missionare und Christen wurden von den Vorstehern der einzelnen Missionen verlangt. Alles aber geschah so, daß wohl manche Missionare, dagegen kaum irgend ein Diplomat die kommenden Dinge merkte.

Eine besonders wichtige Stelle in den Plänen der Regierung war den sogenannten Boxern eingeräumt.

Die Vaterschaft für die Einrichtung dieser anfangs geheimen Gesellschaft, welche zuerst unter dem Namen „vom großen Messer" auftrat, wird von manchen dem Jüchien, dem Gouverneur von Schantung in den Jahren 1898 und 1899, zugeschrieben. Gewiß ist, daß diese Sekte, auch als sie 1898 offen gegen die Christen auftrat, sich seines hohen Schutzes erfreute, und daß jeder Mandarin, der gegen dieselbe vorging, es mit dem Gouverneur verdarb. Aus dieser Sekte gingen auch die Mörder der Patres Nies und Henle hervor. Sie rühmten sich offen dieses Verbrechens; trotzdem konnten die Mandarine sie nicht „entdecken".

Später zog die Sekte nach Nordschantung, nahm den Namen ‚Sekte vom roten Messer' an und drang im Frühjahr 1900 durch die Provinz Tscheli gegen die Hauptstadt Peking vor. Nun war die Zeit gekommen, wo die kaiserliche Regierung offen mit den Boxern Gemeinschaft schloß. Darob große Verwunderung der Gesandten in Peking, Fragen und Notenwechsel mit dem Tsungli-Jamen. Immer stärker trat die Feindschaft gegen die Fremden hervor. Bald konnten die Gesandten sich nicht mehr in ihren Gesandtschaftsgebäuden halten und zogen nebst allen zu Peking weilenden Europäern in das Gebäude der englischen Gesandtschaft, welches groß und festungsartig gebaut ist. Schon bevor dieses geschah, war am 16. Juni der deutsche Gesandte Freiherr von Ketteler in Peking auf dem Wege zum Tsungli-Jamen ermordet worden. Tags darauf feuerten die Kanonen der chinesischen Festung Taku auf die im Hafen liegenden europäischen Kriegsschiffe. Nach siebenstündigem Kampfe waren jedoch die *Forts in* der Gewalt der Europäer.

Nun brach der Fremden- und Religionshaß auf vielen Punkten Chinas, einschließlich der Mongolei und Mandschurei, in hellen Flammen aus. Schreckenerregende Meldungen von grausamen Niedermetzelungen vieler Missionare und tausender einheimischer Christen folgten schnell nacheinander. In Peking soll Bischof Favier ermordet worden sein. Gleiches Schicksal traf mehrere andere Bischöfe Chinas. Es ist ja die jetzige Erhebung des chinesischen Volkes nichts anderes als ein Kampf gegen die Fremden, gegen die Kultur und Zivilisation, ein Kampf des Heidentums gegen das Christentum.

Was Südschantung anbetrifft, so ist auch diese Mission wie alle anderen in China aufs höchste gefährdet. Schon am 26. Juni trafen zwei Telegramme in Steyl ein. Das erstere, in Zining aufgegebene lautete: „Missionare schutzlos; äußerste Lebensgefahr." Das zweite kam aus Tsingtau und meldete: „Schantung unruhig; Futä rät, alle Missionare zur Hafenstadt fliehen."

Wenige Tage danach brachten Zeitungen die Mitteilung, die Station Itschoufu sei überfallen und zerstört und die soeben vollendete große Sühnkirche in Jentschoufu niedergebrannt worden. Auch sollen die Missionare aus Zining vertrieben sein. Nähere Nachrichten fehlen.

Mehrere Wochen waren wir über das Schicksal unserer Missionare in banger Besorgnis, bis wir am 25. Juli die Drahtmeldung erhielten, daß alle Missionare noch lebten; sechs befänden sich im Innern der Mission, die übrigen aber an der Küste in Tsingtau.

Aller Wahrscheinlichkeit nach müssen die Christen für ihren hl. Glauben vieles erdulden. Mitte Juli soll nämlich der Gouverneur von Schantung seine Beamten angewiesen haben, die christlichen Eingeborenen zu zwingen, ihrem Glauben abzuschwören und Bürgschaft zu stellen, daß sie nicht mehr zur christlichen Kirche zurückkehrten; andernfalls sollten sie niedergemetzelt werden. Auch solle das Vermögen der getauften Chinesen und der Kirchen eingezogen werden. Ueber diese Verordnungen fehlen uns ebenfalls zur Zeit noch bestätigende Mitteilungen.

Als die Kunde von der ausgebrochenen Verfolgung nach Europa kam, hielten wir es für unsere Pflicht, in inbrünstigem Gebete Gottes Schutz zu erflehen sowohl für unsere bedrängte chinesische Mission, ihre Missionare und Christen, als auch für alle gefährdeten Missionen Chinas. Zu gleichem Zwecke wurden in unseren europäischen Häusern Bittprozessionen und mit Erlaubnis des Diözesanbischofs auch dreizehnstündiges Gebet gehalten vor ausgesetztem hochwürdigsten Gute.

Was die nächste Zukunft bringen wird, entzieht sich unserm Blicke. Aber wir hoffen, daß, wenn Gott der Herr Sich nunmehr eine Reihe blutiger Opfer bereitet in jenem Lande, welches im Verhältnis zu seiner Größe erst wenige Martyrer geliefert hat, Er es deshalb thut, um ihm jene Gnaden zuwenden zu können, die für eine Ausbreitung des Christentums in China nötig sind. Freilich, Gottes Wege sind dunkel, und so kann auch der Ausgang ein anderer sein, als wir gedacht. Jedenfalls ist viel Gebet für China notwendig.

Schließen wir diese Zeilen mit der Anführung jenes Gebetes, welches der hochwst. P. Generalsuperior für die Häuser der Gesellschaft anordnete:

Lasset uns beten für unsere bedrängte chinesische Mission: Vater unser ꝛc.

Lasset uns beten für alle bedrängten Missionen Chinas: Vater unser ꝛc.

Lasset uns beten für alle jene, welchen Gott der Herr die Gnade des Martertodes für den Glauben zuführt und bereitet, damit sie treu und standhaft im Bekenntnisse des hl. Glaubens sein mögen. Vater unser ꝛc.

V. Gott Hl. Geist, R. Erbarme Dich Chinas!
V. Heiligstes Herz Jesu, R. Erbarme Dich Chinas!
V. Heiligstes Herz Mariä, R. Bitte für China!
V. Hl. Joseph, Schutzpatron Chinas, R. Bitte für China!
V. Hl. Franziskus Xaverius, R. Bitte für China!
V. Alle heiligen Martyrer Chinas, R. Bittet für China!
V. Alle Engel und Heiligen Gottes, R. Bittet für China!
Ehre sei dem Vater ꝛc.

35. Erfolge der 28jährigen Thätigkeit.

Die geschilderten schweren Verfolgungen haben unserer chinesischen Mission, wie das ja nicht anders zu erwarten war, schweren Schaden zugefügt, der in seiner ganzen Größe von uns nicht einmal recht ermessen werden kann. Im nachstehenden geben wir den Stand der Mission von Ostern 1900 und ergänzen, wo uns die diesjährigen Angaben fehlen, aus der Statistik von Ostern 1899.

Die Gesamtzahl der noch lebenden Christen Südschantungs belief sich auf 16183; allein von Ostern 1899 bis Ostern 1900 wurden 993 erwachsene Heiden getauft. Katechumenen gab es (Ostern 1899) über 37000. Um letztere auf den Empfang der heiligen Taufe vorzubereiten, sind Katechisten angestellt; sie unterrichten jene in den Grundlehren der heiligen Religion. Zur Ausbildung der Katechisten selbst besteht in Zining eine Katechistenschule mit ca. 50 Schülern. Für das weibliche Geschlecht sind Katechistinnen angestellt, meistens Jungfrauen, die nach einer bestimmten Regel leben und einfache zeitliche Gelübde machen. Solcher einheimischer Schwestern hatte die Mission ca. 90.

Im Berichtjahre 1899/1900 wurden ferner 11250 Heidenkinder in Todesgefahr getauft und wohl für den Himmel gerettet, da doch nur wenige am Leben erhalten bleiben. Seit Eröffnung der Mission hat ihre Zahl schon 100000 überschritten. Welch' große Schar unschuldiger Kinderseelen ist also in diesen 18 Jahren dem göttlichen Kinderfreunde zugeführt worden! Welch' reicher Trost für alle jene, die durch ihre Gaben es möglich gemacht haben, diesen Kindern zur ewigen Seligkeit zu verhelfen!

Auch für Waisenkinder wurde nach Kräften Sorge getragen. Es bestanden nämlich 5 Waisenhäuser mit zusammen 721 Kindern.

Ferner sollten auch die armen alten Leute nicht verlassen bleiben. In drei Greisen-Asylen waren 56 Greise untergebracht, die von Herzen dafür dankbar sind,

ihre letzten Lebenstage in Ruhe zubringen und sich gut auf den Tod vorbereiten zu können.

„Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft!" gilt nicht nur in Europa, sondern gleichfalls in der Mission. Deshalb sind auch die Missionare eifrigst bemüht gewesen, die heranwachsende Jugend zu unterrichten und im heil. Glauben zu bestärken, bezw. wenn es sich um heidnische Kinder handelte, diese durch den Unterricht allmählich auch für die katholische Religion zu gewinnen. In Südschantung hatten unsere Missionare (Ostern 1899) 143 Volksschulen (mit insgesamt 1961 Schülern: 1539 Knaben, 422 Mädchen) und 14 höhere Schulen (mit 225 Schülern) errichtet.

Mit der Ausbreitung des heiligen Glaubens mußte auch die Zahl der Bethäuser stetig vermehrt werden. Ostern 1899 gab es deren nicht weniger als 270, außerdem 72 größere Kapellen. Leider sind in der Verfolgung des Jahres 1899 manche zerstört worden. Was die jetzige Verfolgung vernichtet hat, entzieht sich zur Zeit noch unserer Kenntnis. Nur die eine Mitteilung liegt vor, daß von den 5 größeren, in europäischem Stile erbauten Kirchen die der Vollendung entgegen gehende große Kathedrale von Jentschoufu zerstört worden sein soll.

Missionare aus Europa hatte Südschantung zu Ostern 1900 außer dem Apostol. Vikar noch 34 Patres und 9 Brüder. Gestorben sind bisher in der Mission: 1 Bruder und 8 Patres, einschließlich der beiden ermordeten.

Gute einheimische Hilfskräfte für den Missionar sind die chinesischen Priester. Fast in allen Missionen des Riesenreiches finden wir solche. Deshalb hat man auch in Südschantung einheimische Jünglinge, die Beruf zum Priestertum zu haben schienen, dazu heranzubilden gesucht. Das im Februar 1884 zu Puoli eröffnete kleine Seminar zählt 30 Zöglinge, das größere zu Yining 4 Alumnen. Zur Zeit aber wirken in der Mission 11 chinesische Priester, von denen sieben am Allerheiligenfeste 1898, gleich nach

Waisenkinder in Puoli.

der Konsekration der Hl.-Geist-Kathedrale in Zining von Bischof Anzer geweiht worden sind.

Aus all' diesen Mitteilungen ist der blühende Stand der Mission zu Ostern 1900 deutlich zu erkennen. Gott, dem Geber alles Guten, sei Dank dafür!

36. Kreuzesrosen.

Im Kreuz ist Heil! Seitdem unser Heiland am Kreuzesholze unter den bittersten Todesschmerzen verblutete, sind Leiden und Trübsale die Quelle reichster Gnaden und Segnungen für Unzählige geworden. Ein gläubiger Sinn betrachtet sie deshalb als besondere Gunsterweisungen des Himmels.

Unsere Missionare in China haben an den täglichen Leiden und Entbehrungen zweifelsohne genug zu tragen; manchem aber ward ein etwas schwereres Kreuz beschieden. Neunzehn aus ihnen wurden überfallen, mißhandelt oder ausgeraubt, zwei ermordet. Im folgenden geben wir nach den Mitteilungen eines Missionars eine kurze Leidensstatistik unserer Patres und Brüder in Südschantung und führen zur Vervollständignng auch jene Fälle mit auf, die bereits im vorhergehenden erwähnt worden sind.

„1. Bischof Mgr. Joh. Baptist v. Anzer wurde bei seiner ersten Anwesenheit im wilden Gebiete von Zautschoufu von einer großen Volksmenge überfallen, vor die Stadt geschleppt, an einen Baum gebunden und so lange geschlagen, bis man ihn für tot liegen ließ. — Aus der großen Stadt Zining, seiner jetzigen Residenz, mußte er zweimal flüchten, nachdem er kaum einen Tag dort gewohnt hatte. Nachts zog er, mit einem großen Strohhut bedeckt, den er tief ins Gesicht gezogen, unbekannt zum Stadtthore hinaus und entging so den Händen seiner Verfolger. — In Jentschoufu wurde er zweimal mißhandelt und rettete sich beim letzten Male nur durch seine Geistesgegenwart, indem er den Mandarin am Arme faßte und als Schutzwehr vor sich auf den Wagen setzte, um die Schläge des aufgeregten Pöbels abzuhalten.

2. Provikar P. Freinademetz wurde durch die Straßen *der Stadt Zauchien* geschleift und in schrecklicher Weise besudelt

und mißhandelt. — In Tsimi (Deutsch-China) wurde er noch im letzten Jahre gefangen genommen, eine halbe Stunde lang mit Stöcken und Steinen mißhandelt, dann bald wieder freigelassen.

3. P. Wewel wurde in Unischan (Litjatschuang) nachts von den Räubern überfallen und geschlagen. Es waren dieselben, welche darauf nach Puoli zu P. Bartels gingen. — In Tjütschou mußte er wegen Lebensgefahr mehrmals flüchten.

4. P. Bücker und 5. P. Henninghaus wurden in Schoutschang (Lianschän) nachts von Räubern überfallen und ausgeraubt.

6. P. Bartels wurde in der Residenz Puoli von Räubern überfallen. Es fand ein regelrechter Kampf statt, indem die Christen des Dorfes zu Hilfe kamen, die Räuber vertrieben und ihnen Beute und Gefangene wieder entrissen.

7. P. Pieper und 8. P. Petry wurden in Mungin bei hellem Tage von Räubern gefangen genommen, mehrere Tage unter allerlei Drohungen und Leiden festgehalten und endlich gegen hohes Lösegeld frei gegeben.

9. P. Bilsterman wurde in Schenchien mehrmals von Räubern verfolgt. Einer derselben hielt ihm einst drohend den Revolver auf die Brust. Zufällig entlud sich im selben Augenblicke von selbst die Flinte, welche der Räuber auf der Schulter trug, und streifte sein Ohr. Dadurch erschreckt, ließ er sofort den Missionar los und zog mit den andern seine Wege weiter.

10. P. Nies wurde im Sommer vor seinem Tode unterwegs von Räubern angefallen, ausgeraubt und mit einer Lanze verwundet. — Am Allerheiligenfeste starb er dann in Tjantjatschuang mit P. Henle unter den Lanzen- und Messerstichen der Sekte vom „großen Messer".

11. P. Henle wurde ein Jahr vor seinem Tode in Hotsche nachts von Räubern überfallen, ausgeraubt und schwer geschlagen. — 1897 wurde er dann — wie bekannt — so grausam ermordet.

12. P. Volpert wurde in T'äntschöng von einem Pöbelhaufen zu Boden geworfen, wobei man ihm das Messer auf die Brust setzte.

13. P. Klapheck entging in Mungin nur mit knapper Not den Räubern. Zwei derselben verfolgten ihn eine halbe Stunde weit über Berg und Thal. Nur der Schnelligkeit seiner Füße verdankte er seine Freiheit. Bei derselben Gelegenheit wurden die Patres Pieper und Petry gefangen genommen.

14. P. Buis wurde in Tschöngu von einer tausendköpfigen Menge im Soldatenlager umringt und entging nur durch die Schlauheit des Soldatenmandarins dem Tode.

15. P. Gebhard mußte in Itschau flüchten. Kaum war er 3 Li von Tutchen entfernt, als die Rotte in sein Haus einzog. Im letzten Winter brachte ihn sein Pferd mit knapper Not aus der ihn umzingelnden Volksmenge.

16. P. Stenz wurde wiederholt von Häschern gesucht. Bekannt ist, daß er in Tjüje beim Morde der beiden Mitbrüder nur wie durch ein Wunder den Mördern verborgen blieb, obwohl er eigentlich der Gesuchte war. — Ein Jahr später wurde er in Itschau drei Tage und zwei Nächte gefangen gehalten und auf die ausgesuchteste Weise beschimpft und mißhandelt.

17. P. Noyen wurde mit P. Nies unterwegs überfallen, entging aber durch die Schnelligkeit seines Pferdes den Händen der Räuber. — Im Sommer 1899 drang eine Rotte von 30 Mann nachts in den Hof der Missionsstation von Tjüje-Stadt, um P. Noyen zu fangen. Wiederum rettete er sich im Dunkel der Nacht, indem er über die Mauern des Hofes sprang und eilends sich ins Mandarinat flüchtete.

18. P. Ziegler wurde voriges Jahr auf einer Reise vollständig ausgeplündert. Ein Jahr zuvor war er den Räubern entgangen; an seiner Stelle wurde der jetzige Priester Tien geschlagen.

19. P. Dewes wurde im letzten Jahre in Tjaftan eine ganze Nacht hindurch verfolgt. Man wollte nach der Ermordung der beiden anderen Patres auch ihm ans Leben. Noch rechtzeitig benachrichtigt, konnte er flüchten und sich nach Zining retten.

20. Br. Joseph wurde in Lanschän mit P. Bücker überfallen.

21. Br. Hermann wurde beim Kirchenbau in Schenchien dreimal nachts überfallen, doch gelang es den Räubern glücklicherweise nicht, in den Hof einzudringen."

37. Tugendbeispiele chinesischer Christen.

Öfter wird den Chinesen wohl — und nicht ganz mit Unrecht — viel Schlimmes nachgesagt und allgemeine Verdorbenheit des Geistes und Charakters vorgeworfen. Man braucht sich deswegen gewiß nicht zu verwundern. Denn *wenn in den* christlichen Ländern Europas sich schon so

P. Karl Liewen.

P. Joh. Laxhuber.

P. Wilh. Schumacher.

P. Gottfr. Riehm.

P. Jos. Schneider.

P. Aug. Horstmann.

Br. Friedrich.

Die in Südschantung gestorbenen Missionare.

manche Ausgeburt aller Schlechtigkeit findet, wie viel eher wird dann ein noch ganz heidnisches Land auch lasterhafte Menschen hervorbringen! Übrigens darf man doch nicht außer acht lassen, daß Gott der Herr in jedem Volke auserwählte Seelen besitzt, die Ihm in Wahrheit dienen, ohne Falsch und ohne Trug, an deren Tugendbeispiele sich nicht nur die Engel, sondern auch die Menschen erfreuen können.

Auch auf den Gefilden Südschantungs finden sich solche anmutige Tugendblumen, von denen wir einige, am Wege gepflückt, dem geehrten Leser hier darbieten. Zunächst soll uns P. Bücker erzählen, wie die Neuchristen im Dörfchen Zingwang, im Norden des Bezirkes Itschoufu, ihre Christenpflichten erfüllen:

„Es gereicht dem Missionar zum Troste und zur eigenen Erbauung, jene kleine Herde in ihren Andachtsübungen und christlichen Verrichtungen zu sehen. Und da hebe ich zunächst hervor die pünktliche Haltung und Heiligung der kirchlichen Sonn- und Festtage. Obschon an genannten Tagen bis jetzt gewöhnlich kein Priester anwesend sein konnte, so finden sich dennoch groß und klein regelmäßig in der dortigen Notkirche zusammen, und es gilt für eine Schande, wenn jemand zum gemeinschaftlichen Gebete zu spät kommt. Manche Familien wohnen vereinzelt und müssen einen weiten Gebirgsweg bis zur Notkirche machen. Um die Sonntagsandacht nicht zu versäumen, brechen altersschwache Greise und Frauen schon am Vorabende auf, nehmen sich ein Stück trockenen Kuchen und schleppen sich mühsam am Stabe über die holperigen Gebirgswege. Andere begeben sich selbst bei der grimmigsten Winterkälte in der Morgenfrühe zu dem gemeinschaftlichen Bethause. Sind alle versammelt, so beginnt das gemeinschaftliche Morgengebet, welches bei sangartigem Abbeten mindestens eine volle Stunde in Anspruch nimmt. Dann wird anstatt der Predigt der Tauf-, Beicht-, Kommunion- oder Firmkatechismus gesungen. Dann Morgenbrot; die Auswärtigen setzen sich im Freien, ziehen ihren mageren Kuchen hervor und kochen sich einen Kessel Wasser. Nach dem Essen gemeinschaftlicher Kreuzweg, der wiederum 1 bis 1½ Stunde dauert. Nach dem Mittagessen Rosenkranz, Litanei und andere einschlägige *Gebete.* *Darauf* Studium der Gebete und Katechismen. Abends

wieder 1—1½ stündiges gemeinschaftliches Abendgebet. Viele der Auswärtigen müssen dann noch in der Dunkelheit die unsichern Gebirgswege zurücklegen. Der Rosenkranz, das Skapulier, geweihte Medaillen, Weihwasser und andere Sakramentalien werden als Kleinode geschätzt, und ich muß nur darauf verzichten, die vielen auffallenden Beispiele zu erzählen, welche der kindlich gläubige Gebrauch derselben dort wie anderswo bei den vom bösen Feinde angefochtenen Neuchristen oft zu Tage fördert. In jeder christlichen Familie befindet sich ein Hausaltar, vor dem sich an Wochentagen die Familie morgens, mittags und abends zum Gebete einfindet. Macht der Missionar seine Besuche, so dient dieser Hausaltar zugleich für die Feier des heiligen Meßopfers."

Weisen wir jetzt auch einige Tugendblüten auf. In den Berichten unserer chinesischen Missionare ist mancher Neuchrist seines Tugendlebens halber gerühmt worden, so z. B.:

1. Paulus Tschan. Er hatte bei Gründung der Mission i. J. 1882 zu Puoli den P. Anzer in sein Haus aufgenommen und leistete auch später den Missionaren treue Dienste. Sein Weib wird als Musterchristin geschildert; „seine beiden Söhne gleichen dem Vater, und seine einzige Tochter ist Vorsteherin des Mädchenwaisenhauses in Puoli, eine gottgeweihte, seeleneifrige Jungfrau. Ohne ihre energische Mitwirkung wäre das so heilsame Institut vielleicht längst schon eingegangen, äußerte sich wiederholentlich der Bischof. So ist die ganze Familie von einem guten christlichen Geiste beseelt." (H.J.B. 1889 S. 12.)

2. Am Feste Peter und Paul taufte P. Pieper in Tjutjatschuan einen mehr als achtzigjährigen Greis auf den Namen Paulus. Derselbe war „als braver Mann im ganzen Dorfe bekannt. Sein Leben lang hatte er kein Kind beleidigt. Immer, so sagte er, wenn er den Himmel betrachtet habe, besonders, wenn er am Abend die vielen Sterne gesehen, sei in seinem Innern der Gedanke lebhaft geworden, da müsse irgend ein Wesen sein, das dies

alles gemacht habe, und er möchte doch gerne dieses Wesen kennen lernen." (H. J. B. 1889 S. 6.)

3. Sutschuo, ein Neuchrist aus Zingwang, litt viele Jahre an der Abzehrung. „Zu seinen alten Leiden gesellte sich ein neues: der ganze Körper bedeckte sich mit fürchterlichen Geschwüren; der arme Dulder litt Entsetzliches, und dabei weigerte er sich ganz entschieden, irgend welches Heilmittel anzuwenden. Auf die Frage, warum er das thue, sagte er: Ich habe den lieben Gott so gebeten: „Lieber Gott, entweder schenke mir die volle Gesundheit, daß ich mir mein tägliches Brot verdiene, oder aber schenke mir ein schweres Leiden, daß ich mir doch mehr verdiene für den Himmel! So habe ich drei bis vier Tage gebetet, und ich wurde erhört, indem der liebe Gott mir all' die vielen Geschwüre geschenkt." (H.J.B. 1891 S. 63.)

4. Tschautjangkui, der unter einer zusammenstürzenden Mauer arg verstümmelt worden war, reizte durch seine Figur unwillkürlich zum Lachen; er aber überhäufte die Lacher mit Fluch- und Schimpfreden. Seitdem er Christ geworden, konnte man sich frei über ihn lustig machen; er half dann einfältig mit scherzen und lachen und war nun durch sein braves Leben allgemein bekannt unter dem Namen des „krummen Heiligen". (H. J. B. 1890 S. 14.)

5. Lichotang wird von P. Wewel als ein frommer, wackerer Katechist geschildert. Sein Beispiel war stets tadellos. Als rechtschaffener, edeldenkender Mann liebten ihn Christen wie Heiden. Stets fröhlich und heiter übte er eine fast unüberwindliche Geduld; Sanftmut und Demut wurde an ihm offenbar gerühmt. Treu blieb er seinem Vorsatze, in eheloser Keuschheit Gott zu dienen; kurz vor seinem Tode machte er noch das Gelübde ewiger Jungfräulichkeit. Überaus groß war sein Eifer, seine Landsleute für den heiligen Glauben zu gewinnen. Täglich betete er den Rosenkranz und gerne kniete er noch spät abends vor dem heiligen Altarssakramente. (H. J. B. 1898 S. 78.)

Diesen wenigen Beispielen könnten gewiß noch manche andere beigefügt werden, die einen ebenso angenehmen Wohlgeruch der Tugend verbreiten. Vor allem haben recht viele Christen Südschantungs in den Tagen des Kampfes und der Verfolgung einen bewunderungswürdigen Glaubensmut bewiesen, der sie stark machte, selbst grausigen Martern zu trotzen.

38. Marterblumen aus dem Reiche der Mitte.

„Große Foliobände," meint P. Freinademetz, „müßte ich voll schreiben, wollte ich all' die Drangsale und harten Prüfungen unserer geistigen Kinder auseinandersetzen; ein wahres Jammerbild würde sich vor unseren Augen aufrollen, wollte ich den Schleier lüften, der all' das Elend zudeckt. Jede christliche Familie hat ihre Leidensgeschichte, jede neu erstehende Christengemeinde ihre Sturm- und Drangperiode. Ja, die Rosen in Südschantung erblühen ihrem Blut-Bräutigame nicht minder rot, ihre Dornen sind nicht minder scharf, denn irgendwo auf Gottes Erdboden."

Den edlen Bekennern zum Ruhme — man darf sie wohl zum Teil Martyrer nennen — wollen wir versuchen, sie nachstehend anzuführen, soweit sie in den Mitteilungen der Missionare bekannt geworden sind.

1. Siü aus Siütschwang im Kreise Zauchien wurde i. J. 1889 beim Mandarin verklagt, als unterhalte er verbotene nächtliche Zusammenkünfte in seinem Hause und verbreite eine gefährliche Religionssekte. Der Mandarin ließ ihn vor sich führen und forderte von ihm, er solle schriftlich versprechen, sogleich den Missionar vertreiben zu wollen. Da er sich dessen weigerte, ließ ihm der Mandarin 600 Stockschläge geben, so fürchterlich, daß der arme Mann in Folge der Wunden weder sitzen, noch liegen, noch stehen konnte. Dann wurde er ins Gefängnis geworfen. (Vergleiche S. 241 und Mich. Kal. 1881 S. 194.)

2. Bei Gelegenheit des Kirchbaues zu Tschinzije im Kreise Mungin, den die Heiden gewaltsam verhindern wollten, wurden sechs Christen von einer Rotte überfallen und zum Mandarin gebracht, der ihnen ohne Verhör je 6—

700 Stockschläge geben ließ. Bluttriefend schleppten sie sich langsam am Stabe zum Missionar P. Bücker. „Schenfu," sagten sie, „thut nichts, mach dir keine Sorge; wir werden nach wie vor eifrig Gott dienen." (H.J.B. 1886 S. 54 und 1887 S. 78.)

3. Ein Neuchrist in Zingwang im Norden des Distriktes Itschoufu hatte seine Mitchristen angeeifert, zu den Götzenopfern nicht beizutragen. Während diese deshalb mißhandelt und beraubt wurden, sollte jener eine besondere Probe von seiner Standhaftigkeit im Glauben ablegen. Mehrere Kerle, darunter zwei seiner leiblichen Brüder, rissen ihn aus dem Hause und befahlen ihm niederzuknieen. Dann ergriffen sie seinen Zopf, legten ihre Messer an seinen Hals und riefen: „Auf Leben oder Tod, bist du bereit, der Religion der europäischen Teufel zu entsagen?" „„Ich bin und bleibe Christ,"" war die Antwort des Bekenners. „Noch einmal, schwörst du der Religion ab? Wir stechen dich nieder!" „„Wie's euch beliebt, stecht mich nieder! ich aber bin und bleibe katholisch,"" so die wiederholte Antwort. Dann hieben sie mit ihren Säbeln auf ihn ein und richteten ihn jammervoll zu. Besser gesinnte Heiden befreiten ihn. (H.J.B. 1888 S. 22.)

4. Kungkuangzin aus Jvintschöng wurde schon als Katechumen der christlichen Religion wegen arg mißhandelt. Man riß sein Haus ein und wollte ihn lebendig begraben; doch er entkam durch die Flucht. Zurückgekehrt wurde er von einer Rotte abermals ergriffen, sechsmal mißhandelt und zwar dreimal so stark, daß er die Besinnung verlor. „Betest du in Zukunft nicht mehr," sagten seine Schergen zu ihm, „so geben wir dir Wohnung und Nahrung; betest du aber noch, so ist es dir nicht erlaubt, aus dem Dorfbrunnen Wasser zu schöpfen." „„Und soll ich verhungern und verdursten,"" erwiderte er, „„so werde ich nicht früher aufhören zu beten als zu atmen."" Dann ging man daran, ihm das eine Knie mit einem Messer zu zerschneiden, das andere mit Kolben zu zerschlagen, um ihm das Knieen zu verleiden. So kniete er denn gegen 20 Tage im seinem

Sieben neugeweihte chinesische Priester in Südschantung.

Blute; aber gerade beim Beten, sagte er, empfinde er keinen Schmerz. (H.J.B. 1890 S. 14.)

5. Der Katechist We wurde in Sungtjatau weil er Christ war, vom Mandarin geschlagen. Er erhielt zu drei verschiedenen Malen zusammen 552 Schläge, so stark, daß seine Kleider voll Blut waren und man, um seine Wunden zu heilen, vier Stücke Fleisch von den geschlagenen Stellen abschneiden mußte. Dann rieb man die wunden Stellen mit heißem Schnaps ein, was größere Pein als die Schläge verursachte. Darauf schmachtete er noch vierzehn Tage im Kerker. (H.J.B. 1890 S. 38.)

6. Kuozuingän, der älteste der Christen von Jansie im nördlichen Fichien, wurde von Heiden unbarmherzig mit Knitteln geschlagen. Seine Füße waren so zugerichtet, daß er sich nicht mehr fortschleppen konnte. Dann sperrte man ihn ein und ließ ihn $1^1/_2$ Tag ohne Speise und Trank. Zum Mandarin gebracht, ließ dieser ihm 200 Stockschläge auf die Waden und 40 Schläge ins Gesicht geben. Er blieb vier und einen halben Monat im Gefängnisse, an allem Mangel leidend, und kehrte abgemagert und vollständig entkräftet nach Hause zurück. (H.J.B. 1893 S. 83.)

7. Im Jahre 1893 wurde der Vorsteher einer Christengemeinde in der Nähe von Itschoufu von Heiden ermordet, weil er sich geweigert, ihnen seine christliche Tochter zur Ehe zu geben. (H.J.B. 1894 S. 44.)

8. Zu Puoliang im Kreise Tschouchien hatte der heidnische Ortsvorsteher geschworen, die Anhänger des Christentums bis aufs Blut zu verfolgen. Am 4. Febr. 1894 überfiel er mit einer Rotte schlechter Subjekte die wehrlosen Christen. Sie wurden so mißhandelt, daß neun ihren Wunden erlagen, zwanzig schwer verwundet waren. (H.J.B. 1895 S. 35.)

9. In Tschantjatschuang wurde ein eifriger Christ namens Schangwenbin aus Haß gegen die Religion fälschlich einer Brandstiftung beschuldigt. Der Mandarin ließ ihm mehrere hundert Stockschläge geben und ins Gefängnis werfen, in welchem er ungefähr ein Jahr zubrachte

und sein Leben beschloß. Einige Tage nach seinem Tode stellte sich heraus, daß seine Gegner die Gefängniswärter bestochen und diese ihn vergiftet hatten. (Mich.-Kal. 1895 S. 171.)

10. In Tawangtschuan wurde der Katechist Suin und zwei Christen mit Schwertern arg zugerichtet. Ersterer erlag nach einigen Tagen seinen Wunden. (Mich.-Kal. 1895 S. 183.)

11. Süo, ein Katechist des P. Stenz, wurde nachts überfallen, der rechte Arm ihm aus dem Gelenke geschlagen, die Finger vollständig verkrüppelt, der Kopf ihm mit einem Messer fast gespalten. Nach monatelangem Krankenlager erholte er sich notdürftig. P. Stenz berichtet auch von einem Knaben, dem ebenfalls der Kopf gespalten, und von einem anderen, dem ein Auge ausgerissen wurde. (H.J.B. 1898 S. 40.)

12. Im Kreise Tjasian wurde ein Christenvorsteher von Heiden dem Mandarine überliefert, der ihm 200 Stockschläge geben und ihn dann einsperren ließ. (H.J.B. 1898 S. 5.)

13. In der Verfolgung vom Jahre 1899 sind viele Christen mißhandelt und ungefähr zwanzig ermordet worden. So wurden im Kreise Tangchien zweien Christen die Augen ausgestochen, eine achtzigjährige Frau ward auf offenem Felde ermordet, eine zwanzigjährige kranke Person so mißhandelt, daß sie bald darauf starb. Außerdem wurden noch zwei bis drei Christen ermordet.

14. P. Volpert erzählte von einem Katechumen, der auf schreckliche Weise gefoltert und mißhandelt war und dann gefragt wurde: „Willst du jetzt noch Christ bleiben?" Er antwortete: „Und wenn ihr mich totschlagt, bleibe ich dennoch Christ." Auf dieses mutige Bekenntnis hin wurde ihm durch einige wuchtige Schläge der Kopf gespalten." (H.J.B. 1899 S. 174.)

15. P. Stenz aber berichtete, daß im Bezirke Itschoufu, im Missionsgebiete des P. Bücker, ein Christenknabe an einem Baume aufgehangen, ein Feuer dar-

unter angezündet und er darüber gebraten wurde, während man den Vater des Kindes in Stücke schnitt und diese ins Feuer warf. (H.J.B. 1899 S. 150.)

16. In Ivintschöng wurde ein Mann, namens Täßechien, seines Glaubens wegen ermordet. Seine Familie war im Dorfe die einzig christliche und zwar eine sehr glaubenseifrige. Eines Abends ward der Mann aus seinem Hause gerufen. Kaum ist er draußen, so fällt ein Schuß. Die hinauseilenden Verwandten finden eine große Blutlache, von ihm selbst aber erst nach drei Tagen einige Knochen, seine Mütze und seine Schuhe.

39. Der Sieg des Kreuzes.

In den verflossenen achtzehn Jahren hat sich der heilige Glaube von Puoli aus über ganz Südschantung verbreitet. Nicht nur in sehr vielen Landgemeinden, sondern auch in der Hauptstadt Jentschoufu, in den Bezirksstädten Itschoufu, Zautschoufu und Zining, sowie in fast sämtlichen zweiunddreißig Kreisstädten konnten Missionsstationen errichtet werden. Wer bedenkt, unter wie vielen Schwierigkeiten gerade in den Städten Chinas eine Niederlassung erkämpft werden muß, der wird jene Erfolge zu würdigen verstehen. Wie viel Kampf hat unsern Missionaren nicht der Einlaß in Jentschoufu gekostet? Erst nach zehnjährigen, energischen Anstrengungen konnte in die Hochburg des Konfuzianismus eine Bresche gelegt werden. Freilich ist nur erst eine Niederlassung gegründet. Das schon erbaute, größere, würdige Gotteshaus aber, welches ganz dazu geeignet war, das Ansehen der heiligen Religion in den Augen der Chinesen zu erhöhen, soll bereits der Zerstörung anheim gefallen sein.

Wie in Jentschoufu, so erheben sich fast überall, wo das Christentum einzudringen versucht, die feindlichen Elemente, um mit allen Mitteln der List und Grausamkeit die christliche Religion fernzuhalten. Allerdings müssen sie in den meisten Fällen denn doch schließlich erkennen, daß all ihr Sträuben vergeblich ist. Gewöhnlich beru-

higen sie sich dann allmählich, lassen den Missionar predigen und werden nicht selten, nachdem sie ihn näher kennen gelernt, seine aufrichtigen Freunde.

Daß es bei solchen Kämpfen nicht ohne Ruinen, nicht ohne Leid und Schmerz für die Mission abgeht, ist leicht begreiflich. Gewiß ist solches zu beklagen. Aber hat sich das Christentum nicht selbst auch drei Jahrhunderte hindurch unter vielen Opfern und Leiden und blutigen Kämpfen Bahn brechen müssen? Man darf wohl behaupten: Gott der Herr forderte jene unmenschlichen Qualen und blutigen Opfer tausender Ihm wohlgefälliger Christen als Sühne für die zu jener Zeit allgemein herrschende Verderbtheit und Sittenlosigkeit; dann erst sollte das Christentum seinen Siegeszug über die Erde beginnen. Ganz so verfährt Er jetzt noch mit den Missionen, auch mit Südschantung. Auch dort sollen die Neuchristen erst durch viele Leiden und Trübsale hindurchgehen, um ihre früheren Vergehen und das Lasterleben ihrer heidnischen Umgebung in etwa zu sühnen, um im Glauben zu erstarken und der so kostbaren Güter und Gnaden der heiligen Religion sich würdig zu machen. Überdies ist ja wohl kaum ein Mittel so erprobt, wie dieses, um die Spreu von dem Weizen zu scheiden: die Namenchristen von den wirklich braven, glaubensfesten.

Eines aber bleibt wahr: In diesem heiligen Streite, in welchem Christus und Satan, der Hl. Geist und der höllische Geist sich gegenüber stehen, kann der endliche Sieg nicht zweifelhaft sein. Einen großen moralischen Sieg hat unsere heilige Religion in Südschantung schon gewonnen. Sie hat sich nämlich über die ganze Mission ausgedehnt; in jedem Orte ist sie bekannt geworden, und deshalb sind die Chinesen vor die Frage und die Entscheidung gestellt, ob sie Christen werden wollen, oder nicht. Daß verhältnismäßig nur wenige diese Frage in ernste Erwägung ziehen und noch weniger den Mut besitzen werden, um, alle Vorurteile überwindend, mit gläubigem Herzen ihren Nacken unter *das Joch Christi* zu beugen, wollen wir uns keines-

wegs verhehlen. Ebensowenig neigen wir zu der Annahme, daß die Kirche Südschantungs nach Niederwerfung des jetzigen Aufstandes von Verfolgungen verschont bleiben werde. Denn die Kirche Christi bleibt hienieden immerfort eine streitende, wie in ihrer Gesamtheit, so auch in ihren Teilen. Aber mag sie auch bedrückt und geknebelt werden, mag auch die Ungerechtigkeit zeitweise über sie triumphieren: Er, der gesagt hat: „Die Pforten der Hölle werden sie (die Kirche) nicht überwältigen," wird über kurz oder lang Seine Widersacher vernichten. Das ist auch für den Missionar, gegen den so häufig die Spitze des Angriffs gerichtet ist, ein tröstender und stärkender Gedanke.

„Hier in China", schreibt P. Erlemann, „hat Satan noch eine ungeheure Macht, so daß noch recht viele Arme gleich denen des betenden Moses zum Himmel emporgehoben werden müssen, um den Erzfeind des Menschengeschlechtes in die Flucht zu schlagen. Das Bewußtsein, dem bösen Feinde hier unmittelbar gegenüber zu stehen, ihm hier unmittelbar Todesstöße versetzen zu können, ist außerordentlich erhebend; hierin beruht, wie mir scheint, der größte Reiz des Apostolates. Zwar bedauert man, nicht überall helfen zu können, wo der Drache Verwüstungen anrichtet, aber dennoch wird, das fühlt man deutlich, durch jedes heil. Opfer, das man als Priester feiert, ein neuer, scharfer Pfeil gegen ihn abgeschnellt, so daß er zuletzt tödlich verwundet niedersinken muß."

Auf dem St. Petersplatze in Rom erhebt sich ein kolossaler Obelisk, der vormals im Circus des Nero auf die Martern der ersten christlichen Blutzeugen hinabblickte. Jetzt ist er eine Siegestrophäe des Christentums über das Heidentum. Und die Worte, welche Papst Sixtus V. in den Stein einmeißeln ließ, gelten gewiß auch für den Sieg unseres heiligen Glaubens in den heidnischen Missionen:

„Christus vincit, Christus regnat, Christus imperat: Christus ab omni malo plebem suam defendat!"

„Christus siegt, Christus herrscht, Christus gebietet: Christus möge Sein Volk vor allem Übel bewahren!"

IX. Die Thätigkeit der Genossenschaft in Argentinien.

1. Vorbereitung dieser Mission.

Argentinien, eine Republik in Südamerika, ist seit Jahrzehnten das Ziel der Auswanderung vieler Italiener, Franzosen, Spanier und Deutschen. Materiell sind viele in der neuen Heimat besser gestellt; in geistiger Beziehung aber sind auch manche recht zu bedauern.

Gegen Ende der 80er Jahre gelangten verschiedene Berichte nach Steyl über die seelsorglich arg verlassene Lage so mancher, auch deutsch redender Kolonisten in Südamerika. Infolgedessen wandte sich unser hochwürdiger P. Generalsuperior an die hl. Kongregation der Propaganda. Als diese den Plan billigte, entschloß er sich, zunächst zwei Priester nach Süd-Amerika zu senden, um dort ein entsprechendes Arbeitsfeld zu suchen und über die vorgefundenen Verhältnisse Bericht zu erstatten. Der „Herz-Jesu-Bote" meldete damals Oktober 1889 das Folgende:

„In Nordamerika sind durch Mangel an geistlicher Obsorge im Laufe der Zeit wenigstens 5 Millionen Auswanderer mit ihren Nachkommen der katholischen Kirche verloren gegangen, und wie traurig sieht es mit so vielen andern in anderen Gegen-

den aus! Von unserer Seite sind in diesen Tagen die ersten Schritte geschehen, um den deutschen Auswanderern in Südamerika zu Hilfe zu kommen. Die Propaganda in Rom verlieh zwei Priestern unseres Steyler Hauses, den Patres Heinr. Becher und Hermann Löcken, zu diesem Zwecke Empfehlungsbriefe an die Bischöfe Südamerikas, während die Kongregation „der außerordentlichen Angelegenheiten", unter deren Verwaltung jene Gegenden stehen, vom hl. Vater die für die Reise nötigen Fakultäten erwirkte. Es ist nun zunächst Argentinien ins Auge gefaßt, da diesem Lande in nächster Zukunft noch eine große Kolonisationsthätigkeit in Aussicht zu stehen scheint. Die beiden Missionare werden sich bemühen, die Verhältnisse der deutschen Auswanderer kennen zu lernen, ihnen möglichst zu helfen, und den Mitbrüdern, die nach ihnen kommen sollen, die Wege zu bereiten.

Der hochwürdigste Herr Erzbischof Philippus von Köln hat das neue Unternehmen mit warmen Worten gutgeheißen. Hochderselbe schrieb am 26. August 1889 an den P. Generalsuperior:

„Ew. Hochwürden

Entschluß, für die geistlichen Bedürfnisse der deutschen Auswanderer nach Südamerika eine Anzahl Ihrer Missionspriester in jene Länder zu senden, habe ich mit großer Freude vernommen, da ich vielfach Gelegenheit gehabt habe, durch Berichte mir bekannter Priester, welche in den südamerikanischen Staaten gewirkt, oder sich aufgehalten haben, die höchst traurigen religiösen und sittlichen Verhältnisse der armen deutschen Auswanderer in Erfahrung zu bringen. Gott der Herr, von dem alle heilsamen Gedanken und guten Entschlüsse kommen, wolle das beabsichtigte Werk mit Seinem Segen begleiten und zu glücklicher Ausführung bringen!

Das ist mein Wunsch und Gebet, und werde ich meinerseits dasselbige gerne nach Kräften unterstützen.

In der Liebe unsers göttlichen Herrn verbleibe ich hochachtungsvoll

Ew. Hochwürden sehr ergebener

† Philippus, Erzbischof von Köln.

Wir sind überzeugt, daß die hier mitgeteilten Worte des hochwürdigsten Herrn Erzbischofs von Köln zugleich ein Ausdruck der Befriedigung sind, mit der die Katholiken Deutschlands diese unsere Mitteilung entgegennehmen werden."

Um Näheres und Sicheres über die Verhältnisse in Südamerika zu erfahren, ging unser hochw. P. General zum P. Rathgeb, Provinzial der deutschen Jesuiten in Exaeten, welcher 18 Jahre bei den deutschen Jesuiten in Brasilien gelebt. Derselbe gab ihm freundliche Auskunft über die dortigen Verhältnisse und ein Schreiben an die deutschen Jesuiten in Argentinien, wodurch es unsern ersten Missionaren sehr erleichtert wurde, passende Beschäftigung daselbst zu finden.

2. Die ersten Missionare und ihre Ankunft in Argentinien.

Diese waren:

1. P. Heinrich Becher, geb. 11. Dez. 1857 zu Morsbach, Erzdiözese Köln.

2. P. Hermann Löcken, geb. am 7. Okt. 1857 zu Neuenkirchen in der Diözese Münster.

Sie empfingen das Missionskreuz am Mariä Namensfeste, Sonntag den 15. Sept. 1889, verließen Steyl am 23. ds. M. und bestiegen am folgenden Tage in Antwerpen den Dampfer. Am 23. Oktober landeten sie in Buenos-Aires, wo sie bis zum 30. blieben. Ein reicher Argentinier, Don Apolinario Casabal, führte sie am folgenden Tage nach der Vorstadt Flores in seine Villa, die er ihnen unentgeltlich zur Wohnung anbot. Der Redemptoristenpater Bart aber geleitete sie zu Estrade, dem Präsidenten der Kolonisations-Gesellschaft, welche im Staate Entre-Rios eine Strecke Landes von 20 Stunden im Quadrate angekauft hatte. Dann besuchten sie auch den Herrn Erzbischof, welcher den Wunsch aussprach, sie möchten in seiner Diözese bleiben. Der Pfarrer von Flores bat sie, dort ein Kolleg zu gründen und sich der Jugend von Flores anzunehmen. Auch der Jesuitenpater Auweiler, eine in der Hauptstadt recht angesehene Persönlichkeit, nahm sich ihrer an und ersuchte sie, nach San Geronimo zu seinem Mitbruder P. Niemann zu reisen. Dieser würde sie bei den deutschen Kolonisten in Esperanza

Die ersten nach Argentinien gesandten Missionare.

Heinrich Becher, Hermann Löcken.

einführen, die sich sehr verlassen fühlten und dringend um deutsche Patres gebeten hätten.

Sie entschlossen sich, letzterer Bitte zu entsprechen und verließen Mittwoch den 30. Oktober abends 9 Uhr die Hauptstadt, um zunächst nach San Geronimo zu fahren.

3. In San Geronimo.

Donnerstag den 31. Oktober kamen unsere beiden Reisenden in Las Tunas an, von wo aus ein Wagen sie nach San Geronimo zu P. Niemann brachte. Derselbe nahm sie freundlich auf und that alles für sie, was in seinen Kräften stand. Er behielt P. Becher drei und P. Löcken vier Wochen bei sich zu Hause und suchte sie in allem Nötigen zu unterrichten. Er hatte die Kolonie mitgegründet und schon zwanzig Jahre dort gewirkt; darum genoß er großes Ansehen bei seinen Pfarrkindern. San Geronimo, so berichteten sie, ist eine Mustergemeinde und fast nur von deutsch redenden Kolonisten bewohnt. P. Niemann selbst ist ein Westfale und hat einen Bruder, der praktischer Arzt in Rheine ist. Er wandte sich auch an den hochw. Diözesanbischof, der in Parana residierte, und erbat für unsere beiden Patres die nötigen Vollmachten. Damit die Angekommenen das Spanische erlernten, besorgte er P. Becher einen Aufenthalt in der Filiale St. Wendelin beim Lehrer Herrn Risse. Dieser stammt aus der Gegend von Soest, hat früher das Gymnasium besucht und war schon 25 Jahre in Argentinien thätig.

4. In Esperanza.

Als die beiden Patres noch in der Hauptstadt weilten, zeigte der Superior der Redemptoristen ihnen ein Schreiben, das ein deutscher Kolonist aus der Gegend von Esperanza in der Provinz Santa Fe am 14. August d. J. an ihn gerichtet hatte. In demselben hieß es:

„Es leben in Esperanza und Umgegend Tausende deutschsprechender Katholiken, welche der Segnungen ihrer Religion fast gänzlich entbehren, weil sie eben nicht Spanisch sprechen

und verstehen. Es werden auch noch Generationen vergehen, ehe die spanische Sprache sich in den Familien derselben eingebürgert hat. Die Jugend wächst vollständig ohne Religionskenntnisse auf. Die einen gehen, ohne die allernotwendigsten Vorkenntnisse zu besitzen, zu den heiligen Sakramenten, andere werden von den Eltern wegen ihrer Religionsunkenntnis nicht geschickt, und so gibt es genug junge Leute, welche außer der Taufe nie ein Sakrament empfangen haben. Da der Gottesdienst, wie er hier gehalten wird, die deutschen Katholiken nicht anmutet, und sie die in spanischer Sprache gehaltene Predigt des italienischen Pfarrers nicht verstehen, so ist der regelmäßige sonntägliche Kirchenbesuch bei den meisten außer Gebrauch gekommen. Viele Kolonisten „fahren noch wohl zur Kirche", wie sie gewohnt sind zu sagen, allein sie betreten das Innere derselben höchst selten. Die Folgen von diesem unkirchlichen, ich möchte sagen, religionslosen Leben brauche ich ja Ew. Hochw. wohl nicht ausführlicher zu schildern.

Freunde und Nachbaren, mit welchen ich in dieser Sache Rücksprache nahm, versicherten mir, daß sie wegen Erwerbung eines deutschsprechenden Geistlichen früher, als ich noch nicht hier war, mehrfach Schritte gethan, aber alles umsonst. Daß sich vieler ein gewisser Trotz bemächtigt hat, in welchem sie von einem Nicht-mehr-anerkennen-wollen einer Mutter sprechen, die ihre Kinder im Stiche lasse, können Sie sich denken."

Als der Schreiber und seine Freunde hörten, daß die beiden Patres in San Geronimo angekommen seien, sandten sie eine Deputation dorthin, um wenigstens einen derselben zu veranlassen, nach Esperanza zu kommen und die Seelsorge für die dort lebenden Deutschen zu übernehmen. Zugleich versprachen sie, für den Unterhalt des Paters sorgen zu wollen. Nachdem so das Nötige mit ihnen und dann auch mit dem hochwst. Herrn Bischof vereinbart war, wurde bestimmt, daß zunächst P. Löcken dem ergangenen Rufe folgen solle. So kam er Ende November 1889 nach Esperanza.

„Ich bin," so schrieb er, „als Seelsorger für die Deutschen in Esperanza angestellt. Die guten Deutschen, die in 11 Jahren keinen Geistlichen hatten, der ihre Sprache verstand, sind recht *froh und thun alles*, um mir die Stellung angenehm und leicht zu

machen. Wie viele Deutsche eigentlich hier sind, weiß ich noch nicht, und die Kolonisten wissen es auch nicht. Dabei muß ich noch bemerken, daß auch viele Franzosen mich als ihren Pfarrer ansehen und deshalb auch zu meinem Unterhalte beitragen. In dem Ausschuß sind zwei Franzosen und vier Deutsche, wie ich glaube; wenigstens kenne ich nur diese. Mein Kostwirt ist ein Franzose.

Kolleg San José in Esperanza

Esperanza hatte allerdings bereits einen katholischen Pfarrer. Derselbe ist schon elf Jahre da, und obwohl er seine 73 Jahre zählt, zeigt er doch noch die Rüstigkeit eines Jünglings von 20 Jahren. Früher in Italien Militärkaplan, spricht er Spanisch, versteht etwas Französisch, aber kein Wort Deutsch, und doch ist ein großer Teil seiner Gemeinde deutscher Abkunft. Was Esperanza betrifft, so ist dieses eine große Kolonie, etwa 3½ — 4 Stunden von San Geronimo entfernt. — In der Mitte einer jeden Niederlassung ist die „Plaza", und dort findet man die Kirche, die Schulen, die öffentlichen Gebäude, Wirtschaften usw., der Anfang eines Dorfes oder einer Stadt. Esperanza soll 4000 Einwohner haben. Mit der Eisenbahn, die vorbeifährt,

kann man leicht nach Santa Fe gelangen. Eigentliche Straßen, d. h. gepflasterte, gibt es hier noch nicht. Doch findet man an den bewohnteren Stellen überall Bürgersteige; sonst würde man freilich nach einem Regen, wie er vorgestern Nacht fiel, das Haus nicht verlassen können."

P. Löcken wirkte in Esperanza nach besten Kräften bis zum Februar 1890. Dann aber trat ein Wechsel ein. Er ging zu Lehrer Risse, um Spanisch zu lernen, während P. Becher nach Esperanza kam, um die Fastenpredigten zu halten und mit dem Unterrichte der deutschen Kinder zu beginnen. Die Erlaubnis hierzu war kurz vorher von der bischöflichen Behörde eingetroffen. Und da den Patres auch gestattet wurde, ein Haus mit Kapelle zu bauen, so wurden die diesbezüglichen Zurüstungen und Sammlungen fleißig fortgesetzt und mit dem Bau begonnen.

Am 14. Sept. 1890 erhielten zwei andere für Argentinien bestimmte Patres: Ludwig Grüter und Anton Ernst, in Steyl das Missionarkreuz. Um sich die spanische Sprache anzueignen, reisten sie zuerst nach Madrid, wo sie bei den PP. Augustinern im berühmten Kloster Eskorial gastliche Aufnahme fanden. Am 17. Dezember gingen sie sodann von Corunna, einem Hafen an der Nordküste Spaniens, wo sie mit den beiden Brüdern Eustachius (Carl Werling) und Alexius (Karl Michel) zusammen kamen, unter Segel und trafen am 16. Januar des nächsten Jahres glücklich in Esperanza ein.

5. Der 25. Januar 1891.

Für die Missionare war es zunächst äußerst wichtig, das geplante Haus nebst Kapelle für die deutschen Kolonisten von Esperanza herzustellen. Das gelang. Am 22. Januar 1891 konnten sie in das neue Haus, Kolleg San Jose genannt, einziehen und wenige Tage später die Kapelle einweihen. Hören wir, wie P. Ernst diese für die Genossenschaft und die Kolonisten so hoch bedeutsame Feier beschreibt:

„Ein kirchliches Freudenfest feierten wir am Sonntag Septuagesima in der Kolonie Esperanza. Unsere Kapelle, welche voriges Jahr gebaut wurde, war mittlerweile fertig geworden und konnte am 25. Januar eingesegnet werden. Das war ein Jubel für unsere deutschen Landsleute und auch die übrigen Bewohner Esperanzas! Wer will es aber auch den guten Leuten verdenken, die so lange Jahre unter dem Druck unkirchlicher Verhältnisse zu leiden hatten und nun endlich frank und frei ihre religiösen Bedürfnisse befriedigen können. Schon Wochen vorher waren vorbereitende Schritte für die Feierlichkeit gethan. Es wurden Lieder eingeübt, Kränze geflochten, Altar- und Kirchengeräte herbeigeschafft.

Tags vorher fanden sich die Frauen und Mädchen ein, um die Kapelle zu säubern, Teppiche und Blumen zu machen und die letzte Hand zur Herrichtung und Verschönerung der Kapelle anzulegen. Am Sonntag Morgen dröhnten in der Frühe die Böllerschüsse, um den festlichen Tag anzukündigen. Hoch oben auf der Plattform des Daches wehten Fahnen der einzelnen Nationen. An der Frontseite flatterten die deutsche, französische, argentinische und italienische, und über dem Portale der Kapelle wehten nochmals die deutsche und argentinische im frischen Morgenwinde. Die Eingangsthüre war umkränzt, das Innere des kleinen Gotteshauses mit Bildern und Kränzen geschmackvoll geziert.

Um 9 Uhr nahm die Feier ihren Anfang. Schon um 8 Uhr kam Wagen auf Wagen, und gegen 9 Uhr war der große Platz mit Wagen derart überfüllt, daß man nur mit genauer Not durchkommen konnte. Die Kirche wurde dem göttlichen Herzen Jesu geweiht, das Haus dem hl. Nährvater Joseph.

Dichtgedrängt stand alles zusammen, Deutsche, Spanier, Franzosen und Italiener. Die kleine Orgelbühne war zum Brechen gefüllt und die Stiege dicht belagert. Um 9½ begann die heilige Messe. Nach dem Evangelium hielt der hochwürdige P. Devis S. J. eine Predigt zuerst in deutscher und darauf in spanischer Sprache. Er forderte die lautlos harrende Menge auf zum Dank gegen Gott, der ihnen so barmherzig Hilfe geschickt habe in ihrer Lage, und ermahnte zum eifrigen Gebet für das Wachstum und Gedeihen unserer jungen Pflanzung. Nach der Predigt wurde die heilige Messe fortgesetzt. Als der feierliche Augenblick genaht, wo zum ersten Mal der Heiland im Sakramente Seiner Liebe in Seinem neuen Heim erscheinen sollte,

dröhnten die Böller von neuem weit hinaus in die Kolonie, um den zu Hause Gebliebenen zu melden, daß der gute Hirte nunmehr in der Mitte Seiner Schäflein weile. Wie manches Auge füllte sich da mit Freudenthränen, wie viele Dankgebete mögen mit dem Weihrauchdufte zum Himmel emporgestiegen sein!

Nach Beendigung der heiligen Messe wurde das heilige Sakrament ausgesetzt und das Te Deum angestimmt. Das hätte man hören sollen! Das kleine Harmonium, welches den Gesang begleitete, wurde vollständig unhörbar, so kräftig und kernig stieg der erhabene Preisgesang himmelan. Dann wurde zum Schlusse der sakramentalische Segen gegeben, mit dem die Feier ihren Abschluß fand. Schon wurden die Lichter am Altare gelöscht, als noch einmal das „Großer Gott" gesungen wurde zum Zeichen des tiefgefühlten Dankes für die große Gnade des festlichen Tages."

6. Die geistige Not der verlassenen Kolonisten.

Es hat sich in diesem Jahrhundert unter verschiedenen Nationen ein starker Wandertrieb gezeigt. So sind Deutsche, Polen, Iren, Franzosen, Italiener und Spanier und aus anderen Nationen nach den verschiedensten Gegenden der Welt ausgewandert und haben dort ein neues Heim gegründet. Von diesen fremden Kolonisten pflegt viel Gutes auszugehen über diejenigen, mit denen sie zusammen leben, wenn sie eifrige Priester finden, die sich ihrer religiösen Bedürfnisse annehmen. Anderseits zeigt auch die Erfahrung, wie selbst die besseren Elemente einem Zustande der Lauheit allmählich anheimfallen, wenn sie die genannte Hilfe nicht finden. Man kann das schon aus manchem Vorhergesagten entnehmen, wird es aber noch besser aus dem hier Folgenden erkennen. P. Grüter schreibt nämlich:

„Es wird im lieben Deutschland drüben so viel gethan und geholfen zur geistigen Unterstützung und Hilfe bei den Katholiken in der Diaspora. Viele Katholiken deutscher Nation sind hier in Argentinien in einer ähnlichen Lage. Sie können keine heiligen Sakramente empfangen, viele haben kein heiliges Opfer, keine Predigt, keine christliche Lehre, und wenn an einigen Stellen diese auch wären, so wären sie doch wieder nicht für die deutschen. So geht das köstliche Kleinod des christlichen Glaubens,

der höchste Schatz der Menschen, mit all seinen Früchten für Zeit und Ewigkeit diesen armen Christen nach und nach verloren.

Sehr viele, ich muß sagen, die meisten alten deutschen Einwanderer sind der spanischen Sprache nicht soweit mächtig, daß sie beichten können, und wenn sie es auch zur Not können, so getrauen sie sich doch nicht es zu thun. Die Leute wissen eben oft nur die Wörter, die im täglichen Verkehre vorkommen. Den Kindern, welche in der Familie deutsch sprechen und die spanische Schule besuchen, geht es noch schlimmer. Sie können weder Deutsch noch Spanisch. Im Spanischen kennen sie oft nur die Ausdrücke vom Spiele, von den Pferden und solche, deren ein ordentlicher Mensch sich schämen muß; dies ist meistens die ganze Weisheit, welche sie in den spanischen Schulen schöpfen, und deren gesamter Inhalt sich in die Worte zusammenfassen läßt: Dummheit, Widerspenstigkeit und Schlechtigkeit. Da es in den spanischen Schulen fast ganz an Religionsunterricht fehlt, so haben die armen Kinder fast gar keine Begriffe von Religion."

Ferner schreibt er, es würden gewiß viele Leser des Herz-Jesu-Botens vom tiefsten Mitleid ergriffen werden, wenn sie die geistige Not sähen, welche so viele deutsche Landsleute dort erleiden. „Sie haben schon jahrzehntelang nicht mehr beichten können. Einige setzen sich leichtsinnig darüber weg; andere aber sind der Verzweiflung nahe, wenn sie an den Tod denken, der sie jeden Augenblick überfallen kann.

Wie traurig ist die Lage so mancher Gemeinde, die sich jahraus jahrein mit dem Rosenkranzgebete begnügen muß. Sie haben keinen Priester, und der göttliche Heiland weilt nicht opfernd, bittend und segnend auf dem Altare in ihrer Mitte. Die Sonne des geistigen Lebens ist ihnen weggenommen, und so ist es kalt und öde und wird immer kälter und öder. Die Kinder aber wachsen ohne Unterweisung in der Religion auf und sind sich selbst und ihren Trieben überlassen."

7. Der wandernde Missionar.

Im Jahre 1891, am 16. Januar, kamen die an zweiter Stelle ausgesandten Patres Grüter und Ernst in Esperanza an. Von diesen entschloß sich der erstere zu einer Rundreise im Lande, um die zerstreuten Deutschen aufzusuchen. Nachdem er den Segen seines Obern, des hochw. P. Becher, dazu erhalten, reiste er zuerst nach Ro-

jario und wirkte dort in Gemeinschaft mit einem irischen Franziskaner in den Kolonien längs der Bahn nach Cordoba. Sein Begleiter predigte in italienischer und spanischer Sprache, er in deutscher. Er sah, wie so manche deutsche Katholiken, den Antrieben der Methodisten folgend, mit den Protestanten gemeinschaftliche Sache gemacht, ihre Kinder in deren Schulen und Religionsunterricht geschickt und ihre erwachsenen Söhne und Töchter mit Methodisten verheiratet hatten. Über seine weiteren Arbeiten berichtete er nachstehendes:

„Infolge der Mission haben die Katholiken von den Kolonien fast alle die heiligen Sakramente empfangen. Auf ihre dringenden Bitten hin habe ich ihnen versprochen, gegen Ende des Jahres wiederzukommen und auch die Kinder mal zur ersten heiligen Beicht und Kommunion vorzubereiten; denn es gibt dort junge Leute von 18 oder 20 Jahren, die noch nicht gebeichtet haben. Was diese vom Christentum haben, ist die heilige Taufe, aber mehr nicht. Manch altes Mütterchen ist zur Beichte gekommen, seit etwa zwanzig Jahren wieder zum ersten Male. O wie traurig und öde ist das Leben ohne die Tröstungen unserer heiligen Religion, besonders wenn der Christ, wie die Kolonisten hier zu Lande, einsam mitten in seinem weitausgedehnten Besitztume wohnt und fast nichts anders zu sehen bekommt als „Vieh und Arbeit."

Nach Esperanza zurückgekehrt, reiste P. Grüter bald darauf über Santa Fe zur Provinz Entre-Rios.

„Von der Hauptstadt der Provinz Santa Fe gleichen Namens fährt man, um nach der Stadt Parana zu gelangen, zuerst mit dem Dampfschiff einen kleinen Fluß etwa zwei Stunden hinauf, und dann quer über den gewaltigen Fluß Parana gerade auf die Stadt zu, welche eine prachtvolle hohe Lage an diesem gewaltigen Strome hat. Der Fluß ist hier wohl mehr als doppelt so breit als der Rhein bei Köln. Wenn es ziemlich windig ist, so glaubt man sich fast wieder auf dem Meere; so gewaltig wird das Dampfschiff hin und hergeschleudert. Hier in der Nähe von Parana liegen auch argentinische Kriegsschiffe.

Von Parana fuhr ich mit einem Dreigespann zuerst zur Kolonie Villa Urquiza, und von hier am folgenden Tage wieder weiter; nach eintägiger Fahrt auf einem einfachen Kolo-

nistenkarren langte ich ganz gerädert an meinem Bestimmungsorte an. Diese Kolonie war so glücklich gewesen, von früher einen tüchtigen Priester, einen geborenen Flamländer, der auch der deutschen Sprache mächtig ist, für ihre Kolonie zu gewinnen. Leider war der gute Herr sehr krank und unfähig zu arbeiten. Wie lange die Kolonie den Priester behalten wird, ist sehr ungewiß. Die guten Russen waren voller Freude, als ich mich bereit erklärte, einige Wochen bei ihnen zu bleiben, bis der Herr Pfarrer sich einigermaßen erholt hätte."

Dann besuchte der Missionar noch einige andere Kolonien der Deutsch-Russen, so diejenigen um Crespo herum, und wurde überall freudig empfangen.

8. Die Deusch-Russen in Argentinien.

Ueber dieselben berichtete P. Grüter, wie folgt:

„Vor etwa hundertdreißig Jahren ließ die Kaiserin Katharina II. eine Menge deutscher Familien in den fruchtbaren, damals gar nicht bewohnten Landstrichen an der Wolga sich ansiedeln. Diese Familien kamen meistens aus Sachsen, Baden, Bayern 2c. und genossen viele Freiheiten. So unter andern hatten sie das Vorrecht, für hundert und dreißig Jahre vom Militärdienste befreit zu sein. Die dortigen Deutschen besitzen einen eigenen Bischof und Priester. Da aber die ihnen von der Regierung angewiesenen Ländereien vollständig besetzt sind und ihre Privilegien auch aufgehört haben, so wandern viele von diesen Leuten, die man einfach Russen nennt, nach Amerika aus. Viele gehen nach Nord-Amerika, manche auch nach Argentinien. Im Gegensatz zu den übrigen Kolonisten hier im Lande, welche zerstreut auf ihren Gehöften wohnen, siedeln sich die Russen immer dort an, wo sie ganz allein zusammen wohnen können. Wenn sie Land ankaufen wollen, so vereinigen sich eine Menge Familien und kaufen gemeinschaftlich eine Fläche Land, welche hinreichend ist, sie alle zu beschäftigen. Dann wird das ganze Land mit einem gemeinsamen Drahtzaune eingefriedigt und in der Mitte des Landes das Dorf gebaut. Genau in der Mitte desselben, von zwei Hauptstraßen, an welchen die Wohnhäuser liegen, eingeschlossen, ist der Kirchplatz. Ist so ein Dorf fertig und alles Land bezahlt, dann wird wieder spekuliert, um neues Land zu erwerben. Und da fängt das primitive Leben mitten auf so einer wilden, kahlen Steppe von neuem an. Es wird Tag und

Nacht gearbeitet, denn das Arbeiten ist ein Lebenselement der Russen. Einen Polizisten oder Schutzmann brauchen die Leute nicht; einer der Kolonisten wird alljährlich zum Vorsteher gewählt. Wird etwas nicht recht gemacht, oder liegt eine Sache von Bedeutung vor, so verkündet ein Bauer mit lauter Stimme durchs Dorf, daß alle stimmberechtigten Mitbürger sich beim Vorsteher einzufinden haben, und dann wird die Sache bald entschieden.

Die Russen nehmen natürlich keine anderen Leute als Russen in ihre Kolonie auf, was gewiß zum Heil und Segen der Leute gereicht, besonders hier in Amerika. Schade nur, daß sie in Amerika doch mit den Eingeborenen dieses Landes zusammenkommen und die Russen noch nicht so viel Courage besitzen, gegen die Spitzbuben im Lande kräftig vorzugehen."

Diese aus Deutschland nach Rußland und von dort nach Argentinien Ausgewanderten werden kurz Deutsch-Russen genannt. Im Süden der Provinz Buenos-Aires haben sie die Kolonien von Suarez (Sauce-Corto), welche zur Diöcese La Plata gehören, in Entre-Rios fünf Kolonien mit verschiedenen Kirchen und Kapellen rings um Marienthal, spanisch Valle Maria, als Pfarrort. Drei Kolonien bilden die Pfarre San José bei der Eisenbahnstation Crespo. Andere liegen nordwestlich davon um Villa Urquiza, wieder andere in andern Teilen des Landes.

Die Deutsch-Russen haben große Kämpfe mit der Regierung ausfechten müssen, bevor ihnen erlaubt wurde, in Dörfern zusammen zu wohnen. Jahrelang suchte man sie zu zwingen, daß jeder auf seinen Ländereien wohnen sollte. Erst als die Regierung sah, daß in dieser Beziehung nichts bei ihnen zu erreichen sei, gab sie nach.

9. Übernahme von Pfarreien unter den Deutsch-Russen.

Einige deutsch-russische Gemeinden hatten das Glück gehabt, deutsche Jesuiten eine Zeitlang als Seelsorger zu haben. So waren zwei Patres in und um Marienthal thätig gewesen. Da dieselben diese Thätigkeit abzugeben wünschten, so übernahm sie P. Becher im Juli

1892. P. Grüter war der erste Pfarrer. Als Kaplan hatte er bis Juni 1895 P. Voosen, als Nachfolger am 16. Juli 1897 P. Klocke.

Die Pfarrei San José wurde schon am 8. Sept. 1891 kurz nach der Reise des P. Grüter übernommen. Pfarrer war dort stets P. Becher. An beiden Orten wurden Kirchen und Schulen errichtet.

Deutsche Schule in San José bei Crespo.

Auch die Seelsorge für Sauce-Corto (1896) und das Rektorat Hinojo (1897) wurden vom Bischof unsern Patres übertragen. Zur Gewinnung eines genauern Bildes jener erstgenannten Pfarreien möge folgende Beschreibung einer Reise dienen, welche P. Ernst in Begleitung seines Obern P. Becher und des P. Weigang im November 1892 von Esperanza nach Crespo machte. Er schreibt:

„Gegen 6 Uhr fuhr der Zug von Parana nach Crespo ab. Die Gegend von Entre Rios ist wellenförmig, von zahlreichen Bächlein durchkreuzt. Hier ist die eigentliche Heimat des süd-

amerikanischen Weizens. Soweit das Auge reicht, kein Baum und Strauch, nur unabsehbare, vom Luftzug sanft gewiegte Weizenfelder. Wer kennt nicht den Entre Rios-Weizen, die markigen goldgelben Körner, die vor Jahren auf der Pariser Weltausstellung die goldene Medaille erhielten! Die Ernte war nahe, wie uns die gelben Saatfelder, durch welche der Zug langsam dahinfuhr, anzeigten."

Die Patres wurden in Crespo von den Deutsch-Russen sehr freundlich empfangen. Von letzteren schreibt P. Ernst, wie folgt:

„Im Familienleben folgen sie immer der alten Sitte. Im Hause große Reinlichkeit, am Tisch echte Hausmannskost, ein himmelhohes Bett und in jedem Zimmer ihr „Herrgottseckchen" zur Verrichtung der Hausandacht; daran lassen sie es nicht fehlen. Im bürgerlichen Leben sind sie „Kommunisten". Acker sind Gemeingut; das Säen und Ernten nebst Dreschen wird gemeinschaftlich besorgt. Jetzt fängt man freilich schon an, durchs Los das Land in Parzellen an einzelne zu verteilen. In Kleidung lieben sie das Bunte. Die Weiberwelt ist doch zu bunt: Grünes Kleid, rote Schürze und womöglich blaues Schultertuch. Ebenso müssen die Häuser recht buntfarbig in Grün, Rot und Blau in die Augen fallen. Fragt man sie: „Warum bleibt ihr Menschen denn immer bei eurer alten Mode?" so ist die Antwort: „So haben wir's in Rußland auch gemacht." Demnach muß es wohl in Rußland bunt aussehen.

Die Männer tragen langes, oft bis zur Schulter wallendes Haupthaar und lange Stiefel. Von dieser Gewohnheit geht man nie ab, selbst nicht der Sakristan und die zwei „Kirchenväter" auf dem Chore, welche alltäglich in langen Wasserstiefeln, die am Sonntag prächtig blinken, im Heiligtum ihre Dienste versehen. Gesang ist bei ihnen ein Schoßkind. Bei jeder stillen Messe wird gesungen, aber alles „mehrstimmig". Ein Teil singt „fein" der andere „grob", wie sie sagen; aber der Gedanke, die Leute meinen's ja gut, gibt der ganzen Sache Wohlklang."

10. Die erste Wirksamkeit in Esperanza und Umgegend.

Als Kolleg und Kapelle zu Esperanza anfangs 1891 erbaut waren, galt es, in die von den Kolonisten ersehnte priesterliche Thätigkeit einzutreten. Schon vor und während des Bauens hatten die Patres gesucht, durch Erteilung von

Unterricht und, wie sie sonst konnten, sich nützlich zu erweisen. Nun aber hatten die Deutschen ein eigenes Gotteshaus, das vor der Stadt lag. Während der Besuch des Gottesdienstes in der Pfarrkirche von ihrer Seite vieles zu wünschen übrig gelassen hatte, kamen sie jetzt fleißig und freuten sich, Andachten nach deutscher Weise zu haben und Lieder in deutscher Sprache singen zu können. Ihr Beispiel wirkte auch auf andere Kolonisten ein, und so ergab sich dann alsbald die Notwendigkeit, daß die Patres nicht nur in deutscher, sondern auch in spanischer Sprache predigen mußten.

Treu den heimatlichen Gebräuchen wurde auch die Fronleichnamsprozession nach deutscher Weise gehalten, ebenso die Vorbereitung der Kinder zur ersten hl. Kommunion und die Feier der ersten hl. Kommunion selber. In Bezug auf letztere schreibt P. Ernst im Frühjahr 1892:

„Wie manche Thräne der Freude und des Heimweh's nach dem ersten Kommuniontage schlich da aus den Augen unserer Kolonisten. Im lieben trauten Vaterlande drüben in Europa hatten sie selbst vor Jahren ihre erste heilige Kommunion gefeiert. Ihre Kinder hatten bisher in der weiten Fremde dieses Glück so nicht genossen. Jedesmal wenn der weiße Sonntag wiederkam, regte sich dieses Heimweh in der Seele, und jetzt nach langen Jahren des Sehnens und Wartens war es ihnen wieder vergönnt, ihre Kinder von deutschen Priestern vorbereitet und zum heiligen Tische geführt zu sehen; war es ihnen vergönnt, die Gefühle ihres teilnehmenden Herzens in Gebeten und Gesängen auszugießen. Darum war auch alles zusammengeströmt, sogar von den weitesten Kolonien waren unsere Landsleute vertreten. Nach der heiligen Handlung gingen die Kinder zu zwei an den Altar, um ihre Kommunionkerze zu opfern. Am Nachmittage versammelten sie sich von neuem, um einer gemeinschaftlichen Andacht zur Danksagung beizuwohnen. In einigen Worten wurden sie hingewiesen auf Maria und angeleitet, sich unter ihren mütterlichen Schutz zu stellen. Auf dem Seitenaltärchen prangte das Bild des Jesuskindleins, von Kerzen und Blumen umgeben. Das heiligste Sakrament wurde daselbst exponiert und dann begann die Weihe an Maria nebst einer kleinen Andacht zum Jesukinde. Ein kräftiges „Großer Gott" beschloß

die schöne Feier des Tages. Vor der Kirche wurden viele Stimmen laut: „Das war ein schöner Tag; nur schade, daß die Kapelle so klein war."

Auch die Fronleichnamsprozession hat uns P. Ernst recht lebhaft geschildert. Wer jemals Prozessionen in anderen Ländern gesehen hat, den wird diese nach deutscher Art gehaltene — es war die zweite in Esperanza — gewiß interessieren.

„Fronleichnam!" schreibt P. Ernst. „Ja, da haben's unsere Deutschen auch wieder gut gemacht. Um 5 Uhr dröhnten schon die Böller hinaus auf die Kolonie. Das Wetter war trüb und traurig. Vom Nebel durchnäßt hingen die Fahnen auf Kirche und Haus nachlässig hernieder. Ich dachte noch, heute wirds wohl nicht viel werden; denn man muß auch bedenken, Fronleichnam feiern wir im Winter. Vor der Kirchenthür prangte ein großer Triumphbogen, in dem Kapellchen selbst wanden sich grüne Guirlanden die Wände entlang. Es waren freilich alles Kränze von grüngebliebenem Kampgras, aber es sah doch schön aus. Die vier Altäre, an den vier Ecken der Wiese aufgestellt, waren ländlich und geschmackvoll geziert. Gegen alles Erwarten kamen die Leute in großer Menge, Wagen auf Wagen. Auch andere Nationalitäten waren zahlreich vertreten. Die Kirche faßte die Menschenmasse nicht. Unzählige mußten draußen harren. Wir sangen zunächst das feierliche Hochamt. Ein gemischter Chor setzte alles in Bewunderung. Die Knaben sangen so hell ihr Kyrie und Gloria; das war doch zu schön, so etwas hatte man hier noch nicht gehört. — Am Schlusse die Prozession. Welch Getümmel! Wo sind die Deutschen? — Alles ist durcheinander. Schadet nichts. Aufstellen! Nach einer Hexenarbeit ist endlich Ordnung geschafft. Die Italiener und Spanier wollten sich der ungewohnten Ordnung nicht fügen; ein ordentlicher Stoß in die Rippen, gemäßigt mit etwas „Sirvase" (Belieben Sie doch), bringt sie in Reihe und Glied. Die Böller krachen, die Glöckchen erschallen, in der Kirche hört man die Schellen klingen, und der Zug setzt sich in Bewegung. Welch bunter Mischmasch in schönster Ordnung! Voraus Kinder jeder Nationalität; sie tragen zwischen sich drei Fahnen und die Statue des Jesukindes. Ihnen folgen die Jungfrauen und Frauen mit ihrer Fahne und dem reichgeschmückten Muttergottesbilde. Dann die „weißen Engelchen", die Meß-

Schw. Agatha. Schw. Xaveria
Schw. Andrea, Vorsteherin. Schw. Scholastika

Die ersten, 1895 nach Argentinien gesandten Missionsschwestern.

diener, 12 an der Zahl, und der Priester mit dem hochwürdigsten Sakrament. Vier Stammkolonisten tragen den Baldachin; den Schluß bilden die Sänger und die Männer mit ihren Fahnen. Es waren viele hundert Menschen.

Am ersten Altar wird stillgehalten. Das heilige Sakrament wird in das Kapellchen gebracht, das Evangelium feierlich gesungen, und am Schlusse der Segen gegeben. So geht es noch dreimal weiter. Von Zeit zu Zeit dröhnten die Böller; zwischen dem Beten und Singen hört man die Glocken läuten, alles ist in festlichster Stimmung. Es ist interessant, zwischen den Leuten zu gehen. Einige beten deutsch, andere spanisch, jeder nach seiner Mütze; aber alle fühlen: bei der Prozession hat jeder gleiches Recht. In die Kirche zurückgekehrt, wird zum letzten Male der Segen gegeben. Von dem begeisterten Treten des Organisten reißt der Riemen am Windbalg des Harmoniums. Das thut nichts. Die Begeisterung bricht sich Bahn, und in mächtigen Tonmassen steigt das urdeutsche „Großer Gott" zum Himmel empor.

Ich dankte am Schlusse auch den Nichtdeutschen für ihre löbliche Haltung während der Prozession; denn man muß wissen, sie sind daran nicht gewöhnt und verstehen sich zu unserer deutschen Ordnung schlecht. „Nächstes Jahr müssen wir noch Soldaten und Musik haben," meinten einige; „dann thuen wir es jeder Großstadt nach."

Um dem religiösen Leben größeren Aufschwung zu geben, beschloß man auch, die kirchlichen Feste mit besonderer Feierlichkeit zu begehen. So baute man zu Weihnachten ein Krippchen und hielt mit Erlaubnis des Herrn Bischofs nächtlichen Gottesdienst, zu dem die Kolonisten aus weiter Ferne herbeiströmten.

Mit dem Kirchenbesuch hob sich auch der Empfang der hl. Sakramente, und so konnte P. Ernst ein Jahr nach der Einweihung der Kapelle berichten:

„Das religiöse Leben und die Einigkeit unserer katholischen Landsleute ist, Gott Dank, sehr gewachsen. Wenn der Herr mit Seiner Gnade weiter hilft, wird das Antlitz hiesiger Gegend in religiöser Beziehung sich mit der Zeit bedeutend umgestalten. Dazu helfe das göttliche Kindlein!" —

Der Ort Esperanza wurde für unsere Mitbrüder mehr und mehr der geistige Mittelpunkt ihrer Thätigkeit in der Provinz und späteren Diözese Santa Fe. So erhielten sie mit der Zeit zwei Seelsorgsstellen, welche ungefähr drei Stunden von Esperanza entfernt sind und zwar das Rektorat*) Humbold im Westen und die Pfarrei San Geronimo im Süden. Ersteres übernahm P. Weigang schon im November 1891, kurz nach seiner Ankunft; letztere kam erst nach dem Tode des verdienstvollen P. Niemann S. J. († 3. Mai 1895) an uns. P. Colling, Dr. theol., der im Jahre vorher Lehrer der Moral in St. Gabriel gewesen, trat in dessen Stelle. Er wurde im J. 1898 auch der Nachfolger von P. Becher in der Leitung der ganzen Mission und erhielt am 12. Dezember des folgenden Jahres den Titel eines Provinzials. Jetziger Pfarrer von St. Geronimo (seit 1. Juni) ist P. Boosen.

Während P. Ernst den Gottesdienst in der Kapelle und die Seelsorge der umwohnenden Deutschen besorgte, leitete P. Löcken im Verein mit einem Bruder die Schule, welche daselbst errichtet worden war. Samstags aber begab er sich auf Reisen, um in den entfernteren Kolonien von Susanna und Saquier Katechese und Gottesdienst zu halten und die hl. Sakramente zu spenden. Etwas später übernahm er auf Ersuchen der bischöflichen Behörde die Seelsorgstelle bei den Luxemburgern in San Antonio im Süden der Provinz Buenos-Aires. Leider ging diese Kolonie zu Grunde, indem die Winterfröste die Saaten zerstörten. So kam er nach Entre-Rios und von dort aus später nach Buenos-Aires und auf das Rektorat Hinojo im Süden dieser Provinz. Er hat als der älteste aus der Zahl der Missionare sich um die Konsolidierung der ganzen Mission recht verdient gemacht.

11. Die Übernahme der Pfarrei Esperanza.

Als unsere Missionare drei Jahre lang in Argentinien gearbeitet hatten, wurde durch die Rückkehr des greisen

*) In Argentinien *selbständige* Kaplanei genannt.

Pfarrers Castranuovo nach Italien im Januar 1892 die Pfarrstelle in Esperanza erledigt. Auf Ersuchen der bischöflichen Verwaltung übernahmen unsere Missionare dieselbe. P. Becher präsentierte dafür den P. Ernst, der dieselbe am 15. Februar 1892 antrat. Kurz darauf berichtete er über seine Pfarre, wie folgt:

„Die Pfarrei Esperanza wurde vor etwa 36 Jahren gegründet, und zwar von den Deutschen und Franzosen. Beide Nationen lebten friedlich zusammen. In der Mitte bauten sie die Kirche als heilige „Friedensburg" und zwar mit vereinten Kräften. Zuerst wurde ein Bretterhäuschen mit Strohdach hingebaut. Der erste Missionar und Pfarrer durfte beim Predigen nicht zu große Armbewegungen machen, um nicht Gefahr zu laufen, Löcher ins Dach zu predigen. Später als sich die Vermögenszustände der Stammkolonisten besserten, besserte sich die Lage der Kirche. Das alte Ding wurde abgerissen und eine neue, einschiffige Kirche gebaut. Die beiden ersten Pfarrer waren Missionare aus dem Franziskanerorden, der dritte ein deutscher Jesuit, P. Auweiler; unter dessen thatkräftiger Führung wurde die genannte einschiffige Kirche hergestellt.

Die Kolonie wuchs heran, zugleich die Bevölkerung in der Kirche, und da wurden dann hurtig noch zwei Schiffe links und rechts drangebaut. So ist sie bis heute noch geblieben. Als dann endlich die Liberalen, die ja nirgends in der Welt fehlen, auch in Esperanza mitsprechen konnten, wurde der deutsche Jesuit Auweiler verjagt, und man klebte dann rasch an die Thüre des Pfarrhauses das Edikt »No queremus á un jesuita.« „Wir wollen keinen Jesuiten mehr." Zur Strafe für diesen liberalen Streich ließ der Bischof Esperanza ein ganzes Jahr ohne Priester.

Nach dieser einjährigen Vakanz wurde die Pfarrei Esperanza von dem vorhin erwähnten italienischen Geistlichen versehen, der früher Feldkaplan in Italien gewesen war. Jetzt bin ich ihm gefolgt, und was noch in Zukunft alles passiert, weiß ich nicht. Ich halte mich an das „Bete und arbeite" und bitte alle Mitbrüder in Steyl um ihr kräftiges Gebet, damit der Hl. Geist hier neues Leben auf katholischem Gebiete wecken möge.

Es ist hier eine Bevölkerung von etwa 6—7000 Katholiken, dazu so bunt wie der Rock Josephs, und einen trockenen Westfalen an der Spitze als Pfarrer, läßt sich das begreifen? — *Wie gerne wäre* ich durchgebrannt, und würde auch jetzt noch

das „Hasenpanier" nehmen, wenn der Gehorsam mich nicht festbannte. Es ist also nichts zu machen. Ich werde thun, was in meinen Kräften steht, und das übrige Gott überlassen.

Das „Deutschtum" soll ich mir abgewöhnen, und bin doch ein so echter Deutscher; allein jetzt heißt es allen alles werden, Amerikanern, Spaniern, Franzosen, Italienern, um sie alle für Christus zu gewinnen. Harte Nuß, die ich knacken soll, aber süßer schöner Kern, der in ihr enthalten ist! — Augenblicklich habe ich den Kommunionunterricht der Kinder. Pfingsten soll die Erstkommunion sein. Es werden gegen 70—80 Kinder sein, deren Herzen ich dem Kinderfreund zu bereiten habe. Zum erstenmale Kinder allerhand Nationen, deutsche ausgenommen, die im Kolleg Unterricht erhalten. Sie haben mich gern; können sie ihre Sachen, mache ich wohl mal einen Witz, und das scheint ihnen zu gefallen.

Im übrigen sind die Schwierigkeiten nicht gering für mich; schon die Natur dieser Menschengewächse bietet solche. Sie wissen ja, das südamerikanische Blut rollt um 5% rascher durch die Adern, als bei den frostigen Deutschen, und da bleibt es vielfach nicht aus, daß die Lebhaftigkeit ausartet in Lümmelei und Liederlichkeit. Die Verführung ist gewaltig groß, und da können Seelsorger und Eltern oft jahrelang umsonst arbeiten. Aber bei Gott ist kein Ding unmöglich. Die Gnade biegt, stärkt, reinigt auch das krummste, schwächste und besudeltste Menschenherz. Und darum hoffe ich noch sehr viel Gutes mit Gottes Gnade auszurichten. Der Schulinspektor bat mich schon zum zweitenmal, doch auch die Stadtschule zu besuchen, die gegen 300 Kinder zählen wird. Mehr als die doppelte Zahl wird in Privatschulen unterrichtet, die gar keinen Religionsunterricht erteilen."

Die Pfarrstelle in Esperanza war sehr schwierig. Das hatte ja der gute eifrige P. Auweiler erfahren, der eben wegen seines Eifers von dort vertrieben worden war. Auch P. Ernst erfuhr dies, und sein Nachfolger P. Degenhardt, der im Oktober 1894 die Pfarrstelle antrat, als P. Ernst nach Buenos-Aires versetzt wurde. Die kirchenfeindliche Partei hatte seit längerer Zeit fast unumschränkt in Esperanza geherrscht und suchte darum die deutschen Patres auf alle Weise unter die Füße zu bringen. Wie man darin vorging und auf welche Weise die Patres hier

und anderwärts zu arbeiten sich bemühten, zeigt am deutlichsten ein Brief des P. Degenhardt vom 8. April 1896, aus dem wir hier einiges folgen lassen.

„Im großen und ganzen, glaube ich, hat das Gute Fortschritte gemacht. Im August gründete ich für die nicht deutsch redende Bevölkerung einen katholischen Männer-Verein, mit ganz gleichen Statuten wie unser deutscher Verein, dem er sich auch bei allen öffentlichen Anlässen, als ein Ganzes mit ihm, anschließt. Der neue Verein nennt sich Sociedad catolica. Bis jetzt sind die Mitglieder des Vereins fast nur Kolonisten, und deshalb finden die Versammlungen jeden letzten Sonntag im Monat auch nicht in der Stadt, sondern in einer Schule im Kamp statt. Es fehlt leider noch an geeigneten Vorständen. Dazu kommt, daß unsere Feinde, die Zeitung „Union", der Garibaldinerbund usw., sich mit Erfolg bemühen, durch abscheuliche Verleumdungen die Katholiken mit Mißtrauen gegen uns zu erfüllen. So beschrieb die Union nach dem letzten Fronleichnamsfeste „eine Schandthat des Cura (Pfarrers)": ich hätte einen Mann festnehmen lassen, weil er den Hut nicht gezogen; der arme Mann habe erst lange sitzen müssen, ehe man ihn gefragt; sodann wurde das ganze Verhör berichtet. — Ich wußte aber nichts von der Sache, und der Mann selbst, der mit Namen und Wohnort genannt war, erklärte, daß auch er nichts davon wisse, niemand habe ihn festgenommen.

Ich bat den Provinzial-Schulrat um Erlaubnis, in den staatlichen Schulen Religionsunterricht geben zu dürfen, und erhielt ein sehr freundliches Schreiben, daß dieses Landgesetz sei und daß niemand mich daran hindern könne. Ich ging also in die Schulen; aber welch einen Lärm verursachten jetzt die Liberalen. Die „Volksverführer" bemächtigten sich jetzt der armen Jugend, das könne und dürfe nicht geduldet werden; ich hätte sofort den Todhaß auf die Protestanten gepredigt; es seien Zeugen da usw. Das Lehrpersonal hatte meinem Unterrichte beigewohnt, es sind meist Liberale; sie erklärten aber, ich hätte kein Wort von anderen Religionen gesprochen. —

Bei der Grundsteinlegung des Hospitals,*) an der auch der

*) Die Gegner suchten die Errichtung des Hospitals zu verhindern. Als ihnen dieses nicht gelang, beschlossen sie, ihrerseits ein „liberales" Krankenhaus zu bauen. Sie brachten es jedoch nicht zu stande und hetzten deshalb um so mehr gegen die Patres. „Auf den Straßen an den Ecken," schrieb P. Stark,

Argentinische Landschaft.

Gobernador (Gouverneur oder Regierungspräsident der Provinz) Leiva teilnahm, trat zum erstenmale die katholische Bevölkerung als solche in die Öffentlichkeit. Eine noch größere Demonstration katholischen Lebens war es, als am St. Theresienfeste, an welchem Tage ehedem hier eine Andacht um Abwendung der schädlichen Tiere gehalten wurde, unsere beiden katholischen Männervereine erschienen, begleitet von ihren Familien, — auch die Vereine von St. Geronimo und Humbold waren da — um eine feierliche Bittprozession zu halten. In ungeheuer langer Reihe, wie sie hier noch nie gesehen worden war, zwei und zwei schritten die Gläubigen betend und singend durch die langen Straßen zu einem Kreuz, das an diesem Tage errichtet und eingesegnet wurde, des erste Kreuz in der Flur von Esperanza. Es war ein herrlicher Triumphzug unserer heiligen Religion, so imponierend, daß selbst unsere Feinde kein Wort der Kritik zu sagen wagten; man sah eben: das ist das eigentliche Volk. Nur ein hiesiges Blatt log keck seinen auswärtigen Abonnenten vor, es seien vier Männer und einiges Gesindel bei der Prozession gewesen. In vier Chören wurde gesungen: deutsch, französisch, spanisch und lateinisch.

Ich glaube, daß dieser Tag für die öffentliche Meinung Esperanzas von sehr großer Bedeutung war. Es war dieses auch eine Antwort auf die Feier des 20. September,*) die hier stattfand. Damals suchte man das ganze Volk in das Fest hineinzuziehen, und so sah ich mich verpflichtet, meine Gläubigen zu warnen, an diesem Feste teilzunehmen, indem ich mitteilte, der hl. Vater habe erklärt, diese Feste seien für ihn und die hl. Kirche eine Beleidigung; kein Wort fügte ich bei als: Ihr wißt also, was ihr als treue Katholiken dem hl. Vater schuldig seid. Damit hatte ich die Logenbrüder aber auf das peinlichste berührt; sie streuten aus, ich hätte alle Italiener Halunken und Spitzbuben genannt. Eine Frau wagte es, einigen von diesen Verleumdern zu sagen, daß der Pfarrer kein Wort davon geredet habe; dafür wurde sie in der folgenden Nacht mit einem Pfarrer zusammen an ihr Haus gemalt. Sie beschwerte sich bei der Polizei, und dafür klagte am folgenden Sonntage die

„schallte es Negro, Cuervo (Rabe), in den Zeitungen wurden wir mit Ehrentiteln, wie: falsche Propheten, Wölfe in Schafskleidern, Apostel und Knechte Leivas, usw. tituliert."

*) Am 20. September 1870 drangen die Soldaten Viktor Emanuels *durch die Bresche* an der Porta pia in Rom ein.

„Union", der Pfarrer dränge schon in das Heiligtum der Familien ein, um Unfrieden zu stiften.

In der Nacht des Fronleichnamsfestes stahl man uns die päpstliche Fahne von der Kirche; wir schwiegen darüber; aber in ihrer folgenden Nummer erzählte die Union, der Pfarrer habe die Fahne herabgenommen und mache die Leute glauben, sie sei gestohlen, nur, um eine neue Sammlung zu machen. Bald darauf brachte sie die Nachricht, wir hätten schon gesammelt, 304 Pesos (1 Peso ca. 2 Mark) sei das Ergebnis; davon würde ich für 4 Pesos eine Fahne kaufen und die 300 Pesos wanderten in meine Börse. Wir haben selbstverständlich gar keine Sammlung abgehalten, auch sonst nicht einen Centavo (Pfennig) für die Fahne bekommen. In diesem Stile schreiben die 3—4 hiesigen Blätter auf spanisch, deutsch und italienisch in einem fort, und leider glauben's viele; wenn auch nicht alles, so doch etwas, meinen die Leute, müsse dran wahr sein.

Hätten wir doch ein spanisches kath. Blatt! Unser „Volksfreund" thut schon manches Gute, aber er langt nicht. Ferner ist er zu weit fort von hier; die Nachrichten, die wir von Dienstag bis Samstag einschicken, kommen erst am zweitfolgenden Sonntag zurück, und dann ist häufig die Situation geändert. Große Sensation erregte es in Esperanza, als im 40jährigen Gründungsfeste der Stadt unser kath. Verein allein mit mehr Mannschaft heranrückte, als alle übrigen Vereine zusammen. Der Anarchistenklub suchte beim Herannahen unserer Fahne das Weite, wie sie sagten, um nicht in so schlechter Gesellschaft, die ein so abscheuliches Banner führe, marschieren zu müssen: und die Union schrieb, diese Pfarrer seien die leibhaftigen Antichristen.

Was die speziell seelsorgliche Thätigkeit hier in Esperanza angeht, so mehrt sich dieselbe fast zusehends. Beichten und Kommunionen sind alle Tage, täglich Religions-Unterricht in den Schulen oder in der Kirche, Krankenbesuche sehr häufig; in den Monaten Februar, März, April, wo hier regelmäßig der Typhus herrscht, oft mehrere Versehgänge an einem Tage. Der Herz-Jesu-Verein zählt 3—400 Mitglieder, die am ersten Freitage jeden Monats unsere ganzen Kräfte beanspruchen. Der Verein der Vincentinerinnen leistet mir die größten Dienste im Aufsuchen und Vorbereiten der Kranken, Sterbenden und Verwahrlosten. Viele Arbeit, aber auch manche Freude machen mir der spanische Männerverein, der Gesangverein und die Jugendvereine de San Luis (vom hl. Aloysius) und Hijas de Maria (Marienkinder).

Letztere rekrutieren sich aus den Erstkommunikanten. Von besonderer Wichtigkeit in der hiesigen Seelsorge ist das Aufsuchen und Heranziehen jener Familien, bei denen die Religion am Ersterben ist, die sie nicht mehr üben, vielleicht unehelich leben, ihre Kinder nicht mehr taufen lassen usw. Diese Arbeit allein würde einen Pater ganz beschäftigen und ist sehr lohnend."

Wie anstrengend aber in der Pfarrei Esperanza die Arbeit ist, zeigte der Bericht vom 27. April 1895:

„In der Osterzeit hatte ich schwere Arbeit; mehrfach den ganzen Tag im Beichtstuhl, und Hilfe hatte ich damals keine. Augenblicklich bereite ich an hundert und mehr Kinder auf die erste hl. Kommunion vor, und obwohl ich die Kinder täglich kommen lasse, so zweifle ich, eine solche Masse, die größtenteils ohne allen Fond herzukommt (es sind ja meist Nicht-Deutsche), gründlich unterrichten zu können. Taufen hatte ich im laufenden Jahre bis jetzt an 120, Trauungen 24.

Bisher habe ich meine Reisen meist nur zu Roß gemacht, zumal, um weit entfernt liegenden Orten mit Katechesen usw. Seelsorge zuzuwenden. Da aber meine Anwesenheit in der Pfarrei , wo alle Tage sehr viel Verkehr herrscht, so notwendig ist, so mußte ich auf den weiten Ritten das Pferd und auch meine Gesundheit daransetzen. Ich ritt bisher alle 14 Tage zu einem Orte, der das Pueblito heißt, vier leguas (Stunden) von hier, wo ganz arme, verlassene Eingeborne wohnen. In einem Morgen muß ich hin und zurück; das Pferd muß die 3 bis 4 Stunden abmachen, bei der gewöhnlichen Temperatur über 20° Reaumur; dort angekommen, bin ich selber aufs äußerste erhitzt. Nun eine Stunde lang mit der erhitzten Lunge angestrengt sprechen, dann in der noch größern Hitze, die um Mittag — in den Sommermonaten — durchschnittlich auch im Schatten gegen 30° ist, auf dem schon ermüdeten Tiere im selben Galopp zurück, das kostet Kräfte; ein zweiter gleicher Ritt in derselben Woche mit demselben Pferde würde diesem vielleicht das Leben kosten. Wir sahen uns also genötigt, eine Volante (leichtes Fuhrwerk) anzuschaffen. Wollte man in dieser Pfarrei den Religionsunterricht nach Pflicht und Schuldigkeit geben, ein Priester neben dem Pfarrer hätte vollauf Arbeit; denn es ist eine Bevölkerung von 9—10000 Seelen, die meist auseinander wohnen."

So schwierig auch die Verhältnisse im Anfange waren, sie besserten sich doch mit der Zeit allmählich. Zur Auf-

klärung des Volkes trug sehr vieles bei die Herausgabe des „Argentinischen Volksfreundes" im Jahre 1895 und die Verbreitung der Steyler Schriften unter den Deutschen Argentiniens. Zuletzt sahen die Kirchenfeinde, daß die Verleumdungen ihr Ziel nicht erreichten, und so begannen sie nach und nach dieselben einzustellen.

Als P. Degenhardt im Frühjahr 1900 die Pfarrstelle verließ, um die Leitung des Seminars in Parana zu übernehmen, wurden ihm für seine siebenjährige Wirksamkeit begeisterte Kundgebungen des Dankes dargebracht.

12. Das Fest der Fahnenweihe in Esperanza.

Die Lage der Dinge in Esperanza und im Lande überhaupt zwang unsere Patres, für die Gutgesinnten durch Gründung katholischer Vereine gesellschaftliche Mittelpunkte zu schaffen. So entstanden katholische Vereine in Esperanza, San Geronimo und Humbold. Um einen Einblick in das dadurch geschaffene Vereinsleben und in die dortigen Zustände überhaupt zu geben, wird es angebracht sein, hier eine Beschreibung des Fahnenfestes folgen zu lassen, welches der katholische Männerverein von Esperanza am 2. Februar 1896 feierte. Wir thun es mit den Worten des „Argentinischen Volksfreundes". Derselbe schrieb:

„Das bereits seit einigen Wochen angekündigte Fahnenweihfest zu Esperanza hat gestern, von herrlichem Wetter begünstigt, einen überaus glänzenden Verlauf genommen. Gegen 10 Uhr morgens langte der Extrazug mit den Santafesiner Festgästen hier an. Es waren der Minister des Innern, Dr. Alcácer, Rev. P. Romero, der Pfarrer der Karmelkirche und etwa 60 andere Gäste (darunter auch der Buchhändler Juan Porta, über dessen mannhaftes Auftreten am 20. September seiner Zeit der „Volksfreund" berichtet hat). Am Bahnhof war eine Abteilung Reiter aufgestellt, welche den Minister mit stürmischen Hoch-Rufen empfingen. Der hohe Gast wurde von denselben zum Hotel begleitet.

Bald nach 12 Uhr begann es um die Kapelle des Kollegs zum hl. Joseph herum lebendig zu werden. Von allen Seiten kamen Wagen heran, reich geschmückt mit Kränzen und Fähnchen.

Auch die Männervereine von San Geronimo, Progreso, Humbold, Guadalupe und Susanna waren erschienen. Die Kapelle hatte hochfestlichen Schmuck angelegt. Die Wände derselben waren mit Guirlanden, Kränzen und gemalten Schildern mit Inschriften reich geziert. Vor dem Eingang zur Kapelle stand ein Triumphbogen, welcher das geschmackvoll und reich ausgeführte argentinische Wappen trug, nebst einem Willkommensgruß in deutscher und spanischer Sprache. Je näher man der für die Festfeier angesetzten Stunde (2 Uhr) kam, desto mehr häuften sich die Wagen und mit ihnen die Festteilnehmer. Die Kapelle war längst gefüllt.

Nun wurde eine stattliche Reiterschar abgesandt, um den Minister abzuholen. Nicht gar lange waren die bunten Fähnchen derselben in der Ferne durch eine Staubwolke den Blicken entschwunden, da kamen sie wieder zum Vorschein und mit ihnen auch der Minister. Unter den begeisternden Klängen der Musik näherte er sich dem Kolleg, woselbst er samt seinen Begleitern von den Priestern begrüßt wurde. An der Pforte der Kapelle wurde ihm von einem weißgekleideten Mädchen ein Blumenstrauß überreicht. Nach dem Eintritt in das Gotteshaus sang der Chor des Männervereins ein mehrstimmiges passendes deutsches Lied, während drei Priester der „Gesellschaft des Göttlichen Wortes" am Altare erschienen.

Der Pfarrer von Progreso, Herr Aug. Dierich sang das Johannes-Evangelium. Danach nahm Herr E. Weigang, Pfarrer von Humbold, die Weihe der Fahne vor. Dieselbe ist ein Pracht- und Kunstwerk. Von dem tiefgrünen (Hoffnung = Esperanza) Untergrunde hebt sich die jugendlich kräftige Gestalt des hl. Erzengels Michael, Patrons des Vereins, sehr lebhaft ab. Er ist als Kämpfer in voller Rüstung dargestellt. Auf der anderen Seite der Fahne erblickt man das Wappen des hl. Vaters.

Unmittelbar auf die Weihe der Fahne hielt der hochw. P. Weigang, Pfarrer von Humbold, zuerst in spanischer, dann in deutscher Sprache eine Weiherede mit den folgenden Grundgedanken aus Ps. 73: Die Dich haßten, rühmten sich, Deine Feste abzuschaffen; sie pflanzten auf dem Heiligtum und den Thoren ihre Fahnen auf und sprachen: „Verbannen wollen wir alle Gottesfeste von der Erde." Darauf spricht der Prophet: „Seid [illegible] stet, sehet, der Erzengel Michael, euer Fürst, kommt euch [illegible]."

Es war ein glücklicher Gedanke, ein Pareiserwäldchen zum Festlokal umzugestalten. Das Unterholz war in angemessener Entfernung gelichtet, und zwischen den Baumreihen waren Tische aufgestellt. Die Bäume spendeten kühlen Schatten, und die Luft strich erfrischend durch die Hallen dieses natürlichen Festsaales. Durch den Raum zogen sich lange Reihen buntfarbiger Lampions. Seitwärts befand sich die mit Draperieen reich behängte Tribüne. Im Hintergrunde hing das grünbekränzte Bild des hl. Vaters, darüber sein Wappen. Zu beiden Seiten waren deutsche, schweizerische und österreichische Fahnen aufgesteckt, während von der Mitte das Vereinsbanner herabhing, was alles mit den Fähnchen dem Raume einen festlichen Charakter verlieh. Darunter befand sich das argentinische sowie das deutsche und österreichische Wappen, flankiert von zwei argentinischen Fahnen.

Nachdem alle Gäste unter den Klängen der Musik Platz genommen, betrat Herr Franz Müller als erster Redner zur Begrüßung der Festgäste die Bühne. Er wies darauf hin, wie der katholische Männer-Verein entstanden sei, vor 1½ Jahren in schwer bedrängter Zeit. Welch eine erstaunliche Entfaltung desselben in so kurzer Zeit! Nie hat Esperanza eine so ungeheure Festschar gesehen, wie heute. Katholischer Glaube, du lebst noch! Dann personifizierte Redner in hinreißender Beredsamkeit die Fahne, die sich an ihre Getreuen wendet und ihnen von der alten Heimat in Europa erzählt; sie komme von den lieblichen Ufern des Rheines (Kevelaer). Hoch wehe dort das katholische Banner siegumkränzt.

Dann trat der Herr Pfarrer Gregorio Romero, oberster Schulpräsident der Provinz Santa Fe auf, zunächst bedauernd, daß er sich im Deutschen nicht verständlich machen könne, da ihm diese Sprache abgehe. Mit der dem Redner eigenen Genialität führte er in spanischer Sprache aus, daß ihm heute das Herz vor Freude gepocht habe, als er die vereinten Nationen: Deutsche, Argentiner, Spanier, Schweizer, Franzosen, Italiener, alle vereint unter dem Banner der katholischen Kirche gesehen, ein sicherer Beweis, daß auch alle wackere Bürger des argentinischen Vaterlandes seien. Man sage: Deutschland sei im Kriegsfalle ein Feind Argentiniens; aber dieses Fest gewähre die Überzeugung, daß, wo immer das Blut Argentiniens fließe, dort auch Deutschlands Söhne ihr Leben für den Ruhm ihres neuen Vaterlandes opfern würden. Auf besonderen Wunsch des P. Romero wurde sodann die deutsche Nationalhymne gespielt

und gesungen. Musik, Gesang, Reden und Grüße wechselten in angenehmer Reihefolge mit einander ab.

Als Vertreter von Entre Rios trat Herr Flores aus Marienfeld auf und überbrachte die herzlichsten Grüße der Deutsch-Russen dortselbst. Obwohl schon seit 100 Jahren von den Ufern des Rheines und Mains an die Gestade der Wolga verpflanzt, ströme rein und unvermischt in ihren Adern echt deutsches Blut. Reichen wir uns, so schloß Redner, hier an den Ufern des argentinischen Rheinstromes brüderlich die Hand zum heiligen Werke.

Alsdann trat Herr Staatsminister Dr. Alcácer auf und überbrachte die aufrichtigsten Glückwünsche des Herrn Gobernadors und des Ministeriums zu unserem Feste. Mit Freude und Stolz sehe die Regierung auf uns, als auf den Kern des Volkes, den Fels der Ordnung und Ruhe, die Stütze des Wohlstandes. Sein katholisches Herz sei hocherfreut, hier die Religion so blühen und ihre segensreichen Wirkungen entfalten zu sehen. Möge die katholische Bewegung das ganze Land erfüllen!

Danach sprach der Pfarrer von Esperanza, Herr Karl Degenhardt, über den Zweck der katholischen Vereine.

Überaus gemütlich wurde es am Abend, wo der ganze Festplatz mit Lampions feenhaft beleuchtet war. Zum Schlusse sprühten die Feuerwerke. Schreiber dieses sah schon manche Feste, aber nie ein schöneres Abendfest als das unsrige."

Als P. Degenhardt anfangs Mai 1900 Rektor des Priesterseminars in Parana wurde, übernahm P. Eichleitner die Pfarrei Esperanza.

13. Gründung einer Station und Druckerei in Buenos-Aires.

Um ihre Aufgabe in Argentinien zu lösen, mußten unsere dortigen Missionare in einen Kampf mit dem Liberalismus eintreten. Derselbe beherrschte das öffentliche Leben und richtete so in religiöser Beziehung mannigfachen Schaden an.

Zu seiner Bekämpfung war, wie schon bemerkt, die Gründung geselliger Vereine nötig. Aber dieses genügte nicht; denn fast die ganze Presse hatten die Feinde der katholischen Religion in Händen. So erschien in Esperanza *ein* Blatt, welches ungemein giftige Artikel gegen die Re-

ligion und den Klerus brachte. Etwas nobler in der äußeren Form waren jene Blätter, die von seiten deutscher Protestanten und Liberalen herausgegeben wurden. Die Zahl der letzteren ist ja verhältnismäßig nicht gerade groß; trotzdem schufen sie vier bis fünf Blätter, die in deutscher Sprache erschienen. Und je geringer die Zahl der deutschen Protestanten ist, um so mehr muß man sich verwundern über die Freiheit der Sprache, mit der sie in diesem ganz katholischen Lande aufzutreten wagten.

Niederlassung in Buenos-Aires mit der Kapelle U. L. Frau von Guadalupe.

Unter diesen Umständen mußte etwas geschehen. Da wir eine Druckerei in Steyl haben, so wurden unsere Patres dringend gebeten, in Argentinien eine Filiale zu errichten und dort ein politisches Wochenblatt mit einer religiösen Sonntagsbeilage herauszugeben. Diese Wünsche wurden an den P. Generalsuperior gebracht. Er billigte dieselben, forderte aber zu einer genauen Prüfung darüber auf, welches der geeignete Ort für die Druckerei sein würde. Es sei zunächst an Esperanza gedacht; aber es scheine doch

fraglich, ob man von dort aus ein Blatt in alle Gegenden bringen könne, wo deutsche Katholiken wohnen. Eher ginge das von der Hauptstadt Buenos-Aires aus. Sie möchten also überlegen, ob dieser nicht der richtige Ort für eine Druckerei sei.

Dieser Brief wurde die Veranlassung eingehender Erwägungen, und das Resultat war, daß man sich für Buenos-Aires entschied. Der hochwst. Herr Erzbischof der Stadt billigte den Plan und überwies unsern Patres die Kapelle U. L. Frau von Guadalupe in der Vorstadt Palermo. Dort hatte sich mit der Zeit eine bedeutende Bevölkerung von ca. 45 000 Seelen angesiedelt, welche in religiöser Beziehung so gut wie ganz verlassen war. Mit der Kapelle war ein kleines Haus verbunden, welches man bezog. Diese Neugründung datiert von Allerheiligen 1894. P. Ernst, bis dahin Pfarrer in Esperanza, wurde der erste Hausobere daselbst. Sein Gefährte P. Klocke beschrieb das neue Heim in der ca. 700 000 Menschen fassenden Hauptstadt, wie folgt:

„Dasselbe besteht aus einer schönen Kreuzkapelle, welche erst im Jahre 1890 erbaut wurde, 300 Personen faßt und „Unserer Frau von Guadelupe" geweiht ist. Die zur Kapelle gehörenden Gebäulichkeiten bieten Platz für die Druckerei, 5—6 Priester und ebensoviele Laienbrüder. Nebenan liegt ein nutzbarer und angenehmer Garten, dessen prächtige Feigen- und Birnbäume erquickenden Schatten gegen die tropische Sonne gewähren und gerade jetzt mit Früchten buchstäblich beladen sind. Eine Mauer umfriedigt Kapelle, Wohnung und Garten. Das Ganze liegt inmitten der Weltstadt und doch auch wieder außerhalb derselben, so ruhig, als wäre es auf dem Lande."

Die beiden Patres besuchten vorerst den Titularbischof Boneo, den damaligen Verweser der Erzdiözese. Sie wurden von ihm liebevoll aufgenommen und mit seinem Segen, sowie mit der Versicherung, daß er sich über die Niederlassung von Herzen freue, entlassen.

„Es galt nun," schreibt P. Klocke, „die Wohnung mit dem **ernotwendigsten** zu versehen. Zum Glück hatte mein Mit- **noch** einen kleinen Zehrpfennig erübrigt, so daß für

Nachtruhe gesorgt werden konnte. Gute Leute liehen uns einen Stuhl und ein Tischlein. Als der biedere ehemalige Küster der Kapelle sah, daß ich mein schlichtes Lager ohne die sonst wohl gebräuchlichen Leintücher zurechtmachte, ging er stillschweigend fort, kam aber bald zurück und bot mir Bettwäsche von seinem bescheidenen Vorrate an. Ich wollte dem guten Manne nicht wehe thun und machte von seiner Liebe Gebrauch. — So bezogen wir spät am Vorabende vor Allerheiligen unser neues Heim. — Obwohl wir nach außen hin nichts hatten verlauten lassen, wußte das Volk doch um unsere Ankunft. Bereits in der Frühe des Festes kamen die Leute zum Beichten. Und bevor noch gegen 7 Uhr die beiden Glöcklein vom Türmchen herab die Gläubigen feierlich zur heiligen Messe einluden, stand in der Kapelle schon Kopf an Kopf. Nur mit der größten Mühe vermochte P. Ernst an den Altar zu gelangen. Mir erging es um 10 Uhr ebenso. Ohne die thatkräftigen Ellenbogen meiner kupferfarbigen Messediener hätte ich keinen Fuß aus der Sakristei setzen können; selbst am Altare fand ich kaum den nötigen Platz. Eine Schar stattlicher Männer umgaben denselben wie eine Ehrenwache.

Nach dem Evangelium hielt P. Ernst die Predigt. Im Anschluß an das Fest legte er dar, daß jeder Mensch von Gott zur Heiligkeit berufen sei, und daß wir gekommen seien, um als Missionare allen aufrichtigen Seelen zu diesem Ziele zu verhelfen. Die Ruhe und Aufmerksamkeit, welche das Volk an den Tag legte, ließen schließen, daß es mit dem Herzen bei der Sache war. — Das heilige Opfer nahm sodann seinen Fortgang. Soweit unsere schwachen Kräfte es ermöglichten, gestalteten wir alles recht feierlich." —

Noch vor Weihnachten des Jahres 1894 trafen die Patres Colling, Hegge und Löbbert aus Europa ein. Sie brachten eine kleine Druckmaschine und die nötigsten Druckutensilien mit. P. Hegge blieb als Redakteur in Buenos-Aires; Br. Albertus (Theodor Schäfer), der in Steyl dazu ausgebildet war, übernahm die Einrichtung und Leitung der Druckerei. In der Karwoche 1895 erschien sodann die erste Nummer des neuen Wochenblattes, welches den Titel „Argentinischer Volksfreund" führt und zuerst alle vierzehn Tage, dann mit jeder Nummer eine religiöse Beilage, „Sonntagsblumen", brachte.

Nach dem leider allzu frühen Ableben des P. Hegge am 24. Januar 1896 übernahm P. Vogt, dann im Oktober 1898 P. Dierich und im Frühjahr 1900 P. Scharle die Redaktion.

Die seelsorgliche Thätigkeit unserer Patres in Buenos-Aires wurde bald erweitert, da der Herr Erzbischof dem

Die in Argentinien gestorbenen Missionare.

P. Theod. Stark, gest. an 12. April 1897. P. Adolf Hegge, gest. am 24. Jan. 1896. P. Herm. Löbbert, gest. am 8. Juni 1897.

P. Ernst die Pfarrei Las Heras, eines um die Kapelle Guadalupe liegenden Bezirkes aus dem Stadtteil Palermo, übertrug.

In der Folge wurde ein Bauplatz angekauft und ein größeres Gebäude darauf errichtet. Am 16. August 1898, dem Feste des hl. Rochus, nahm der Herr Erzbischof Dr. Castellanos von Buenos-Aires die Einweihung desselben vor. An der Feier beteiligten sich der neuerwählte

Bischof für Cuyo, fast alle in der Hauptstadt ansässigen Ordensobern, sowie die Spitzen der Civilbehörde von Palermo. —

Für unsere Patres ergab sich eine Fülle von Arbeit in der Druckerei und der von ihnen verwalteten Kapelle. Bei den in der Hauptstadt schon länger thätigen deutschen Jesuiten und Redemptoristen fanden sie stets freundlichen Rat und Teilnahme. Namentlich wollen wir hier erwähnen den Jesuitenpater Auweiler und den Provinzial der Redemptoristen, P. Grote. Letzterer hat sich um das kirchliche Leben recht verdient gemacht durch Gründung katholischer Arbeitercirkel. Unsere Mitbrüder haben ihn nach besten Kräften unterstützt, besonders in dem ihrer geistlichen Sorge übergebenen Stadtteil. Wie wichtig die Arbeiten des P. Grote sind, hat sich schon bei verschiedenen Anlässen gezeigt; so z. B. bei Gelegenheit einer von den Arbeitern vorgenommenen Wallfahrt nach Lujan. Dieselbe wurde zum offenen Glaubensbekenntnisse einer großen Männerschar unter katholischer Fahne — eine äußerst wichtige Sache für alle Länder, wo das katholische Glaubensbewußtsein aufgerüttelt werden muß.

Nachfolgend geben wir noch mit den Worten des P. Ernst eine Schilderung des katholischen Vereinswesens in der Hauptstadt Buenos-Aires. Er äußerte sich darüber:

„Was dem katholischen Leben in der Öffentlichkeit bedeutend aufgeholfen hat, sind die Arbeitervereine. Es bestehen deren schon fast in allen Pfarreien der Stadt. Das Verdienst, dieselben ins Leben gerufen zu haben, hat der hier ansässige deutsche Redemptoristenorden. Dies Werk allein war eine Verbannung aus deutschen Landen wert. An der Spitze solcher Vereinigungen steht ein Priester, meistens der Pfarrer, welcher mit einem Komitee der besten Männer der Gemeinde den Verband leitet. Durch gesellige Zusammenkünfte, religiöse und zweckmäßige Vorträge, durch Konzerte und gediegene Theaterspiele, besonders aber durch Gemeindeschulen, Sparkassen und Arbeitsbureaus wird dem katholischen Arbeiter ein fester Halt gegeben inmitten der unchristlichen Strömung, die in Städten, wie Buenos Aires,

Tausende vom Boden der Religion und guten Sitte wegschwemmt und mit in den Strudel des Umsturzes hineinzieht.

Nicht minder bringen die katholischen Arbeitervereine neues Leben in die Öffentlichkeit durch Teilnahme an katholischen Kundgebungen, wie Prozessionen, Wallfahrten usw., die früher aufs kläglichste ausfielen. Den Grundstock dieser Vereine bilden die Italiener, welche auch eigentlich das Arbeiterkontingent stellen.

In unserer Pfarrei, die ein Arbeiterviertel bildet, werden die Vereine mit der Zeit fruchtbaren Boden finden, zumal einzelne Bruderschaften von Männern schon bestehen. Dieselben feiern alljährlich am St. Johannes- und Rochustag ihr Hauptfest. Das geht da her! Die Johannesjünger hatten dieses Jahr einen tragischen Zwischenfall. Schon war die Festkapelle für den Patron in der Kirche fertiggestellt, Musikbanden und Feuerwerke bestellt, als am Vigiltag die Statue des heiligen Täufers in Stücke ging. Ein eifriger Verehrer wollte sie in die genannte Kapelle übertragen, als er, die Last derselben nicht bewältigend, mit ihr zu Boden fiel. Wie vom Blitz getroffen umstanden unsere Italiener das zermalmte Bild. Einige rauften sich die Haare, andere schlugen sich mit Fäusten vor den Kopf, der Übelthäter saß wie gebannt am Boden und sprach eine halbe Stunde kein Wort. Ich mußte trotz der ernsten Scene lachen. Nur mit Mühe konnte ich sie von einer Rauferei abhalten. Zuletzt kamen sie überein, einen neuen Johannes zu kaufen. Gesagt, gethan; und die Feier verlief doch noch vortrefflich unter Musik, Böllerkrachen und Feuerwerk.

Die Rochusfeier dauerte drei Tage. Während dieser Zeit bliesen zwei Musikkapellen vor der Kapelle. Wimpeln und Fahnen zierten dieselbe von innen und außen. Das Krachen der Raketen und Donnern der Feuerkörper wollte kein Ende nehmen. An zwei Abenden war brillantes Feuerwerk. Für solches Feiern geben die armen Italiener oft 2—3000 Pesos aus. Da wird schon drei Monate vor dem Feste kollektiert und geschafft; Johannes und Rochus müssen gefeiert werden. Das Komische an der Feier ist, daß fast alle keine praktische Katholiken sind, oft nicht einmal Sonntags die heilige Messe besuchen. Ich habe ihnen schon mehrmals das Widersprechende ihrer Sache vorgehalten, aber gut Ding will Weile haben."

4. Die Russen-Kolonien in Entre-Rios und die Pfarrei Diamante.

Nachdem unsere Patres die Seelsorge für die Deutsch-Russen in Crespo und Marienthal (Valle Maria) übernommen, bemühten sie sich, dem Seelenheile der ihrer Sorge Anvertrauten zu dienen. Sie belehrten fleißig die Leute durch Predigt und Katechese, boten günstige Gelegenheiten zum Empfange der hl. Sakramente, bauten die so nötigen Kirchen und Schulen. In letzteren waren besonders die Laienbrüder thätig. Natürlich wurde dem Religionsunterrichte, den die Patres hielten, nicht geringe Aufmerksamkeit gewidmet. So sind an beiden Orten blühende Gemeinden entstanden.

Über seine seelsorgliche Thätigkeit in Crespo teilte P. Becher im Frühjahr 1894 folgendes mit:

„Ich selbst habe die Seelsorge in Crespo; außerdem habe ich den Bau der Kirche zu leiten, der mir viel Arbeit macht, und überdies noch 5 Dörfer und das 8 Stunden im Umkreis wohnende Kampvolk (die auf ihren Ländereien zerstreut lebenden Kolonisten) zu besorgen. Das entfernteste Dorf liegt 6 Stunden weit, das nächste 1½—2 Stunden. Zu dem weitgelegensten, wo ich die Kirche zu Ehren der hl. Mutter Anna und des hl. Antonius von Padua habe erbauen lassen, fahre ich jeden Samstag. Sonntags morgens um 4½ Uhr klopft schon auf meinen Wunsch ein alter Russe an mein Schlafzimmer; um 5 Uhr beginnt die heilige Messe. Gleich nach der heiligen Messe geht es auf einen Russenkarren, und nun im Galopp nach einer eine Stunde entfernt liegenden Eisenbahnstation, um den von Parana kommenden Eisenbahnzug zu benutzen und in Crespo die zweite heilige Messe lesen zu können."

Die Kirche ward im Jahre 1894 vollendet und ist ein hübsches Gotteshaus geworden, wie das in Marienthal. P. Ernst, der im Frühjahr 1894 diese Kolonien besuchte, machte nachstehende interessante Mitteilungen und Schilderungen:

„Alljährlich, wenn die größte Sommerhitze vorüber ist, muß ich einen 8- oder 14tägigen Ausflug machen, um frische Luft und neue Kraft zu schöpfen. Dieses Jahr ging es nach Rages,

im südamerikanischen Mesopotamien (Zweistromland). Ich kam wie gerufen. Es war in einer der Kolonien eine Mission angesagt, und weil noch eine Kraft gesucht ward, so wurde meine Wenigkeit gleich dazu kommandiert. Die noch übrigen Tage benutzte ich, um mich etwas auf den Kolonieen umzusehen. Manches hatte sich verändert. Die Kirche von Crespo, welche voriges Jahr noch in den Fundamenten steckte, hatte sich stolz über das ganze Dörflein erhoben. Das Innere macht einen erhebenden Eindruck.

Kirche der Deutschen in San José bei Crespo.

Von Crespo fuhr ich nach Recedo, zu den „Schmerzensreichen", um dort einen Kranken zu versehen. Eine gute Stunde gings Hügel auf und ab, endlich liegt das Dörflein vor uns. Es sieht aus wie ein Negerdorf. Die Hütten, welche planlos dem krummen Flüßchen entlang liegen, sind aus trockener Erde und Baumstämmen aufgeführt und mit Schilfrohr bedeckt. Die Kapelle ist genau so, nur in größerem Maßstab. Zwischen den Hütten laufen Schweine, Kühe, Hühner, Gänse und Kinder bunt umher. Ich hatte das Glück, in einem der Hüttchen mein Nachtquartier aufzuschlagen. Das unentbehrliche Himmelbett reicht beinahe ans Schilfdach, und man kann nur von einem Stuhl

aus mit einem Sprung hineingelangen. Hier hat man recht artig zu sein. Wer zuviel mit den Armen in der Luft arbeitet, läuft Gefahr, das Dach zu zerstören; wer sich umwälzt, ist großer Gefahr ausgesetzt, herauszurollen und Arm und Bein zu zerbrechen.

Um 5 Uhr morgens saß ich schon im Beichtstuhl, oder besser gesagt, hinter einem ungehobelten Holzschragen, um Beicht zu hören. Nach der heiligen Messe nahm ich Klagen von der Kirchenkommission entgegen und um 9 Uhr rollte unser Wagen wieder Crespo zu.

Noch am selbigen Tag ging es nach Marienthal. Der Weg ist halsbrechend. Die tiefen Löcher geben dem Wagen oft eine Stellung, daß er nur mit Mühe sein Gleichgewicht bewahrt; ein Ruck weiter, und Wagen samt Insassen rollen in den Graben. Wir kamen mit heiler Haut zu unserm Ziele. Tausend! wie hat sich das Dorf verändert! Wo ehemals alte Lehmhütten standen, prangte jetzt der Kirche gegenüber ein schöner Längsbau, Pfarrwohnung mit Knabenschule links und Mädchenschule rechts. Die hohen, hellen und luftigen, dazu praktisch eingerichteten Räume ließen nichts zu wünschen übrig.

Da die Mission erst Sonntag begann, so reiste ich mit P. Grüter nach dem Dorfe S. Jose, auch Brasilien genannt. Auch da neue Sachen! Ein sehr schönes Schulhaus, von weitem einer kleinen Festung ähnlich, gab dem ganzen Dörfchen ein neues Gepräge. Auch der Galgen vor der Kirchthüre mit den beiden Pflugscharen war verschwunden. Von hoher massiver Säule rief ein helles Glöcklein die frommen Beter zur Kapelle. Sonntag sollte ich nach Francisco, auch die „Pfeifer" genannt, gehen, um dort den Gottesdienst zu halten. Schon von weitem sah ich das Türmchen des neuen Schulhauses. Die Pfeifer sind stolz darauf; früher waren sie unter den Kolonieen die letzten, aber jetzt „pfeifen" sie den andern eins vor ob ihrer neuen Schule. Ich bewunderte den rastlosen Eifer des P. Grüter und seines Kaplans P. Boosen, die in so kurzer Zeit soviel neues geschaffen hatten. Selbst die sonst so langsamen Russen wurden durch dieses Vorbild rührigen Schaffens angeregt; denn in fast allen Dörfern waren viele Lehmhütten verschwunden und niedliche Wohnungen an deren Stelle getreten. — Rechtzeitig kehrte ich heim, um noch einige Stunden der Vorbereitung und Sammlung widmen zu können.

Um sieben Uhr abends wurde die heilige Mission eröffnet. Lautlos folgte die dichtgedrängte Menge den Worten des Predigers. „Benutzt die Zeit, vielleicht ist es die erste und letzte Mission, die viele von euch mitmachen," so schloß er seinen Vortrag. Seine Worte haben ihre Wirkung nicht verfehlt. Von morgens früh bis abends spät war die Kirche von Andächtigen besucht. Zur Zeit der Predigten, die meistens dreimal täglich stattfanden, war das Gotteshaus gedrängt voll. Wie manche Thränen flossen in diesen Stunden! Mit wahrer Sehnsucht drängten sich die Leute zum heiligen Bußgericht, um dort alte Schulden zu tilgen. Weit über 500 Generalbeichten wurden gehört. Bis alle fertig waren, wurden es 10 Tage. Es war eine Gnadenzeit für Marienthal. Erhebend war es, als am Vorabend des Schlusses ein Mann öffentlich in der Kirche auftrat und alle um Verzeihung anflehte wegen seiner früheren Fehler. Viele wurden ausgesöhnt, böse Gewohnheiten abgeschafft, kurz ein neues Leben regte sich in der ganzen Gemeinde. Ein feierliches Levitenamt mit Prozession bildeten den Schluß. Die Worte des Schlußvortrages wurden durch heftiges Weinen und Schluchzen unterbrochen. Möge Gott dem angefangenen Guten mit Seiner Gnade vorwärts helfen und so die Frucht jener Mission bewahren!

Gerne wäre ich im schönen Entre Rios geblieben bei den Hügeln und Bächen, und bei den so kindlich frommen Russen. Allein meine Pflicht rief mich gebieterisch zurück. Jetzt sitze ich wieder im dunklen Pfarrstübchen, gequält von so manchen Sorgen, ermüdet vom Gewühl der Stadt, angefeindet von so manchem Pfaffenfresser, und nur das Gottvertrauen uud die Hoffnung auf bessere Zeiten geben mir wieder Lust und Kraft."

In ein- bis zweistündiger Entfernung von Marienthal liegt die Stadt Diamante, ein alt argentinischer Ort, auf einem Hügel, hoch über den Fluten des großen Parana-Stromes, der dort vorbei rauscht. Die Stadt ist nicht sehr groß; sie hat etwa 4000 Einwohner, die sehr stark im religiösen Liberalismus thun und auf die angrenzenden Kolonisten nicht besonders achtungsvoll hinabschauen. Als im Jahre 1898 der dortige Pfarrer starb, ersuchte der hochwst. Bischof den Obern unserer Patres, einen der Unsrigen als Pfarrer dahin zu geben. P. Becher

entsprach dieser Bitte, und am 1. Mai 1898 verließ P. Grüter seine seitherige Pfarrstelle in Marienthal, um sich als neuer Pfarrer in die ganz liberale und ausschließlich spanischredende Stadtgemeinde zu begeben. Das war kein geringes Opfer; denn man kann sich denken, wie es mit dem Sakramentenempfang und dem Kirchenbesuch dort bestellt war. Zudem fand er in dieser doch bedeutenden Stadt nur eine kleine armselige Kapelle als Gotteshaus. Um nun etwas zu leisten, mußte mit den Schulen begonnen werden. Darum stellte er wiederholte Bitten, Schwestern zu erhalten. Von Marienthal, wohin die ersten Missionsschwestern am 12. November 1895 gekommen waren, siedelten drei Schwestern am 30. Juni 1899 nach Diamante über, welche schon am 10. Juli eine Mädchenschule eröffneten. Die Zahl der Schülerinnen war anfangs nur gering, ist aber bei Beginn des neuen Schuljahres am 1. März 1900 auf 36 gestiegen. Es ist das schon ein bedeutender Erfolg gegenüber den Staatsschulen, die ganz unentgeltlich unterrichten.

Auch für ein besseres Gotteshaus trug P. Grüter Sorge. Er begann 1899 den Bau einer Kirche, welche er teilweise im folgenden Jahre herstellte.

Wie in Diamante, so suchten die Patres an allen Orten, wo sie thätig sind, sich der Schulen anzunehmen. So geschah dieses in Esperanza, Humbold, Crespo und Marienthal. In Ermangelung anderer Kräfte mußten einige von den aus Steyl gesandten Laienbrüdern die Aufgabe des Lehrers übernehmen. Hie und da war solches noch besonders nötig, da der moderne Liberalismus auf dem Gebiete des Schulwesens in Argentinien ganz eigentümliche Blüten gezeitigt hat. So wird berichtet, daß die Normalschule (Lehrerseminar) in Parana von Männern und Frauen besucht wird. Dabei trennt man die Geschlechter nicht, sondern setzt, wie das auch in den Staatsschulen der Vereinigten Staaten Nordamerikas geschieht, die heranwachsenden Jünglinge und Jungfrauen durcheinander. Man kann leicht ermessen, zu welchen Zuständen das führen muß.

15. Bei den Deutsch-Russen im Süden.

Schon im Frühjahre 1894 richtete der Erzbischof von Buenos-Aires an P. Becher ein Schreiben, in welchem er dringend um Priester für die verlassenen Deutschen im Süden seiner Kirchenprovinz bat. Aus Mangel an Kräften konnte indes seinem Wunsche nicht sogleich entsprochen werden.

Als diese deutsch-russischen Ansiedler dann von der Niederlassung unserer Patres in Buenos-Aires gehört, sandten die aus der Kolonie Sauce-Corto (Suarez) einige der Ihrigen hin, um persönlich einen Seelsorger sich zu erbitten.

In geistlicher Beziehung waren diese Leute ganz verwaist, da sie schon seit acht Jahren keinen deutschen Priester mehr bei sich hatten. Aber auch jetzt konnte man ihnen noch keinen ständigen Seelsorger geben, entließ sie jedoch mit dem Versprechen, daß demnächst ein Pater sie für einige Tage besuchen werde. Darauf begab sich P. Ernst mit der Eisenbahn zu der gegen 100 Meilen südlich von Buenos-Aires gelegenen Kolonie Sauce-Corto.

„Am anderen Tage," so schreibt er selbst, „erblickte ich am südlichen Horizont einen Gebirgszug, etwa zweitausend Meter hoch und zwei oder drei Stunden lang. Es sollen in den Thälern viele Räuber hausen, und darum hat die Regierung Soldaten zur Abwehr hineingelegt. ‚Da liegt Sauce Corto,' sagte mir ein Mitreisender: ‚die vielen Häuser und Hüttchen, die Sie links sehen, sind die Wohnungen der Deutsch-Russen.'

Der Zug hielt. Schwielige Hände streckten sich mir zum Willkomm entgegen, und nach fünf Minuten saß ich wieder zwischen den guten Bauern auf dem Wagen. Sausend flog der Karren über die Felder. Aus einem Seitenweg kommen vier Reiter auf uns zugesprengt. Die Rosse tragen rote Bänder in den Mähnen. ‚Die sollen Sie begleiten, Herr Pater,' bemerkte der Fuhrmann: ‚denn alles ist wieder froh, daß ein Priester [illegible]' Eine halbe Stunde Wegs vor dem Dorfe hält auf [illegible] in Karren. Vier Männer, mit Flinten bewaffnet, [illegible] Plötzlich kracht's: die Pferde rasen noch mehr. [illegible] im Galopp hinter uns her, und so jagen wir

Die Internen des Kollegs San José in Esperanza.

ins Dorf. Pulverdampf umgibt uns. Aus den kleinen Thüren und Fenstern lugen Köpfe zur Begrüßung hervor. Noch einige „Krache" fallen, und stürmisch jagen wir in den Hof hinein.

Gott Dank! Ich bin angelangt. Ein Kreis langhaariger, herzensguter Männer umgibt mich. Ihr Händedruck und das Leuchten der Augen verraten, daß meine Gegenwart ihnen wohl

thut. Die Hausmutter hat den Kaffee fertig, und so gibt's denn eine Stärkung. Dieses Bauernbrot ist kräftig; die gelbe Butter wunderschön. Die Leute sind so gut und froh um den Priester; wahrlich, ich selbst wurde froh und ließ mir alles gut schmecken.

Jetzt sehen wir uns das Dorf mal näher an. Schnurgrade sind an beiden Seiten des Feldweges, der zugleich Dorfstraße ist, die Häuser und Lehmhütten angebaut. In der Mitte liegt die hölzerne Kapelle. Kurz, das Ganze ist genau so, wie bei den Russen des Nordens. Um 5 Uhr war Glockenweihe; denn der alte „Graf Moltke", wie er sich selbst nennt, hatte dem Dorf eine hübsche Glocke geschenkt. Der Schulmeister Jörg Meyer und des Grafen Sohn waren Paten. Das war des Abends ein Gebimmel, als die Glocke aufgezogen wurde! Jeder wollte einige Züge thun.

Gegen 7 Uhr läutet's aber regelrecht. Es ist Predigt. Das Kirchlein war brechend voll. Lautlos horchen die Leute auf das Wort Gottes. Nachher wurde die Gottesdienstordnung verkündet, und alles geht ruhig nach Hause. ‚Heute Nacht schlof i gut, Paterherrchen,' sagte ein alter Russe, ‚dieweil Sie holt bei uns sein.' „Freut mich, lieber Mann; gute Nacht, schlafen Sie wohl!" Ja, man schlief gut. Als ich am andern Morgen 6 Uhr durch mein Fensterchen schaute, regte sich noch kein Mensch im Dorfe; nur einige Hunde bellten die Kühe und Schweine an, die ihren Morgenspaziergang antreten wollten.

Ich schlich mich aus dem Hause zur Kapelle. Kein Mensch da; ich betete mein Brevier, und langsam kam einer nach dem andern, um zu beichten. Das dauerte bis gegen 10 Uhr. Dann ist Hochamt mit Predigt. Nach dem Gottesdienst kamen Abordnungen von den beiden andern Dörfern mit der Bitte, doch bald dahin zu kommen. Im „Mitteldorf" sei Sonntag „Kerb" (Kirchweih) zu halten und zwei „Hochzeiten" zu segnen, und auch die „Hiltmänner" vom ersten Dorf wollten recht bald den Pater.

„Alles zu seiner Zeit; nur ein wenig Geduld, liebe Leute, ich kann mich doch nicht vierteilen." ‚Ho, Herr Pater, so ist's nicht gemeint, wenn Se nur kommen.' „Ja, ich komme." Die Gesandtschaften gingen nach Hause. Ich versammelte um zwei Uhr nachmittags die Kinder. Ich läutete selbst zum Unterricht. Da kamen sie, kleine, aber urwüchsige Gestalten, in ihrem roten Jäckchen und mit grüngelben Schürzchen. Arme Kinder! Man

sieht's ihnen an, sie haben lange keinen Priester gesehen und sind kaum in einer Schule gewesen. Schüchtern hockten sie sich auf die Bänke. Bald waren wir Freunde. Die Mäulerchen wurden beweglich zum antworten. Da kam viel Kurioses heraus. Am dritten Tage fragte ich den kleinen Hannes, um ihm die Gewissenserforschung zu erleichtern: ‚Hannes, was kannst du alles mit dem Munde thun?' — „Halt essen." ‚Gut; sonst nichts, Hannes?' „Jo, auch Reisbrei und Nudeln essen." O, das war eine Arbeit, diese Rangen so weit zu bringen, daß sie anständig beichten konnten! Mit Gottes Hilfe ging's gut."

Das war im Jahre 1895. Im darauffolgenden Jahre, als mehr Patres zur Verfügung standen, nahm P. Becher die Pfarrei Sauce-Corto an, und P. Eichleitner zog am 13. November 1896 als Pfarrer ein. Diese Station besteht aus dem Orte und drei Russen-Kolonien. Die dritte Kolonie, die größte von ihnen, mit ungefähr 1000 Einwohnern, wurde im Sommer 1900 von P. Brauneck, die erste und zweite Kolonie von P. Wöste versehen.

Auch in der angrenzenden Kolonie Hinojo waren die Deutsch-Russen alles geistlichen Beistandes entblößt. Auf ihre inständige Bitte hin erhielten sie P. Klocke als Rektor. Am 1. Januar 1897 kam er zu ihnen. Vor Weihnachten 1898 aber bis März 1900 versah P. Löcken diese Stelle.

16. Gründung einer Fortbildungsschule im Kolleg San José zu Esperanza.

Das alsbald nach Ankunft unserer Patres schon im Jahre 1890 begonnene und später immer mehr erweiterte Kolleg San José zu Esperanza ist das Centralhaus unserer Patres in den Diözesen Santa Fe und Parana und bewies sich für die verschiedensten Zwecke sehr wichtig. Zuerst wurde darin eine katholische Volksschule für interne und externe Schüler eingerichtet. Da auf dem Kampe so manche Kinder nicht nur ohne Schule, sondern auch ohne religiösen Unterricht aufgewachsen waren, so diente dieselbe zugleich als Kommunikanten-Anstalt. Dann fanden sich nicht

bloß kleine, sondern auch große Schüler ein, denen das nötigste vom Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht und vor allem ein guter Religionsunterricht erteilt werden mußte zur Vorbereitung auf die erste hl. Kommunion. Welch großer Trost war das für so manche auf dem Kamp lebende Familien, die nun ihre kleinen und größeren Kinder als ganz andere Menschen, wenigstens in mancher Beziehung, nach Hause zurückkehren sahen.

Alsdann kamen nach Übernahme der Pfarrei Esperanza die nötig gewordenen politischen Kämpfe. Da sah man, wie auf katholischer Seite zwar recht viele brave Menschen waren, daß es aber noch sehr an jener Bildung fehlte, welche in einer Republik für die katholische Partei notwendig ist, damit sie auch Männer habe, die etwas übernehmen und leiten können. Denn wie traurig ist es, wenn alle Stellen, die im öffentlichen Leben etwas bedeuten, in den Händen glaubensarmer Katholiken oder gar von Religionsfeinden sich befinden.

Alle diese Erwägungen führten am 1. März 1898 zur Eröffnung einer höheren Schule im Kolleg San José zu Esperanza. Dieselbe wurde für einen dreijährigen Kurs eingerichtet und kann als Fortsetzung der dortigen Volksschule betrachtet werden.

Für die höhere Schule mußte man sich nun weitergehende Ziele stecken; denn es galt, die Zöglinge für die vielseitigen Bedürfnisse des bürgerlichen Lebens zu befähigen. Diesem entsprechend mußte man nicht nur die Sprachen, wie Spanisch, Französisch, Deutsch, und Wissenschaften, wie Astronomie, Mathematik, Physik und Geologie, in den Lehrplan aufnehmen, sondern auch Buchführung und das Wichtigste von Gesetzeskunde und Musik wenigstens als Freifächer lehren.

Wie sehr die beiden Schulen des Kollegs einem Bedürfnisse entgegenkamen, zeigt die immer mehr und mehr wachsende Schülerzahl. Das mit dem 1. März 1900 begonnene Schuljahr zählte 210 Elementar- und 16 Fortbildungs-Schüler, worunter über sechzig im Hause selbst

Beköstigung und Pflege fanden. Möge die Anstalt sich recht nützlich erweisen zur Stärkung des katholischen Volksteiles in jenen Gegenden, wo bisher die Staatsschule so viele antireligiöse Gesinnung gezeitigt hat!

17. Die Dienerinnen des Hl. Geistes in Argentinien.

In das Jahr 1895 fällt die Überführung unserer Schwestern-Genossenschaft, genannt „Dienerinnen des Hl. Geistes," nach Argentinien. Über diese Genossenschaft selbst müssen wir uns in einem späteren Kapitel eingehender verbreiten.

Am 11. September 1895 verließen die Schwestern: Andrea (Gertrud Hegemann) als Vorsteherin, Scholastika (Theresia Beckert), Xaveria (Maria Kaup) und Agatha (Theresia Niemann) das Mutterhaus der Missionsschwestern in Steyl. Sie waren die ersten, welche eine Filiale dieser Genossenschaft gründen sollten. In La Pallice bestiegen sie den Dampfer „Oropesa" und landeten nach glücklicher Fahrt in der Frühe des 9. Oktobers im Hafen von Buenos-Aires. Hier blieben sie einige Wochen im Kloster der Josephs-Schwestern und fuhren dann den La-Plata-Strom hinauf nach Diamante, wo sie am 12. November ankamen.

Die Bevölkerung von Marienthal hatte beschlossen, den längst ersehnten Schwestern einen feierlichen Empfang zu bereiten. Ein Reiterzug sollte sie in Diamante abholen und nach Marienthal geleiten. Da sich die Ankunft des Dampfers verzögerte, wurde schnell ein Ochse herbeigeholt, geschlachtet und nach dortiger Sitte am Feuer gebraten. Im übrigen schildert P. Grüter den Empfang, wie folgt:

„Die vier Schwestern wußten anfangs gar nicht, was die am Ufer harrende Reiterei bedeuten sollte, bis sie den Wagen bestiegen und nun die etwa siebenzig Mann starke, mit den herrlichsten Racepferden ausgerüstete Ehrenreiterei aus der hiesigen Kolonie den Wagen in ihre Mitte nahm. Diamante hat keine Ordensschwestern und ist stark liberal angehaucht Darum gerade ließ ich den herrlichen Reiterzug, dem sich mittlerweile ein Zug von etwa zwanzig Wagen der Stadt-Vornehm-

heiten angeschlossen, die Hauptstraße passieren. Der Intendant der Stadt ließ die Trommel rühren. Es war, wie ich hoffe, eine geistige Anregung für die Bewohner von Diamante, wo das Christentum arg verachtet oder mißkannt ist.

Eine zahllose Menschenmenge hatte hier in der Kolonie den ganzen Tag gewartet. Das Schiff kam mit zwölf Stunden Verspätung an, und die Mehrzahl der Kolonisten war in die Heimatsdörfer zurückgekehrt. Es war dunkel, als die Schwestern nach einstündiger Fahrt die ersten Häuser des Dorfes erreichten, und so wurden sie denn mit Laternen empfangen. Mit kräftigen

Schwesternhaus in Marienthal.

Singstimmen und fortwährenden Büchsenschüssen begrüßt, gelangten sie bis zum Thore der Umfriedigungsmauer der Kirche und des Klosters, woselbst der hochwürdige P. Präpositus sie erwartete. Nach kurzer Begrüßung wurden sie zur schnell sich anfüllenden Kirche geleitet. Daselbst hielt der Obere der Mission eine Ansprache an die Schwestern und an alle Versammelten, worin er hinwies auf die gebrachten Opfer der Ordensschwestern, auf ihren im allgemeinen und hier in der Gemeinde speciell zu erfüllenden Beruf, auf die geistige Mithilfe, welche die Missionare und die Eltern von den Angekommenen erwarteten. All die gebrachten Opfer würden mit Gottes Hilfe Früchte bringen.

Jetzt sind die Schwestern in ihrem neuen Heim. In ihrem Privat-Hauskapellchen hielt am Morgen nach ihrer Ankunft der göttliche Heiland Seinen Einzug. Ärmlich ist das Kapellchen noch, besonders da die Schwestern keine Kirchensachen von Europa mitgebracht, und die hiesige Pfarrkirche wegen der kostspieligen Bauten mehr wie arm und leer ist."

Die Hauptaufgabe der Schwestern sollte im Unterrichte und in der Erziehung der weiblichen Jugend bestehen. Deshalb eröffneten die Schwestern schon bald eine Schule für Mädchen, später auch in Diamante (am 10 Juli 1899) und in Posadas (1900).

18. Thätigkeit im argentinischen Teile der alten Jesuitenmission Paraguay.

Hoch oben im Nordosten Argentiniens liegt, an die Republiken Paraguay und Brasilien angrenzend, die Provinz Misiones. Sie zählt nur etwas über 30000 Bewohner, größtenteils Abkömmlinge der alten Einwanderer. Neben ihnen leben aber auch manche Indianer, teils halb kultiviert, teils noch wild in den riesigen Urwäldern.

Dieses Gebiet gehörte zu der alten Jesuitenmission Paraguay. Es war eine blühende Mission. In den sogenannten Reduktionen hatten die alten Jesuiten-Missionare viele der wilden Indianer*) angesiedelt, zum Christentum bekehrt und mit gutem Erfolge zu gesitteten Menschen heranzubilden versucht. Wie sehr war es deshalb zu beklagen, als Ende des vorigen Jahrhunderts Pombal, der liberale Minister Portugals, jene Missionare unschuldig in Ketten legen und gleich Vaterlandsverrätern nach Europa schleppen ließ! Ein Teil jener bekehrten Indianer zog voll Haß und Ingrimm gegen die sie hart bedrückenden Weißen in die Wälder zurück. Der andere Teil blieb zwar, verlor aber immer mehr vom gewonnenen Christentum, zumal da sie keinen Seelsorger mehr besaßen. Die Gebäulichkeiten selbst zerfielen größtenteils; mitten im Unwalde findet man

*) Sie gehörten dem kriegerischen Stamme der Tupis und dem friedlicheren Stamme der Guaranis an.

jetzt ihre Ruinen, von wilden Ranken und üppigem Gestrüppe überwuchert.

Mgr. de la Lastra, Bischof von Parana, dem das Gebiet Misiones unterstellt ist, hatte schon wiederholt die Absicht geäußert, dasselbe unseren Missionaren zu übertragen. Bevor es angenommen wurde, begleitete P. Becher im August und September 1898 den Bischof auf einer Missionsreise dorthin. Da konnte er sich persönlich von dem geistigen Elende der Leute überzeugen. An den Hauptorten der Provinz wurden Volksmissionen, an denen er teilnahm, von deutschen Redemptoristenpatres aus Buenos-Aires gehalten. Die Missionare fanden nur mehr wenige Spuren religiösen Lebens vor. Wie konnte es auch anders sein, da in dem ganzen weiten Gebiete nur ein einziger schon bejahrter Priester lebte, der sich überdies wenig um seine Herde kümmerte! Mit um so größerer Gewalt drängte sich daher dem P. Becher der Wunsch auf, jenen armen Leuten geistliche Hilfe zu bringen. Der Gobernador der Provinz vereinigte seine dringenden Bitten mit denen des Bischofs. So wurde denn, nachdem inzwischen die Genehmigung des P. Generalsuperiors eingeholt war, das neue Missionsgebiet von ihm übernommen und P. Vogt hingesandt, der bisher in Buenos-Aires den „Argentinischen Volksfreund" herausgegeben hatte. Ende November trat derselbe die fast achttägige Reise an. Da keine Eisenbahnverbindung besteht, mußte er einen Dampfer auf dem Parana-Flusse benutzen. So kam er nach Posadas, der Hauptstadt von Misiones. Sie liegt dicht am Parana-Strome, ist Sitz des Gobernadors und hat eine Bevölkerung von ca. 3000 Seelen. Hier sollte P. Vogt seine priesterliche Thätigkeit unter den schon angesiedelten Kolonisten beginnen. Er richtete sich also häuslich ein und begann am Feste der unbefleckten Empfängnis Mariä 1898 seine gewiß nicht leichte Aufgabe.

Das Territorium Misiones besteht aus einem noch unerforschten urwaldlichen Teile und einem für Ackerbau geeigneten, Bajas Misiones genannt. In letzterem liegen ehemaligen Jesuiten-Reduktionen: Candelaria, einst

Sitz eines Superiors, ferner Santa Anna, Loreto, San Ignacio, Corpus, San Christobal, San Jose, Apostoles, Conception, Santa Maria Mayor, Martires und San Javier. Neuere Gründungen sind Posadas, die jetzige Hauptstadt, und Cerrobora, Bonpland und San Juan. Leider konnte bis jetzt nur Posadas und Apostoles besetzt werden. An letzterem Orte sind Polen, deren Zahl sich von Tag zu Tag vermehrt. Im Dezember 1899 übernahm P. Anton Pilk dieses Rektorat, welches am 11. April 1900 in P. Wladislao Reinke Zakrzewski einen zweiten Priester erhielt.

Schw. Caritas Peters,
gest. am 28. Dez. 1899.

In Posadas, wo nur ein elendes Gotteshaus bestand, in Santa Anna, Conception und Candelaria wurde eine größere Kirche errichtet. Im Juli 1899 machte P. Vogt eine Reise zu den Ortschaften am Uruguay. Bei dieser Gelegenheit taufte er 700 Kinder, darunter eine Anzahl erwachsener von 15 bis 16 Jahren. Er meint, es stecke noch ein guter Kern in der einheimischen Bevölkerung. Leider fehlen die Hirten, um sie auf die Weide des Glaubens zu führen. Bis jetzt sind ihrer ja nur erst drei Priester für ein so großes Gebiet. Man sieht daraus, wie nötig es ist, die Missionshäuser und die Anzahl ihrer Zöglinge zu vermehren. Es ist eben die Welt so groß, und wenn nach geschehener Priesterweihe die Neugeweihten den verschiedenen Missionen zugewiesen werden, so erhält die einzelne Mission noch herzlich wenig. Dabei kommen aber immer mehr Bitten und Gesuche aus Gegenden, wo die Missionare bisheran noch nicht waren.

19. Übernahme des Seminars in Parana.

Im Jahre 1898 wurden die beiden bis dahin in der Verwaltung vereinigten Diözesen Santa Fe und Parana von einander getrennt. Erstere Diözese erhielt Mgr. Boneo als Bischof, letztere Mgr. de la Lastra. Dieser wünschte sehr, daß die zu seiner Diözese gehörigen Seminaristen das Seminar zu Santa Fe verließen und ein eigenes Seminar in seiner Bischofsstadt bildeten. Zwar war das nicht gleich mit allen Seminaristen möglich; doch wurde es ausgeführt mit den in den Lateinstudien befindlichen, welche P. Colling auf dringendes Bitten des Herrn Bischofs am 3. März 1899 zur Erziehung übernahm. P. Colling wurde Rektor des Seminars, P. Weigang Vicerektor, und später P. Schreyer als Inspektor angestellt.

Als P. Colling dann am 12. Dezember 1899 vom P. Generalsuperior zum Provinzial für Argentinien ernannt wurde, fühlte er mehr und mehr die Notwendigkeit, seine Stellung im Seminar zu Parana aufzugeben, um für Visitationen freie Hand zu bekommen. Er übernahm deshalb die Vorsteherstelle in Buenos-Aires, sandte P. H. Neuenhofen als Vorsteher nach Esperanza und P. Degenhardt nach Parana, wo dieser vom hochwst. Bischof an seiner statt zum Rektor des Seminars ernannt wurde. Am 7. Mai 1900 trat derselbe sein Amt an.

Die Diözese Parana ist recht groß; sie umfaßt nämlich die Provinzen Entre-Rios und Corrientes sowie das Territorium Misiones. Alle diese Gebiete liegen westlich vom großen Parana-Strome und sind zum Teil äußerst fruchtbar; die Russen-Kolonien von Entre-Rios liefern ja Weizen, der als der beste der Welt gerühmt wird. Mögen diese zeitlich so gesegneten Gefilde auch in religiöser Beziehung immer mehr erstarken und recht viele Bewohner für das himmlische Jerusalem liefern!

20. Rückblick.

Da die argentinische Provinz unserer Gesellschaft Ende 1889 ihre Thätigkeit begann, so wird sie jetzt bald das elfte Jahr ihres Bestehens vollenden. Blicken wir auf diese Zeit zurück, so ist nicht zu leugnen, daß sie während derselben sich bedeutend ausgedehnt hat. Eine Menge von Kirchen, Schulen, Pfarrhäusern und Kollegien sind in dieser Zeit gebaut worden, wozu unsere Patres die Veranlassung gegeben haben; andere sind noch jetzt im Bau begriffen. Die Patres wirken im Norden und Süden Argentiniens, sowie östlich und westlich vom großen Parana-Strome.

Überall hat das kirchliche Leben sich gehoben. Die deutschredenden Kolonisten sind im Kirchenbesuch und Sakramentenempfang allenthalben mit gutem Beispiele vorangegangen. Ähnliches kann auch von andern Eingewanderten gesagt werden. Die Argentinier sind ihnen gefolgt. Außerdem haben sich alle bereit gefunden, für die Sache der Religion manche und große Opfer zu bringen. Und gewiß hätten sie auch noch weit mehr Opfer gebracht, wenn nicht eine Landesplage oft und oft über sie gekommen wäre. Es sind dies die Heuschreckenschwärme, welche allen Pflanzenwuchs mit geringer Ausnahme verderben. Auf diese ungebetenen Gäste paßt die Schilderung, welche die hl. Schrift (Joel 2, 2—10.) von ihnen entwirft. In einer großen Wolke pflegen sie daher zu kommen und, wenn sie ihr Zerstörungswerk verrichtet haben, sich anderswohin zu begeben.

Wohl ist die Fruchtbarkeit dieses Landes, welches zwei Ernten im Jahre hervorbringt, eine große. Wäre sie nicht, so hätten die Kolonisten öfter dieser Geißel erliegen müssen, da die Heuschrecken sich häufig ein Jahr über das andere eingestellt haben. Die Regierung hat in den letzten Jahren angefangen, in größerem Maßstabe dagegen zu arbeiten, wofür auch das Parlament nicht unbeträchtliche Summen bewilligt hat. Hoffen wir, daß es diesen Anstrengungen gelinge, die Menge der Insekten und ihre Gefahr zu ver-

ringern. Alsdann wird Argentinien freilich einer reich gesegneten Zukunft entgegen gehen, vorausgesetzt, daß es zugleich gelingt, dem Lande auch in bürgerlicher Beziehung einen festeren Halt zu verschaffen und es vor jenen zu sichern, von welchen es bisheran auf mannigfache Weise ausgebeutet worden ist.

X. Die Apostolische Präfektur Togo in Westafrika (1892—1900).

1. Lage und Beschaffenheit dieser Mission.

Togo ist eines der Schutzgebiete, welches Deutschland nach den Erfolgen des französischen Krieges im Auslande erwarb. Am 5. Juli 1884 schloß der deutsche Reichskommissar Dr. Nachtigall († 1885) mit dem Könige von Togo ein Schutz- und Trutzbündnis, worauf zum ersten Male auf afrikanischem Boden die deutsche Kriegsflagge gehißt wurde.

Togo liegt an der Westküste Afrikas, und zwar an der Benin-Bucht, einem Teile des Guinea-Meerbusens. Sein östlicher Nachbar ist Dahome, wo ehemals blutige Menschenopfer bei Todesfällen in der Königsfamilie dargebracht wurden. Sein westlicher ist das englische Gebiet der Goldküste.

Die Küste Togos ist nur elf Wegstunden lang und erstreckt sich von der jetzigen Hauptstadt Lome im Westen bis jenseits Klein-Popos im Osten. Mit der Küste parallel läuft die Lagune. Dieser Küstenstreifen ist aus dem Meere angespülter Sand. Jenseits der Lagune beginnt der rote lehmige Lateritboden; darauf folgt sehr fruchtbare Humuserde. Fünf bis sieben Tagereisen weit von der Küste

entfernt liegt das Gebirge, welches Togo von Südwest nach Nordost durchzieht und bis zu Höhen von 1000 Meter emporsteigt. Bis zum Gebirge ist die Bevölkerung heidnisch und dem Fetischdienste, der tiefsten Stufe des Götzenkults, ergeben; jenseits desselben beginnt das mohammedanische Afrika.

Obwohl in der heißen Zone gelegen, ist das Land ziemlich bewohnt, die Bevölkerung meistens friedfertig und weiter als anderswo in der Kultur vorangeschritten. Dem Meere zunächst leben die Ephe-Stämme; das Gebirge bewohnen die Apossо, die Adeli, die Kebu usw.

Die Gesamtbevölkerung mag etwa zwei bis drei Millionen betragen, die Größe des Landes ungefähr das Dreifache der Rheinprovinz ausmachen.

Aus Togo sowie aus den angrenzenden Ländern wurden, bevor die Engländer dagegen einschritten, viele Sklaven nach Amerika gebracht, weshalb die ganze Küste Sklavenküste heißt.

2. Übernahme der Mission und Entsendung der ersten Missionare.

Am 16. Juli 1891 wurde von der hl. Kongregation der Propaganda an unsere Gesellschaft die Anfrage gerichtet, ob sie nicht bereit wäre, eine Mission in den deutschen Schutzgebieten zu übernehmen. Die Antwort war bejahend, zugleich mit einem Hinweis auf Togo. Dieses Gebiet, welches bis dahin zur Apostol. Präfektur Dahome gehörte, wurde dann auch mittels Dekret vom 12. April 1892 als eigene Apostol. Präfektur abgetrennt und unserer Genossenschaft zugewiesen. Alsdann erhielt P. Johannes Schäfer durch Schreiben vom 7. Juni seine Ernennung zum Apostol. Propräfekten dieser Mission.

Einen Monat später kam der hochwst. Erzbischof Kremenz von Köln, der Protektor des Afrika-Vereins, zur Abschiedsfeier der Missionare nach Steyl. Ihn begleiteten aus dem Vorstande dieses Vereins der Präsident, Herr Landesgerichtsdirektor Karl Reichensperger, der

Br. Norbertus. Br. Johannes. Br. Venantius.
P. Johannes Schäfer. P. Mathias Dier.

Die ersten, 1892 nach Afrika gesandten Missionare.

Vizepräsident, Oberlandesgerichtsrat Dr. Pünder, und der Schatzmeister, Kaufmann Horten. Ferner nahm an der Feier teil der damalige Oberpfarrer von Krefeld, nachmaliger Weihbischof von Köln, Dr. Schmitz, der um die afrikanischen Missionen verdiente Redakteur Walter Helmes aus Münster u. a.

Sonntag den 17. Juli 1892 fand die feierliche Überreichung der Missionskreuze und die Abreise statt. Es waren für die neue Mission bestimmt worden: P. Joh. Schäfer und P. Matthias Dier, sowie die Brüder Johannes (Franz Hopfer), Norbertus (Gerh. Nienhaus), und Venantius (Karl Beckert).

Nach einer kurzen sakramentalen Andacht begann die kirchliche Feier. Sie wurde eingeleitet durch einen eindrucksvollen vierstimmigen Gesang: „Quam speciosi pedes evangelizantium pacem etc.“ „Wie schön sind die Füße derer, die den Frieden verkünden“. Der hochwst. Herr Erzbischof richtete alsdann erhebende Worte der Ermahnung und Ermutigung an die Missionare.

„Nur wenige Augenblicke sind es noch,“ so führte unter anderm der hohe Redner aus, „daß Sie hier in unserer Mitte verweilen. Sie wollen eine weite, beschwerliche Reise antreten, und das Ziel dieser Reise ist nicht ein sicherer Hafen, ein ruhiger, friedvoller Aufenthalt, sondern bald sollen Sie weiter, sollen durch fiebergefährliche Niederungen, durch beschwerliche, wilde Berggegenden zu noch wilderen Menschen, um ihnen Jesus Christus zu verkündigen. Ein hoher, aber schwieriger Beruf! Wer wird Sie leiten auf dieser Reise, wer wird Sie schirmen und schützen und trösten in den Leiden, die auch über Sie kommen werden?

Fürchten Sie nichts, geliebte Missionare! Es ist bei Ihnen Jesus Christus, der Gekreuzigte, den Sie verkünden. Jetzt gleich soll Ihnen Sein Bildnis in die Hand gedrückt werden, damit Sie Ihn stets vor Augen haben, damit Sie Ihn im Herzen bewahren. Und das Bild des Gekreuzigten, es wird Sie stärken und schützen. Sie sehen in Ihm den Urheber Ihres Berufes. Er hat gesprochen: ‚Wenn Ich am Kreuze erhöht sein werde, werde Ich alles zu Mir ziehen.‘ Ja, Er will zu Sich ziehen die Menschheit, und Er will zu Sich ziehen auch diese

armen, in Götzendienst versunkenen Schwarzen; und das Mittel, wodurch Er sie zu Sich ziehen will, das ist Ihre Sendung nach Togo. O mögen Sie den Auftrag Jesu Christi ganz in Seinem Sinne erfüllen!"

Dann segnete der hochwst. Herr die Missionskreuze und überreichte sie den auf den Stufen des Altars knieenden jungen Männern. Unter dem Gesange des Benedictus zog man darauf prozessionsweise durch die Kirche und zu den Altären, wo eine entsprechende Antiphon nebst Versikel und Oration gesungen wurde, um die abreisenden Missionare dem Schutze unserer hl. Patrone zu empfehlen.

Bald darauf versammelten sich die Bewohner des Hauses im festlich geschmückten großen Saale um die hochgeehrten Gäste und die scheidenden Missionare, denen in Gedichten und Gesängen die Wünsche aller zum Ausdruck gebracht werden sollten. Der hochw. P. Propräfekt dankte und empfahl die neue Togo-Mission dem Gebete aller. Er schloß mit den Worten:

„Mutig ziehen wir hinaus zu den Schwarzen; wir bangen und zittern nicht, denn wir wissen, daß in Deutschland, sowie hier im Hause täglich viel für uns gebetet wird."

Kräftig und bewegt erklang alsdann das Abschiedslied, welches bei jeder Entlassungsfeier in Steyl gemeinsam gesungen wird:

Zieht denn, Brüder! Gott geleite
Euch zum heil'gen Glaubensstreite
Nach dem fernen Heidenland,
Wo im Todesschatten wohnen
Viele, viele Millionen,
Die das Kreuz noch nicht erkannt.

Alle schuf die Vatermilde
Nach dem Eig'nen Ebenbilde,
Für sie all' floß Jesu Blut,
Daß sie doch aus Sündenwehen
Alle möchten auferstehen,
Erben Ihn, das höchste Gut.

Eilt denn, Brüder, sie zu retten
Aus den schweren Sündenketten,
Führt sie treu dem Heiland zu!
Jesu Herz ist voll Erbarmen,
Möchte retten all' die Armen,
Eilt und gönnt Euch keine Ruh!

Sind auch groß und viel die Mühen,
Unterm Kreuz nur kann erblühen
Frucht fürs ew'ge Paradies;
Seinen Engel gibt zur Seite
Euch der Herr im Glaubensstreite
Der die Seinen nie verließ.

Lebt denn wohl! Und soll's geschehen,
Daß wir nie uns wiedersehen
In der Erdenpilgerzeit,
Ob wir jubeln, ob wir weinen,
Jesu Herz soll uns vereinen
Hier und in der Ewigkeit.

Noch einmal ging's zur Kirche zum Altare der lieben Gottesmutter, deren mächtigem Schutze durch das Absingen des Hymnus „Ave maris stella" „Sei gegrüßt, Du Meeresstern" die Missionare für die weite Seereise anempfohlen wurden. Sie verließen gleich darauf Steyl, um über Hamburg, wo sie sich am 21. Juli einschifften, ihr Arbeitsfeld im dunklen Erdteil aufzusuchen.

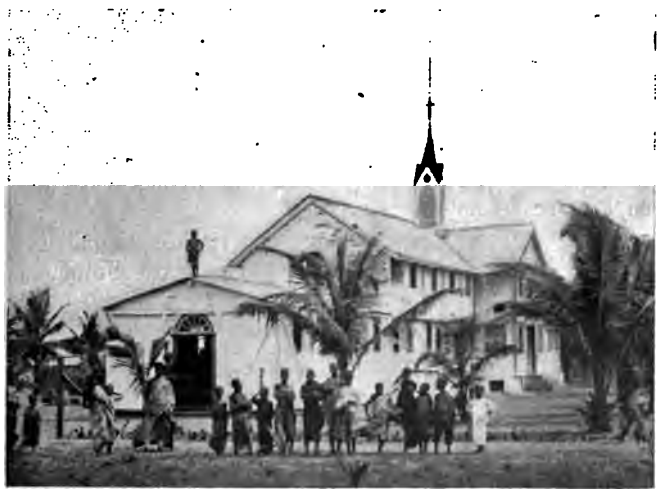
3. Eröffnung der Mission.

Am Tage vor dem Feste des hl. Augustinus, Samstag den 27. August 1892, kamen unsere Missionare in Togo an. Sie hatten das Glück, am Festtage dieses großen afrikanischen Heiligen, Bischofs und Kirchenlehrers, der auch für die Verbreitung des hl. Glaubens in Nordafrika sehr viel gethan hat, das erste heilige Meßopfer in der Stadt Lome darbringen zu können.

P. Dier beschrieb diese stille Feier, welche im Hause eines Faktoristen stattfand.

„Ein schöner Salonspiegel mit breitem Goldrahmen befindet sich in einem der beiden Zimmer, die uns zur Verfügung stehen. Unter diesem Spiegel errichteten unsere Brüder einen schönen Altar. Bruder Venantius bringt herrliche Palmzweige herbei. Festschmuck ziert bald die Stätte, wo der König des Himmels herniedersteigen will. Die schönen Palmzweige erinnerten mich an den Einzug Jesu in Jerusalem. Als der liebe Jesus Sich damals der heiligen Stadt näherte, weinte Er. Möge Er heute bei Seinem Einzuge in Lome keine Betrübnis empfunden, mögen Ihm unsere kleine Opferstätte und unsere Herzen recht viele Freude bereitet haben! Die Thränen standen mir in den Augen, als der hochw. Apostolische Präfekt das Veni Creator zur Eröffnung der Feier anstimmte. Darauf las er die hl. Messe. Die Neger schauten während der Feier zum Fenster hinein. Während der ersten heiligen Messe kommunizierten unsere beiden

Brüder Johannes und Venantius. Bruder Norbertus war noch an Bord der „Erna Wörmann"; er mußte beim Verladen unserer Sachen die Aufsicht führen. Nach der heiligen Messe des hochw. Herrn Apost. Präfekten las ich die zweite. Wie freute ich mich, als ich meinen Gott und Heiland vor mir sah, Denjenigen, der als Kindlein in Afrika eine Zufluchtsstätte gefunden, als das auserwählte Israel Ihn aus dem Lande gewiesen. Am Ende der zweiten



Erstes Haus der Patres in Lome, jetzt Schwesternhaus.

heiligen Messe folgte das Te Deum. Damit endigte die kirchliche Feier am Morgen. Wir waren überaus glücklich."

„Am Abende hielten wir zur Feier des Tages eine kleine Schlußandacht. Gesang und Gebet wechselten miteinander ab. Recht kräftig stimmten unsere Brüder ein, als der hochw. Herr Apost. Präfekt den Psalm «Laudate pueri» und «Laudate Dominum omnes gentes!» anstimmte. Beim Magnificat aber flötete der schwarze Nachtwächter der Faktorei mit verdoppelter Kraft. Er stand am offenen Fenster des Zimmers, in welchem wir unsere Feier abhielten und schien auch etwas zur Schlußandacht beitragen zu wollen. So endete der Tag der Eröffnung der katho-

lischen Mission in Lome, ein Tag, der uns unvergeßlich bleiben wird."

Der kaiserlich deutsche Kommissar v. Puttkammer schenkte den Missionaren ein nicht unbeträchtliches Grundstück, am östlichen Ende der Stadt Lome gelegen, welches sie im übrigen durch Kauf arrondierten. Dort wurde Samstag den 3. September der Grundstein gelegt und der ganze Grundbesitz, der eine Breite von nahezu 400 Metern hatte, feierlich eingesegnet. Am 14. September errichteten sie vor dem Hause, der See zugewandt, ein großes Kreuz, und am 18., dem Feste der sieben Schmerzen Mariä, zu deren Ehre auch die Station geweiht wurde, segneten sie die Kapelle ein. Dieselbe befand sich im untersten Stock des größtenteils aus Holz aufgeführten Tropenhauses, welches schon in Steyl fertiggestellt und von dort mitgenommen war.

Die Missionare hatten nun ein eigenes Heim, unmittelbar am Ufer des Meeres, wo die starke Brandung sie Tag und Nacht umrauschte. Natürlich säumten sie nicht, sogleich auch Wege und Beete mit Kokospflanzen und Gartensämereien anzulegen.

4. Die erste Schule in Lome.

Kaum waren die Missionare gelandet, so dachten sie daran, auch eine Schule zu eröffnen. Da an der afrikanischen Küste sich viele Faktoreien befinden, in denen die Eingeborenen, welche etwas gelernt haben, als Handlungsdiener aufgenommen zu werden pflegen, so sind die Neger der Küste begierig, eine Schule zu besuchen, um im Lesen, Schreiben und Rechnen ausgebildet zu werden. Dabei machen sie keine Schwierigkeit, sich auch in der Religion unterrichten zu lassen und das Glaubensbekenntnis des Lehrers anzunehmen.

Schon am ersten Tage sammelten sich Kinder von Lome um die Missionare. Als diese am folgenden Tage, Montag den 29. August, von Lome nach Amutive gingen, schlossen sich die Kinder an. Die Missionare lehrten sie

das hl. Kreuzzeichen machen und bestellten sie zum Unterricht um 8 Uhr morgens des folgenden Tages. In dieser ersten Stunde fanden sich fünf Kinder ein; in der nächsten Stunde waren es schon neun, und einen Monat später 25 Schüler. Diese Zahl nahm mit der Zeit noch mehr zu.

Sehr zu statten kam den Missionaren, daß in Lome, und überhaupt an der Sklavenküste, englisch gesprochen wird. War dieses auch ein sogenanntes Neger-Englisch, so konnten sie sich doch verständlich machen. Allerdings war es ihre Aufgabe, auch die Landessprache, das Ephe, zu erlernen. P. Dier schrieb über seine Bemühungen im September:

„Allmählich beginnen wir etwas von der Landessprache zu verstehen. Mit meinen Ephe-Kenntnissen versuchte ich diesen Morgen (10. Sept.), unsern Schülern einiges über Gott vorzutragen. «Mawu deka ele!» begann ich. „Es gibt nur einen Gott!" Da die Kinder mich verstanden, war ich kühner. «Mawu enjo, Mawu elo mi!» fuhr ich fort, „Gott ist gut, Gott liebt uns!" Um den Kleinen das Gesagte besser einzuprägen, ließ ich es von mehreren derselben wiederholen. Auch der kleine Aton, der noch nicht lange allein laufen kann, mußte mir's mehrmals hersagen. Weiter kam ich mit meiner Ephe-Wissenschaft diesmal nicht. Zum Glück reichte das Gesagte auch schon für heute hin. Nächstens gehen wir mit Gottes Hilfe zu anderm über. Übrigens sind die Schwierigkeiten, die Ephe-Sprache zu erlernen, nicht so groß, wie ich mir früher dachte. Ein feines Gehör und gutes Singorgan tragen allerdings viel zur Erlernung der Sprache bei, da sehr häufig von Hoch-, Tief- oder Nicht-Ton der Sinn ein und desselben Wortes abhängt. Indes mit einiger Übung läßt sich manches erreichen."

Am 26. Oktober teilte der Missionar unter anderem mit:

„Um 9 Uhr vormittags und 3 Uhr nachmittags gebe ich den kleinen Schwarzen aus Lome ABC-Unterricht, Rechnen, Deutsch, alles mögliche durcheinander. Dazu erzähle ich ihnen vom lieben Gott und der Muttergottes. Manchmal singen wir auch: „Maria zu lieben".

Heute betete ich auch mit unsern kleinen Schülern in der Kapelle zum erstenmal das Ave Maria in der Ephe-Sprache.

Ich hoffe, daß unser Gebet der lieben Mutter Gottes nicht schlecht gefallen hat."

Zwei Monate nach Eröffnung der Knabenschule kamen auch die ersten zehn Mädchen zum Unterrichte.

5. Die Missionsstationen an der Küste.

Nachdem die Mission in Lome Boden gefaßt, dachten die Missionare daran, noch einige andere Stationen zu errichten. So wurden nach und nach mit Einschluß von Lome folgende Stationen gegründet:

In der Richtung von Westen nach Osten die Küste entlang: Lome, Porto-Seguro, Togo-(Stadt), Klein-Popo und Adjido, oder nach der Zeit ihrer Gründung geordnet:

1. Lome, Hauptstation mit der Residenz des Apostol. Präfekten.

2. Adjido, an der östlichen Grenze Togos gelegen, nördlich von Klein-Popo und von diesem durch die Lagune getrennt.

3. Togo-(Stadt), ein Ort aus mehreren Dörfern bestehend. Er liegt ungefähr drei Stunden westlich von Adjido, und zwar wie dieses nördlich von der Lagune, die sich hier zum Togo-See erweitert.

4. Porto-Seguro, Togo-Stadt gegenüber, unmittelbar am Meere erbaut.

5. Klein-Popo, auf der schmalen Landzunge zwischen dem Meere und der Lagune gelegen, nahe der östlichsten Grenze des Landes.

6. Lome.

Die Gründung dieser ersten Missionsstation gegen Ende August 1892 war gewiß von Gott vorgesehen. Als Hauptstation hat dieselbe an Wichtigkeit gewonnen durch Uebersiedelung der kaiserlichen Regierung von Sebbe nach Lome im Jahre 1897.

Diese Stadt mit 7000 Einwohnern hat einen annähernd europäischen Charakter. Ihre Bedeutung wächst von Jahr zu Jahr. Ein lebhafter Handel wird hier ge-

Das neue Missionshaus in Lome.

Ich hoffe, daß unser Gebet der lieben Mutter Gottes nicht schlecht gefallen hat."

Zwei Monate nach Eröffnung der Knabenschule kamen auch die ersten zehn Mädchen zum Unterrichte.

5. Die Missionsstationen an der Küste.

Nachdem die Mission in Lome Boden gefaßt, dachten die Missionare daran, noch einige andere Stationen zu errichten. So wurden nach und nach mit Einschluß von Lome folgende Stationen gegründet:

In der Richtung von Westen nach Osten die Küste entlang: Lome, Porto-Seguro, Togo-(Stadt), Klein-Popo und Adjido, oder nach der Zeit ihrer Gründung geordnet:

1. Lome, Hauptstation mit der Residenz des Apostol. Präfekten.

2. Adjido, an der östlichen Grenze Togos gelegen, nördlich von Klein-Popo und von diesem durch die Lagune getrennt.

3. Togo-(Stadt), ein Ort aus mehreren Dörfern bestehend. Er liegt ungefähr drei Stunden westlich von Adjido, und zwar wie dieses nördlich von der Lagune, die sich hier zum Togo-See erweitert.

4. Porto-Seguro, Togo-Stadt gegenüber, unmittelbar am Meere erbaut.

5. Klein-Popo, auf der schmalen Landzunge zwischen dem Meere und der Lagune gelegen, nahe der östlichsten Grenze des Landes.

6. Lome.

Die Gründung dieser ersten Missionsstation gegen Ende August 1892 war gewiß von Gott vorgesehen. Als Hauptstation hat dieselbe an Wichtigkeit gewonnen durch Uebersiedelung der kaiserlichen Regierung von Sebbe nach Lome im Jahre 1897.

Diese Stadt mit 7000 Einwohnern hat einen annähernd europäischen Charakter. Ihre Bedeutung wächst von Jahr zu Jahr. Ein lebhafter Handel wird hier ge-

Der liebe Gott scheint unserer kleinen Station Seinen Segen zu verleihen. Unsere Kapelle reicht wirklich kaum mehr aus. Dicke Tropfen rollen mir abends über Stirne und Wangen, wenn die Kapelle so zahlreich besucht ist. Süße Tropfen; ich vergieße sie gerne."

Die ersten Früchte dieser Arbeiten wurden am Weihnachtsfeste des ersten Jahres bereits eingeheimst. Am Morgen des Tages erteilte nämlich der Apostol. Propräfekt P. Schäfer acht Katechumenen (darunter 4 Schülern) die hl. Taufe.

Im Frühjahre 1894 erkrankte P. Schäfer ernstlich an den Pocken. Am 27. Juni desselben Jahres traf er wieder in Steyl ein und legte bald darauf sein Amt nieder. Zunächst führte nun P. Dier als Administrator die Leitung der Mission, bis am 29. Juli 1896 P. Hermann Bücking von der hl. Kongregation der Propaganda zum Apostolischen Präfekten der Togo-Mission ernannt wurde.

Das Missionshaus lag etwas außerhalb Lome, was auf die Dauer manche Unannehmlichkeiten zur Folge haben mußte. P. Bücking verlegte deshalb im Jahre 1898 die Wohnung der Missionare in das Innere der Stadt, während zugleich die Schwestern das bisher von den Patres und Brüdern bewohnte Haus bezogen.

7. Adjido.

Die zweite Missionsstation hätten unsere Patres gerne in Kleinpopo errichtet. Doch weil hier schon seit langem die Protestanten (englische Wesleyaner) thätig waren und man jede Reibung mit ihnen vermeiden wollte, so beschlossen sie, im kleinen Dorfe Adjido sich niederzulassen. Dabei hofften unsere Missionare, es würden die Eingeborenen aus Klein-Popo über die Lagune nach Adjido zur Schule und zum Religionsunterrichte kommen. Diese Erwartung bestätigte sich nicht, und so hat Adjido nicht die Bedeutung erlangt, welche ihm zugedacht war.

Am Osterfeste 1893 wurde diese Station durch P. Dier eröffnet und dem heiligsten Herzen Jesu geweiht. Der kaiserl. Sekretär von Hagen wohnte der Feier bei. Bald mußte die kleine Wohnung und Kapelle durch eine neue größere ersetzt werden. Die Einweihungsfeier der Kapelle vollzog sich am Feste Mariä Himmelfahrt, den 15. August 1894. Der Missionar beschrieb sie also:

„Nachdem ich zuvor die neue Kapelle nach kirchlicher Vorschrift eingesegnet, fand gegen neun Uhr morgens die feierliche Übertragung des hl. Sakramentes aus der alten Kapelle in die neue statt. Daran schloß sich das Levitenamt, bei welchem zwei Patres aus der französischen Präfektur Dahome ministrierten. Einer derselben, Herr P. Schenkel, hielt während desselben in der Landessprache die Festpredigt. Die Kapelle war gedrängt voll Menschen. An der Spitze war der kaiserliche Landeshauptmann, Herr von Puttkammer, mit seinen Beamten, dann kamen die europäischen Kaufleute und unsere lieben schwarzen Neubekehrten. Aber nicht allein die Kapelle war überfüllt, auch draußen war alles besetzt. Während der heiligen Messe empfingen 17 Knaben die erste heil. Kommunion und 23 die zweite. Die Kapelle war mit frischem Laubwerk und kleinen Fähnchen aufs prächtigste geschmückt. Ganz besonders trug die neue Musikkapelle der Schutztruppe zur Hebung der Feier bei. Man muß wirklich staunen über die genaue Ausführung der Musikstücke dieser unserer deutschen schwarzen Militärkapelle. In der That, es war eine erhebende Feier, ein schöner Tag, der uns unvergeßlich sein wird. Zu Ehren der Festfeier war von den Beamten und Kaufleuten überall festlich geflaggt. Den Schluß des Tages bildete das Feuerwerk, das wir zu Ehren der glorreichen Himmelskönigin abbrannten."

Adjido hat eine Knaben- und eine Mädchenschule; erstere wird von ca. 50 Schülern, letztere von ca. 15 Schülerinnen besucht.

In den letzten Jahren wurde hier auch der Versuch gemacht, eine Handwerkerschule einzurichten. Christliche Negerknaben werden darin von Laienbrüdern in verschiedenen Handwerken, wie Schreinerei, Schlosserei, Schneiderei usw. ausgebildet.

8. Togo-Stadt.

Nachdem P. Propräfekt Schäfer am Feste Kreuzerfindung 1893 in der Mitte des aus fünf Dörfern bestehenden Ortes ein Missionskreuz errichtet hatte, wurde am 24. Mai der Grundstein zur neuen Station gelegt. Sie ist dem Hl. Geiste geweiht. Am 28. August las P. Schäfer dort die erste heil. Messe. Er schilderte diese Feier mit folgenden Worten:

„Am Feste des hl. Augustinus habe ich zum erstenmal in Togo-Stadt, unserer dritten und, wie es scheint, gesundesten Missionsstation, das heilige Opfer dargebracht. Es war dies für ganz Togo ein Fest ersten Ranges. Niemand arbeitete an diesem Tage. Morgens um 6 Uhr wurden mehrere Kanonenschüsse abgefeuert und so das Volk auf die Feier des Tages aufmerksam gemacht. Die Kanone liehen wir bei King Mensa in Agbedrafo (Porto-Seguro). Schießen spielt ja hier eine große Rolle; je mehr es kracht, desto erhabener erscheint die Feier.

Da der Neger viel auf das Sinnenfällige gibt, so suchten wir die Missionsstation von innen und außen mit Blumen, Kränzen und Palmblättern so schön als möglich zu schmücken. Br. Adalbert flocht einen prächtigen Kranz, wozu die Jugend von Togo Grün in Hülle und Fülle brachte und, so weit es ging, bei der Arbeit mithalf. Ganz Togo kam herbei, um zu sehen und zu hören yufo Mawu basame (des Weißen Feiertag).

Der alte Fetischhäuptling Kplaku, dem die Mission vieles zu verdanken hat, fand sich schon in aller Frühe ein. Als die Feier begann, hielt er alles in gehöriger Ordnung; niemand durfte es wagen, während der heiligen Handlung zu sprechen. Alle mußten andächtig auf die Knie fallen und so bis zum Ende der heiligen Messe verharren. Nach derselben hielt ich eine kurze Predigt. Ich trug ihnen in schlichten Worten, mit denen man hier am meisten ausrichtet, die Gründe vor, weshalb wir hierher gekommen: nicht um Geschäfte zu treiben und Geld zu erwerben, sondern um sie für Zeit und Ewigkeit glücklich zu machen. Sie möchten nur recht fleißig kommen und ihre Kinder gut zur Schule schicken. Diese würden dann neben der christlichen Religion auch lernen, was die Weißen wüßten, Lesen, Schreiben, Handwerk ꝛc. Des Abends möchten die Erwachsenen sich einfinden, wir würden ihnen vieles über Gott, den Himmel

usw. erzählen. Der Weiße habe keine Fetische, sondern bete nur den einen wahren Gott an. Ihre bisherige Fetischverehrung sei Thorheit gewesen, denn wie könnte ein Klumpen Erde, ein Stück Holz ihnen Hilfe bringen? Ihre Götter hätten einen Namen, den sie in Wahrheit verdienten — jeder Fetisch heißt legba, d. h. Teufel — sie könnten und vermöchten nichts. In ihren Anliegen sollten sie zum wahren Gott flehen und von Ihm Hilfe erbitten. Der alte Fetischhäuptling Kplaku sprach immer dazwischen und sagte zu den Leuten: ja, das sei so, der Weiße habe recht (enge pata, pata), der Weiße wisse alles.

Gegen 10 Uhr kam King (Oberhäuptling) Cidolo mit seiner ganzen Diener- und Sklavenschaft zur Mission herauf. Er kam in unsere Wohnung und beglückwünschte uns. Unterdessen stellten sich seine Leute draußen auf und bliesen und trommelten aus Leibeskräften. Darauf wurde ein Kriegstanz aufgeführt."

Da Togo-Stadt auf einer Anhöhe liegt, so glaubte man sich zu der Annahme berechtigt, es könne als Erholungsstation dienen, weshalb dort auch ein kleines Hospital eingerichtet wurde. Indessen machte man im Laufe der Jahre andere Erfahrungen. P. Heinlein und Br. Ambrosius starben hier im Jahre 1896 innerhalb zweier Tage. Als dann drei Jahre später wiederum der dort stationierte Pater und Bruder fast zu gleicher Zeit schwer erkrankten und nach Europa zurückreisen mußten, wurde der Posten vorläufig nicht wieder besetzt. Dazu bewog auch der Umstand, daß der vom Fetischismus ganz durchseuchte Ort trotz der aufreibenden Arbeiten mancher Missionare nur wenige Früchte zeitigte: einige zwanzig lebende Christen, außer den in der Todesstunde gespendeten Taufen. Die hier bestehende kleine Schule wurde einem schwarzen Lehrer übergeben; im übrigen wird wöchentlich vom Missionar der Station Porto-Seguro Gottesdienst und Religionsunterricht in Togo gehalten.

9. Porto-Seguro.

Die Bevölkerung von Porto-Seguro, in der Landessprache Agbedrafo genannt, sowie ihr Häuptling Mensa verlangten öfter von den Missionaren die Errichtung einer Station in ihrem Orte.

„Im Februar 1895," so berichtet P. Anselmann, „entschloß sich der hochw. P. Dier, Administrator, in Porto-Seguro eine Missionsstation zu gründen. Ich wurde geheißen da den Anfang zu machen. Am 15. Februar eröffneten wir in einem großen Gehöfte des Oberhäuptlings Mensa die Mission. Die Schule entwickelte sich stetig. Sie hat jetzt über 50 Schüler. Es ist dies eine schöne Zahl für dieses Landstädtchen, welches wohl nicht über 500 Einwohner hat. Dazu kommt noch, daß schon

Missionsstation in Porto-Seguro.

seit Jahren eine wesleyanische Gemeinde mit einer Schule hier gebildet wurde.

Am 14. August wurden 21 Knaben zur hl. Taufe geführt. Sie sind die Erstlinge für „Gott und das Lamm" und die katholische Kirche in Porto-Seguro. Sie sind die erste Saat hier auf heidnischem Boden. Der Tod hat manches Kindesleben „gepflückt"! Meines Wissens sind 13 Kinder im Jahre 1895 hier gestorben, und alle diese hatten durch die liebevolle Führung ihrer Schutzengel das Glück, als Kinder Gottes ins Jenseits zu gehen.

„Sieben Erwachsene sind hier gestorben. Vier davon bereitete ich auf den Tod vor. Die drei übrigen starben ohne die hl. Taufe. Eine Fetischfrau wies beharrlich meinen Beistand zurück; sie wollte eben zu ihrem Herrn und Meister, zum Legba d. h. zum Teufel gehen. Ein zweites Opfer holte der Tod ohne mein Wissen. Das dritte, ein junger Mann, starb an einem Blutsturze auf der Lagune. Auch nach außen hin hat sich die Mission bemüht, den Kranken und Sterbenden Hilfe und Trost zu bringen. — In Gunkope, einem Fischerdorfe, anderthalb Stunden von Porto-Seguro, wurde die Mission mit der Abhaltung von Katechesen durch die älteren Missionszöglinge eröffnet. In jüngster Zeit ist auch eine Schule dazugekommen, welche einen guten Fortgang verspricht.

Während ich in Lehmhäusern und auf der fieberhauchenden Erde wohnte und der Seelsorge nachging, baute Br. Johannes die Wohnung für den Herrn des Himmels und Seine Diener. Am 18. Dezember benedizierte der hochw. Herr Administrator die Kapelle. Sie ist 15 m lang und 7 m breit. Auf dem Hochaltare thront das schöne Bild des hl. Joseph, des Patrons der Station. Die Einfachheit und Apostolische Schlichtheit dieses Heiligtums gefällt mir so, daß ich mich immer freue, wenn ich daran denke oder in die Kapelle eintrete. Wie viel schöner ist sie doch als die drei Lehmräume, worin ich in diesem Jahre nacheinander das heilige Meßopfer darbringen mußte."

10. Klein-Popo.

Nächst Lome ist Klein-Popo, oder Aneho genannt, unzweifelhaft die wichtigste Küstenstadt Togos. Sie hat 4000 Einwohner und ist mehr eine afrikanische Stadt geblieben, bisher noch weniger berührt von europäischer Kultur und Civilisation. Klein-Popo wird sie genannt zum Unterschiede von dem nicht weit entfernten Groß-Popo im französischen Dahome; erstere hat indes letztere Stadt längst überflügelt. Dicht an der Grenze dieses französischen Gebietes gelegen, bot Klein-Popo unseren Missionaren bequeme Gelegenheit, häufigen Verkehr mit den in der französischen Station Agoue wirkenden Missionaren zu unterhalten und gegenseitige Erfahrungen im Missionsleben auszutauschen.

Wie schon bemerkt, war Klein-Popo der Hauptsitz der Wesleyaner in Togo. Sie waren dort bereits lange Jahre thätig und hatten die Häupter der ausschlaggebenden Parteien für sich gewonnen. Aus diesem Grunde zogen unsere Missionare es vor, sich zunächst von diesem Orte fern zu halten. Als aber die Wesleyaner nach Lome gingen, wo die Unsrigen bisheran das Terrain allein gehabt, da bestand für diese kein Grund mehr, Klein-Popo von ihrer Thätigkeit auszuschließen. So wurde denn im März 1895 von P. Dier zunächst in Degbenu ein Haus gekauft, welches nur zehn Minuten vom Centrum Klein-Popos entfernt liegt. Ein Vierteljahr später, am 3. Juni 1895, konnte auch in Klein-Popo selbst die Mission eröffnet werden.

„Es ist heute Pfingstmontag", schrieb P. Dier, „und da haben wir heute früh unter Anrufung des großen Gnadenspenders, des lieben Hl. Geistes, die neue Mission in Klein-Popo eröffnet. Auch Herr Anselmann war zur Feier von Porto-Seguro herabgekommen, und so war es uns denn möglich, schon gleich im Beginn ein Levitenamt zu halten. Nachdem ich gegen 9 Uhr die kleine Kapelle, die, wie auch die Station selbst, den hl. Apostelfürsten Petrus und Paulus geweiht ist, eingesegnet, begann das Amt, bei dem Herr Anselmann die Festpredigt hielt. Nun ist auch der sakramentale Heiland im Tabernakel zu Klein-Popo. Das ist denn doch für uns ein neuer Trost, und wir müssen dem lieben Gott für eine so große Gnade Dank sagen. Unsere Kinder von Adjido sowie einige von Porto-Seguro sangen Choral. Das müßten Sie gehört haben! Sie sangen die missa in festis solemnibus, und zwar recht frisch und schön. In Klein-Popo wird P. Altemöller wirken."

Die ersten Erfolge, welche die Mission in Klein-Popo erzielte, waren recht befriedigend.

„P. Altemöller arbeitete mit großem Eifer," so entnehmen wir einem Schreiben P. Anselmanns; „er sammelte die Knaben in die Schule und manche Erwachsene in die Katechese und Kirche. Die Mission nahm einen guten Anfang. Leider untergrub das heimtückische Klima seine Gesundheit, und er mußte schon im Januar 1896 das ihm so lieb gewordene Arbeitsfeld verlassen, um in Europa die verlorenen Kräfte wiederzugewinnen.

Ich trat in seine Stelle ein, hatte aber infolge des plötzlichen Wechsels des Hirten viel Mühe, das schon Gesammelte kennen zu lernen und zusammenzuhalten. Indessen ging es trotz meiner durch das Klima ebenfalls geschwächten Kräfte mit Gottes Segen wiederum voran. Während des letzten Jahres zählte ich auf meiner Station 500 Beichten und 400 Kommunionen.

Unsere Knabenschule zählte am Schlusse des Jahres 1896 105 Schüler; die tägliche Durchschnittszahl war 77. Ende Juli 1896 wurde eine Mädchenschule eröffnet. Dieselbe zählte 35 Mädchen; die tägliche Durchschnittszahl war 22.

In Degbenu haben wir eine Außenschule. Der musterhafte, echt religiöse Lehrer Kassian leitet dieselbe. Er hatte 35 Schüler, täglich durchschnittlich 22. Ferner besuchen in Klein-Popo noch 12 Knaben katholischer Familien die Regierungsschule, wo nur deutsch gelehrt wird. Dieselben kommen zweimal wöchentlich zur Katechese.

Recht erfreulich sind auch die Früchte, welche die Katechese hervorbrachte. Es konnten nämlich zur feierlichen Taufe 22 Knaben und Männer und 23 Mädchen und Frauen zugelassen werden. 35 empfingen die erste hl. Kommunion, und 40 legten die erste Beichte ab. 47 Personen aber wurden gefirmt. Diese Kandidaten auf den Empfang dieser großen Gnaden vorzubereiten, machte viele Arbeit; noch mehr Arbeit aber wird erfordert, damit sie den empfangenen Gnaden gemäß leben.

10 Kinder katholischer Familien wurden feierlich getauft. Leider warten die Eltern gewöhnlich ein, zwei, drei Jahre nach der Geburt eines Kindes, bis sie es zur Taufe bringen. 18 Personen verschiedenen Alters und Geschlechtes erhielten die Nottaufe. Gestorben sind 18 Christen."

Schon bald nach der Eröffnung der Mission in Klein-Popo begann zwischen der katholischen und protestantischen Schule ein gewisser Wettkampf. Dabei zeigte es sich, daß erstere das Vertrauen der Bevölkerung in höherem Grade erlangte, als die letztere. Auch erhielt die katholische Kirche mehr Besucher, als die protestantische. Da jene aber sehr klein war und die Protestanten eine neue schöne Kirche erbaut hatten, so mußte von seiten unserer Missionare dasselbe geschehen. Es wurde demnach im Jahre 1898 unter Leitung des Br. Johannes ein geräumiges

und würdiges Gotteshaus aufgeführt. Der Apostol. Präfekt P. Bücking teilte darüber folgendes mit:

„Der 25 m lange und innen 12 m breite Bau erhebt sich dreischiffig im romanischen Stile mit Kreuzgewölbe, vorn gekrönt mit einem aus gefälliger Façade sich entwickelnden Türmchen, das hoch oben stolz das Kreuz, des Heiles Zeichen, trägt. Die feierliche kirchliche Einweihung der neuen Kirche konnte am 24. Dezember vorigen Jahres stattfinden, am Vigiltage von Weihnachten. In Abwesenheit des Missionsvorstehers, der mit P. Müller eine fast drei Monate dauernde Reise in das Hinterland unserer Togomission unternommen, hatte der Apostolische Präfekt der benachbarten Dahome-Mission, P. Bricet, die Freundlichkeit, die für seine Jahre doppelt schwierige Weihe und das sich daranschließende levitierte Amt mit Festpredigt zu halten.

Kirche in Klein-Popo.

Kurz vor Mitternacht des Weihnachtsfestes rief die am Morgen feierlich geweihte, durch die marianische Kongregation der Stadt Bochum freundlichst besorgte Glocke die Gläubigen und auch Nichtgläubigen zum erstenmal laut in der ganzen Stadt vernehmbar zum nächtlichen Weihnachtsgottesdienst. Ein schönes

von freundlicher Seite in Europa besorgtes Feuerwerk, das vor und nach dem nächtlichen Gottesdienst bei dieser feierlichen Gelegenheit abgebrannt wurde, sollte schwarze Christen und Heiden an das Licht des wunderbaren Sternes erinnern, das die ersten Heiden zur Krippe nach Bethlehem geführt. Der heil. Weihnachtstag selber versammelte dann noch dreimal größere Abteilungen der Christen oder auch sie alle zum Dankgottesdienst für das Werk der Erlösung und der glücklichen Vollendung des schönen Gotteshauses. Der Wunsch der Missionare bei diesem erhabenen Feste war dieser, daß die Kirche, die in Klein-Popo, nahe am Gestade des atlantischen Ozeans gelegen, den Schiffern eine weit auf das Meer hin sichtbare Landmarke ist, auch ebenso allen dem Christentum Fernstehenden ein sicherer Kompaß zum Himmel durch des Lebensmeeres Klippen werden möge. Diesem Ziele, wie auch der damit notwendig verbundenen Pflege und Ausbreitung wahrer Civilisation im hiesigen deutschen Schutzgebiete, sollen alle Kräfte und Mittel der katholischen Mission auch in Zukunft stets gewidmet sein."

Über den Besuch der neuen Kirche aber schrieb P. Schöning im Sommer 1899:

„Bis jetzt können wir freudig konstatieren, daß die Kirche mehr Anziehungskraft hat, als die alte stallähnliche Kapelle, worin alle Anwesenden wie Schafe in einer Hürde zusammengepfercht und in der dadurch bedingten Hitze halb gebraten wurden. Der jetzige durchschnittliche Kirchenbesuch schwankt zwischen 70—80 Erwachsenen und gegen 200 Knaben nebst 50 bis 60 Mädchen. An hohen Festtagen ist die Kirche sogar fast ganz gefüllt, weil dann viele Leute, die während der übrigen Zeit als Händler im Innern des Landes weilen, in ihre Heimat zum Besuche kommen. Dazu gesellen sich dann noch viele Neugierige, die durch die Feier der hl. Geheimnisse angelockt werden. So geschah es am ersten Tage nach der Einweihung, daß die Kirche die Besucher nicht einmal alle fassen konnte."

II. Die Missionsschwestern in Togo.

Vier Jahre hatten unsere Missionare in Togo gearbeitet und waren dabei mehr und mehr zu der Ueberzeugung gelangt, daß es für eine gedeihliche Wirksamkeit immer notwendiger würde, der Bekehrung des weiblichen

Geschlechtes größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Soll das Christentum sich fortpflanzen, so muß ja dafür gesorgt werden, daß die heranwachsenden jungen Männer christliche Jungfrauen heiraten können und so christliche Familien zustande kommen. Der Anfang war freilich schon gemacht; denn schon hatten unsere Patres zwei Mädchenschulen gegründet und schwarze Lehrerinnen angestellt. Es schien aber für eine gediegene religiöse Erziehung der Mädchen recht wünschenswert, Missionsschwestern aus Steyl in der Mission zu haben. Diese könnten die Kinder nicht nur in den nötigsten Elementarfächern, sondern auch in nützlichen Handarbeiten unterrichten. Außerdem wäre es für sie leichter, mit den einheimischen Frauen zu verkehren und sie z. B. durch Krankenpflege zur Annahme des christlichen Glaubens zu gewinnen. Alle diese Gründe waren triftig genug. Und so wurden denn Schw. Bernarda (Anna Althoff) als Vorsteherin, Schw. Franziska (Maria Dold), Schw. Vincentia (Anna Bergmann) und Schw. Margareta (Aloysia Zintinger) hingesandt. Nach glücklicher Fahrt kamen sie am 7. März 1897 in Lome an.

„Lange hatten wir uns," schrieb der Apostol. Präfekt P. Bücking, „nach der Ankunft der Schwestern gesehnt, damit sie die von Gott ihnen zugedachte Arbeit, die Mädchen und Frauen zur Erkenntnis des wahren Gottes zu führen und selbe auf eine menschenwürdige Stufe in der Gesellschaft zu erheben, übernehmen möchten. Endlich kamen sie, freudig begrüßt von den Missionaren und dem Volke, das immer und immer wieder gefragt hatte, ob die ihnen als so gut geschilderten Schwestern noch nicht kämen. Am 6. März gegen Abend langten die ersten Dienerinnen des Hl. Geistes vor Lome an. Doch war die See zu unruhig, als daß selbe gleich schon den Boden Afrikas hätten betreten können. Am Sonntagmorgen gegen 8 Uhr brachte sie ein gutes Boot glücklich durch die immer laute und nimmer ruhende Brandung bis in die nächste Nähe der Mission; nur noch ca. 100 Schritte hatten sie, um zur ersten hier erbauten Wohnung Dessen zu kommen, für den sie Vater und Mutter verlassen, um sich in das ferne Heidenland zu begeben.

Wie freuten die guten Schwestern sich, als sie nach dem gleich nach der Landung beginnenden Hochamte mit Segen, wo

bei dem Volke noch einmal der Zweck ihres Kommens auseinander und klargelegt wurde, in das für sie hergerichtete kleine Kloster gebracht wurden. In der Schule hatten die Kinder mit ihren bisherigen Lehrern Aufstellung genommen, welche sie freudig mit dem christlichen Gruße empfingen und einige recht schöne Kirchenlieder in der hiesigen Landessprache sangen. Die kleine Veranda und der daran sich anschließende größere Raum waren in geschmackvoller Weise mit Palmblättern und Ölzweigen geschmückt, so daß die Schwestern beim Eintritt sagten: „Nein, so schön hätten wir es uns nicht vorgestellt und hätten nicht gedacht, daß die Kinder dazu imstande gewesen.

Alles versprach einen recht guten Fortgang, und auch jetzt noch hoffen wir ein Gleiches; doch es sollte auch dieses Werk, wie alle Werke Gottes, mit dem Stempel des Kreuzes bezeichnet werden. Die Schwester Vorsteherin Bernarda merkte stets die Folgen eines zweimaligen Blutsturzes, der sie etwa 8 Tage vor ihrer Landung an Bord des Madingo befallen, und der wohl auf eine im Mutterhause zugezogene Erkältung zurückzuführen war, welche sich bei ihrem Aufenthalte in England noch erheblich verschlimmert hatte.

[illegible] außer [illegible] Ein Wort oder [illegible] und [illegible] eines [illegible] als [illegible] vernommen, [illegible] sich [illegible] Doch konnte sie im eigenen [illegible] finden. [illegible] freundlichen [illegible] Agoue im [illegible] in der Hänge- [illegible] im Gebenteil [illegible] Togo [illegible] Der [illegible] Vorsteherin von [illegible] Agoue zum Kloster der [illegible] mit [illegible] Im Freund

lichster Weise wurde die Kranke dort von den französischen Schwestern aufgenommen und verpflegt. Am dritten Tage schien sie sich schon etwas erholt zu haben, und wir lebten der frohen Hoffnung, sie bald in Lome wieder in ihrem Wirkungskreise zu sehen. Doch leider hatten wir uns getäuscht; der liebe Gott hatte es anders beschlossen. Der Arzt behauptete nach gewissenhafter Untersuchung, daß die Krankheit sich zu hochgradiger Schwindsucht entwickelt habe, und erklärte, ihr Tod müsse nach wenigen Tagen eintreten, wenn das Fieber sich nicht brechen lasse. Aber alle Kunst der Ärzte, wie auch die opferwillige, Tag und Nacht nicht unterbrochene Pflege der Krankenschwester Epiphania hatte nicht den erwünschten Erfolg. Jeglicher Vorschrift unterwarf sich die Leidende mit freudiger Willigkeit, so daß die Krankenschwester ihre Geduld und kindliche Folgsamkeit nicht genug loben konnte. Diese Ergebenheit zeigte sich auch bis an ihr Ende. Man hatte sie bis dahin auf Wunsch des Arztes noch stets in der Hoffnung auf Genesung erhalten. Doch am Samstagmorgen, als der hochwürdige P. Schönig sich zu ihrem geistlichen Beistande noch einmal hinbegeben, verfiel sie in eine kurze Ohnmacht. Ihren Tod befürchtend, begann er die Sterbegebete. Die Kranke kam zu sich, und als sie die Sterbegebete verrichten hörte, erschrak sie für einen Augenblick, doch gleich faßte sie sich und sagte: „Hochwürden, ich bitte Sie, sagen Sie mir offen, wie es mit mir steht.“ Als ihr mitgeteilt wurde, daß menschliche Hilfe für sie nicht mehr vorhanden sei und darum keine Hoffnung auf Genesung, rief sie aus: „O meine arme Mutter!“ Aber gleich nachher sagte sie: „Nun, wie Gott will; will Er, daß ich gesund werde, ist es gut; will Er, daß ich sterbe, so ist es auch gut.“ In dieser Gesinnung verblieb sie auch, bis sie kurz vor ihrem Tode, auf den sie bei ihrem kindlich frommen Gemüte sich mit den entsprechenden Akten ruhig und ergeben vorbereitete, das äußere Bewußtsein verlor. Um 10 Uhr morgens am Feste der hl. Apostel Philippus und Jakobus, dem ersten Tage des schönen Maienmonats, starb dann Schwester Bernarda als die erste der Genossenschaft der Dienerinnen des Hl. Geistes auf Afrikas Boden. Feierlich war ihr Begräbnis in Agoué. Es fand statt um 4 Uhr nachmittags. Sämtliche Europäer daselbst, die Herren Beamten der Regierung, wie auch die Vertreter der europäischen Firmen, die Patres und die Schwestern der Mission daselbst mit ihren Schülern und Schülerinnen, sowie die erwachsenen Christen, nahmen in regster Weise teil.“

Schw. Margareta. Schw. Franziska.
Schw. Bernarda. Schw. Vincentia.

Die ersten, 1896 nach Togo gesandten Missionsschwestern.

Um die entstandene Lücke auszufüllen, wurden am 11. August 1897 zwei andere Schwestern nach Togo gesandt, von welchen Schw. Petra (Maria Freeriks) die Stelle der verstorbenen Vorsteherin einnehmen sollte. Schon im Sommer 1899 mußte sie jedoch krank die Rückreise nach Europa antreten. Seitdem ist Schw. Margareta Vorsteherin.

Von den zuerst abgereisten vier Schwestern folgten bereits zwei der ersten Vorsteherin ins Grab. Schw. Vincentia starb am 11., Schw. Franziska am 17. Januar 1900.

Letztere, welche im Unterrichte der Mädchen thätig gewesen war, hatte über die erste Wirksamkeit der Schwestern in der Schule folgendes mitgeteilt:

„Nun sind wir schon längst hier heimisch, haben uns mit Gottes Beistand leicht eingewöhnt und unser Heim recht lieb gewonnen. In vielen Stücken gleicht unsere Ordnung der der Heimat, nur die Stunden sind verschieden. Schule ist von 9—12 Uhr vormittags und nachmittags von 2—4 Uhr. Das Versprechen, recht eifrig die Schule zu besuchen, wird zuweilen von einigen noch mit wandelbarer Treue gehalten, weil eben alle Schwarzen den Regen fürchten. Manchmal ist es ihnen selbst zu heiß; an einem Regentage dagegen kann man lange nach den Kindern aussehen. Zeigt sich auch hie und da ein schwarzes Gesichtchen, so bleibt die Zahl doch klein, so daß man aus einem Regentag für die Schule einen Schreibtag macht und sich einmal vom Sprechen dispensiert.

Die Ordnung ist in der Schule nicht ganz aufrecht zu halten, Stillschweigen noch schwerer. Geht es bei den großen Kindern gut, dann weint vielleicht ein kleines, das auf dem Rücken eines anderen Kindes aus süßem Schlummer erwacht. Ist dieses wieder beruhigt, verlangt ein anderes Wasser zu trinken, und alsbald trinkt auch die ganze Schule. Doch brauchen die Kinder nicht weit zu gehen, weil ein nicht zu kleiner Topf mit Wasser und einem kleinen Napf im warmen Afrika zu den nötigen Schulgegenständen gehört. Solch unliebsame Störungen sind schwer zu vermeiden. Für die kleinen Rechenkünstler war auch eine Rechenmaschine notwendig. Als Rechenkugeln prangen weiße und braune Schneckenhäuschen an langer Schnur an der

Wand. Wie sind die Kleinen stolz, wenn sie ohne Fehler das 1 und 1 daran abgezählt haben! Nunmehr sind uns auch bereits einige Kinder zur besseren Erziehung ins Haus übergeben worden, andere müssen warten, und sobald die Räumlichkeiten größer sind, können noch mehrere aufgenommen werden. Es ist ein lustiges Völkchen, das sich um uns geschart hat."

12. Sprachliche und klimatische Schwierigkeiten.

Unsere Missionare konnten sich zwar mit vielen Eingeborenen in englischer Sprache verständigen; mit allen war das jedoch auf diese Weise nicht möglich. Deshalb mußte mit Ernst an das Studium der Landessprache gedacht werden. Eine Schwierigkeit bot der Umstand, daß die beiden Hauptorte Lome und Klein-Popo verschiedene Dialekte der Ephe-Sprache reden. Besondere Verdienste um das Studium der Landessprache erwarb sich P. Hoffmann. Leider raffte der Tod, menschlicherweise gesprochen, ihn zu früh dahin. Er kam am 3. Dezember 1894 mit P. Bücking in Togo an, starb aber bereits am 15. Mai 1897. Das von ihm gesammelte Material wurde später weiter verarbeitet. Ihm selbst gelang es noch, eine biblische Geschichte in der Ephe-Sprache fertigzustellen, welche 1897 in Steyl gedruckt wurde. Seit dieser Zeit erschien außerdem ein Katechismus in dieser Sprache, während das Manuskript zu einem Gebetbuche noch vorliegt.

Schlimmer als die sprachlichen, waren die klimatischen Schwierigkeiten. Ihnen fielen außer P. Hoffmann noch zwei andere talentvolle Patres: P. Adalbert Heinlein, gestorben am 17. Juni 1896, und P. Gregor Arand, gestorben am 15. März 1899, und der Bruder Ambrosius (Anton Ludowici), gestorben am 19. Juni 1896 zum Opfer. Auch Schw. Franziska (Maria Dold) starb als Opfer der Malaria.

Man hatte im Beginne gehofft, daß es möglich sein würde, die Abgereisten im fremden Lande zu lassen; aber bald stellte sich die Notwendigkeit einer Europareise ein und zwar früher als wir gedacht. Diejenigen,

welche sich als nicht recht tropenfähig erwiesen hatten, mußten in Europa zurückbehalten werden. Dieses Schicksal betraf mehrere Patres und Brüder.

Die klimatischen Schwierigkeiten bestehen weniger in der Ertragung der großen afrikanischen Hitze, an welche man sich mit der Zeit gewöhnt, als vielmehr in der Erkrankung an der Malaria oder dem tropischen Fieber. Letzteres wirkt besonders auf das Blut verderbend ein, und so bedürfen die von der Malaria Befallenen einer Auffrischung desselben. Am ehesten können sie die Körperkräfte im europäischen Klima wieder gewinnen. Die Malaria bringt die verschiedenartigsten Erkrankungen mit sich und Fieber-Hitze, welche oft 41 Grad übersteigt. Es gehört aber eine gute Gesundheit dazu, um einem so hohen Fieber widerstehen zu können. Ein Hauptmittel gegen dasselbe ist das Chinin; aber auch dieses muß mit Vorsicht genommen werden und bringt, zur Unzeit angewendet, große Gefahren mit sich, namentlich die des Schwarzwasserfiebers, an welchem in den Tropen noch immer recht viele sterben.

13. Blüten und Dornen des Missionslebens.

Schwierigkeiten, wie die geschilderten, dürfen den Missionar nicht abschrecken. Kreuz und Leid ist ja das tägliche Brot des Missionars. Wer es unschmackhaft findet und verschmäht, der findet auch nicht die nötige Kraft für eine so schwierige, mühevolle Aufgabe, wie sie dem Verkünder des hl. Glaubens obliegt. Steht er im Begriffe hinauszuziehen in das ihm zugewiesene Arbeitsfeld, so wird ihm das Kreuz in die Hand gedrückt, damit er es fortan auf seiner Brust trage, wohin immer er geht. Doch während er seine Lippen auf die Wunden des Gekreuzigten drückt, vernimmt er die tröstenden und stärkenden Worte: „En, fili, custos tuus perpetuus in viis apostolicis! En praesidium in omni periculo, en solatium in vita et morte tua!“ d. h.: „Siehe da, mein Sohn, dein beständiger Begleiter auf deinen apostolischen Wanderungen!

P. Adalb. Heinlein

P. Jakob Hoffmann.

P. Gregor Arand.

Br. Ambrosius.

Verstorbene Missionare in der Togo-Mission.

Siehe da, dein Schutz in jeglicher Gefahr! Siehe da, dein Trost im Leben und im Tode!"

Und nun zieht der Missionar hinaus mit diesem Zeichen des Kreuzes, den Ärmsten der Armen, den Heiden, die heilbringende Lehre des Gekreuzigten zu predigen. Da gilt es, sich als Christusjünger zu bekunden. „Haben sie

Mich verfolgt, so werden sie auch euch verfolgen." Wie also dürfte der Missionar sich beklagen, wenn er angefeindet wird; wie dürfte er kleinmütig werden, wenn Leiden und Krankheiten über ihn kommen! Er schätzt sich vielmehr glücklich, seinem göttlichen Meister ähnlich zu werden und aus Liebe zu Ihm und zur Förderung Seiner hl. Interessen am Heile der Seelen Entbehrungen und Beschwerden, Schmach und Verfolgung zu erdulden.

Unsere Missionare, namentlich die unter den Heiden wirkenden, haben dieses Glück mehr oder weniger verkostet — ich brauche nur an die Leiden und Verfolgungen in Südschantung zu erinnern. In der Togo-Mission ist zwar bis jetzt eine allgemeine offene Verfolgung nicht ausgebrochen; immerhin sind auch unseren dortigen Missionaren manche scharfe Dornen auf dem Lebenspfade gewachsen. Dazu gehören die erwähnten klimatischen und sprachlichen Schwierigkeiten, die Anfeindungen des Fetischismus, dann auch die Hindernisse infolge der unter den Schwarzen Togos allgemein herrschenden Vielweiberei und die Beschwerden der Reise unter afrikanischem Himmel. Wie gut ist es aber, daß der liebe Gott nicht die Dornen allein gibt, sondern auch angenehme Blüten dazu. So fehlt es auch dem Missionar nicht an freudigen Ereignissen, welche sein so oft bedrängtes Herz mit Trost erfüllen. Geben wir jetzt wenigstens einige solcher Blüten, bevor wir von den Dornen des Missionslebens noch weiteres berichten.

„Aivi," so schreibt P. Dier, „ist etwa 7 Jahre alt und der Sohn des reichen Häuptlings Aide aus Klein-Popo. Als er diesen Nachmittag wenig Interesse an dem Spiel seiner schwarzen Mitzöglinge zeigte, fragte ich ihn: „Aivi, spielst du nicht?" Da schaute er mich groß an mit seinen schwarzen Augen und sagte: „Nein!" „Warum spielst du denn nicht?" fragte ich weiter. Aivi entgegnete: „Ich bete lieber!" „Es ist gut, Aivi," sagte ich darauf, „aber darf ich auch wissen, warum du lieber betest als spielst? „Ja," antwortete der Knabe, „weil ich Gott lieb habe!"

„Nächsten Sonntag", schreibt P. Dier ein anderes Mal, „werde ich wieder die Freude haben, einige Schüler auf unserer Herz-

Jesu-Station taufen zu können. Manche Zöglinge machen gute Fortschritte. Sie können alle schon an 35 deutsche, lateinische und englische Lieder. Der kleine dreijährige Paulino kam dieser Tage zu mir und sagte: „Vater, ich will dir etwas singen!“ Ich merkte bald seine tiefste Absicht. Es ging ihm um einen guten Brocken. „So,“ sagte ich, „mein Paulino will singen! was kannst du denn?“ Und nun begann er mit seinem feinen Stimmchen das «Veni Creator» und sang es mit all seinen Strophen, daß ich mich nicht genug wundern konnte.“

„Als ich abends nach Hause zurückkehrte, traf ich eine Frau in Klein-Popo mit einem Kinde auf dem Rücken, dem sie das „Mu dogbe na, o Maria!“ „Gegrüßet seist Du, Maria!“ im Gehen durch öfteres Wiederholen beibrachte. Das Kind mochte etwa zwei Jahre alt sein. Das ist tröstlich.“ (P. Dier.)

„Was nun folgt,“ erzählt P. Heinlein, „handelt von einem Büblein in Togo, einem ganz lieben Kinde. Es glich einer zarten, holden Blume, viel zu schön für dieses wüste Land, und deshalb hat's der liebe Gott ausgegraben und hinübergepflanzt in den himmlischen Blumengarten. Welch ein Glück für den kleinen Mensa, aus der bösen Fetischstadt so früh zu den Freuden des Himmels berufen zu werden! Bei solchen Gelegenheiten jubelt dem Missionar das Herz, da er die unendliche Liebe Gottes sieht, und staunend betet man die unbegreiflichen Wege der Vorsehung an, welche den einen unter Tausenden erwählt. Den Vater des Kindes kannte ich; er hatte aber bislang für die Mission nichts übrig. Eines Tages kam er und sagte mir, er hätte ein krankes Kind; ich möchte einmal kommen nnd sehen, ob nicht zu helfen wäre. Aus Erfahrung wußte ich, daß, wenn die Leute uns hier zu einem Kranken rufen, es gewöhnlich höchste Zeit ist. So ging ich sogleich, dem Manne auf einem Umwege durch das Gebüsch folgend, zu dem bezeichneten Hause. Ein Blick genügte, um mich zu überzeugen, daß kein Doktor der Welt das junge Leben retten könne. Ganz harmlos saß das Jüngelchen mit einigen anderen Kindern zusammen. Es fürchtete sich nicht im geringsten bei meinem Kommen und gab mir ein freundliches Händchen. „Das soll dir belohnt werden, Kleiner,“ dachte ich mir, „besser als du je hoffen oder auch nur ahnen könntest.“ Zuerst verwies ich den Eltern ihre Nachlässigkeit, daß sie mich nicht schon längst gerufen hätten, jetzt wäre es wahrscheinlich zu spät; was ich könnte, wollte ich thun. Ich holte dann dem Jungen, *der zwei Jahre* alt sein mochte, etwas für sein Mägelchen und

wusch ihn dann. Diese Gelegenheit benutzte ich zugleich, seine Seele zu reinigen und für den Eintritt in den himmlischen Hochzeitssaal zu schmücken. O glückliches Kind, holder Engel! Wie ich nach anderthalb Tagen wiederkam, begegnete mir mit verweinten Augen die Mutter schon von weitem und sagte: Mein Kind ist gestorben. Auch der Vater war tief erschüttert und weinte, da er mir den Tod seines Lieblings mitteilte. Ich zeigte herzliches Beileid und tröstete die betrübten Eltern. Im Herzen aber jubelte ich, daß Gottes Barmherzigkeit so groß gewesen gegen das nunmehr selige Hänschen, und daß ich bei der ganzen Geschichte auch etwas hatte helfen können."

14. Fetischdienst und Vielweiberei.

Ein großes Hindernis für ein gedeihliches, erfolgreiches Wirken der Missionare in Togo ist der hier so tief eingewurzelte Fetischismus, an dem die eingeborenen Männer und Frauen mit fanatischer Hartnäckigkeit festhalten.

„Schwieriger als in Lome," schreibt P. Hoffmann, „ist die Bekehrung der umliegenden Ortschaften, weil dieselben noch allzusehr dem Fetischismus ergeben sind. Die Religion unserer Neger ist überhaupt ein merkwürdiges Gemisch von Götzendienst und Aberglauben. Sie kennen den wahren Gott und nennen Ihn „Mawu", d. h. „Unübertrefflicher", „Unüberwindlicher". Auch mag in den Augenblicken der Not und Bedrängnis zuweilen der Neger ausrufen: „Miele Mawu sime". „Wir sind in Gottes Hand". Aber dabei bleibt es dann auch. Die Verehrung des Einen, wahren Gottes ist ihnen fremd geworden. Ihr religiöser Kult ist lediglich den Fetischen geweiht, denen sie Opfer darbringen und zu deren Ehre sie Tänze aufführen bei heiterm Gesang im trauten Mondschein und bei stets fröhlich kreisendem Becher."

„Der Fetischdienst", so berichtet P. Dier, „ist an der Küste weit mehr im Schwunge, als im Innern des Landes. Allenthalben sieht man Lehmgötter: Gestalten von Schweinchen, Krokodilen, Menschen und ähnlichem; Götter von Holz, Bänkchen, Hölzchen und Stäbchen, eiserne Blitzfetische, Muscheln, Fäden, Haare und Grashalme! Welche Verirrung! Die in ihrem Denken höher stehen, glauben, daß im Innern dieser Gegenstände ein Wesen, eine Kraft sich befinde, von welcher Hilfe komme; *sehr viele aber erwarten* auch Hilfe von jenen Dingen als solchen.

Grashalme stellt man auf als „Polizisten", die wachen sollen, daß nichts gestohlen werde; Kaurimuscheln sollen den kranken Kindern die Gesundheit erwirken. Auch lebende Schlangen und Krokodile werden, zumal von Fetischpriesterinnen, als Götter verehrt; dem „Donner" werden besondere Opfer gebracht. Als vor einiger Zeit ein schweres Gewitter über Lome zog, opferte man dem „Donner" eine Hütte, die man abriß, auf daß er die Stadt verschone. Wird jemand vom Blitze erschlagen (die Schwarzen meinen, der Donner töte, nicht der Blitz), so hält man den Erschlagenen für den schlimmsten Menschen, den die Erde trug. Er hat alles Übel auf dem Gewissen, das sich in letzter Zeit ereignet, und dafür muß gesühnt werden! Man zieht zu dem Hause der Hinterbliebenen und verlangt Schafe und Branntwein als Opfer für den „Donner". Natürlich verzehren die Fetischpriester und -Priesterinnen diesen Schmaus selbst, wenn sie ihn erhalten."

Zum besseren Verständnis des Fetischwesens dienen auch die folgenden Mitteilungen.

„Die Fetischpriester und -Priesterinnen beten zu einem höheren Herrn, danken und opfern einer höheren Macht oder den Naturkräften; sie bringen Sühnopfer dar für das Volk und für den Einzelnen. Sie fluchen und segnen. Sie lehren das Volk, die „heiligen Zeiten und Tage" zu beobachten; sie sorgen, daß die alten Gebräuche getreulich gehalten werden. Sie geben dem Volke abergläubische Gebote und legen ihm Abgaben auf. Fetischismus und Volksleben sind innig verwachsen.

Der Geheimbund der Fetischpriester hat hier wie allenthalben seine Fetischschule oder sein Noviziat. Die Kandidaten nimmt er nach Gutdünken aus den einzelnen Familien; ja er stiehlt und raubt sie manchmal. Hauptsächlich sind es Mädchen, die da erzogen werden. Sie sind darin 1—2 Jahre unter Aufsicht einer alten Fetischfrau, die sie mit der Fetischsprache und den Fetischgeheimnissen und -Schlechtigkeiten bekannt macht. Morgens und abends liegen sie zusammengekauert auf dem Boden und singen dem Götzen ihre Gebete. Am Ende der Probezeit werden sie feierlich unter vielen Ceremonien dem Götzendienst geweiht. In Klein-Popo sind Hunderte solcher Fetischfrauen. Sie leben und sterben für den Götzendienst.

Der Fetischbund ist eine gefürchtete und grausame Macht. *Er erpreßt Geld* und Lebensmittel. Er droht mit Vergiftung,

Missionsschwestern und Negermädchen in Lome.

und viele werden durch ihn vergiftet. Nicht umsonst fürchten selbst die Christen, auch die reichen und mächtigeren, den Fetischbund."

Im näheren beschreibt uns P. Hoffmann das oben angedeutete ganz willkürliche Heranziehen zur Fetischschule:

„Wollen die Götzenpriester eine Frau oder ein Mädchen in *ihren Satansdienst* hineinziehen, so müssen diese ihrem Rufe

folgen, wofern sie sich nicht zahlreichen Plackereien oder gar der Gefahr der Vergiftung aussetzen wollen. Die Betreffende muß eines Tages sich wie wahnsinnig gebärden und unter verschiedenen Gliederverrenkungen zeigen, daß der Fetisch von ihr Besitz genommen hat; denn die schlauen Fetischpriester geben vor, daß ein Fetisch (den sie Jepe nennen) die Betreffende ihren Eltern entführe. Diese armen, vom Fetisch besessenen Personen werden dann außerhalb der Stadt in einen dunklen Hof mit dunklen, kleinen Hütten, der sogenannten Fetischschule gebracht. Am Eingang sollen sie dann tot zur Erde sinken, aber bald kommt der Götzendiener und ruft sie mit einer Medizin wieder ins Leben zurück. In der Fetischschule müssen sie dann die Vodusprache lernen, die die Kultussprache der Götzendiener ist, sowie die hl. Tänze, und wie man sich leicht denken kann noch manches andere. Leider ist der Einfluß der bösen Fetischpriester sowie die Furcht vor ihnen und der Aberglaube des Volkes noch recht stark."

Neben dem Fetischismus setzt die Vielweiberei der Ausbreitung des Christentums in Togo einen mächtigen Damm entgegen. Sie ist bei den Eingeborenen des Landes ganz allgemein. Selbstverständlich darf der Missionar keinen Togonesen taufen, wenn derselbe nicht vorher seine Frauen bis auf eine entlassen hat. Aber welche Überwindung kostet das einem in fleischlichen Gelüsten gefangenen Menschen, welche Anstrengungen, um diese Stricke mannesmutig zu zerreißen! Ohne einen ganz besonderen Beistand der göttlichen Gnade, die nicht nur den Geist erleuchtet, sondern auch das Herz stärkt, ist das unmöglich.

15. Reisen ins Innere.

Wie glücklich würde der Togo-Missionar sich schätzen, könnte er dort so bequem und schnell reisen, wie es bei uns zu Lande der Fall ist! Allein Eisenbahnen gibt es in Togo noch nicht. Und wenn auch demnächst an der Küste die Orte Lome und Klein-Popo durch die im Bau begriffene Schmalspurbahn verbunden sein werden, so ist doch für die Reisen ins Innere Togos hinein noch nicht *gesorgt*. Eine Postkutsche oder ein Stellwagen ist auch

nicht zu haben; denn die fahrbare Straße nimmt schon bald ein Ende, und dann gibt's überall nur schmale Wege, auf denen man nur im Gänsemarsch vorrücken kann. Sich in einer Hängematte aber tragen zu lassen, dazu ist der Missionar zu arm. Es bleibt ihm mithin nichts übrig, als den weiten Weg zu Fuß zurückzulegen und während der größten Sonnenhitze am Mittag ein paar Stunden zu ruhen. Wo möglich aber nimmt er ein Pferd mit, das er für eine verhältnismäßig geringe Summe erstehen kann und ab und zu besteigt. Auch dann noch ist die Reise recht beschwerlich und nicht nur ermüdend, sondern auch gesundheitsgefährlich. Denn streckenweise fehlt jedes Trinkwasser, so daß der Missionar mit trübem Fluß-, wenn nicht Pfützenwasser seinen glühenden Durst zu stillen genötigt ist. Heftige Fieber sind die unausbleibliche Folge. Andere Unbequemlichkeiten bringt das Reisen noch manche mit sich.

Nichtsdestoweniger haben unsere Missionare mehrere Male Reisen ins Innere des Togogebietes unternommen. Galt es doch, die Gegenden kennen zu lernen in Bezug auf ihre klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse, auf den Charakter und die Zahl ihrer Bewohner; auch wollte man freundschaftliche Beziehungen anknüpfen mit den Stammeshäuptlingen: alles dieses, um einen geeigneten Ort für eine Binnen-, bezw. Hinterlandsstation ausfindig zu machen und die Möglichkeit einer solchen anzubahnen.

Die erste größere Reise in das Innere Togos unternahm der Apostol. Propräfekt P. Schäfer in Begleitung von P. Dier und Br. Thomas. Am 16. Februar 1893 brachen sie von Lome auf, zogen über Agome, Misa-Höhe, Kpandu nach Lome zurück, wo sie am 11. März anlangten. Sie benutzten diese Reise zugleich, um die Schwerkranken aufzusuchen, sie zu unterrichten und zu taufen. Auch Kindern, die in Todesgefahr schwebten, erteilten sie die hl. Taufe. Die Zahl der Taufen betrug im ganzen ungefähr 250.

P. Dier machte im Beginn des Jahres 1896 eine andere dreiwöchentliche Reise; (vom 14. Januar bis zum

5. Febr.) P. Altemöller begleitete ihn. Ziel derselben war der 40—45 Stunden von der Küste entfernte größere Ort Atakpame.

Im folgenden Jahre traten P. Franz Müller und P. Peter Schmitz eine größere Reise an. Die weiteste aber machte ersterer mit dem Apostol. Präfekten P. Bücking im Winter 1898/99. Sie erreichten nahezu die Nordgrenze des Togogebietes und trafen Städte von 60 bis 80000 Einwohnern, so z. B. Bafilo, Bassari, Chamba. Weil diese Reise die bedeutendste ist, lassen wir hier eine kurz gedrängte Beschreibung derselben nach den Aufzeichnungen des Apostol. Präfekten folgen:

„Endlich sind wir nach zwei Monaten wieder in unsere Missionsstation von der langen Reise heimgekehrt, einer Reise, von der keiner den Ausgang, nicht einmal den nähern Verlauf prophezeien konnte. — Doch, Gott Dank, P. Müller und ich leben noch beide und sind seit vorgestern (25. Januar) hier in Togo-Stadt, um unsere besonders noch in den letzten acht Tagen sehr stark angegriffene Gesundheit wieder auf den Damm zu bringen, bevor wir an unsere Stationen zurückkehren, wo die alte Arbeit uns erwartet.

Am 18. November v. J. 5½ Uhr verließen wir, P. Müller und ich, mit zwölf Trägern und drei Missionsknaben Adjido und kamen über Sebbe, den früheren Sitz der Regierung, nach dem zwei Stunden entfernten Anfoi, wo ein alter, guter Christ, der dort eine große Farm bestellt, uns freundlich aufnahm, seine Farm uns zeigte und sogar mit einer Flasche Sauerwasser uns erfrischte. Damit lag die Küste, als wir nach 20 Minuten unter der schon heiß auf uns niederschauenden Sonne weiterzogen, hinter uns. Dann ging es durch Ölpalmwälder, Mais-, Kassanda- und Yamsfarmen, unterbrochen mit Gras- und Baumsavannen, zuweilen aber auch durch herrliche Partien wilden, schönen Urwaldes, in sieben Tagen nach Atakpame.

Abends 6¼ Uhr langten wir dort an der neugegründeten Station, augenblicklich geleitet von Herrn Premier-Leutnant von Doering, an. Sehr freundlich nahm er uns auf, und daß wir seine Gäste wären, stellte er als selbstverständlich hin. Auch den ganzen folgenden Tag, einen Sonntag, hielt er uns bei sich, *an dem er uns* die unter seiner Leitung sich aus ihrem Grabe

Aufbruch nach Atakpame.

5. Febr.) P. Altemöller begleitete ihn. Ziel derselben war der 40—45 Stunden von der Küste entfernte größere Ort Atakpame.

Im folgenden Jahre traten P. Franz Müller und P. Peter Schmitz eine größere Reise an. Die weiteste aber machte ersterer mit dem Apostol. Präfekten P. Bücking im Winter 1898/99. Sie erreichten nahezu die Nordgrenze des Togogebietes und trafen Städte von 60 bis 80000 Einwohnern, so z. B. Bafilo, Bassari, Chamba. Weil diese Reise die bedeutendste ist, lassen wir hier eine kurz gedrängte Beschreibung derselben nach den Aufzeichnungen des Apostol. Präfekten folgen:

„Endlich sind wir nach zwei Monaten wieder in unsere Missionsstation von der langen Reise heimgekehrt, einer Reise, von der keiner den Ausgang, nicht einmal den nähern Verlauf prophezeien konnte. — Doch, Gott Dank, P. Müller und ich leben noch beide und sind seit vorgestern (25. Januar) hier in Togo-Stadt, um unsere besonders noch in den letzten acht Tagen sehr stark angegriffene Gesundheit wieder auf den Damm zu bringen, bevor wir an unsere Stationen zurückkehren, wo die alte Arbeit uns erwartet.

Am 18. November v. J. 5½ Uhr verließen wir, P. Müller und ich, mit zwölf Trägern und drei Missionsknaben Adjido und kamen über Sebbe, den früheren Sitz der Regierung, nach dem zwei Stunden entfernten Anfoi, wo ein alter, guter Christ, der dort eine große Farm bestellt, uns freundlich aufnahm, seine Farm uns zeigte und sogar mit einer Flasche Sauerwasser uns erfrischte. Damit lag die Küste, als wir nach 20 Minuten unter der schon heiß auf uns niederschauenden Sonne weiterzogen, hinter uns. Dann ging es durch Ölpalmwälder, Mais-, Kassanda- und Yamsfarmen, unterbrochen mit Gras- und Baumsavannen, zuweilen aber auch durch herrliche Partien wilden, schönen Urwaldes, in sieben Tagen nach Atakpame.

Abends 6¼ Uhr langten wir dort an der neugegründeten Station, augenblicklich geleitet von Herrn Premier-Leutnant von Doering, an. Sehr freundlich nahm er uns auf, und daß wir seine Gäste wären, stellte er als selbstverständlich hin. Auch den ganzen folgenden Tag, einen Sonntag, hielt er uns bei sich, *an dem er uns* die unter seiner Leitung sich aus ihrem Grabe

Aufbruch nach Atakpame.

wieder erhebende Stadt zeigte. — Von dort ging's über Pessi in vier Tagen nach dem — wie es hieß — Sitze des großen Königs Adam. Doch wie wir zur Bewunderung seiner Größe und Macht die Stadt Sikida besuchten, fanden wir aber auch nichts mehr von seiner alten Herrlichkeit, als einen zweistöckigen Bau; alles andere war mit ihm vor zwei Jahren ins Grab gestiegen.

Chamba war nun unser nächstes Reiseziel, auf welches wir zusteuerten. Wir hatten vor Atakpame zwei Träger verloren; einen mußten wir wegen Krankheit zurückschicken, ein anderer verließ uns heimlich im Dunkel der Nacht. Von Ort zu Ort mußten wir deshalb zu den zehn übrigen Trägern stets zwei neue für kürzere Strecken anwerben. Doch hatte dies den Vorteil, daß wir so immer einen des Weges kundigen Führer erhielten, der uns glücklich durch unbekannte Strecken, Ortschaften und Wildnisse in die ihm bezeichnete „Stadt" führte. Als wir aber Hilfsträger für Chamba suchten, war niemand zu haben. „Das sind Leute", sagte jeder, „die mit vergifteten Pfeilen auf die Kommenden schießen." Endlich fanden sich zwei unter dem Versprechen einer guten Belohnung, uns eine Stunde weit zu begleiten. Wir erreichten glücklich die Stadt und fanden auf der ganzen Reise keine freundlichere Aufnahme als gerade dort. Der Häuptling selbst schenkte uns gleich eine Ziege und eine Menge Yams-Früchte, wovon wir einen Monat zu zehren gehabt. Er besuchte uns verschiedentlich, und wir statteten ihm auch möglichst feierlich unseren Besuch ab.

Kirikiri, Sutu, Go Bafilo, Dako und Bassari wurden ferner besucht. Vor Sutu trafen wir Herrn Dr. Kersting, der mit einem stattlichen Zuge von über 100 Mann zur Grenzkommission ging. Wir wußten schon durch Eilboten von unserer gegenseitigen Annäherung. Es wurde Halt gemacht, Platz genommen an einem Feldtische, den der Herr Doktor in der abgebrannten Savanne unter einem schattigen Palmbaume aufschlagen ließ, gerade am Fuße eines steil abfallenden Berges, den wir zu ersteigen hatten. Die $1^1/_2$ Stunden gemütlicher Rast und fröhlicher Unterhaltung waren nach einem Wiedersehen von zwei Jahren wie im Augenblicke verflogen. Wir trennten uns, doch nicht ohne das Versprechen, uns in Sokode, seiner Hauptstation, bald wieder zu treffen.

Banjere, das wir nun besuchten, hat reiche Eisenberge. Täglich gehen die Schwarzen als „Hüttenmänner" dort hinauf,

suchen den reinsten Eisenstein, hütten ihn in kleinen primitiven Hochöfen und erhalten dann jedesmal einen Eisenkuchen, den sie für 2—3 Mark verkaufen. Den nördlichsten Punkt von Bedeutung im Schutzgebiete, Sausanne Mangu, hätten wir auch noch gerne besucht, aber die Dysenterie überfiel uns vorher mit solcher Heftigkeit, daß wir in Kabu, vier Tagereisen südlich von Mangu, die Umkehr beschlossen. Gott Dank, wir waren in Sokode, wo wir unserem Versprechen gemäß den Besuch abstatten mußten, wieder vollständig hergestellt.

Über Kratshi, Kpandu, Misahöhe zogen wir nach Agome-Palime und Animawo zur Schulrevision. Erstere fanden wir in recht zufriedenstellendem Zustande. Gleich des Nachmittags versammelten sich 35 Knaben und ebensoviele Mädchen; des Abends bei dem Religionsunterrichte, wie auch des Morgens bei der heiligen Messe war der 5 m breite und 10 m lange Raum ganz gefüllt. Auch an der zweiten Stelle thut der von uns angestellte schwarze Lehrer sein Bestes. Aber in kurzem wird die ganze Bewohnerschaft des Ortes mit ihrem Häuptling (sogar die Toten werden alle mitgehen) in ihre alte Heimat, aus welcher sie von den Engländern nach langwierigen, schweren Kämpfen vertrieben waren, zurückkehren. Damit muß natürlich auch unsere Schule aufhören. Doch wieder ein Glück beim Unglück; wir erhalten dadurch einen unserer zuverlässigsten Lehrer frei zurück, den wir auf einem innerhalb eines halben Jahres zu besetzenden Vertrauensposten äußerst gut verwerten können. An wahrhaft zuverlässigen Leuten ist unter den Schwarzen immer ein großer Mangel, und selbst die zuverlässigsten bedürfen einer zeitweiligen guten Revision.

Von Animawo ging's dann über Dalave, Agome, Seva nach Togo-Stadt, wo wir unter innigem Danke gegen Gott, daß Er uns auch nach den letzten acht schweren Tagen gesund in eine unserer Missionsstationen zurückgeführt, ankamen. Wir waren durch mehrere zum Teil recht ernste Rückfälle in die Fieber sehr geschwächt und müssen nun suchen, uns zu erholen und die ermatteten Kräfte wieder aufzufrischen. Unsere Station in Adjido, auf der wir uns gegenwärtig befinden, wird hoffentlich bald in der reinen gesunden Seebrise ihr Werk vollenden."

Im Januar 1900 unternahm P. Bücking neuerdings, diesmal mit P. Anselmann, eine Binnenlandsreise, welche endlich die Gründung einer Innen-Station zu Atakpame schnell herbeiführte.

16. Die Station Atakpame.

Ungefähr fünf Tagereisen weit von der Küste entfernt liegt die Stadt Atakpame. Früher, als Togo noch zur französischen Mission Dahome gehörte, war hier eine Missionsstation. Leider wurde dieselbe um die Mitte der 80er Jahre von den Heiden zerstört, welche zu gleicher Zeit die dortigen beiden französischen Missionare vergifteten. Ein neuer Versuch zu einer Niederlassung daselbst wurde in der Folge von den französischen Missionaren nicht gemacht.

Nach seiner letzten Reise zu Beginn des Jahres 1900 beschloß der Apostol. Präfekt P. Bücking, in Atakpame eine Niederlassung zu gründen. Schon 1895 hatte P. Dier diesen Ort in Aussicht genommen. Er schrieb über denselben:

„Wir haben uns alles gut angesehen und hielten die Bedingungen, dort einst eine Station zu errichten, für uns günstig. Die Stadt ist groß, rundum von Bergen eingeschlossen, die Bevölkerung, wie es scheint, gut, und alles sehr billig. So erhält man z. B. 6 große Yamswurzeln (unsern Kartoffeln ähnlich), etwa 50 Pfund, für 5 Pfennig. 10 Eier kauft man für 5 Pfg. ꝛc. Der Weg nach dort ist auch nicht allzu kostspielig, da man bis Togodo mittelst Kanu den Mono-Fluß hinauffahren kann. Von da hat man noch drei Tage zu Fuß. Wir haben letzthin den Weg, eine kleine Strecke abgerechnet, ganz zu Fuß gemacht."

Im Mai 1900 reiste der Apostol. Präfekt P. Bücking mit P. Franz Müller und Br. Jakobus hin, um die neue Station endlich zu errichten. Er selbst zog bald nach Lome zurück, während P. Müller als Vorsteher in Atakpame blieb.

Hoffen wir, daß es seiner Umsicht und Geschicklichkeit gelinge, diese neue Niederlassung fest zu begründen und weiter auszugestalten.

17. Rückblick.

Werfen wir zum Schlusse einen Rückblick auf die achtjährige Thätigkeit unserer Patres in Togoland. Wir sehen, daß es ihnen gelungen ist, an der Seeküste Fuß

zu fassen und fünf Stationen zu gründen. Bleibt dort auch noch recht vieles zu thun übrig, so haben sie doch im großen und ganzen das Vertrauen der Bevölkerung gewonnen und Grund gelegt für die fernere Wirksamkeit. Sie haben auch 15 Knaben- und 3 Mädchenschulen gegründet, welche in recht zufriedenstellender Weise besucht werden. Hauptsächlich infolge dieser Schulthätigkeit sind in den verflossenen Jahren zusammen gegen 1500 Erwachsene getauft worden, außerdem viele Kinder in Todesgefahr. Schwieriger ist die Bekehrung derjenigen, welche den Schuljahren entwachsen und schon der Vielweiberei anheim gefallen sind. Letzteres Übel ist um so schwerer auszurotten, da der Dienstbotenstand, außer bei den Europäern, kaum vertreten ist. So stellen die Frauen eines Schwarzen seine Arbeitskräfte dar, weshalb einer, der ein größeres Anwesen besitzt, auch mehr Frauen benötigt.

Wegen dieser eigentümlichen Landesverhältnisse ist es selbst recht schwierig, die im Christentum unterwiesenen und getauften Jünglinge, sobald sie herangewachsen sind, vor der Vielweiberei zu bewahren. Dazu kommt noch das verderbliche Beispiel der Europäer, das an den Küstenorten, wo sie sich aufhalten, so schädlich einwirkt. Mit Rücksicht darauf muß man sich wundern, daß die Erfolge, welche die Mission erzielte, noch erlangt werden konnten, und daß noch so viele den Gottesdienst besuchen, welche nicht fähig sind, die hl. Sakramente zu empfangen. Freilich wird von diesen, wenn sie dem Tode entgegengehen, noch manches verirrte Schäflein auf den Schultern des guten Hirten zur Herde zurückgetragen.

Wir hoffen, daß sich für die Gegenden im Innern vieles günstiger gestalten werde. Allerdings gibt es dort wieder größere äußere Schwierigkeiten, da bisher noch alles auf den Köpfen der Schwarzen in das Innere getragen werden muß.

Aus all diesem ersieht man, mit wie viel Geduld der Missionar sich wappnen muß. Doch mit Gott zum Ziel!

XI. Arbeiten der Genossenschaft in Ecuador.

1. Einleitende Verhandlungen.

Bei seinem sechsten Aufenthalt in Rom empfing P. Generalsuperior am Mittwoch den 7. Mai 1893 den Besuch des hochwst. Bischofs Schumacher von Portoviejo im St. Raphaels-Kolleg. Derselbe machte ihn vertraut mit den Verhältnissen und der Lage seiner Diözese und bat um seelsorgliche Hilfe. P. Generalsuperior erwiderte mit P. Eikenbrock, dem damaligen Präses des Kollegs, am folgenden Tage den Besuch des Bischofs, der im südamerikanischen Kolleg seine Wohnung hatte, und erhielt gleich tags darauf einen zweiten Besuch von ihm. Sonntag den 27. August schrieb Bischof Schumacher, der inzwischen eine Reise nach Spanien unternommen hatte, von Paris aus an den Generalsuperior nach Steyl und ersuchte ihn, in Köln zu ihm zu kommen. Am Festtage der hl. Rosa, der Patronin Südamerikas, Mittwoch den 30. August, fuhr dieser mit P. Heinrich Neuenhofen zum hochwst. Herrn Bischofe und stellte mit ihm im Hause der Vincentinerinnen die Grundzüge eines Kontraktes auf.

Diese Verhandlungen bildeten die Einleitung zur Absendung zweier Priester nach Ecuador, nämlich des P. Heinrich Neuenhofen, als Superior, und des P. Heinrich Pierlo. Doch hören wir zuerst einige Mitteilungen über den hochwst. Bischof Schumacher und die Zustände in Ecuador.

2. Garcia Moreno und Bischof Schumacher.

Es war in den siebenziger Jahren, als aus Ecuador in Südamerika die Kunde nach Europa drang, daß Garcia Moreno, ein guter, ehrenfester Katholik, Präsident jener Republik geworden und nach Niederwerfung aller Religionsfeinde begonnen habe, mit fester Hand ein gutes katholisches Regiment im Lande grundzulegen. Er sorgte für die Einführung der nötigen Gesetze, regenerierte die Verwaltung des Landes und suchte auf alle Weise Religion, Sittlichkeit und Wohlstand zu heben. Sein frommer, tiefgläubiger Sinn trieb ihn an, die Republik dem Herzen des Erlösers zu weihen, weshalb man Ecuador das Land des hlst. Herzens Jesu nannte. — So ging dasselbe einer schönen Zukunft entgegen. Die Hoffnungen der Katholiken waren um so freudiger, als man hörte, daß Moreno deutsche Jesuiten erbeten habe zur Gründung einer Universität in Quito, der Hauptstadt des Landes, und deutsche Lazaristen zur Leitung des Priesterseminars daselbst.

Zu letzteren gehörte P. Schumacher. Er wurde Regens des Seminars, verkehrte viel mit Garcia Moreno und befand sich in der Hauptstadt, als am 6. August 1875 ein mörderischer Schuß den frommen Präsidenten auf der Treppe zur Kathedralkirche niederstreckte.

Es währte nicht lange, da bemächtigten sich die Freimaurer, von denen jenes Attentat ausgegangen war, wiederum des Landes, und P. Schumacher mußte sich längere Zeit verborgen halten. Später wechselte die Regierung nochmals, und nun wurde er im Jahre 1885 Bischof von *Portoviejo*, einer Diözese, welche das ganze

Küstengebiet Ecuadors umfaßt. Leider befand sich die Diözese bei seiner Ankunft in einem höchst trostlosen Zustande.

„Ich mußte," erzählte er, „meine bischöfliche Thätigkeit damit beginnen, von den wenigen Priestern, die ich vorfand, die meisten ihrer geistlichen Wirksamkeit zu entheben und dann mit vieler Mühe mir Priester aus Europa zu verschaffen. Und da ich deren nicht genügend erhielt, war ich genötigt, auch gut gesinnte Studenten anzunehmen, die ich zu Priestern ausbildete. Recht bedauerlich war der Mangel einer guten Presse. Das Land wurde von Nordamerika aus mit schlechten Büchern und Zeitungen überschwemmt, die man den Leuten gratis in die Hände gab. Um diesem Strome des Verderbens entgegenzuarbeiten, blieb mir nichts anderes übrig, als ebenfalls eine Druckerei zu errichten und mein Blatt den Pfarrern gratis zur Verteilung zu überschicken." — Leider sind, wie wir bald hören werden, die Früchte seiner langjährigen opfervollen Arbeiten gar zu schnell vernichtet worden.*)

3. Reise nach Ecuador.

Am 7. September 1893 kam Bischof Schumacher nach Steyl und feierte am folgenden Tage mit dem Hause dessen achtzehnten Jahrestag der Gründung. Für die bevorstehende Abreise der beiden Patres wurde noch verschiedenes geordnet.

Am 9. Oktober endlich verließen letztere Steyl und trafen in England mit dem hochwst. Herrn Bischofe und anderen Reisegefährten zusammen. Dann fuhren sie mit dem Dampfer von Southampton nach Colon und mit der Eisenbahn weiter nach Panama, wo ein westamerikanisches Küstenschiff erwartet wurde. Dasselbe warf am 16. No-

*) Bemerkt sei, daß Bischof Schumacher ein Kind des Rheinlandes und Kerpen seine Vaterstadt ist. Die Kongregation der Lazaristen, der er angehört, hat dem lateinischen Amerika überhaupt schon mehrere Bischöfe gegeben; so ist z. B. P. Thiel aus Elberfeld Bischof in Costa Rica und P. Conçalves Bischof von Rio Grande in Brasilien.

P. H. Pierlo. P. H. Neuenhofen.

Die nach Ecuador gesandten Missionare.

vember im Hafen von Bahia an der Küste Ecuadors die Anker. Der hochwst. Herr Bischof und P. Neuenhofen stiegen ans Land, während P. Pierlo bis Manta weiterfuhr, von wo aus er am 17. November in Portoviejo ankam; erstere trafen dort einen Tag später ein.

Der hochwst. Bischof wies den beiden Patres zunächst das bischöfliche Seminar Santa Cruz bei Portoviejo als Aufenthaltsort an. P. Neuenhofen wurde Regens des Seminars. P. Pierlo half ihm einige Zeit im Unterrichte, der die Naturfächer, die Philosophie und Theologie umfaßte. Am Allerheiligenfeste 1894 übernahm P. Pierlo die Leitung der Pfarrei Olmedo. Zugleich hatte er auch in Bellavista und St. Jorge de la Union die Seelsorge zu versehen.

4. Die beiden ersten Jahre.

Der hochwst. Herr Bischof setzte nach seiner Rückkehr, von der Geistlichkeit unterstützt, seine oberhirtlichen Arbeiten mit gutem Erfolge fort. Alles schien bessere Bahnen einschlagen zu wollen, als im Sommer 1895 eine politische Revolution dazwischentrat, die mit dem Sturze der konservativen Regierung und dem Siege der Radikalen endigte. Zur Erklärung werden einige Worte dienlich sein.

Wie in noch anderen kleineren Staaten ließen die Zustände in Ecuador vieles zu wünschen übrig. Es gab wohl schon verschiedene Männer von Herz und Charakter, bei denen Religion, Gesetz und Gerechtigkeit in Achtung standen, so namentlich auf der großen Hochebene, auf der die Hauptstadt Quito liegt. Dagegen sah es in den Küstenstrichen von Esmeraldas herab bis zur Hafenstadt Guayaquil noch gar nicht gut aus. Viele der dortigen Bewohner hatten in ihrer Jugend keinen ordentlichen Unterricht in der hl. Religion empfangen; andere waren durch irreligiöse Schulen, Zeitungen und Schriften sowie durch ungläubige Menschen verdorben. Die Freimaurerloge hatte einen breiten und festen Boden in Guayaquil gewonnen. Von hier aus wurde weiter gearbeitet, bis Mitte Juni 1895

die Revolution im ganzen Küstenlande zum Ausbruche kam. Leider blieb nur ein Teil der Regierungstruppen treu. Diese mußten am 19. Juni die Stadt Portoviejo räumen und sich in der Richtung zur Hochebene zurückziehen. Es gelang ihnen zu entkommen. Mit ihnen flüchtete sich Bischof Schumacher, dessen Leben schon länger bedroht gewesen, und verschiedene seiner Geistlichen. Der Bischof kam glücklich nach Quito, wo die Gutgesinnten ihm einen festlichen Empfang bereiteten.

Unsere beiden Missionare blieben zurück. Freilich mußte noch im Sommer 1895 das Seminar aufgelöst werden. Infolgedessen wurde P. Neuenhofen Pfarrer von Portoviejo und bald auch für Santa Anna.

Nun handelte es sich um den Ausgang des Kampfes zwischen der konservativen Regierung und den radikalen Aufständischen. Eine Zeitlang schien es, als wenn erstere siegen würden. Ja, man hörte von Kämpfen, wo sie in der That Sieger blieben. Und der Erfolg? Der Anführer der Regierungstruppen behandelte sie als Unterlegene und ließ das Zeichen zum Rückzuge geben. In der Wut darüber zerbrachen manche Soldaten ihren Degen. Die Revolution siegte. Bischof Schumacher mußte mit seinen Priestern sich in den benachbarten Staat Columbien zurückziehen. Vom dortigen Bischofe erhielt er ein größeres Thal in der Nähe von Tuquerres zugewiesen, in welchem er und seine Begleiter mit unverdrossenem Eifer zu arbeiten begannen.

5. Die folgenden vier Jahre (1895—1899).

Für unsere beiden jungen Missionare waren die nächsten Jahre eine Zeit harter Arbeit und großer Sorgen. Es gab ja fast keine Priester mehr im Lande. Die noch zurückgebliebenen Kapuziner, Salesianer und auch Ordensschwestern waren gezwungen, Ecuador zu verlassen. Der Generalvikar und zugleich Vertreter des Bischofs Schumacher hielt sich meistens verborgen, da er der Verschwörung gegen die Regierung angeklagt wurde. So mußten denn

die beiden Patres ein wahres Wanderleben beginnen, um bald hier, bald dort in der Diözese Gottesdienst zu halten, die Sakramente zu spenden und den Kranken und Sterbenden zu Hilfe zu eilen. P. Pierlo erlag nur zu bald diesen aufreibenden Arbeiten. Fast beständig war er zu Pferd gewesen und hatte so in dem heißen Klima jenes vom Äquator*) durchschnittenen Landes nicht die nötige körperliche Pflege gefunden. Dabei fehlte es ihm auch in diesem menschenarmen Lande oft an hinreichender Beköstigung. In der Stadt Rocafuerte ereilte ihn ein tropisches Fieber. Er starb im dortigen Schwesternkloster am 24. Mai 1896, am Morgen des heiligen Pfingstfestes.

„Die Leichenfeier mit vorhergehender Vigil," schrieb sein Superior, „fand am Abende des heiligen Pfingstfestes statt. Eine so rege allseitige Beteiligung hatte man in Rocafuerte nie gesehen. Die Caballeros (Vornehmen) boten sich an, den Leichnam in offenem Sarge zum Kirchhof zu tragen. Die Prozession mit den vielen Hunderten von Lichtern, die abwechselnden Gebete und Gesänge machten auf die Teilnehmer einen tiefen Eindruck. Nicht minder starke Beteiligung zeigte sich beim Seelenamt, das am folgenden Tage gefeiert wurde. — Allgemein war die Achtung, die man P. Pierlo zollte. Wo immer er als Priester gewirkt hat, ist man des Lobes voll. Selbst die Feinde der Kirche wußten seine vortrefflichen Eigenschaften zu würdigen und bewiesen durch ihre Teilnahme an der Beerdigung, wie hoch sie ihn geschätzt hatten.

Ich stehe jetzt allein in fremdem Lande. Drei Priester sind wir jetzt im ganzen, die die Diözese zu versehen haben. Fehlt mir der Mut? Noch nicht. Freilich finde ich nirgendwo Ersatz für den verstorbenen lieben Mitbruder."

P. Neuenhofen stand nun verlassen da. Außer ihm war nur noch der Generalvikar und ein einheimischer Priester in der Diözese. So ist es wohl zu bewundern, daß er sich trotzdem noch drei Jahre im Lande hielt und dabei die Grundsätze der katholischen Kirche gegen die radikale Parteiherrschaft unentwegt vertrat. Schon am 30. Januar 1896 waren die beiden Patres aus dem bischöf-

*) Daher der Name Ecuador.

lichen Hause, das sie zur Zeit bewohnten, mit Gewalt vertrieben worden. Das Haus selbst wurde als Staatseigentum erklärt.

Als er im Frühjahr 1896 einem unbußfertig Gestorbenen das kirchliche Begräbnis verweigern mußte, erklärte ihn der Gobernador von Portoviejo für verbannt und hieß ihn mit dem nächsten Dampfer abfahren. Doch ein am selben Tage bekannt gewordenes Dekret des Präsidenten Alfaro, worin dieser den Erzbischof von Quito bat, jede ungerechte Behandlung des Klerus ihm unverzüglich zur Anzeige zu bringen, kam dem bedrängten Pater in letzter Stunde zu Hilfe: er durfte bleiben.

Am Ende aber fiel P. Neuenhofen dem Hasse und der Verfolgungssucht einiger radikaler Parteimänner anheim.

So wurde seine Lage mehr und mehr unhaltbar, und er selbst erbat seine Abberufung. P. Generalsuperior erteilte ihm dieselbe durch Telegramm am 5. März 1899 und berief ihn zur argentinischen Mission.

So sagte denn der eifrige Missionar dem revolutionären Lande Lebewohl. Am 29. April schiffte er sich auf dem Kosmos-Dampfer Oxiris in Manta nach dem Süden hin ein. Anfangs Juni kam er in Buenos-Aires an. Dort verblieb er als Hausoberer bis zum Frühjahr 1900, wo er zu Esperanza das Vorsteheramt im Kolleg San Jose antrat.

XII. Die Thätigkeit der Genossenschaft in Brasilien (1895–1900).

1. Politische und kirchliche Verhältnisse in einigen Küsten-Staaten Brasiliens.

Von allen Staaten Südamerikas ist Brasilien der größte; erst an zweiter Stelle kommt Argentinien. Während in Mexiko, Mittelamerika und im übrigen Südamerika die spanische Sprache herrscht, spricht man in Brasilien Portugiesisch, weil dieses Land von Portugal entdeckt und in Besitz genommen wurde.

Im Anfange dieses Jahrhunderts trennte sich Brasilien von Portugal und bildete ein selbständiges Kaiserreich. Durch die Revolution vom Jahre 1889 aber wurde der Kaiser Dom Pedro III. vertrieben; man errichtete eine Republik, die „Vereinigten-Staaten Brasiliens" genannt.

Die südlichste der ehemaligen Provinzen, welche jetzt Staaten heißen, ist Rio Grande do Sul. Er bildet das Bistum S. Pedro in Rio Grande, in welchem viele deutsche Jesuiten mit großem Segen thätig sind.

Gehen wir von dort aus an der Küste nach Norden, so finden wir zunächst die beiden Staaten Santa Katharina mit der Hauptstadt Desterro,*) und Parana (nicht zu verwechseln mit

*) Jetzt Florianopolis genannt.

der Diözese Parana in Argentinien), dessen Hauptstadt Curityba und dessen Hafenstadt Paranagua ist. Beide Staaten zusammen bilden das Bistum Curityba, welches Dom Jose de Camargo Barros zum Oberhirten hat.

Nun folgt der Staat Rio de Janeiro mit der gleichnamigen Erzdiözese rings um die Hauptstadt und der Diözese Petropolis, welche den weitaus größten Teil des Staates umfaßt und dessen Bischof Dom Franzisko do Rego Maia ist.

Weiter nach Norden schließt sich an der Staat des Hl. Geistes, Espirito Santo, mit der gleichnamigen Diözese; die Hauptstadt heißt Viktoria, der Bischof Dom Correa Nery.

Nordwestlich von den beiden letzten Staaten liegen andere: San Paolo mit dem Bistum gleichen Namens und der Staat Minas Geraes mit den großen Bistümern Marianna im Westen (Bischof Dom Silverio Gomes Pimenta) und Diamantina im Osten.

Vorstehende Bemerkungen werden zum besseren Verständnis des Nachfolgenden genügen. Deshalb übergehen wir den Rest der Staaten im Norden und im Inneren, einschließlich der am großen Amazonas-Strome gelegenen, welcher den Norden Brasiliens durchfließt.

Brasilien hat im Innern noch viele Indianerstämme, von denen einige recht wild sind. Außerdem giebt es dort noch viele Neger, die man früher als Sklaven von Afrika eingeführt hat. In einem breiten Streifen längs der Küste sind die Europäer vorwiegend. Auch Mulatten und Mestizzen finden sich da, die aus einer Vermischung der schwarzen bezw. roten Race mit der weißen entstanden sind.

2. Priestermangel in Brasilien.

Abgesehen von den noch nicht christlichen Indianern und den wenigen Protestanten ist Brasilien ein katholisches Land. Das religiöse Leben läßt jedoch leider bei dem größten Teile der katholischen Bevölkerung vieles zu wünschen übrig. Auf verschiedene Ursachen muß dies zurückgeführt werden. Der große Mangel an Priestern, besonders an eifrig wirkenden, ist nicht eine der letzten. Recht traurig sind in dieser Beziehung die Katholiken Brasiliens bestellt.

Die nachstehenden diesbezüglichen Angaben entnehmen wir den vor gut zwei Jahren gemachten Mitteilungen P. Dolds, des Präpositus unserer Missionare in Brasilien.

Der Staat Espirito Santo, in dem unsere Patres thätig sind, ist der zweitkleinste Staat Brasiliens, aber doch noch größer als Baden, Würtemberg und Hessen zusammen, welche die drei Diözesen Freiburg, Rottenburg und Mainz bilden. Als dieses Bistum Espirito Santo im Jahre 1897 selbständig wurde, fand sein erster Bischof nur zwölf Priester in der ganzen Diözese vor, viel zu wenig für eine Bevölkerung von 150 000 Seelen. Um so drückender ist dieser Priestermangel, weil die Bevölkerung sehr zerstreut wohnt, mithin ihre Pastoration wesentlich erschwert wird.

Das Bistum Petropolis hat über eine Million Katholiken, etwas mehr als die große Erzdiözese Freiburg. Während aber in dieser gegen 800 Pfarreien und eine große Zahl Vikarsstellen sich finden, verfügte der Bischof von Petropolis nicht einmal über 80 Priester.

Wie schon bemerkt, umfaßt die Diözese Curityba die beiden Staaten Santa Katharina und Parana. Letzterer allein ist dreimal so groß als ganz Bayern. Während dieses aber zwei Erz- und sechs Suffragan-Bistümer besitzt, hat der Bischof in Parana nur 30 Priester.

In der Diözese Matto-Grosso im Innern Brasiliens, welche eine Ausdehnung hat wie Deutschland, Frankreich und Italien zusammen, wirken nur 15 Priester.

Amazonas, die größte Diözese der Welt dem Flächeninhalte nach, mit über 400 000 Katholiken, weist nur 19 Welt-Priester auf.

Allerdings haben die Bischöfe Brasiliens angefangen, diesem so großen Priestermangel dadurch abzuhelfen, daß sie Ordensleute aus Europa in ihre Diözesen rufen. Franziskaner, Dominikaner, Lazaristen, Salesianer usw. sind diesem Rufe gefolgt und wirken segensreich nicht nur unter der einheimischen Bevölkerung, sondern auch unter den zahlreichen Kolonisten. Seit fünf Jahren haben auch Patres unserer Genossenschaft sich in Brasilien niedergelassen und ihre Kräfte dem Seelenheile der dortigen Katholiken gewidmet.

3. Die erste Missionsreise unserer Patres nach Brasilien.

Unter dem 12. September 1892 sandte der Sekretär der Kongregation der außerordentlichen Angelegenheiten, Erzbischof Dominikus Ferrata, jetzt Kardinal, ein Schreiben an den P. Generalsuperior, worin er ihm folgendes mitteilte:

Es gäbe im Staate Espirito Santo zwei Kolonien, Santa Leopoldina und S. Izabel, wo viele deutsche Katholiken lebten. Dieselben hätten sich wiederholt an den hl. Stuhl gewandt, ihre traurige religiöse Verlassenheit auseinandergesetzt und sehr um einen deutschen Priester gebeten. Es stelle nun die hl. Kongregation das Ansuchen, die Gesellschaft des göttlichen Wortes möchte denselben zu Hilfe kommen.

Damals war dieses wohl recht schwer. Trotzdem richtete der P. Generalsuperior ein Schreiben an den Diözesanbischof.*) Aber da dieser zu derselben Zeit gestorben war, so blieb dasselbe unbeantwortet. Aus diesem Grunde zerschlug sich zunächst die Sache. Doch kam der Generalsuperior später darauf zurück, als die Patres Franz Dold und Franz Tollinger, die anfangs nach Ecuador reisen sollten, die Bestimmung für Argentinien erhielten. Er wünschte nämlich, daß dieselben auf ihrem Wege nach Argentinien die beiden genannten Kolonien besuchten und ihm darüber Bericht erstatteten. Vom Bischof Maia, der damals auch noch über Espirito Santo gesetzt war, erhielten sie die Erlaubnis und die nötigen Vollmachten.

Am 12. Febr. 1895 hatten die Patres Steyl verlassen, am 15. Februar Hamburg auf dem Dampfer „Lissabon" und waren Dienstag am 12. März, dem Feste des hl. Gregors des Großen, in Viktoria angekommen, wo der Erzpriester der Stadt, Pedrinha, sie empfing.

4. Im Staate des hl. Geistes.

Es war am Pfingstsonntag den 13. Mai 1534, als der Portugiese Vasco Fernandez Coitinho in der Bucht

*) Damals bildeten die Staaten Santa Katharina, Parana, Rio de Janeiro und Espirito Santo die einzige Diözese Rio de Janeiro.

P. Franz Tollinger. P. Franz Dold.

Die ersten nach Brasilien gesandten Missionare.

von Viktoria landete. Die Portugiesen nennen diesen Tag den Sonntag des Hl. Geistes, Domingo do Espirito Santo. Deshalb gaben sie dem Lande den Namen Espirito Santo und der Insel, worauf Viktoria liegt, Ilha do Espirito Santo, d. h. Insel des Hl. Geistes.

Im Jahre 1555 kamen die Jesuiten dorthin, später auch Franziskaner und Karmeliter. Hier wirkte auch der heiligmäßige Jesuit Joseph Anchieta, welcher am 9. Juni 1597 in der benachbarten Pfarrei Beneventa starb und in feierlichem Zuge nach Viktoria getragen wurde; später kam sein Leib nach Bahia.

Die Bucht von Viktoria ist ungemein schön.

„Langsam und feierlich," so schilderte P. Dold seine Ankunft, fuhr unser Dampfer in den Hafen von Viktoria ein. Ich sage langsam und feierlich; denn die Einfahrt geschieht nicht rasch, weil sie einigermaßen gefährlich ist wegen der großen Nähe der Felsen und des Ufers. Auf unserm Schiffe war alles in freudiger Bewegung; denn noch keiner unserer Passagiere hatte jemals die Kapital (Hauptstadt) der Provinz Espirito Santo gesehen, und nun bot sich bei der Einfahrt zum erstenmal allen ein herrliches tropisches Bild dar. Vor einer Stunde noch auf dem weiten, weiten Meere und jetzt in einer auffallend engen Wasserstraße. — Von links grüßen die Palmen des Festlandes herüber, von rechts grüne Inselchen, und aus der Ferne winken blaue Berge — es sind dies die Berge von Espirito Santo mit den beiden Kolonien Santa Izabel und Santa Leopoldina, dem Ziele unserer Reise. Es ist richtig, die große Bucht von Rio de Janeiro ist unstreitig großartiger und gilt deshalb wohl auch als die schönste der Welt; aber die Einfahrt in den Hafen von Viktoria ist, was landschaftliche Reize anbelangt, in ihrer Art lieblicher und erinnert mehr an die Fahrt auf einem tropischen Flusse.

Viktoria selbst, die Hauptstadt des Staates Espirito Santo, liegt auf einer Insel, zum Teil auf felsigem Terrain, und baut sich etwas amphitheatralisch am Ufer auf. Die Stadt zählt etwa 10000 Einwohner, hat aber als Handelsplatz seit einer Reihe von Jahren bedeutende Fortschritte gemacht. In religiöser Hinsicht ist Viktoria eine gefallene Größe. Die geräumige Matriz (Pfarrkirche), jetzt Kathedrale, der hohe Turm der einstigen

Jesuitenkirche, das stattliche Jesuitenkolleg (jetzt Palast des Präsidenten), die einsamen und verödeten Kirchen und Konvente der Franziskaner und beschuhten Karmeliten, dazu das leere Grab des Paters Joseph Anchieta, des großen Apostels dieser Provinz, und die große Inschrift über der Sakramentskapelle der alten Matriz: Lauda, Victoria, Salvatorem tuum (Preise, Viktoria, deinen Heiland)! — das alles stimmt zur Wehmut und läßt uns vergangene Tage schauen, Tage katholischer Größe und Herrlichkeit."

Bei der Einfahrt in die Bucht ragt ein Fels mit dem großen Landesheiligtum U. L. Frau von Penha hoch in die Luft. Am Tage ihrer Ankunft besuchten die beiden Patres das Grab Anchietas in der alten Jesuitenkirche und knieten auf der großen Steinplatte, auf welcher er bezeichnet wird als der „neue Wunderthäter der neuen Welt" (novi orbis novus Thaumaturgos). Doch folgen wir unsern Missionaren auf ihrer Reise von Viktoria nach Tirol, in der Kolonie S. Leopoldina.

Freitag bestiegen sie in Begleitung des deutschen Kaufmanns Holzmeister aus Porto Cachoeiro ein Boot, mit dem sie den Fluß Santa Maria hinauffuhren. Die Nacht verbrachten sie unter freiem Himmel und lasen am folgenden Morgen die hl. Messe in der Pfarrkirche von Queimados. Nach Porto Cachoeiro kamen sie Samstag, den 16. März. Am Himmel strahlten die Sterne, im Urwalde glänzten die Leuchtkäfer und aus dem Gebüsch am Ufer stiegen Raketen auf. Am Ufer empfing sie der Kirchenvorstand und führte sie zu der kleinen unansehnlichen Kapelle. Sonntag und Montag feierten die Patres die hl. Messe daselbst. Unterkommen fanden sie im Hause des Kaufmanns Holzmeister.

5. Unter den deutschen Kolonisten im brasilianischen Urwald.

Als die Kolonisten aus den umliegenden Bergen erfahren hatten, daß deutsche Patres in Cachoeiro angekommen seien, herrschte große Freude unter ihnen. Alsbald kam eine zahlreiche Deputation, um dieselben zur Kirche nach

Tirol, dem kirchlichen Hauptpunkte der Kolonie Santa Leopoldina, einzuladen. Dieselben folgten der Einladung und zogen auf Eselsrücken dorthin. So machten sie die erste Bekanntschaft mit diesem einzigen Transportmittel auf den oft steilen und fast stets schmalen Pfadwegen jener Kolonien.

„Flugs ging's die Berge hinauf," erzählte P. Dold, „und zum ersten Mal in den Urwald hinein. Nach bald dreistündigem Ritt langten wir in der Nähe der Kapelle an. Dortselbst hatten sich die Frauen und Jungfrauen von Tirol nebst den jüngeren und älteren Männern mit Kreuz und Fahne postiert, und nun zog man in feierlicher Prozession, die einen zu Fuß, wir Missionare mit Begleitung hoch zu Esel, bis die Kapelle erreicht war, wo ich eine Begrüßungsansprache und kurze Andacht hielt."

Welche Freude für die guten Leute, nach so langer Zeit wieder einen deutschen Priester in ihrer Mitte zu haben!

Am folgenden Tage, Dienstag den 19. März, wurde das Fest des hl. Joseph durch zwei hl. Messen und zwei Predigten feierlich begangen. So galten also die ersten Worte der beiden Patres dem hl. Nährvater Joseph, an dessen Festtage sie den ersten feierlichen Gottesdienst unter den Kolonisten hielten.

Doch nun rührten sich auch die Kolonisten von Santa Izabel. P. Dold mußte schon bald dorthin. Am 23. März las er zum ersten Mal in der Pfarrkirche die hl. Messe und hielt tags darauf, am vierten Fastensonntag, den Pfarrgottesdienst. Da hörten die Kolonisten seit mehr denn zehn Jahren zuerst wieder in ihrer Muttersprache das Wort Gottes.

Montags war das Fest Mariä Verkündigung. P. Dold richtete an diesem Tage seine erste Ansprache an die Brasilianer. Er blieb vorläufig und feierte auch die Karwoche dort, während P. Tollinger den Dienst in Tirol versah.

6. Beginn der Missionsthätigkeit.

Die Patres hatten den religiös-sittlichen Zustand der beiden Kolonien S. Izabel und S. Leopoldina schon bald hinlänglich kennen gelernt. Sie waren dabei zu der Über-

zeugung gelangt, daß einer geordneten Seelsorge in denselben zuerst eine recht gründliche Missionsarbeit vorher gehen müßte. Um hierzu die nötige Erlaubnis zu erhalten, reiste P. Tollinger in der Osterwoche nach Nova Friburgo, wo damals Bischof Maia residierte. Er empfing von ihm und dem Apostol. Nuntius in Petropolis, dem späteren Kardinal Gotti, diese und andere Vollmachten. Unter Anwendung derselben weihte zunächst P. Dold Sonntag den 12. Mai die Kapelle in Suide zu Ehren des Hl. Geistes, ferner am 15. Mai die Kapelle S. Bento (St. Benedict) in Pedra Branca.

Sodann hielten die Patres in den Hauptkapellen beider Bezirke je achttägige Missionen. Auf diese Weise bot sich ihnen Gelegenheit, die Glaubenswahrheiten im Zusammenhange vorzutragen und die Gläubigen auf den Empfang der hl. Sakramente vorzubereiten. So hielten sie Mission in Tirol, in Suide, Santa Izabel und am Farinha-Fluß. Da gab es überall recht viel zu thun. Nicht an letzter Stelle mußte daran gedacht werden, auch die Kinder zu unterrichten und auf die erste hl. Kommunion vorzubereiten. Durch diese Arbeiten begann das katholische Leben wieder neu aufzublühen. Es war, wie wenn nach langer Dürre wieder ein befruchtender Regen fällt. Darum stellten alsbald die Kolonisten dringende Bitten an den P. Generalsuperior, er möge doch die Missionare bei ihnen lassen. Zugleich erklärten sie sich bereit, für den Unterhalt derselben zu sorgen.

7. Aus der Vorgeschichte dieser Kolonien.

Es war im Oktober 1855, als eine Anzahl Schlesier und Schweizer ihre Heimat verließen, um in Brasilien ein neues Heim sich zu suchen. Sie landeten im folgenden Jahre an der brasilianischen Küste, nachdem ihre Zahl durch das gelbe Fieber wohl um zwanzig vermindert worden war. In ihren Hoffnungen und Erwartungen sahen sich die Leute jedoch schon bald arg getäuscht. Denn durch Betreiben des Agenten wurden sie gleichsam wie Sklaven an einen Fazendeiro (Plantagen-Besitzer) nach St. Paul verhandelt. In Folge der schlechten Behandlung,

die ihnen zu teil wurde, wandten sie sich an die Regierung. Da der Konsul, ein Schweizer, sich ihrer annahm, ließ die Regierung sie auf einem Küstendampfer nach Espirito Santo bringen. Von Viktoria aus segelten sie in einem ausgehöhlten Baumstamme den Fluß St. Maria hinauf und kamen nach dem heutigen Port do Cachoeiro, welches damals nur aus vier Strohhütten bestand. Sie zogen dann weiter, durch den Urwald sich selbst einen Weg hauend, bis sie auf einem Berge ankamen, zu dem für sie bestimmten Ansiedelungsplatze. Es wurde alsdann das Land verlost; jeder mußte auf dem ihm angewiesenen Stükke sein Heim gründen. Lebensmittel erhielten sie die ersten Monate von der Regierung geliefert, später holten sie sich dieselben von Viktoria; das Wasser aber mußten sie aus dem St. Maria-Fluß hinaufschleppen, 150 Meter hoch. Die Regierung wies ihnen Arbeit an, z. B. Wege anlegen; nebenbei arbeiteten sie auf ihrer Kolonie, der ein Direktor vorstand.

Gnadenbild Nossa Senhora da Penha.

Im Jahre 1858 kamen die Luxemburger und bezogen den Teil der Kolonie S. Leopoldina, welcher noch jetzt Luxemburg heißt. Sie bauten eine Kapelle und legten einen Gottesacker an. Eine große Anzahl der Luxemburger bewohnt jetzt Caramarhy und Rio das Farinhas.

Dann fanden sich die Tiroler ein, welche ihren Wohnsitz Tirol nannten; nach ihnen die Westfalen.

Auf Betreiben eines brasilianischen Agenten zogen im März 1872 verschiedene Familien aus dem Regierungsbezirke Koblenz nach der Kolonie S. Leopoldina. Es waren zusammen 55 Seelen. In Hamburg schifften sie sich am 12. April ein und erst am 20. Juli stiegen sie voll Freude ans Land. Als gute Katholiken hatten sie auf der ganzen Fahrt abends gemeinsam den hl. Rosenkranz gebetet.

Zunächst wurden sie nach Porto do Cachoeiro gebracht, erhielten Lebensmittel für zwei bis drei Wochen gratis und Werkzeuge. In einem großen Schoppen mußten sie sich aber einquartieren, je zwei bis drei Familien in einer Abteilung. Als dann ein Jahr später Polen und Italiener eintrafen, räumten sie diesen Schoppen und siedelten auf die Fazenda des Silvero (Silberberg, eine halbe Stunde von Porto Cachoeiro entfernt) über, bis die Regierung ihnen endlich im nördlichen Teile von St. Leopoldina Land anwies, das sie im Jahre 1875 in Besitz nahmen. Die neue Kolonie erhielt von ihr den Namen Rheinland; officiell aber heißt dieser Distrikt St. Sebastiao do Recreio.

So lange diese Kolonisten in Porto do Cachoeiro sich aufhielten, besuchten sie öfters den Gottesdienst in Tirol, wo damals ein deutscher Priester angestellt war. Noch im Jahre ihrer Ankunft bauten sie sich eine eigene kleine Kapelle, welche indes nicht eingesegnet, aber im Jahre 1882 durch eine größere ersetzt wurde. Diese erhielt am 20. Januar 1887 vom Pfarrer von Queimados ihre Weihe.

Die Nachbarn der Rheinländer sind protestantische Pommern, die teils vor, teils nach ihnen sich dort niederließen.

Nach Santa Izabel waren schon neun Jahre früher als nach St. Leopoldina die ersten deutschen Auswanderer gekommen: brave rechtschaffene Leute aus der Trierer Gegend und vom Hundsrück. Große Entbehrungen harrten ihrer in dem vielgepriesenen Brasilien. Sie bewohnten elende Hütten in der Pfarrei Vianna; erst nach einem Vierteljahr hatten sie sich einen Weg durch den Urwald gebahnt ins Gebiet der jetzigen Pfarrei Izabel. Inzwischen waren aber vom tropischen Fieber und von anderen Krankheiten viele aus ihnen hinweggerafft worden.

Den Trierern folgten bald andere Auswanderer: Hessen, Luxemburger und Pommern. Die Lichtung des Urwaldes und die Ausrottung der darin sich aufhaltenden wilden Tiere, wie der Tapier, die Tigerkatze, Wildschwein, Affen und Schlangen

ging nun schneller vor sich. Die katholischen Familien bauten sich im Jahre 1852 eine Kirche im Orte S. Izabel; das Gleiche thaten die Protestanten in dem eine Stunde entfernten Campinho. Auch das katholische Pfarrhaus wurde damals schon errichtet.

Erster Seelsorger für die Deutschen von S. Izabel war der Kapuzinerpater Wendelin aus der Tiroler Kapuzinerprovinz. Er berief zwei andere Kapuziner, von denen P. Hadrian die Kolonie Leopoldina pastorierte und am 23. Dezember 1868 nach segensreicher Wirksamkeit in Viktoria starb.

S. Izabel erhielt dann im Jahre 1877 in dem Weltpriester Fritzen einen deutschen Seelsorger, der nach siebenjähriger Thätigkeit die Pfarrei verließ. Die Seelsorge wurde dem brasilianischen Pfarrer von Vianna als Pfarrverweser anvertraut, bis unsere Missionare kamen und am 29. April 1896 der Bischof den P. Dold zum Pfarrer von Santa Izabel ernannte.

„Ihren Namen Izabel," schreibt P. Dold, „erhielt die Kolonie nach der edlen Prinzessin Izabel (spanisch Isabella), der Tochter des entthronten Kaisers Pedro, welche dreimal in Abwesenheit ihres Vaters längere Zeit die Regentschaft führte und während ihrer letzten Regentschaft am 13. Mai 1888 die Sklaverei in Brasilien aufhob. Patronin der Kolonie wurde die Namenspatronin der Prinzessin: die hl. Elisabeth (portug. Izabel) von Portugal. Bis zum heutigen Tage feiert auch die Kolonie alljährlich anfangs Juli mit feierlichem Gottesdienst und Prozession ihr Patrocinium."

8. Apostolischer Nachwuchs in den drei ersten Jahren.

Da der Gesundheitszustand des P. Superior Dold sehr angegriffen war, wurde im folgenden Jahre 1896 P. Franz Wilms zu Hilfe geschickt. Er verließ Steyl am 14. Januar und landete am 7. Februar in Viktoria. Von dort aus fuhr er mit der Eisenbahn nach Vianna und zog dann auf dem Esel die Berge hinauf zunächst zum Kolonisten Volkers nach Bererícas, einer Filiale von Santa Izabel.

Nach dem Wunsche des Bischofs Dom Maia sollte auch er sich bei ihm vorstellen. So reiste denn P. Dold nach Ostern mit P. Wilms zum Herrn Bischof nach Campos. Am 7. Mai kamen sie zurück nach Bererícas, leider beide

angesteckt vom gelben Fieber, dessen Keime sie auf der Reise, wahrscheinlich in der Hauptstadt Rio de Janeiro, gefaßt hatten. Aber während P. Dold sich recht bald erholte, wurde es mit dem jungen und kräftigen P. Wilms immer schlimmer. In der Nacht vor dem Feste Christi Himmelfahrt (13. Mai 1896) starb er unter dem Beistande seines Mitbruders, als Erstlingsopfer der brasilianischen Mission.

Als die Kunde davon durch einen Boten nach Tirol zu P. Tollinger kam, sah man bei Mitteilung der Trauernachricht manche Thräne selbst aus den Augen erwachsener Männer fließen. Eine Schar Jünglinge der Gemeinde schloß sich nach beendigtem Gottesdienste P. Tollinger an und ritt mit ihm nach Bererícas, um noch am Abende desselben Tages dem Begräbnisse des Priesters beizuwohnen.

Die Trauernachricht kam im folgenden Monat nach Steyl, worauf P. Generalsuperior gleich neue Hilfe sandte. P. Benzerath, durch Schreiben von St. Gabriel abberufen, empfing am Feste der heiligen Apostelfürsten in Steyl das Missionskreuz, worauf er abreiste und am 26. Juli die Stadt Viktoria erreichte. Er wurde der Gehilfe des P. Dold in Santa Izabel, während P. Tollinger fortfuhr, von Tirol aus die Kolonie Santa Leopoldina zu verwalten.

Auf die Genannten folgten im Jahre 1897 die Patres Ludwig Köster und Leopold Pfad und 1898 P. Paul Gruber und P. Matthias Esser.

Unterdessen waren auch die kirchlichen Verhältnisse so geordnet worden, daß am 29. April 1896 P. Dold zuerst zum Pfarrer von Santa Izabel und im Juni auch zum Kaplan von Santa Leopoldina ernannt wurde, wo er P. Tollinger zu seinem Stellvertreter machte. Santa Leopoldina, das zur Pfarrei Queimados gehörte, wurde unter Bischof Dom Nery unabhängig. Als dann P. Dold im Jahre 1897 seiner angegriffenen Gesundheit wegen und infolge einer Einladung zum Generalkapitel nach Europa gereist war, erhielt P. Benzerath am 1. Mai 1898 Anstellung als Pfarrer von Santa Izabel.

Im Herbste des Jahres 1896 wurden auch die ersten Missionsbrüder nach Brasilien gesandt: Br. Berchmans (Joh. Giesen) und Br. Germanus (Franz. Speckemeier). Sie kamen im Dezember an. Ersterer wurde dem P. Tollinger in Tirol beigegeben, letzterer blieb in S. Izabel. Mit den beiden Missionaren im Jahre 1897 kam ein dritter Bruder nach Brasilien, Br. Angelus (Peter Kiefer). Mitte Februar wurde auch Br. Kantius (Wilh. Büth) von Petropolis nach Espirito Santo geschickt. Aufgabe dieser Brüder war es, in der Haushaltung, in der Sakristei und als Organist, oder als Schreiner Dienste zu thun.

9. Die Pfarrei Santa Izabel.

Im Nachstehenden geben wir eine Beschreibung der beiden von unsern Patres geleiteten Pfarreien in Espirito Santo. Zuerst etwas über Santa Izabel.

Über diese Pfarrei entnehmen wir einem Schreiben des P. Dold vom 8. Dezember 1896 folgende Mitteilungen:

„Die ganze Pfarrei Santa Izabel, ein Gebiet, das man nur in 50—60 Stunden zu umreiten vermöchte, war vor 50 Jahren noch Urwald, bewohnt von Tapiren, Tigerkatzen verschiedener Gattung, Wildschweinen, Rehen, Affen und den verschiedensten giftigen Schlangenarten. Bis zum heutigen Tage ist es nicht gelungen, das Schlangengezücht auszurotten; jedes Jahr kommen Fälle von Schlangenbiß vor, und gar mancher Kolonist hat auf diese Weise schon sein Leben lassen müssen. Die Tigerkatzen sind jetzt seltener geworden, doch werden die Panther in einem Teile der Pfarrei noch ziemlich häufig getroffen; auch haben sich die Tapire noch erhalten und werden von den Kolonisten gejagt. Zu den Hauptfeinden der Kolonisten zählen jetzt die Wildschweine und Affen, die den Maisfeldern und andern Pflanzungen sehr schädlich sind.

Die Pfarrei S. Izabel ist zwar noch eine junge Pfarrei, erst im Jahre 1876 vom hochsel. Bischof Lacerda von Rio errichtet, hat aber die Ausdehnung eines kleinen italienischen Bistums. Die entferntesten Punkte der Pfarrei sind nicht weniger als etwa 16 Stunden von der Pfarrkirche entfernt. Das Terrain ist vollständig gebirgig, keine Fahrstraßen, nur Fuß- oder Reitpfade. Bei der Pfarrkirche selbst stehen nur etwa 30 Häuser, von denen

einige meist unbewohnt sind, weil sie deutschen Kolonisten gehören, welche nur Sonntags vor und nach dem Gottesdienst sich darin aufhalten. Daß bei der großen Ausdehnung der Pfarrei und dem Gebirgsterrain die Pastoration sehr erschwert wird, ist einleuchtend.

Beim Sonntagsgottesdienst in der Pfarrkirche hat man nur einen sehr kleinen Bruchteil der Pfarrkinder vor sich, und ist es deshalb unbedingt geboten, einigemal im Jahre die einzelnen Kapellen zu besuchen und mindestens eine Woche bei jeder Kapelle zu verweilen.

Bis jetzt zählt die Pfarrei außer der Matriz (Pfarrkirche) nur vier Kapellen und ein Oratorium, es sind aber vier neue Kapellen bereits im Bau begriffen, und weitere zwei werden in nicht zu langer Zeit begonnen werden. Zu den bereits vollendeten zählt die Heilig-Geistkapelle zu Suide, 3 Stunden von der Pfarrkirche entfernt, deren Einweihung ich im Mai vorigen Jahres vorgenommen habe. Die Bevölkerung der Pfarrei S. Izabel wird auf 7—8 Tausend geschätzt; genaue Angaben existieren nicht. Diese 7—8000 würden sich etwa wie folgt verteilen: deutsche Katholiken gegen 1500; nichtdeutsche Katholiken (Brasilianer, Italiener) über 3000; deutsche Protestanten etwa 3000. Unter der Pfarrkindern von S. Izabel sind Nachkommen aller drei Söhne Noahs: Japhetiten (Deutsche, Italiener, Portugiesen und von letzteren abstammende Brasilianer); die Semiten sind sehr dünn gesät und werden repräsentiert durch einige syrische Kaufleute, welche mit ihren Waren durch die Berge ziehen und die einzelnen Kolonistenhäuser besuchen; die Chamiten sind viel zahlreicher und bestehen aus ganz schwarzen und halbschwarzen Negern, Nachkommen jener unglücklichen schon zur Zeit des hl. Petrus Claver (des großen Apostels von Carthagena) aus Afrika importierten Negersklaven. So repräsentiert diese einsame brasilianische Gebirgspfarrei in sprechendster Weise die Universalität der Kirche."

Die Pfarrkirche von S. Izabel sollte schon i. J. 1893 restauriert, um drei Meter verlängert und mit zwei Türmen geschmückt werden. Indes wurde die Arbeit durch verschiedene Ursachen nur zur Hälfte vollendet, so daß die Kirche bei Ankunft des P. Dold mehr einer Ruine als einem Gotteshause ähnlich sah. Der Missionar nahm sich der vernachlässigten Pfarrkirche an, und noch im Laufe des Jahres

1897 wurden die beiden Türme ausgebaut. Als dann am 5. März 1898 der neue Bischof Dom Nery in Begleitung der neu eingetroffenen Patres Köster und Pfad zur Visitation und Firmung nach S. Izabel kam, war er über den guten Zustand der Pfarrei und Kirche recht erfreut und getröstet. Er erklärte, S. Izabel sei die bestgeleitete Pfarrei seiner Diözese.

Von den zur Pfarrei gehörenden Kapellen nennen wir: 1. die Hl.-Geist-Kapelle in Suide, 2. die neue geräumige, im romanischen Stil gebaute Herz-Jesu-Kapelle in Bererícas, 3. die St. Michaels-Kapelle in Chapeo, 4. die Kapelle der schmerzhaften Mutter in Penna, 5. die St. Benedikt-Kapelle in S. Bento (Pedra Branca).

Bei dem großen Umfange der Pfarrei und dem gebirgigen Terrain ist die Pastoration eine schwierige. Genannte Kapellen werden regelmäßig abwechselnd für zwei bis drei Wochen von einem Pater besucht. Ist ein Versehgang zu machen, so kann das mitunter eine nicht leichte Anstrengung werden. P. Benzerath erzählt uns von einem solchen 10stündigen Versehritt, den er nach Sapucaia machen mußte zu einem sterbenskranken Brasilianer. Der Weg führte durch die Berge und den Urwald. Der Missionar schreibt:

„Im Halbdunkel zu reiten durch die stille tropische Natur unter dem herrlich-klaren südlichen Sternhimmel, ist ganz angenehm.

Gewöhnlich herrscht im Urwald Grabesstille, nur an sumpfigen Stellen ertönt die Trommel des Ochsenfrosches im Konzert seiner Kameraden, oder von Zeit zu Zeit das Pfeifen irgend eines Waldhuhnes, oder das langweilige Gezirp verschiedener Käfer und Hupfer. Stellenweise wird die tiefe Stille unterbrochen durch das mächtige Rauschen eines Wasserfalles. Sonst ist's still und ruhig im Urwald; die Vögel schlafen, und die anderen Tiere haben sich ebenfalls zum Nachtschlummer zurückgezogen.

So ritten wir unverdrossen weiter und beteten dabei abwechselnd den Rosenkranz auf portugiesisch, wobei der majestätische Urwald uns so recht zur Andacht stimmte. Nach jedem Gesetz wurde folgender Refrain eingeschaltet:

»Amado Jesus. José, Joaquim. Anna et Maria,
»En vos dou o meu coração e alma minha,
»Assisti nos por piedade na ultima agonia.«

„Lieb' Jesus, Joseph, Joachim, Anna und Maria, euch schenke ich mein Herz und meine Seele; steht uns liebevoll bei im letzten Todeskampfe!"

Einfach, schön ist dieser Text, und ebenso einfach, andachtsvoll ist die Melodie dazu; beides ein Erbstück aus alter Zeit von den ersten Missionaren Brasiliens.

Gegen zwei Uhr gelangten wir an den Rio-Jucu. Unser Kanoe trug uns trocken ans jenseitige Ufer.

Nun kommt uns eine Prozession von schwarzen und gelben Männern zur Begrüßung entgegen. Vor der Hütte des Kranken hatten sie sich ein großes Feuer angemacht, bei dem die Brasilianer sich ihre alten Märchen und Sagen zu erzählen pflegen. Es dauerte nicht lange, da kam noch eine Menge Matronen, Frauen und Mädchen von verschiedener Gesichtsfarbe und Bildung, Nachbaren, Freunde, Verwandte, alle hatten sich eingefunden, um bei dem Kranken zu wachen, ihn zu trösten, ihm zu raten und nebenbei — den unvermeidlichen Cachassa (Zuckerschnaps) zu trinken. — Der Kranke wird in Kenntnis gesetzt, daß der senhor Padre oder die Reverendissima — wie die Brasilianer den Geistlichen zu betiteln pflegen — da sei, er solle sich vorbereiten. Nach einigen Minuten wurde ich ins Krankenzimmer geführt, ein kleines Gemach, dessen Wände aus Lehm und ohne Verputz und Anstrich waren, und dessen Decke oben offen war. So sind die Wohnungen vieler Brasilianer hierselbst. — Ich erblickte einen dicken Mann im Bette sitzend. Anscheinend litt er an der Wassersucht. In der Höhe von c. 1 Meter war über dem Bette ein weißes Tuch angebracht, da das Zimmer keine Decke hatte, und ich glaubte mich fast vor den Thron eines afrikanischen Häuptlings versetzt. Etwas überrascht über die ganze Situation fing ich zunächst ein gemütliches Gesprächlein mit dem Kranken an, da der Tod noch nicht so nahe zu sein schien, erkundigte mich eingehend nach seiner Krankheit, seinem Alter, das wohl schon 50 — 60 Sommer zählen mochte; fragte ferner nach seinen Familienverhältnissen, was hier zu Lande von Bedeutung ist. Der Mann war ganz zutraulich, ich tröstete ihn, sprach ihm Mut zu, und dann erst ging's ans beichten. Am andern Morgen las ich die heilige Messe und spendete ihm die *heiligen* Sterbesakramente. Wie froh und freudig war der Kranke,

Santa Izabel.

als er nun versehen war; er versicherte es mir wiederholt in den wärmsten Worten, und auch aus seinem Angesichte leuchteten mir Friede und Freude entgegen.

So war mein saurer Gang oder Ritt gar angenehm versüßt, und ich schied mit dem fröhlichen Bewußtsein, nun wieder eine Seele glücklich gemacht zu haben."

10. Die Pfarrei S. Leopoldina.

Die zweite Pfarrei, welche unsere Patres in Espirito Santo versehen, ist Santa Leopoldina. Im Centralpunkte Tirol war die Seelsorge mehrere Jahre dem P. Tollinger, der hier als Kaplan oder Rektor fungierte, anvertraut, und zwar unabhängig von der Pfarrei Queimados. Sein Verdienst ist es, an Stelle der alten kleinen Kapelle in Tirol ein neues geräumiges Gotteshaus gebaut zu haben. Als er im Jahre 1898 in die Diözese Curityba ging, um dort eine Niederlassung vorzubereiten, rückte P. Pfad in seine Stelle. Bischof Dom Nery verwandelte das Rektorat S. Leopoldina im Winter 1899/1900 in eine Pfarrei und stellte P. Pfad als Pfarrer an. Derselbe gibt eine interessante Schilderung der Kolonie und Pfarrei.

„Unser Wohnhaus," so berichtet er, „ist nur 1½ stöckig und nach hiesiger Sitte auf Säulen gebaut, so daß unter dem Hause noch ein Meter hoch freier Raum ist, der freilich oft den Schlangen einen erwünschten Aufenthalt bietet. Die innere Einrichtung entspricht der christlichen Armut und Einfachheit, so daß ich erst jetzt einen Tisch in meinem Zimmer erhielt, dessen Stelle bisheran eine Holzkiste vertreten hatte. Unser Speisezimmer dient zugleich als Schulzimmer, in welchem die Kinder von mir Unterricht im Katechismus, im Rechnen, Lesen und Schreiben erhalten. Das Haus ist übrigens den Tropen angepaßt, daher luftig, d. h. nicht zu dicht gebaut, damit stets ein gelinder Luftzug dasselbe durchströmen kann. Da den Kolonisten beim Bau entsprechende Werkzeuge fehlen, so sind die Bretter, Balken und auch die Lehmwände nicht ganz glatt geworden, was aber durch den weißen und roten Anstrich zum Teil wieder verdeckt wird. Die Lage ist überaus herrlich, mitten zwischen hohen Bergen. Vor uns, zu beiden Seiten und hinter uns liegen mächtige Bergkegel. Das zur *Kirche und* dem jeweiligen Priester gehörende Besitztum umfaßt

ein großes Terrain, ungefähr 2½ Berge mit Weide und auch Urwald.

Die Kolonisten wohnen ziemlich weit voneinander; ein Gehöfte reiht sich an das andere. Ein solches hat genau 550 m im Geviert, und eine Familie besitzt oft drei bis vier ganz allein. Dazwischen liegen die Hütten der (man kann es ruhig sagen, obwohl sie es selbst nicht gerne hören) halbwilden Brasilianer, die mit ihrer braunen Hautfarbe und dem krausen Negerhaar oft einen erschreckenden Eindruck machen. Es leben auch noch viele Neger hier, teils frühere Sklaven, teils deren Nachkommen. Will man sich einen Begriff von ihren Behausungen machen, so denke man sich eine recht elende, im Verfall begriffene, rohe Lehmhütte, oft nur schlecht mit Palmzweigen bedeckt. Sie sind ganz ohne inneren Schmuck, wenn man nicht etwa die Unordnung und den Schmutz als solchen ansehen will. Anstatt der Fenster gibt es nur eckige Löcher in den Lehmwänden, die durch eine Lukenthür verschlossen werden können.

Interessant ist es, wenn sie Sonntags in ihrem Festtagsstaat daherkommen und neugierig wie Kinder dem Pater ins Fenster schauen, um zu sehen, was er treibt, und ihn begrüßen.

Ein ganz anderer Menschenschlag sind die hier angesiedelten deutschen Kolonisten, welche den Gegenstand unserer besonderen Sorge und Freude bilden. Ihren alten religiösen Eifer haben sie aus der Heimat mit hierhin gebracht und ihn durchschnittlich gut bewahrt. Selbst an Werktagen ist die heilige Messe fleißig besucht. Sonntags aber kommen sie oft 3—4 Stunden weit her zu Roß oder zu Esel mit Weib und Kind, um ihre Christenpflicht zu erfüllen. Oft wird dann gebeichtet, die heilige Kommunion empfangen, hernach ein wenig Kaffee bei der Kirche getrunken oder ein Schluck frischen Wassers aus der nahen Quelle und dazu ein Stück Maisbrot gegessen. Um 10 Uhr beginnt erst der Hauptgottesdienst mit einer deutschen und brasilianischen Predigt. Bis er zu Ende ist, wird's mittlerweile 11 — 12 Uhr. Eine halbe Stunde später beginnt eine Segensandacht, und bis zum Schlusse derselben halten die meisten Leute aus. Welch gute Gesinnung, welch ein Eifer! Morgens vier oder fünf Uhr sind sie von Haus weggeritten und kommen erst nachmittags gegen fünf Uhr wieder in ihrem Heim an.

Für uns ist allerdings der Sonntag ein sehr anstrengender Tag. Meistens wird es 12 — 1 Uhr, bevor an eine Tasse Kaffee

gedacht werden kann. Unterdessen kommen aber schon die einzelnen Kirchenbesucher mit ihren verschiedenen Anliegen.

So vergeht die Zeit sehr rasch, und es ist gewöhnlich schon vier Uhr geworden, bis man mal frisch aufatmen und ans Mittagessen denken kann. Das ist unsere regelmäßige Beschäftigung an Sonn- und Festtagen."

Residenz der Patres für Leopoldina ist Tirol. Die dortige Kapelle muß vorläufig die Pfarrkirche vertreten. Von Tirol aus versehen unsere Patres den Gottesdienst an den verschiedenen Distriktskapellen der Pfarrei. Sie umfaßt nämlich folgende Distrikte:

1. Tirol, teils deutsche, teils brasilianische Bevölkerung.
2. Kalifornien, Bevölkerung gemischt, wie in Tirol.
3. Rio das Farinhas, mit fast nur deutscher Bevölkerung.
4. Luxemburg, Einwohner teils Deutsche, teils Brasilianer.
5. Suissa (Schweiz), vorwiegend deutsche Kolonisten.
6. St. Sebastiao do Recreio (Rheinland), nur wenig deutsche Katholiken, zumeist deutsche Protestanten und Brasilianer.
7. Cayuaba, Bevölkerung größtenteils Brasilianer.
8. Mangaraby, der größte Distrikt, fast nur von Brasilianern bewohnt.

Im Oktober 1899 übertrug Bischof Dom Nery den Patres auch die Seelsorge über drei Distriktskapellen in der Pfarrei St. Thereza, wo außer Brasilianern einige Italiener, Polen und Deutsche wohnen. Diese Kapellen liegen nördlich von S. Leopoldina im Gebiete S. Cruz, ein und eine halbe Tagereise weit von Tirol entfernt.

Da ein einzelner Distrikt mehrere Stunden im Durchmesser hat, so müssen die Leute doch immerhin oft stundenweit zu ihrer Kapelle gehen. Die Kolonie S. Leopoldina hat gegen fünfzehn solcher Distrikte.

Über die Pfarrei S. Leopoldina entnehmen wir einem Berichte des P. Pfab die nachfolgenden Mitteilungen:

„Auf das verflossene Jahr 1899 können wir mit dankerfülltem Herzen gegen Gott den Herrn zurückblicken. Zunächst weil wir den beiden großen Anführern, unter deren Zeichen wir hier den geistlichen Kampf kämpfen, zwei schöne Gotteshäuser bauen konnten: dem Hl. Geist hier in Tirol und dem hlst. Herzen Jesu

eine große Kapelle im Distrikte Bererícas, zur Pfarrei S. Izabel gehörig. Die Kirche konnte trotz der schlechten Kaffeepreise und Finanzlage unserer Kolonisten fast schuldenfrei fertiggestellt werden. Das ist eben ein besonderer Grund der Freude für uns, dem wenig erkannten und geliebten Gottesgeiste hier in Seinem Staate (Espirito Santo = Hl. Geist) eine schöne Kirche erbauen zu können, und es scheint, daß dieser hohe Schutzherr es uns schon lohne.

Man würde ungerecht sein gegen den lieben Gott, wollte man nicht anerkennen, daß das religiöse Leben hier im letzten Jahre merkliche Fortschritte gemacht hat. Früher reichte das kleine Kapellchen in Tirol für die Kirchenbesucher vollständig aus. Jetzt kann man die neue Kirche, bei 15 m Länge im Schiff und 8½ m Breite keineswegs zu groß nennen. Selbst an den gewöhnlichen Sonntagen ist sie zum großen Teil mit Gläubigen gefüllt, obwohl viele Kirchenbesucher 2 — 3 Stunden Weges zu machen haben. Bänke fehlen noch; was aber bis jetzt an Holzarbeiten fertig gestellt wurde, Dach, Sängerbühne, Fenster usw. zeugen von dem Fleiße und der Geschicklichkeit unseres Schreinerbruders.

Bei dem guten Kirchenbesuch fängt auch das innere religiöse Leben zu blühen an. Die unserer Sorge hier anvertrauten Seelen sind der Mehrzahl nach eingeborene Brasilianer, da uns außer der alten eigentlichen Kolonie S. Leopoldina, die selbst auch noch von Brasilianern mit Deutschen vermischt bewohnt ist, seit der bischöflichen Visitation zu Beginn des vorigen Jahres noch große andere Distrikte, fast nur von Brasilianern bewohnt, überwiesen sind.

Der Besuch der Hauptkirche in Tirol weist sehr oft mehr Brasilianer (braune, gelbe, schwarze) auf, als deutsche Kolonisten, nicht als ob letztere im Kirchenbesuch lauer geworden wären, sondern weil die ersteren eifriger werden in Erfüllung ihrer Christenpflichten. Dazu hat das gute Beispiel der Deutschen auch beigetragen. Man fragt sich oft staunend, wenn die guten schwarzen und braunen Urwaldskinder an Sonn- und Festtagen in Scharen herankommen, wo sie nur alle wohnen. Durchreitet man die gewöhnlichen Wege, so sieht man doch nur verhältnismäßig wenige brasilianische Wohnhütten. Da waren sie bis jetzt tief versteckt, kaum daß man den Weg zu ihren Hütten findet, und lebten getrennt von der Welt.

Die Gnade des Hl. Geistes hat also an ihre Herzen gepocht und den Keim des christlichen Lebens, den sie in der heiligen Taufe empfingen, der aber, weil nicht gepflegt, verkümmerte, zu neuer Triebkraft erweckt und befähigt. Wie oft kam es vor, daß so ein verlassener Sünder, der 40, 50 Jahre so versteckt im Walde gelebt, ohne ein Sakrament zu empfangen, jetzt zur Kirche eilte. Wenn ich so ein Schäflein treffe, mag es sein wo es will, ich lasse es nicht los, bis es gewaschen ist."

P. Pfad nimmt sich der Brasilianer überhaupt mit Wärme an:

„Wir thun für die Brasilianer," schreibt er, „ohne die Deutschen zu vernachlässigen, was in unsern Kräften steht. Jeden Sonntag ist, wie für die Deutschen, so auch für die Brasilianer abwechselnd Predigt und Katechese. Die brasilianische Schule wird von den Kindern fleißig besucht. Der Staat thut ja nichts für die Heranbildung der Kleinen. Sie empfangen von uns neben Religionslehre auch noch Unterricht im Lesen, Schreiben, Rechnen und Gesang."

Nicht nur für die Kinder der Brasilianer, sondern auch für die der Deutschen in Tirol und in S. Izabel haben die Patres Pfarrschulen errichtet, obwohl die Gründung von Schulen mit Schwierigkeiten verknüpft ist, da die Kolonisten zu weit von einander entfernt wohnen. Die Patres selbst erteilen den Unterricht.

II. Erfolge.

Die Missionare sind auf alle Weise bemüht gewesen, Religiösität unter den Kolonisten wieder zu heben und wenigstens die nötigsten Elementarkenntnisse ihnen beizubringen. Ihre Arbeiten waren keineswegs erfolglos; denn schon darf man die beiden Pfarrdistrikte Tirol und S. Izabel wahre Oasen nennen.

Als Zeichen des neu aufblühenden christlichen Lebens in den beiden Pfarreien S. Leopoldina und S. Izabel kann man den Empfang der heiligen Kommunion annehmen, der von Jahr zu Jahr ein eifrigerer geworden ist. So hatte erstere Pfarrei im Jahre 1896 zusammen 2697 heilige Kommunionen; im Jahre 1897 waren es ca.

2900; im folgenden Jahre stieg die Zahl auf 4585 und im Jahre 1899 erreichte sie 4841. Auch in Izabel hat der Sakramentenempfang bedeutend zugenommen; es wurden im Jahre 1899 über 4200 heilige Kommunionen gespendet.

Möge auch in den nun folgenden Jahren ein beständiger Fortschritt im religiösen Eifer und im sittlichen Leben beobachtet werden können! Ist es doch im Grunde genommen nur die Religion, welche das Sehnen und Wünschen des Herzens befriedigen und den Menschen auch schon hienieden wahrhaft glücklich machen kann.

12. Das Seminar von Viktoria und Nossa Senhora da Penha.

Als Bischof Dom Nery im Jahre 1897 die Verwaltung der Diözese Espirito Santo übernommen hatte, war die Errichtung eines Seminars eine seiner ersten Sorgen. Er wollte einheimische Priester haben, um die vakanten Pfarrstellen besetzen zu können. Es war ihm auch gelungen, besonders aus seiner Heimatsdiözese San Paulo einige Studenten zu erhalten, die bereit waren, in seine Diözese überzutreten. Und so stellte er dann den Antrag, daß P. Köster den Unterricht und die Leitung des Seminars übernehme, und ernannte ihn am 9. April 1898 zum Rektor desselben. Zuerst befand sich das Seminar in der Stadt Viktoria. Als aber Ende 1898 die große Hitze kam, zog P. Köster mit seinen Seminaristen in die gesünder gelegene Pfarrei S. Izabel. Vorübergehend war das Seminar dann vom 3. bis zum 16. März 1899 in Villa velha und endlich vom 16. März 1899 bis zum Pfingstfest 1900, als die Weihe der Alumnen und der Schluß des Seminars erfolgte, im Klostergebäude der Wallfahrt Nossa Senhora da Penha. Dasselbe liegt dicht an der Einfahrt in die Bucht von Viktoria.

„Man muß," schreibt P. Tollinger, „von der Insel (Viktoria) über die Bai auf die andere Seite hinüberfahren, jedoch ganz hinaus zum Eingange derselben. Dort, auf einem schön bewaldeten Bergkegel, thront oben auf der Spitze des jäh abfallenden

Felsens das Heiligtum der Gottesmutter, ein kleines, aber verhältnismäßig freundliches Kirchlein mit angebautem Franziskanerkloster. Zu den Füßen beiderseits rollt das nimmerruhende Meer laut tosend seine Wogen heran, und aus weitester Ferne sieht man die kommenden Masten aus den Wellen auftauchen; landeinwärts aber schaut man über einzelnen Bergkegeln der Ebene die höherragende Serra de Mangarahy und die anderen Gebirge der Kolonie. Es ist ein überaus schöner Punkt. Und das Schönste ist die Liebe und Anhänglichkeit des Volkes allenthalben an seine Nossa Senhora da Penha und die zahlreichen Gnadenerweise,

Gnadenort Nossa Senhora da Penha.

mit denen dieselbe das Vertrauen belohnt; sie haben dem Gnadenbilde einen Ruf weit über die Grenzen der Provinz hinaus erworben. Das ist ein köstlicher Lichtpunkt in diesem Brasilien, wo es sonst mit der Kenntnis und Übung des Christentums so schlecht bestellt ist."

Da es sich zeigte, daß die kleine Diözese Espirito Santo nicht im stande sei, ein eigenes Seminar zu unterhalten, erklärte Bischof Dom Nery, er würde von dem Privileg, welches der hl. Vater den südamerikanischen Bischöfen gegeben, Gebrauch machen, sein Seminar schließen und, wenn er einige Alumnen hätte, diese in das Seminar einer benachbarten Diözese schicken.

13. In der Diözese Curityba.

Fast zwei Jahre waren unsere Patres in Espirito Santo thätig, als die Genossenschaft anfangen konnte, auf die aus der Diözese Curityba gestellten Bitten zu hören.

Erst im Jahre 1893 wurde diese sehr große Diözese durch Abtrennung von S. Paulo gebildet. Wie das nach Süden angrenzende Bistum San Pedro in Rio Grande, wo deutsche Jesuiten segensreich wirken, so hat auch diese Diözese viele deutsche Kolonisten. Die meisten leben im Staate Santa Katharina. Eine Reihe deutscher Priester aus der Diözese Münster üben die Seelsorge unter ihnen aus. In den Pfarrschulen aber sind Schwestern der göttlichen Vorsehung aus dem Mutterhause zu Münster thätig.

Der zweite Staat des Bistums ist Parana. Er dehnt sich vom Hafenplatz Paranagua nach dem Innern zu bis an das Gebiet Misiones aus, welches wir beim Bericht über Argentinien genannt haben. Von diesem Territorium ist er getrennt durch den Parana-Fluß, dem der ganze Staat seinen Namen verdankt. Dieser Staat ist noch ein wahres Missionsgebiet. Man findet dort Indianerstämme und Pfarreien, welche manche kleinere deutsche Diözese an Größe weit übertreffen.

In der Hauptstadt Curityba ist schon seit einer Reihe von Jahren der deutsche Priester Herr Auling thätig.

Von dort kamen verschiedene Anfragen an P. Dold nach Espirito Santo. Und da er Ende Februar 1897 auf Einladung des Bischofs Dom Maia nach Campos reiste, besuchte er auch Curityba, um sich mit dem dortigen Bischofe Dom Cammargo ins Einvernehmen zu setzen.

Infolge dieser Besprechungen sandte P. Generalsuperior im Herbste 1897 den P. Hellenbrock am 20. September nach Curityba, wo er am 19. Oktober ankam. Er wohnte zunächst bei Herrn Auling und lernte bei ihm und dem Herrn Bischof die brasilianische Sprache. Im Januar 1898 nahm ihn dann der Herr Bischof als Begleiter mit auf einer Visitations- und Firmungsreise im Innern des

Staates Parana. Er lernte einen großen Teil desselben kennen und hörte mehrere tausend Beichten. Aus seinem Berichte führen wir nachstehende Mitteilungen an, welche ein anschauliches Bild geben von der geistigen Not so vieler Kolonisten und Indianer dieser Diözese. Er schreibt:

„Das Volk, welches an den meisten Orten ganz verlassen, ohne Religionsunterricht dahinlebt, zeigte im allgemeinen einen großen Eifer. Sie kamen selbst von den entlegensten Teilen der Pfarreien, um die hl. Sakramente zu empfangen. Ich habe Leute getroffen, die einen Weg von 30, ja sogar 40 Meilen zurückgelegt hatten, um den bischöflichen Besuch zu benutzen, ihre religiösen Pflichten zu erfüllen. In Brasilien, und speziell in Parana, gibt es nämlich Pfarreien, die sich nach der einen Seite 40, nach der andern 50 Meilen weit erstrecken. Die Leute wohnen zerstreut in der Wildnis, der Nachbar mitunter 5—6 Stunden entfernt. Daß unter solchen Verhältnissen die Pastoration sehr schwierig ist, daß sich das Leben des Pfarrers zu einem eigentlichen Missionsleben gestaltet, das versteht sich von selbst. Doch verfolgen wir unsern Weg. Nach einem dreitägigen Aufenthalte verließen wir Conchas mit dem Bewußtsein, daß viele sich als gute Katholiken bewährt hatten. Ich hatte die Freude, einer großen Zahl Deutsch-Russen die hl. Sakramente zu spenden. Die armen Leute! Noch nie hatten sie hier einen deutschen Priester gesehen; portugiesisch verstanden sie so gut wie nicht; sie hatten ihre Kinder gut unterrichtet und kamen jetzt mit Freuden, um die Gnadenmittel unserer heiligen katholischen Kirche zu empfangen. Wie dringend baten mich diese guten Leute, häufiger zu kommen, um ihnen die Tröstungen unserer hl. Religion zu bringen!

Imbituva war das nächste Ziel unserer Reise. Nie habe ich eine so ärmliche und elende Kirche gesehen, wie dort; der Stall zu Bethlehem kann nicht ärmlicher gewesen sein. Doch auch hier fehlte es uns nicht an Arbeit; jeden Abend waren wir bis 11 Uhr im Beichtstuhl beschäftigt. Ähnlich war es in Prudentopolis, einer polnischen Kolonie. Der Ort besteht erst seit wenigen Jahren; außer einigen Brasilianern wohnen dort meistens Polen aus Galizien und Ruthenen. Letztere, die einem besonderen Ritus folgen, haben dort eine eigene Kirche, die von einem ruthenischen Priester aus dem Orden des hl. Basilius versehen wird. Da die Ruthenen nach Empfang der hl. Taufe

sofort von ihren Priestern gefirmt werden, genügte für uns hierselbst ein zweitägiger Aufenthalt. Von hier an begann die Reise interessanter zu werden. Fahrstraßen gab es nicht mehr; auf schmalen Pfaden mitten durch den Urwald mußten wir die Weiterreise zurücklegen. Zum erstenmal bestieg ich das Pferd.

Von ungefähr 50 Begleitern umgeben, ging es am 19. Januar frühmorgens in frischem Galopp „zum Städtchen hinaus". Vor uns lag die gewaltige «Serra da Esperança» (Gebirge der Hoffnung), 3000 m hoch, deren Kamm wir heute übersteigen mußten. Bald ging es an jähen Abgründen vorbei auf schmalem, felsigem Pfad, wo ein Fehltritt des Tieres dem Reiter das Leben gekostet hätte, dann durch Bäche und Flüsse, die infolge des mehrere Tage anhaltenden Regens hoch geschwollen waren. Doch Gott der Herr beschützte uns und hielt jedes Unglück von uns fern.

Nach einem achtstündigen Ritte kamen wir zu einer armseligen Hütte, wo man uns für die Nacht ein Lager bereitet hatte. Nachdem am folgenden Morgen die Kinder des Hauses gefirmt waren, ritten wir unter Regen weiter, bis wir nachmittags gegen 5 Uhr nach Guarapuava kamen. Ein großartiger Empfang ward uns dort zu teil, aber damit war auch fast alles geschehen.

Vierzehn Tage blieben wir daselbst, weil wir in einer Gemeinde von 25000 Seelen, die keinen Priester hat und wo niemals ein Bischof gewesen, auf große Arbeit rechneten. Doch einmal hinderte das anhaltende Regenwetter viele, ihre religiösen Pflichten zu erfüllen; dann aber auch hatte die Loge hier bereits einen Tempel errichtet und viele Anhänger gefunden. Der verderbliche Einfluß der Freimaurerei ließ sich nicht verkennen; viele waren dem Indifferentismus verfallen, wenn sie sich auch nicht als offene Gegner unserer hl. Kirche bekennen. Auch der Protestantismus hat schon festen Fuß gefaßt, obgleich er, namentlich unter den Brasilianern, wenig Anhänger findet. Der Brasilianer, wenn auch oft kein praktischer Katholik, hält die allerseligste Jungfrau in Ehren, und deshalb verabscheut er jede Religion, die die Marienverehrung ausschließt. Das haben auch die protestantischen Pastoren bald erkannt, und ich kenne Ortschaften, wo auch von diesen die Heiligenverehrung gepredigt oder doch wenigstens unter ihren Anhängern geduldet wird. Hier in Guarapuava sah ich die ersten Indianer vom Stamme der Coroados, so genannt, weil sie alle eine Krone auf dem Kopfe schoren. Als wir uns darüber verwunderten, daß sie

keine Krone mehr trügen, antwortete der Häuptling: die Krone dürfe nur ein Priester tragen; seitdem sie dieses von den Missionaren erfahren, hätten sie diese Sitte abgeschafft. Mich dauerten die armen Leute sehr. Gern hätte ich die Einladung des Häuptlings, mit ihnen in den Urwald zu ziehen, angenommen. Gegen 20000 Indianer sollen hier im Staate Parana leben; für dieselben geschieht bis jetzt nichts in religiöser Hinsicht."

Nach seiner Rückkehr fand P. Hellenbrock in Curityba einen Brief des P. Generalsuperiors, der ihn nach Petropolis zum Bischof Dom Maia berief.

14. Die Pfarre San Jose dos Pinhaes.

Einige Monate, nachdem P. Hellenbrock Curityba verlassen, folgten andere Patres zu seinem Ersatze.

Vice-Präpositus*) P. Tollinger, welcher nach Abreise von P. Dold unsern Patres in Brasilien vorstand, kam mit den beiden Patres Joseph Schmid und Aloys Berger, um sich dem hochwst. Herrn Bischofe zur Verfügung zu stellen. Mgr. De Cammargo Barros wies ihnen die Pfarrei San Jose dos Pinhaes an. Sie liegt in der Nähe von Curityba und ist recht umfangreich. Neben den deutschen Kolonisten finden sich auch zahlreiche Polen. Am 1. Februar 1899 übernahm sodann P. Schmid diese Pfarrei, während P. Berger als Kaplan ihm zur Seite stehen sollte. Am 20. November kamen noch P. Lux und P. Kruse zu Hilfe; letzterer war nur vorübergehend vom November 1899 bis anfangs März des folgenden Jahres dort thätig. Einen Monat vor ihnen waren die Brüder Auxentius (Theodor Bruns) und Marcellinus (Karl Hüneknüwer) angelangt, um die nötigen Dienste im Hause und in der Küche zu versehen.

*) Am 12. Dezember 1899 wurde die Mission in Brasilien vom hochw. P. Generalsuperior zu einer genossenschaftlichen Präpositur erhoben.

Laut Beschluß des dritten Generalkapitels unterscheiden sich die Territorien unserer Gesellschaft nach ihrer Größe und zwar werden sie genannt:

1. Superiorate, wenn sie einen bis ca. sieben Patres haben;
2. Präposituren, wenn sie ca. sieben bis zwanzig Patres haben;
3. Provinzen, wenn sie ca. zwanzig und mehr Patres haben.

Die Erhebung in eine höhere Klasse erfolgt durch Schreiben des hochw. P. Generalsuperiors.

15. Petropolis.

Als P. Hellenbrock nach Petropolis kam, fand er dort den Bischof Dom Maia. Zuerst hatte dieser seinen Sitz in Nictheroy, der Hauptstadt Rio de Janeiro gegenüber gelegen, an der großen Bucht. Von Nictheroy siedelte der Bischof nach Campos über und von dort nach Petropolis, und so wird das ganze Bistum gegenwärtig nach dieser Stadt genannt.

Petropolis wurde von deutschen Kolonisten gegründet Die Stadt liegt schon ziemlich hoch im Gebirge und hat Eisenbahnverbindung mit Rio de Janeiro. Gewöhnlich fährt man zuerst über die Meeresbucht und besteigt dann die Eisenbahn.

Die Stadt breitet sich in einem anmutigen Thale zwischen hohen Bergen aus. Die Eisenbahn dahin ist eine Zahnradbahn, die auf ihrem Wege viele Naturschönheiten hat. Wegen der hohen Lage ist es in Petropolis weniger heiß und gesunder, als in Rio. Aus diesem Grunde siedelten allmählich viele reiche Leute dahin über, und so wurde Petropolis eine Villenstadt, in der auch die auswärtigen Gesandten ihre Residenz aufschlugen. —

In Südamerika hat sich in den letzten dreißig Jahren das kirchliche Leben merklich gehoben. Ungemein günstig wirkt in dieser Beziehung ein die Gründung des südamerikanischen Seminars in Rom durch Pius IX. Aus demselben gingen verschiedene Bischöfe hervor, die es sich angelegen sein ließen, die bis dahin fehlenden Priesterseminare in ihrer Diözese zu errichten. Zu ihrer Leitung wurden verschiedene Genossenschaften herangezogen, besonders französische Lazaristen aus der vom hl. Vincenz von Paul gestifteten „Kongregation der Mission".

Am ehesten waren dazu imstande die Bischöfe jener Staaten, deren Gebiete mehr im Inneren Brasiliens liegen. Die Diözese Petropolis gehört nicht zu diesen. Darum hielt man es in dortiger Diözese für ein Wagnis, als Bischof Dom Maia damit vorging, ein Priesterseminar in der Stadt Petropolis zu errichten. In der That fand er auch

nur äußerst geringe oder keine Unterstützung von seiten der einheimischen Diözesanpriester.

Auch P. Generalsuperior hatte die Meinung, daß die Zeit wohl noch nicht dazu gekommen sein würde. Indessen wollte er den wiederholten Bitten des Bischofs um übernahme des Seminars nicht widerstehen und einen Versuch machen. Darum gab er P. Hellenbrock, als dieser in Curityba das Portugiesische hinreichend gelernt hatte, den Auftrag, nach Petropolis zu reisen. Derselbe wurde am 9. April 1898 zum Rektor des Seminars daselbst ernannt. Nachdem er anfangs mit einem Priester aus der Diözese Olinda zusammen gearbeitet, erhielt er im Oktober 1898 Hilfe von seiten der Patres Willems und Lux. Mit ihnen kamen die Brüder Laurentius (Albert Lickes) und Kantius (Wilhelm Büth). Als Bischof Dom Maia im April 1899 zum südamerikanischen Konzil nach Rom abgereist war, wurde das Seminar in den früheren Franziskaner-Konvent Terra-Santa verlegt. Die Patres arbeiteten mit großem Fleiß; denn die acht Zöglinge, welche sie hatten, mußten in drei Lateinklassen geteilt werden. Außerdem gab es noch einen Studierenden der Philosophie und einen der Theologie, der Diakon war und aus einer anderen Diözese stammte. Das brachte ihnen sehr viel Arbeit.*) Leider zeigte es sich, als mit der Vorbereitung zum geistlichen Stande Ernst gemacht wurde, daß die Hauptsache, der wahre Priesterberuf, fehle. Da alle Zöglinge bis auf zwei dieses offen erklärten, so war die Auflösung des Seminars damit gegeben, zumal da der Diakon in kurzem zum Priester geweiht werden sollte. Die Auflösung des Seminars erfolgte also anfangs November 1899, wo zuerst P. Hellenbrock im Einverständnisse mit Bischof Dom Maia zur

*) Neben dem Unterricht hielten sie in der Kirche „Terra-Santa" den Gottesdienst ab. P. Willems besuchte von Ostern 1899 bis zum Oktober alle vierzehn Tage, dann jeden Sonntag den Ort Cascatinha, wo 5—6000 Fabrikarbeiter wohnen, die keinen Priester haben. Anfangs betrug hier die Zahl der hl. Kommunionen jedesmal ca. fünf alle vierzehn Tage; im Herbste waren schon alle acht Tage 20 bis 25 hl. Kommunionen zu verzeichnen.

Diözese Marianna reiste; ihm folgten P. Willems und P. Kugelmeier einen Monat später, nachdem P. Lux und der neu angekommene P. Kruse bereits vom P. Vicepräpositus nach Curityba abberufen waren. Bischof Dom Maia versuchte durch andere Vorschläge, sie noch seiner Diözese zu erhalten; jedoch machte die dem Bischofe der Diözese Marianna gegebene Zusage ihr Bleiben unmöglich.

16. In der Diözese Marianna.

Es war im Juni 1899 während des südamerikanischen Konzils zu Rom, als Bischof Dom Gomes Pimenta von Marianna den P. Generalsuperior im St. Raphaels-Kolleg besuchte und ihn um Hilfe für seine Diözese bat. Der Besuch des einfachen und frommen Bischofs machte Eindruck auf ihn, so daß er sich geneigt zeigte, seinen Wünschen nachzugeben. Er versprach, den P. Hellenbrock von Petropolis ihm zusenden zu wollen. Der Bischof möge dann die Güte haben, diesem zu zeigen, was er uns zugedacht und ihm seine Absichten des näheren auseinandersetzen. Nach Empfang des Berichtes wolle er, der Generalsuperior, dann mit seinen Räten die Sache entscheiden.

P. Hellenbrock machte diesen Besuch, und zwar war er vom 17. bis 23. Sept. 1899 in der Stadt Juiz de Fora, wohin der Bischof am 21. September kam. Dann begleitete er ihn vom 5. November bis zum 5. Dezember auf einer Firmungsreise durch einen großen Teil der Diözese. Das war für ihn eine gute Gelegenheit, Land und Leute kennen zu lernen; zugleich half er fleißig mit auf der Kanzel und im Beichtstuhle. Über den Bischof selbst machte er nachstehende erbauliche Mitteilungen:

„Mgr. Gomes Pimenta ist ein sehr einfacher Mann, ein Bischof für das Volk; die ärmsten und verlassensten sind seine bevorzugten Kinder. Streng gegen sich ist der hochwst. Herr die Liebe und Milde gegen andere. Auf der Visitation beobachtete er folgende Tagesordnung: 4½ Aufstehen; dann geht er barfuß zur Kirche, zieht am Portal Strümpfe und Schuhe an und kniet an einem verborgenen Orte, wo möglich auf der Orgelbühne,

um allen heiligen Messen beizuwohnen. Sobald 20—30 Leute in der Kirche sind, betet der Bischof abwechselnd mit diesen den heiligen Rosenkranz. Um 7 Uhr liest er die heilige Messe, in welcher stets gemeinschaftliche heilige Kommunion stattfindet. Nach derselben besteigt er die Kanzel, macht die Dankfagung öffentlich und spricht mit den Leuten die Gebete zur Gewinnung des vollkommenen Ablasses. Es folgt dann eine populäre Predigt, so einfach und schlicht, daß alle sie verstehen müssen. Gegen 9 oder 10 Uhr kommt der hochwst. Herr nach Hause, betet sein Brevier und hält geistliche Lesung bis zum Frühstück. Um 12 Uhr geht er wieder zur Kirche, um die heilige Firmung zu spenden, was mitunter bis 3 oder 4 Uhr dauert. Dann folgt das Mittagessen, nach welchem der Bischof stets einen Spaziergang macht, auf dem ihn oft Hunderte von Leuten begleiten. Bald spricht er dann mit diesem, bald mit jenem; erkundigt sich nach ihrer Beschäftigung, giebt Ratschläge, wie man dieses Terrain zum Weinbau ausnützen, wie man dort Seidenzucht treiben kann, da Maulbeerbäume so gut gedeihen. Immer und immer bedauerte er die Unthätigkeit der Leute, die lieber die einfachsten Lebensmittel um hohe Preise importieren, als Hand ans Werk legen. In Brasilien arbeitet man fast nur mit der Hacke; der Bischof empfiehlt überall den Pflug und möchte gerne die Landwirtschaft heben.

Nach dem Spaziergang empfängt der hochwst. Herr Besuche im Hause, während die Priester zur Kirche gehen, wo allabendlich der Rosenkranz gebetet und eine Predigt gehalten wird. Bei günstiger Witterung ziehen die Leute nach der Predigt zur bischöflichen Wohnung, singend und betend. Mgr. Gomes erscheint dann an der Thüre, lehrt den Leuten die vollkommene Reue, betet laut mit allen ein schönes Abendgebet und erteilt den bischöflichen Segen. Alsdann zieht er sich in seine Gemächer zurück, während die Leute oft noch geraume Zeit religiöse Lieder singen und die Priester im Beichtstuhle bleiben.

So ging es Tag für Tag. Mgr. Gomes ist in der That ein heiligmäßiger Bischof und ein Mann des Volkes."

17. Die Pfarrei Juiz de Fora.

Am 5. Dezember 1899 nach Petropolis zurückgekehrt, ordnete P. Hellenbrock das Nötige und reiste zwei Tage später mit P. Willems und P. Kugelmeier wieder nach Juiz de Fora. Hören wir, was P. Hellenbrock über die Stadt berichtet:

„Juiz de Fora liegt 700 m über dem Meeresspiegel, in einer rings von Bergen umgebenen Ebene. An einer Seite treten dieselben unmittelbar an die Stadt heran; einige Anhöhen befinden sich auch im Weichbilde des Ortes. Die Pfarrkirche, mit zwei fast gotischen Türmen geziert, liegt ziemlich hoch, ist etwas alt, aber doch noch gut erhalten. Die Stadt zählt 14000 kath. Einwohner, die ganze Pfarrei mit den Vororten 25000. In religiöser Beziehung ist die Pfarrei viel vernachlässigt worden. Um so ungestörter konnten deshalb die Methodisten Anstrengungen machen, das Volk für sich zu gewinnen. Bereits haben sie dort zwei Schulen, eine Kirche und ein Seminar; sie predigen oft mehrmals am Tage.

Seit sechs Jahren sind holländische Redemptoristen in Juiz de Fora. Sie üben die Seelsorge aus an der von den Deutschen etwas vor der Stadt erbauten Kirche Nossa Senhora da Gloria, haben dort ein großes Kloster erbaut und sind augenblicklich zu 14 Patres und mehreren Laienbrüdern. Da ihre Regel verbietet, Pfarreien zu übernehmen, haben sie ein sog. Kurato; d. h. ein Teil der Stadt und die Außenkapellen, sowie die deutsche Kolonie (2000 Seelen, aber viele Protestanten) sind ihnen untergestellt. Für diesen Bezirk können sie alle pfarramtlichen Funktionen vornehmen. Ich besuchte mehrmals die Patres; alle waren recht freundlich und baten wiederholt, wir möchten kommen, um die Pfarrei zu übernehmen. Sie unterrichten 3—400 Kinder im Katechismus. Dieser Unterricht ist sehr schwierig, da die Mehrzahl der Kinder nicht lesen noch schreiben kann. Wie dringend notwendig sind hier gute, katholische Volksschulen! Die Patres sind immer zu zweien auf Missionsreisen; nur jetzt waren alle 14 im Kloster versammelt, weil der Provinzial aus Holland zur Visitation gekommen war.

Sionsschwestern haben in der Stadt ein Pensionat von 60 Mädchen.

Das Krankenhaus, ein prachtvolles und nach dem neuesten System aufgeführtes Gebäude, wird seit zwei Jahren von den deutschen Katharinenschwestern (Mutterhaus in Braunsberg) geleitet. 6 Schwestern sind dort thätig. Am Krankenhause ist eine geräumige Kirche, wo jetzt provisorisch die Redemptoristen den Gottesdienst versehen. Ebenfalls unter Leitung dieser Schwestern steht das Waisenhaus, nach seinem Stifter „Asylo P. João Emilio“ genannt.

Der vielen Deutschen wegen residiert in Juiz de Fora ein deutscher Konsular-Agent."

Unsere Patres wohnten bis gegen Februar 1900 bei den Katharinenschwestern, mieteten sich dann aber in einem nicht weit von der Pfarrkirche gelegenen Hause ein. Inzwischen hatte sich Br. Laurentius aus Petropolis ebenfalls zu ihnen gesellt, und anfangs März desselben Jahres schickte ihnen P. Tollinger auch noch den P. Kruse zu.

Der bisherige Pfarrer von Juiz de Fora, Namens Oliveira, reichte dem Bischof seine Abdankung ein und zog sich ins Privatleben zurück. Nun erfolgte die schon beabsichtigte Ernennung des P. Hellenbrock zum Pfarrer der Stadt und des P. Kugelmeier zu seinem Kaplan.

„Am 1. Februar 1900," so schreibt der neue Pfarrer wenige Tage nachher, „übernahmen wir die Leitung der Pfarrei und tags darauf, am Feste Mariä Lichtmeß, hielt P. Willems eine kleine Einführungsrede. Das Volk war ganz zufriedengestellt.

Sonn- und Feiertags halten wir zwei Predigten, eine während der Pfarrmesse um 9½ Uhr, die andere bei der abendlichen Segensandacht. Die Leute haben monatelang keine Predigt mehr gehört; kein Wunder, daß die letzte Sonntag-Abendandacht sehr stark besucht war und manche Leute mir am Tage nachher sagten, das sei noch nicht dagewesen. Um 1 Uhr nachmittags halten wir Katechismus; zum Beichten ist täglich Gelegenheit — lauter ungewohnte Sachen."

So begannen die Patres mit Eifer an der Wiederbelebung des religiösen Lebens zu arbeiten. In der Folge hielten sie auch an jedem Donnerstag Abend sakramentale Andacht. Während der Fastenzeit wurde allabendlich in der Pfarrkirche der hl. Rosenkranz gebetet, Freitags und Sonntags der hl. Kreuzweg.

Der Bischof hatte bei Übergabe der Pfarrei dringend gewünscht, daß unsere Patres in Juiz de Fora ein Kolleg eröffneten. Er hoffte nämlich, daß aus demselben gute Priesterberufe hervorgehen würden. So wurde denn schon bald ein solches Kolleg unter dem Titel „Stella matutina" gegründet. Zu Ostern 1900 zählte es sechzehn Schüler. *Eine höhere*, von Priestern geleitete Lehranstalt mit Latein-

studien, ist nach P. Hellenbrocks Ansicht ein Bedürfnis für diese Stadt, weil viele Katholiken ihre Kinder zu den Methodisten schicken, die dort zwei Kollegien, eines für Knaben, ein anderes für Mädchen besitzen.

18. Die Wege zum Ziele.

Die Zustände in den katholischen Gemeinden Brasiliens sind, wie von Sachkundigen allgemein anerkannt wird, noch weit von dem entfernt, was sie sein sollten. Gleichwohl enthalten sie noch viele Keime der Hoffnung zum Bessern. In früherer Zeit haben dort eifrige Missionare gelebt und in vielen Dingen die Spuren ihres frommen Wirkens zurückgelassen. Es ist nötig, an diese guten Ueberlieferungen anzuknüpfen und dasjenige zur Ausführung zu bringen, was imstande ist, begründetes Vertrauen für die Zukunft zu gewähren. Vor allem müssen den antireligiösen Schulen gute christliche Schulen entgegengestellt werden. Mit der Volksschule ist der Anfang zu machen. Alsdann wird man dazu übergehen müssen, gute kirchliche Normalschulen zu gründen, um gläubige Lehrer für die Volksschule zu erhalten.

Aber woher den Boden gewinnen, auf dem die kostbaren Früchte gediegener Berufe emporwachsen können?

Offenbar muß der Missionar zu diesem Zwecke in seinem Wirkungskreise die wahre Frömmigkeit im Geiste der alten Missionare pflegen. Er muß dahin trachten, den regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes, den fleißigen Empfang der hl. Sakramente und, entgegen der vielfach eingerissenen weltlichen Feier, eine kirchliche fromme Feier der Feste zu fördern. Auch ist es seine Aufgabe, darauf hinzuwirken, daß in den Familien gute Zucht herrsche und eine vernünftige, fromme Kindererziehung zur Geltung komme. Zu diesem Zwecke wird die fromme Andacht zu den heiligen Joachim und Anna von großer Bedeutung sein. Letzteres Mittel ist um so leichter, weil diese Heiligen von Alters her beim Volke in Verehrung stehen. Gewiß werden diese hl. Großeltern unseres göttlichen Heilandes dafür

beten, daß alle diesbezüglichen Bemühungen der Missionare gesegnet seien. Die Arbeit unserer Patres, welche eben darauf gerichtet war, hatte schon manche erfreuliche Muster vor sich. Je mehr aber alle in Südamerika thätigen Genossenschaften einträchtig in diesem Sinne wirken, um so eher wird es gelingen, das von der Freimauerei durchsäuerte Land allmählich wieder zu einem gut christlichen umzugestalten.

† P. Franz Wilms.

Südamerika hat, Gott sei Dank! schon viele eifrige Bischöfe, welche in ihren Sprengeln echt kirchliches Leben zu wecken und zu heben sich bemühen. Auch das große National-Konzil der Bischöfe des lateinischen Südamerika*), welches im Juni und Juli 1899 in Rom abgehalten wurde, hat in dieser Beziehung sehr anregend gewirkt.

Gott der Hl. Geist segne und beschütze die Kirche Südamerikas!

*) Unter dem lateinischen Amerika versteht man jene Länder, welche von den Spaniern und Portugiesen kolonisiert worden sind. Hierzu gehört ganz Süd- und Mittelamerika, von Nordamerika jedoch nur Mexiko.

XIII. Die Apostolische Präfektur Wilhelmsland.

1. Orientierung.

Neu-Guinea, eine der größten Inseln der Welt, gehört zum Weltteil Australien. Sie hat 785 000 Quadratkilometer Flächeninhalt, ist mithin um die Hälfte größer als Deutschland.

Politisch zerfällt Neu-Guinea in drei Teile: einen englischen, der den Südosten der Insel umfaßt, einen holländischen, von der nördlichsten Spitze bis zur Humbold-Bai an der Ostküste hinabreichend, so daß er die ganze westliche Hälfte Neu-Guineas in sich begreift, und einen deutschen oder nordöstlichen Teil, den das Meer von dort bis zur Herkules-Bai bespült. In Friedrich-Wilhelmshafen wurde am 16. November 1884 die deutsche Flagge gehißt und das Land für Deutschland in Besitz genommen. Durch kaiserliche Schutzbriefe erhielt die Neu-Guinea-Kompagnie außer für benachbarte Inselgruppen die Hoheitsrechte und den Schutz des Reiches zugesichert auch über dieses Gebiet. Dasselbe heißt Deutsch-Neuguinea oder Kaiser-Wilhelmsland.

An der Küste wurden nun verschiedene Stationen angelegt. Die wichtigsten sind: Finschhafen, Stephansort,

Friedrich-Wilhelmshafen, Hatzfeldhafen und Berlinhafen. Die Neu-Guinea-Kompagnie hat ihren Hauptsitz mehrmals der ungesunden Lage halber verlegen müssen. Außerdem hatte sie viele andere Schwierigkeiten. Und so wurden auf ihr Ersuchen am 1. April 1899 die Hoheits-Rechte und Pflichten über das ganze Schutzgebiet vom deutschen Reiche übernommen, nachdem es sich mit der Kompagnie durch Vertrag abgefunden hatte.

Was die Bodenbeschaffenheit dieses Landes angeht, so ist es recht gebirgig, mit Ausnahme eines schmalen Küstensaumes und einiger Ebenen. Wir nennen die des Kaiserin-Augusta Flusses, welche freilich sehr ungesund und sumpfig ist, und die des Ramu oder Ottilien-Flusses, welche mehr gelobt wird, auch eine dichtere Bevölkerung aufweist. An der Küste liegen die Astrolabe-Ebene an der Bai gleichen Namens, wo die Station Stephansort sich findet, und etwas nördlicher die Jomba-Ebene, in der Nähe von Friedrich-Wilhelmshafen.

Bisheran sind eigentlich meist nur die unteren Flußläufe erforscht worden, weshalb das Innere des Landes größtenteils noch vollständig unbekannt ist.

Das Klima ist ein tropisches, deshalb stellen sich auch die verschiedenen Tropenkrankheiten dort ein; besonders häufig die Malaria. Am gesundesten ist es auf den der Küste vorgelagerten kleineren Inseln und an jenen Küstenorten, die viel von der frischen Seebrise bestrichen werden.

Die Bevölkerung ist sehr spärlich, wohl kaum über 100,000 Menschen stark. Näheres über Land und Leute, soweit es nötig und wünschenswert erscheint, werden wir dem Leser bei den folgenden Mitteilungen nicht vorenthalten.

2. Übertragung der Mission.

Se. Eminenz Kardinal Ledochowski, Präfekt der Propaganda in Rom, richtete unter dem 29. Mai 1895 ein Schreiben an den P. Generalsuperior. In demselben war die Absicht ausgesprochen, den bisher noch nicht missionierten Teil [illegible] Neu-Guinea zum Apostolischen Vikariate

gleichen Namens abzutrennen und eine eigene Apostolische Präfektur daraus zu bilden. Genanntes Vikariat Neu-Guinea stand unter Leitung der Väter vom hlst. Herzen Jesu von Issoudun. Mit jener Mitteilung wurde die Anfrage verbunden, ob unsere Genossenschaft bereit wäre, die neue Mission zu übernehmen. Es erfolgte eine bejahende Antwort. Die Erledigung dieser Angelegenheit aber zog sich hin bis ins folgende Jahr.

Am 10. Februar 1896 beschloß die hl. Kongregation der Propaganda, dort die Apostolische Präfektur Wilhelmsland zu errichten. Dieser Beschluß erhielt am 23. Februar die Bestätigung des hl. Vaters Papst Leo XIII.

Als Apostolischer Präfekt für das neue Arbeitsfeld ernannte der hl. Stuhl den ihm vorgeschlagenen P. Eberhard Limbrock. Derselbe war bereits seit dem Jahre 1883 als Missionar in Südschantung thätig gewesen. Seine daselbst gesammelten Erfahrungen mußten die Neugründung in Wilhelmsland erleichtern. Während er von China aus die ihm anvertraute Präfektur aufsuchte, reisten von Steyl die Patres und Brüder ab. Es waren: P. Franz Vormann und P. Joseph Erdweg, sowie Br. Kanisius (Joh. Hautkappe), Schlosser und Schmied, Br. Eustochius (Franz Tigges), Schreiner und Zimmermann, und Br. Theodulph (Peter Schmitt), Schneider und Koch. Diese fünf empfingen am 12. September 1895 das Missionskreuz aus der Hand des P. Generalsuperiors. Die Abreise von Steyl erfolgte am 26. Juni 1896, von Genua mit Dampfer „Sachsen" am 30. Juni. In Singapore erwartete sie P. Limbrock, mit dem sie die Reise nach Wilhelmsland fortsetzten.

3. In Friedrich-Wilhelmshafen.

Zwei Tage vor Maria-Himmelfahrt hatten die Missionare ihre weite Reise beendet. Der Dampfer „Stettin" warf am 13. August 1896 Anker auf der Rhede von Friedrich-Wilhelmshafen, dem damaligen Sitze des Landeshauptmannes.

Bereits hatte ein Telegramm des Kolonial-Direktors Dr. Kayser*) die Missionare angemeldet und der Regierung des Schutzgebietes empfohlen. Kapitän Rüdiger, der in Vertretung des erkrankten Landeshauptmannes sie freundlich empfing, bot ihnen das Haus des früheren Landeshauptmannes Schmiele gegen Miete zur Wohnung an.

„Wir dankten herzlich," schrieb der Apostol. Präfekt, „und begaben uns zum neuen Heim. Damit wir Abends noch essen konnten, gingen wir wieder auf das Schiff und zogen dann, als es schon dunkel war, mit unserem Reisegepäck endgültig hier ein. Es war Donnerstagabend. Für den anderen Morgen hatten wir uns noch vier kleine Weißbrote und zwei noch kleinere Schwarzbrote von dem Zahlmeister der „Stettin" erbettelt. Thee und alles Essen bereiteten wir die folgenden Tage in einer kupfernen Waschschüssel, die ich glücklicherweise von China mitgebracht hatte. Als Bett diente uns der harte Fußboden. Stühle haben wir bis jetzt noch nicht. In Ermangelung eines Tisches haben wir die Thür ausgehängt und mit einem Ende auf die Fensterbank, mit dem anderen auf einen hölzernen Schragen gelegt. Gegen die Armut verfehlen wir uns vorläufig noch nicht. Wir sind übrigens froh, daß wir

*) Dr. Paul Kayser starb am 12. Febr. 1898 als Senatspräsident in Leipzig, nachdem er im Herbste 1896 sein Amt als Kolonial-Direktor niedergelegt hatte. Als im Jahre 1890 das deutsche Kolonialamt errichtet wurde, stellte man ihn an die Spitze desselben. Diesem ersten deutschen Kolonial-Direktor widmete der „Herz-Jesu-Bote" einen Nachruf, aus dem wir folgende Stelle wiedergeben:

„Der Verstorbene hat den katholischen Missionen gegenüber stets Liebe und Wohlwollen an den Tag gelegt. Es war dies freilich ein Gebot der politischen Notwendigkeit, weil ohne dieses die Unterstützung des Zentrums für die deutsche Kolonialpolitik und damit die Majorität im Reichstage nicht zu erlangen war. Anderseits glaubt der Schreiber dieses, daß Dr. Kayser nicht bloß aus Politik, sondern auch aus Überzeugungstreue so gehandelt hat, was auch die Meinung anderer katholischer Männer ist, die dem Verstorbenen näher getreten sind. Jedenfalls gebührt ihm der besondere Dank der katholischen Missionsgesellschaften dafür, daß er die Kraft gehabt hat, an der Seite und unter der Oberleitung der Reichskanzler Caprivi und Hohenlohe die deutsche Politik wenigstens auf dem Kolonialgebiete auf die Grundsätze der Parität und des Wohlwollens gegen den so wichtigen katholischen Bruchteil des Volkes zu stellen. Welche Kraft würde dem deutschen Reiche daraus erwachsen, wenn das überall in derselben Weise geschähe!"

Schw. Valeria. Schw. Fridolina. Schw. Ursula. Schw. Martha.

Die ersten nach Wilhelmsland gesandten Missionsschwestern.

schon mal ein Obdach, wenn auch nur vorläufig, haben. Kommt Zeit, kommt Rat.

Einige Tage nachher ging ich mit P. Erdweg wieder zum Landeshauptmann, um uns zu bedanken und mit ihm wegen des Grunderwerbes zu sprechen. Gegen unsere Niederlassung war er gar nicht, sprach sich sogar aus, daß er es sehr gut finde, und er habe es in anderen Ländern immer so gefunden, daß die katholischen Missionen am Hauptregierungssitze auch ihre Hauptniederlassung hätten u. s. w. Aufgabe des Landeshauptmannes sei es nicht, irgend einer Konfession etwas in den Weg zu legen, sondern erst dann sei es seine Pflicht einzutreten, wenn ein Streit zwischen zwei Konfessionen ausbräche und dadurch die Ruhe des Landes gestört würde, wie in Uganda z. B. geschehen sei. Später fragte er sodann, wie wir uns zu den „Rheinischen Protestanten" (auf Siar) stellen würden. Wir antworteten, wir seien Männer des Friedens und wollten keinem Schwierigkeiten bereiten oder etwa andere befehden. Ich sei z. B. in China gewesen. Da seien die Protestanten in Orte gekommen, wo die Katholiken seit langer Zeit ansässig wären, aber wir hätten ihnen trotzdem keine Schwierigkeiten gemacht. Daraus könne er ersehen, daß wir keinen Streit wollten und daß wir es hier ebenso halten würden, solange wir nicht gezwungen würden, uns zu verteidigen. Der Herr Landeshauptmann meinte, er sei fest überzeugt, daß kein Zwist entstehen würde.

Am folgenden Sonntag kam Herr v. Hagen hierher. Der Herr Landeshauptmann Rüdiger hat eine Luftveränderung nötig. Deshalb ernannte er am 17. August den Herrn v. Hagen zu seinem Stellvertreter, auch als Landeshauptmann. Somit haben wir in jeder Beziehung mit Herrn v. Hagen zu verhandeln.

Friedrich-Wilhelms-Hafen, wo wir jetzt sind, ist ein Fieberherd. Br. Eustochius hatte gestern fast den ganzen Tag über 39°, und ich habe bereits 40° gehabt. Auf den benachbarten Inseln aber ist es gesund."

4. Auf der Reise nach Berlinhafen.

Der Aufenthalt in Friedrich-Wilhelmshafen sollte für unsere Missionare nicht lange währen, obschon gerade hier eine Niederlassung beabsichtigt war. Es stellten sich nämlich schon bald verschiedene Hindernisse entgegen. Zudem hatten die Missionare gleich bei ihrer Landung ja er-

fahren, daß die Gegend sehr fieberreich und auch nur schwach bevölkert sei. Endlich äußerte auch die Landesregierung den Wunsch, die Patres möchten in dem höher nach Nordwesten hinauf liegenden Berlinhafen an der Brandenburg-Küste sich niederlassen. Dieser Küste in einem weiten Bogen vorgelagert finden sich von Westen nach Osten die Inseln: Tumleo*) (Tamara, Dudemaine), Ali, Seleo und Angel. Dieselben bilden mit dem Festlande den Berlinhafen oder die Berlinrhede, da von einem Hafen kaum die Rede sein kann. Am meisten geschützt ist der Strand bei der Insel Seleo, weshalb manche Karten den Namen Berlinhafen für diese Stelle festhalten wollen.

Auf der Insel Seleo wohnte der Pflanzer Kärnbach, welcher dort eine Kopra-Station eingerichtet hatte. Er kam um jene Zeit nach Friedrich-Wilhelmshafen und schilderte die dortige Gegend als ziemlich gesund und riet den Missionaren, auf Tumleo ihre Wohnung aufzuschlagen. Da der P. Präfekt fieberkrank war, so fuhr P. Bormann hin, um genauere Erkundigungen einzuziehen. Er berichtete, wie folgt:

„Am 22. August wurden die Anker gelichtet, und am 23. August abends war Berlinhafen erreicht. Die „Ysabel" (ein Schiff der Neu-Guinea-Kompagnie, welches hier eine malaiische Schmugglerbande festnehmen sollte) legte nahe bei der Niederlassung Kärnbachs an. Am folgenden Morgen fuhren Herr Kärnbach und ich zur Insel Tumleo. Es fand sich dort ein von zwei Dörfern begrenztes, mit Kokospalmen und Busch dicht bestandenes Grundstück, welches 200 Meter am Strande hinläuft. Das war ganz passend für uns.

Die Insel Tumleo zählt 600 bis 800 Einwohner; sie liegt eine halbe Stunde vom Festlande entfernt, das 80 Meilen nordwestlich gut bevölkert ist. Die gesundheitlichen Verhältnisse seien wirklich recht gut, so bezeugte Herr Kärnbach nochmals. Ich

*) Anfangs glaubte man irrtümlicherweise, ihr wahrer Name sei Tamara. Später klärte sich dieser Irrtum auf. Die Europäer bezeichneten die Insel eine Zeitlang auf ihren Karten mit Dudemaine, bis sie erfuhren, daß dieselbe bereits einen Namen habe.

war wohl zufrieden mit den gefundenen Verhältnissen und bat Herrn Kärnbach, 4 bis 5 Hektar von dem erwähnten Grundstück für uns zu kaufen und einen kleinen Schuppen auf demselben zu errichten. Wir gingen auch noch in ein Kanakendorf, das erste, das ich betrat. Die Weiber und die zahlreichen unbekleideten Kinder liefen bei unserem Anblick schleunigst in ihre aus Palmenblättern gefertigten Hütten. Die fuchsähnlichen Hunde schlichen scheu um die Ecke; nur die Männer wagten es, leise plaudernd, hinter uns drein zu gehen. Herr Kärnbach machte ihnen begreiflich, daß wir bei ihnen ein Haus bauen wollten; sie schienen damit wohl zufrieden zu sein.

Die schmuggelnden Malaien waren schon auf und davon, somit konnte die „Ysabel" gleich nach Friedrich-Wilhelmshafen zurückfahren. Hier wurde durch meine Mitteilungen der bekannte Entschluß um so fester, und nun hieß es zu arbeiten und zu ordnen, damit wir gleich auf dem wendenden Dampfer eingeschifft werden könnten. Zum Unglücke klopfte gerade jetzt das Fieber wieder einmal an unsere Thüre. Zuerst warf es den Herrn Apostol. Präfekten auf das Krankenlager. Das Unglück schreitet schnell; am folgenden Tage fiel ihm auch der Bruder Schreiner zur Beute. Der Arzt erklärte, daß diese beiden Kranken nicht mitgehen dürften; so waren wir gezwungen, uns zu trennen.

Am 28. August kam der Dampfer von Herbertshöhe nach Friedrich-Wilhelm-Hafen zurück. Aber wer beschreibt den Ärger des Kapitäns und der Schiffsoffiziere, als sie vernahmen, das Haus und die übrige Bagage müsse wieder eingeladen werden, Wie viele grimmige Mienen und Geberden bräuten mir entgegen, wie viele spöttische Bemerkungen mußten mein Gemüt empören! Niemals früher in meinem Leben habe ich so viele gute Worte gegeben, nur daß unsere Sachen eingeladen und unser Plan nicht zu Wasser würde! Wäre zwischen unserer Wohnung und der Anlegestelle des Dampfers nicht schon ein Weg gewesen, meine Füße hätten einen gebahnt, so oft bin ich hin und her gelaufen. Endlich war doch alles in Ordnung! Am Sonntagmorgen, den 30. August, gingen Herr Erdweg, Bruder Kanisius und ich an Bord. Mit uns gingen zehn schwarze Arbeiter und die vom Herrn Kapitän auf 68 Tonnen geschätzte Ladung. Mir hatte der Herr Präfekt Befehl gegeben, nach 6 Wochen wiederzukommen, um ihm Bericht zu erstatten.

Die in Friedrich-Wilhelmshafen zurückbleibenden Mitbrüder *benutzten* die Zeit, um allerhand Erfahrungen und Erkundigungen

einzuziehen, ob es nicht doch noch möglich wäre, in der Astrolabebai eine Niederlassung zu gründen. Viele Zeit lagen sie auch im Kampfe mit dem Klima. Nicht weniger als siebenmal in acht Wochen suchte das Fieber einen jeden von ihnen heim. Bald nach unserer Abreise vertauschten sie, die schwere Miete fürchtend, ihre schöne geräumige Wohnung gegen eine kleinere und einfachere. Je länger sie aber in Friedrich-Wilhelms-Hafen lebten, je häufiger sich die Fieberanfälle erneuerten, je teurer selbst das einfachste Leben wurde, um so mehr erkannten sie, daß Friedrich-Wilhelmshafen der Ort ihres Bleibens nicht sei. Als ich nach sechs Wochen zurückkehrte, fand ich sie deshalb schon entschlossen und vorbereitet für eine Übersiedelung nach Berlinhafen.

Es war Sonntag, den 30. August 1896, als P. Erdweg Bruder Kanisius und meine Wenigkeit mit zehn schwarzen Arbeitern an Bord des Schiffes gingen. Um 9 Uhr dampfte dasselbe nach Berlinhafen ab. Am Montag gegen 11 Uhr bereits ankerten wir vor der Insel Seléo, dem Hauptanlegeplatz des Dampfers in Berlinhafen und Wohnsitz des Herrn Kärnbach. Den ganzen Vormittag hatten Wind und Regen trübe Aussichten für das Ausschiffen unserer Ladung gegeben. Doch als wir in den Hafen einliefen, zerriß der dichte Wolkenschleier, freundlicher Sonnenschein lachte hernieder, Wind und Meer beruhigten sich, gleichsam ein Zeichen vom Himmel, daß er uns helfen werde, alle Schwierigkeiten des Löschens unserer Ladung zu überwinden; vor diesen Schwierigkeiten hatten wir nicht geringe Angst.

Kaum war der Anker gefallen, als man begann, alle Bretter, Balken, Fenster und Thüren unseres Hauses ins Meer zu werfen; auf diese Weise hoffte man am leichtesten und schnellsten zum Ziele zu kommen. Die schwarzen Arbeiter hatten rechtes Pläsier an dieser Arbeit; unermüdlich warfen sie eine Planke nach der anderen ins Meer, bald umgab das Schiff ein Floß von bunt durcheinander gelagerten Brettern. Die schweren, langen Balken wurden mit dem Dampfkrane über Bord befördert. Die Eisenteile aber und alle Kisten wurden in Booten ans Land gebracht. Es standen uns drei Boote zur Verfügung: eins stellte Herr Kärnbach, eins der Dampfer und eins hatten wir selbst mitgebracht. Herr Kärnbach hatte aber seinem Versprechen gemäß noch für weitere Hilfe gesorgt. Er hatte die Kanaken (Eingebornen) der Insel Seléo und Ali aufgeboten. Diese kamen mit ihren Kanoes und fischten alle Bretter, welche

allmählich doch von der Strömung mitgenommen wurden, auf und brachten sie ans Land. Wohl an die 30 Kanoes erschienen auf der Bildfläche. Das Ausladen dauerte fast ununterbrochen bis Dienstagmorgen um 4 Uhr. Es ging nicht ohne manche Unannehmlichkeiten ab. Unliebsame Auseinandersetzungen und bittere Worte flogen hin und her. Ein Beamter des Schiffes suchte den Ladeoffizier für seine Mühen zu trösten mit den Worten: „Es ist ja alles für den lieben Gott." Sein spöttisches Lächeln und ein grimmiger Seitenblick nach mir verrieten indes seine wahre Absicht. Noch nicht ein halbes Jahr darauf wurde er plötzlich aus dem Leben abberufen. Sind obige Worte der Ausdruck seines Lebens und Denkens gewesen, und ist er in solcher Gesinnung hinübergegangen, dann erging es ihm beim ewigen Richter sicher gut.

Um 6 Uhr dampfte das Schiff ab. Wir atmeten erleichtert auf; alles war glücklich an Land. Soweit wir beurteilen konnten, war bei der sonderbaren Ausschiffungsweise nichts verloren gegangen. Der kommende Tag war für Weiße und Schwarze ein Ruhetag. Am Mittwoch trat dann die Sorge an uns heran, mit Sack und Pack nach der fünf Seemeilen entfernten Insel Tumleo zu kommen. Auch hierin kam uns Herr Kärnbach zu Hilfe. Derselbe besaß noch ein größeres Segelboot. Dieses und die beiden kleineren Boote wurden mit Kisten und den Eisenteilen des Hauses beladen und nach Tumleo geschickt. Mehrmals mußte eine Hin- und Herfahrt bewerkstelligt werden. Die schwereren Holzteile des Hauses wurden zu zwei Flößen zusammengelegt und so bei günstigem Winde hinübergeschafft. Die Planken brachten die Eingeborenen von Selóo mit ihren Kanoes an Ort und Stelle.

So war unser hölzernes Haus von Steyl nach Friedrich-Wilhelmshafen auf Neu-Guinea, von da nach Selóo (Berlinhafen) und von da nach Tumleo gebracht, mithin dreimal ein- und ausgeladen worden. Aber ein großes Haus mit sehr wenig Menschenkräften und ohne die Hilfe des Zimmermanns und die richtigen Vorrichtungen aufstellen, ist sehr schwierig, und so dauerte es doch geraume Zeit, bis das Haus aufgerichtet war."

5. Eröffnung der Mission auf Tumleo.

Entbehrungen aller Art waren für die ersten Wochen und Monate das Los der Ankömmlinge.

„Hart am schmalen Eingangspfade in ein Kanakendorf," so berichtet P. Vormann, „hatte Herr Kärnbach, ein deutscher Kolonist, den Busch klären lassen und daselbst einen Schuppen errichtet. Den Namen „Schuppen" verdiente das Ding eigentlich noch nicht; denn es standen nur die Pfosten, welche ein notdürftiges Dach aus Palmenblättern trugen. Seitenwände waren nicht vorhanden, und als Fußboden diente die bloße Erde. Außerdem hatte Herr Kärnbach zwei Häuser der Eingeborenen gemietet; eines für uns und ein anderes für unsere schwarzen Arbeiter. Als wir, umringt von den neugierigen, unbekleideten Eingeborenen, unsere Hütte in Augenschein nahmen, durchlief uns doch ein kleiner Schauder. Diese auf schwachen Holzpfählen ruhende Hütte aus Palmenblättern war im Innern rußgeschwärzt, Spinnengewebe hingen von der Decke herunter, die so niedrig war, daß man nicht aufrecht stehen konnte. Das einzige Loch, wodurch spärliches Licht hineindrang, diente zugleich als Thüre. Das ganze Ding kam uns wie eine Mörderhöhle vor, und wir beschlossen, am eigenen Herde uns einzurichten. Wir nahmen die für das Dach bestimmten Wellblechplatten und bildeten aus ihnen die Seitenwände unseres Wohnschuppens. Wir teilten denselben auch in zwei Räume; den kleineren bestimmten wir zum Wohnzimmer, den größeren zum Lagerraum. Nach Beendigung dieser Arbeit war der Abend da, und die müden Glieder verlangten nach Ruhe. Drei ziemlich gleich große Kisten bildeten für jeden die Unterlage. In eine Decke gehüllt, versuchten wir darauf zu schlafen. Um Mitternacht etwa wurde ich wach. Draußen regnete es, und durch das Dach tröpfelte es ganz lustig auf meine Lagerstätte und rings um dieselbe. Dem P. Erdweg ging es nicht besser. Was war zu machen? Es gab keine dichte Stelle im Dache. Wir drehten uns fester in unsere Decke und schliefen bis zum Morgengrauen. Dann stellten wir, so gut es eben ging einen Altar her und celebrierten die heilige Messe, wobei wir uns gegenseitig dienten.

Wir hatten Erbsen, Linsen und Bohnen von Friedrich-Wilhelmshafen mitgebracht. Süßkartoffeln und Taros brachten uns gegen Bezahlung die Eingeborenen. Aber so gut und wohlschmeckend eine Erbsen-, Linsen-, Bohnen- und Kartoffelsuppe auch ist, was wird sie wohl ohne die notwendigen Zuthaten und wenn ein Koch sie fabriziert, der von der Kochkunst rein gar nichts versteht? Doch, Gott sei Dank! wir beiden Priester erfreuten uns einer guten Gesundheit; wie die Gerichte auch ausfallen

mochten, sie mundeten uns gut. Dieselben vervollkommneten sich auch täglich. Die Eingeborenen brachten uns manchmal Fische, bald gelang es uns auch, ohne Herd und Backofen ein gutes Brot zu backen.

Wir zwei Priester waren, wie schon mitgeteilt, recht gesund; nicht so Br. Kanisius. Noch am selbigen Tage, als wir ihn in Seléo verließen, überfiel ihn ein heftiges Fieber. Ganz schwach und elend kam er einige Tage nachher zu uns. Diese Schwäche und Fieberanfälle dauerten fünf Wochen lang. Das war ein großes Kreuz! Nicht bloß deshalb, weil wir die Kraft des Bruders entbehrten, sondern auch, weil wir ihm gar nichts zu bieten vermochten; keine Krankenspeise, kein Gläschen Wein, kein ordentliches Bett, nicht einmal einen Stuhl.

Unsere tägliche Arbeit aber war eine derartig harte, wie wir es lange nicht gewohnt waren. Zunächst galt es, unsere wohnlichen Verhältnisse etwas aufzubessern. Durch eine Unterlage von Wellblechplatten wurde das Dach regendicht. Durch Baumstämme und eine Doppellage von Planken stellten wir einen Fußboden her. Stühle, Tische, Thüren und zuletzt auch Bettgestelle waren Produkte unserer Tischlerarbeiten, allerdings entsprechende. So gelang es uns nach und nach, unser einziges Zimmer, welches als Arbeits-, Speise-, Rekreationszimmer und Kapelle diente, etwas wohnlicher einzurichten. Eine schwierige Frage wurde bald die Wasserfrage. Eine Zeitlang holten wir das notwendige Wasser aus den schmutzigen Wasserlöchern der Eingeborenen. Doch gegen Ende der trockenen Jahreszeit versiegten dieselben. Deshalb mußten wir daran denken, uns selbst einen Brunnen zu graben. Etwa 20 Meter vom Meere drangen wir mit Stemmeisen und Picke in den harten Korallenboden ein. Nach vieler Mühe erhielten wir Wasser, welches wegen seiner unterirdischen Verbindung mit dem salzigen Meerwasser noch etwas brakig, aber doch genießbar war. Unsere schwarzen Arbeiter schickten wir jeden Tag in den Busch, um denselben zu klären. Dieselben mußten beaufsichtigt und angespornt werden, was alles nicht wenig Sorgen und Mühen machte. Auf diese Weise haben wir um unsere Existenz Tag für Tag gekämpft.

[illegible] liebe Gott hat unsere Mühen gesegnet, mit jedem Tage [illegible] wir etwas voran. Den Eingeborenen konnten wir in [illegible]n Zeit nicht viel näher treten. Sie verhielten sich im [illegible] freundlich und halfen auch wohl bei der Arbeit,

sonst aber blieben wir ihnen fremd und sie gegen uns zurückhaltend.

In der vierten Woche fing unsere Gesundheit an zu wanken. Während P. Erdweg mit einem einzigen Fieberanfalle davon kam, warfen mich mehrere sehr heftige aufs Krankenlager. Dieselben setzten mit starkem Schüttelfroste ein und trieben später die Temperatur bis auf 41°."

Von seiner Krankheit kaum hinreichend genesen, wurde P. Vormann vom Apostol. Präfekten nach Friedrich-Wilhelmshafen berufen. Am 9. Oktober traf er dort ein. Beide fuhren zugleich mit den zurückgebliebenen Brüdern Eustochius und Theodulph am 25. Oktober zur neuen Station.

Zwei Tage später, abends 10 Uhr, kamen sie am Ziele an. Am folgenden Tage, Mittwoch den 28. Oktober, am Festtage der heilige Apostel Simon und Judas, wo zum ersten Male das ganze Missionspersonal auf dieser Insel am Altare des Herrn versammelt: die drei Priester, um das heilige Opfer darzubringen, die drei Brüder, um demselben beizuwohnen. Man betete besonders zum hl. Joseph, unter dessen Schutz die Station gestellt wurde. Die ganze Mission aber wurde Gott dem Hl. Geiste geweiht.

Noch am selben Tage hatten die Missionare die Freude, einen etwa zweijährigen kranken Knaben taufen zu können. Er war im Schlafe von Ratten am Kopfe angefressen worden; die Wunde war jetzt derart, daß schon einige Tage danach der Tod eintrat. In der heiligen Taufe erhielt er den Namen Anton Joseph.

6. Die ersten Bemühungen.

Nun zu drei konnten die Brüder beginnen, das hölzerne Tropenhaus aufzustellen. Ein größerer Raum desselben wurde als Kapelle bestimmt und nach Möglichkeit ausgestattet. Diese Arbeiten dauerten jedoch bis zum heiligen Weihnachtsfeste. Voll Freude und Dank gegen Gott wurde das Haus bezogen. Welche Freude auch für die Missionare, als sie von diesem Tage an das hlst. Altarssakrament in der neuen Kapelle aufbewahren durften!

Inzwischen hatten die angeworbenen schwarzen Arbeiter ein größeres Stück Busch geklärt; auch der Platz für das Haus selbst mußte erst dem Walde abgewonnen werden. Es konnten sodann auch Nebengebäude, allerdings nur von Palmblättern, aufgeführt werden.

Unterdessen bemühten sich die Patres, die gänzlich unbekannte Sprache von den Eingeborenen zu erlernen. Wie schwierig das war, ersehen wir aus einem Briefe des P. Erdweg vom 6. Dez. 1896.

„Was wir bis jetzt für die Mission thun konnten," schreibt er, „ist außer dem Gebete das Studium der Landessprache. Bis jetzt haben wir etwa 377 Wörter aus den Kanaken „herausgequetscht". Das ist der einzig richtige Ausdruck, denn es ist manchmal zum Verzweifeln, wenn man selbst bei einfältigen Dingen eine halbe Stunde fragen muß, ehe man erfährt, wie sie in der Landessprache heißen. Was soll das erst mit den Begriffswörtern geben? Da kann nur Gott helfen. Wenn so wohl hundert Sprachen erforscht werden müssen, begreift man schon, daß die Mission hier in Kaiser-Wilhelmsland keine leichte ist. Hier in nächster Nähe werden wohl ein Dutzend Sprachen gesprochen. Schon auf unserer kleinen Insel (Tamara) mit nur 600 Einwohnern gibt es zwei."

Doch bereits i. J. 1897 konnte P. Erdweg, der mit besonderem Eifer und Erfolge dem Sprachenstudium oblag, eine Fibel der Tumleo-Sprache zusammenstellen, welche in Steyl gedruckt wurde. Ferner übersetzte er verschiedene Gebete u. a. in diese Sprache, so das heilige Kreuzzeichen, das „Gegrüßet seist du, Maria", die zehn Gebote Gottes, die fünf Gebote der Kirche usw.

Sobald die Missionare sich in etwa den Wilden verständlich machen konnten, suchten sie dieselben von dem Zwecke ihres Kommens in Kenntnis zu setzen. Allmählich gelang es ihnen denn auch, das Vertrauen der Eingeborenen zu gewinnen.

„Gleich von Anfang an," schrieb einer der Missionare, „haben wir uns ihrer Leiden angenommen. Zwei unserer Missionare verstanden auch etwas von Medizin. Weil nun bei uns die Wunden und Geschwüre, welche hier in großer Anzahl

vorkommen, bereitwilligst verbunden und geheilt wurden, gewannen wir dadurch immer mehr aller Herzen. Schon ist das dabei angewandte Sublimatwasser so berühmt wie der Pain-Expeller in Europa. Von weitem kommen die Eingeborenen zum Missionar, um ihr Leid zu klagen und Pflege und Heilung zu finden. Mit jedem Tage werden die Leute zutraulicher und anhänglicher. Die göttliche Vorsehung half uns dabei. Ja selbst einige unangenehme feindliche Vorfälle, wobei wir von den Wilden ernstlich bedroht wurden, nahmen einen derartigen glücklichen Verlauf, daß sie schließlich doch unserer hl. Religion zum Besten gereichten. Aus unserer ganzen Haltung und unserm Vorgehen sowohl im Frieden als auch zur Zeit des Aufruhrs sahen sie klar, daß wir keine feindlichen Absichten hegten, sondern nur ihr wahres Heil erstrebten."

Es war daher auch nicht gerade schwer, die Kinder von Tumleo zum Unterrichte in der Schule zu vereinigen.

„Die Knaben der benachbarten Dörfer," schreibt derselbe Missionar, „werden auf kanakisch (Sprache der Eingebornen) in der katholischen Religion und im Schreiben unterrichtet. Und nachdem mit den Kleinen der Anfang gemacht war, ahmten die Erwachsenen das Beispiel der Kinder nach, und zur Winterzeit kommen jetzt beide Partien abwechselnd zum Unterrichte in die Schule. Vor allem sind die Knaben der Insel recht geweckt und aufmerksam. Indes zeigen auch die älteren bislang, und Gott gebe, daß es so bleibe, rege Empfänglichkeit für die Gaubenswahrheiten, wenngleich das Verstehen und Behalten nicht mehr so leicht von statten geht. Allerdings ist es meistens lange Zeit hindurch noch schwierig, den freien Natursohn etwas an Regel und Ordnung zu gewöhnen, und müssen wir uns im allgemeinen begnügen, allmählich auf größere Regelmäßigkeit im Schulbesuche hinzuwirken. Zu unserer Freude jedoch haben wir auch da schon einige Fortschritte zu verzeichnen, und lassen sich die Leute immer besser leiten. Während früher die ganze Tagesordnung der Männer aus immerwährendem Müßiggang bestand, kommen sie jetzt mit Freuden auch außer der Zeit des Unterrichtes schon viel häufiger herbei, um in unserem Garten und in der kleinen Pflanzung helfende Hand mit anzulegen. Ferner haben sie nach Anleitung eines Missionars bereits verschiedene Wege von 4—8 m Breite durch den Busch geschlagen, welche alle vier Dörfer der Insel miteinander und mit unserer Mis-

sionsstation verbinden. — Von der Jugend wurden am Allerheiligenfeste die ersten drei Schüler feierlich getauft, und die nächsten Briefe werden von weiteren Taufen berichten, welche am 8. und 25. Dezember stattfinden sollen. Die übrigen Erwachsenen aber müssen erst durch ein christliches Leben sich dieser Gnade würdiger machen."

Was den erwähnten Müßiggang der Eingeborenen anbetrifft, so findet P. Erdweg dafür einen Grund in folgendem:

„Die Arbeitsscheu der Kanaken hängt mit ihrer Bedürfnislosigkeit zusammen. Für Kleidung und Wohnung braucht der Kanake nicht viel. Andere Getränke als Wasser und Kokosnußmilch kennt er nicht. Eine eiserne Axt, ein Löffel, eine Muschel zum Ausnehmen der Kokosnuß, ein Gürtel, Tabak zum Rauchen, Betelnuß zum Kauen, etwas Pfeffer: das ist so ziemlich alles, was unsere Wilden nötig haben. Diese Bedürfnislosigkeit macht sie unempfindlich, träge und gefühllos für alles. Hoffentlich gelingt es uns aber doch, gute Christen aus ihnen zu machen."

7. Die Station Walman (Leming).

Ungefähr in ein und einer halben Stunde Entfernung von Tumleo liegt, dieser Insel gegenüber auf dem Festlande von Neu-Guinea, das Walman-Gebiet, von dessen Feinden spöttisch Leming genannt. Es zieht sich fünf bis sechs Stunden weit am Meere entlang. Hier wünschten unsere Missionare die zweite Missionsstation zu gründen. Als am 28. März 1898 P. Schleiermacher mit Br. Gottfried (Matthias Laubach) in Tumleo angelangt war, konnte auch mit Ernst diese Frage erwogen werden. So fuhren denn am 22. Juli, dem Feste der hl. Maria Magdalena, zwei Priester und zwei Brüder in einem Boote hinüber. Die Eingeborenen nahmen sie freundlich auf und leisteten, nachdem für das Haus ein passender Platz gefunden war, bei dem Bau desselben bereitwillige Hilfe. Diese Station wurde im Dorfe Vukan errichtet und unter den Schutz der „Königin der Engel" gestellt. Man kann sie von Tumleo aus mit dem Boote in 50 Minuten erreichen. Während der Regenzeit aber, die von November

P. Joseph Erdweg.

P. Eberhard Limbrock.

P. Franz Vormann.

Die ersten nach Wilhelmsland gesandten Missionare.

bis März dauert, ist sie der starken Meeresbrandung wegen fast unzugänglich.

P. Frz. Vormann, der erste Vorsteher dieser Station, entwarf von ihr folgende Schilderung:

„Die Kapelle liegt zur Linken des Weges, welcher von der Landungsstelle zum Wohnhause führt. Ein Turm ist nicht daran, auch sonst ist sie im Äußeren kaum als Kapelle kenntlich. In den Boden eingelassene Pfosten tragen das Dach. Dieses ist mit weißer Dachpappe gedeckt. Die Wände sind von den Blättern der Atapstaude gemacht. Der Fußboden, einen Meter über dem Boden, besteht aus Latten, die aus der Rinde der Betelpalme gerissen sind. Die Größenverhältnisse betragen 12×6×4 m. Nachdem wir unsere Anbetung dargebracht, schaust du dich vergebens nach Schmuck und Zierat um. Außer dem Altar, mit dem großen Kruzifixe darauf, ist nichts darin, als die kahlen Wände. Es befindet sich nicht einmal ein Bild unserer Patronin, der Königin der Engel, darin. Man kann in der Mission auch nicht alles so vollkommen auf einmal haben. Es fehlt ja fast immer an Geld, der Weg nach Europa ist so weit und die Verbindung damit so mangelhaft.

Von der Kapelle gehen wir in unser Wohnhaus. Dasselbe ist noch nicht lange fertig geworden. Das Holz dazu kam aus Sidney; ein chinesischer Zimmermann hat es uns zugeschnitten und zusammengefügt. Wie du siehst, steht es auf zwanzig dicken, 2 m hohen Pfosten. Dieselben sind aus dem vorzüglichen Gallophyllumholze genommen, das in unserm Busche wächst. Du wunderst dich, daß das Haus auf einem so hohen Pfahlroste ruht. Nun, das ist mehr als eine gute Sitte in den Tropen, das ist eine Notwendigkeit.

Die Malariakeime, welche, wie sattsam bekannt, jungfräulicher Erde entströmen, bewegen sich nur in mäßiger Höhe über dem Boden. Hochgebaute Wohnungen sind deshalb weniger durch dieselben verseucht und mithin gesunder. Übrigens ist der Raum unter dem Hause nicht ganz unbenutzt. Wegen seiner Kühle eignet er sich vorzüglich zur Aufbewahrung von verschiedenen Nahrungsmitteln.

Eine breite, kräftige Treppe führt uns in die Wohnräume hinauf. Zuerst gelangen wir auf die Ostveranda. Dieselbe ist 9 m lang und 2½ m breit. Durch die Mitte des Hauses geht *ein* 8 m langer und 3 m breiter Gang, der auf die Westveranda

mündet, die gerade so groß ist, wie ihre östliche Schwester. Den schönen kühlen Gang benutzen wir als Speisezimmer. Er, sowie auch die beiden Veranden sind mit verschiedenen Bildern, so z. B. mit dem des hl. Vaters, geschmückt. Warum so viel freier Raum, so fragst du? Die Tropenhäuser müssen luftig sein, und die Gelegenheit darf nicht fehlen, sich stets an der frischen Luft und doch im Schatten aufhalten zu können. Das erfordert die Sorge für die Gesundheit und ist allgemeine Sitte. Übrigens sind in unserm Hause noch vier ganz hübsche Zimmer, in welche man von dem genannten Gange aus gelangt. Trete ein in mein Zimmer! Da siehst du ein Pult mit den notwendigsten Büchern, einen Schreibtisch und ein Bett. Letzteres zieht deine Aufmerksamkeit an, denn es ist hoch überspannt mit Gazestoff, Moskitonetz genannt. Das geschieht zum Schutze gegen die Moskitos.

Hinter der Kapelle an derselben Seite des Weges, der zum Wohnhaus führt, liegt ein langes, niedriges Haus. In demselben befindet sich die Wohnung für unsern chinesischen Zimmermann, ein Lagerraum für Verschiedenes und die Schreinerei. Letztere ist groß und luftig; es befindet sich eine Hobelbank und ein Schraubstock darin.

Der Kapelle gegenüber auf der andern Seite des Weges ist zunächst die Küche, wo ein schwarzer Koch unter Oberaufsicht des Bruders Kanisius seines Dienstes waltet. Daran reiht sich ein Vorratsraum für die Küche, daran die Arbeiterwohnung. Zehn Meter von der Küche entfernt befindet sich ein Hühnerstall und ein Holzschuppen. Die Insassen des Hühnerstalles haben uns schon manch Gutes gethan. Sie haben sich auch gut vermehrt. Leider stellen ihnen die Hunde der Eingeborenen sehr nach."

Obgleich Walman so nahe bei Tumleo liegt, hat es doch eine von dieser ganz verschiedene Sprache. Der Missionar mußte sie zu erlernen suchen, um den Eingeborenen mit den christlichen Glaubenswahrheiten bekannt zu machen.

8. Die Walman.

Zur Vervollständigung des Bildes, welches wir von der Mission Wilhelmsland entwerfen, mögen einige Mitteilungen über die Einwohner, speciell über die Walmanleute, dienen. Wir folgen dabei den Ausführungen des P. Christian Schleiermacher, gestorben am 22. März 1900, der nach

P. Frz. Vormann die Missionsstation Walman leitete. Er schreibt:

„Das Dorf, an dessen äußerem Ende unsere Station gelegen ist, heißt Vukan. Es hat 164 Einwohner und teilt sich in 7 Gemeinden. Jede Gemeinde hat ein eigenes Gemeindehaus, hier „Offuno" genannt. Was dieses Wort eigentlich bedeutet, konnte ich bisher noch nicht sicher feststellen. Bestimmte Thatsache ist, daß die Jünglinge und Witwer Tag und Nacht in und unter demselben verweilen. Der bei dem Forschungsreisenden Zöller so oft gebrauchte Ausdruck „Jünglingshaus" scheint nicht ganz zutreffend zu sein. Einmal hatten sogar die Mädchen, als ich sie zur Kirche holen wollte, in einem derselben ihr Versteck gesucht. Wenn auch die zu einem „Offuno" gehörigen Familien enger zusammenhalten, so sieht man doch sehr oft Männer und Jünglinge anderer Gemeinden ein fremdes „Offuno" benutzen. Ich sagte: Die zur Gemeinde Gehörenden halten enge zusammen. Es ist mir kein Fall bekannt, daß Mitglieder derselben Gemeinde sich todfeindlich gegenüber gestanden hätten. Hat einer in der Gemeinde das Glück, ein Schwein im Walde zu schießen, so hat jedes andere Gemeindemitglied ein Anteilrecht darauf.

Alle Gemeinden eines Dorfes haben nur ein Götterhaus, hier Tjamul genannt. Einen Götzenpriester soll es früher gegeben haben und die Lemingleute zeigen noch jetzt tief im Walde ein zerfallenes Haus, in dem er gewohnt haben soll. Sie berichten auch, daß er unverheiratet gewesen sei und von ihnen Speise und Opfergaben empfangen habe. Oberherrliche Gewalt und Gerichtsbarkeit kennen sie gar nicht, ebenso fehlt jeder Gemeinderat. Wiederholt versuchten wir, ihnen einen Häuptling zu geben, doch stets ohne Erfolg, denn er kam nicht zu Ansehen. Auch von sonstigen Ständeunterschieden ist durchaus keine Rede. Freiheit und Gleichheit — Brüderlichkeit allerdings nur innerhalb der eigenen Gemeinde oder höchstens des Dorfes — gehen über alles.

Die Begrüßungsform besteht in der Frage, was der zu Grüßende thue. So wird man bei einem Gange durch das Dorf immer wieder gefragt: „Wo gehst du hin?" Die stete Antwort ist dann: »Kum neb walman« — „Ich sehe den Walman" (Name der ganzen Bevölkerung.) Hat man jemand besucht und will fortgehen, so sagt man: „Du bleibst sitzen, ich gehe."

Kriegerisch ist dieses Völkchen durchaus nicht, wenigstens nicht angreifend. Werden sie von ihren Feinden, den Mallol, ange-

griffen, so verteidigen sie sich. Von allen mir bis jetzt bekannten Stämmen gehen nur die Mallol angriffsweise vor; diese sind aber auch tierisch roh. Ist der Feind im Anzuge, dann flüchten Weib und Kind in den Wald. Männer und Jünglinge schützen ihren Leib so gut als möglich durch den Brustschild und Lendenschurz aus Holz und vergiften ihre Pfeile mit Pflanzensaft. Durch Sprünge und ein lautes Kriegsgeschrei entflammen sie ihre Wut und gehen dem Feinde entgegen. Besonders mutig und tapfer scheinen die Küstenbewohner nicht zu sein; denn bis jetzt sind sie noch allemal von den Mallol überwunden worden. Diese verwüsten dabei stets ein Dorf und nehmen alles Brauchbare mit. Vorstehendes erfuhren wir nur durch Nachfragen, denn seitdem wir hier sind, haben sich die Feinde nicht mehr herangewagt, obwohl sie oft geschworen, uns und alle Walmanleute niederzumachen. Sie werden's hübsch bleiben lassen; denn sie kennen und fürchten die Feuerwaffen der Missionare. Nichtsdestoweniger haben die Unsrigen noch immer Angst und wissen es uns Dank, daß wir sie schützen. Das geringste Gerücht bringt sie in Aufregung. Vor kurzem, als gerade viele bei der Feier der hl. Messe zugegen waren, erscholl der Ruf: »Mallol nora.« Ein Klagegeschrei, und alles lief zur Kirche hinaus. Gott sei Dank, es war nur ein Gerücht. Gefangene werden im Kriege nicht gemacht, wie ihnen auch jede Sklaverei fremd ist.

Im Vergleich zu den Inseln findet man die Häuser hier an der Küste schöner, geräumiger und mit einem freien, reinlichen Platz umgeben. In der Regel wohnt in einem Hause nur eine Familie. Die Stellung des Mannes ist fast ohne Bedeutung. Dem Kinde gegenüber hat er nur die Ernährungssorgen, bis es gut laufen und sich selbst im Walde etwas holen kann. Eine Züchtigung des Kindes erscheint ihnen als Schmach, und es hat anfangs jedesmal etwas abgesetzt, wenn wir gezwungen waren, ein Kind in der Schule zu bestrafen. Doch fangen sie langsam an einzusehen, daß eine kleine Tracht Prügel so einem kleinen Buben auch nützlich sein kann.

Der Frau gegenüber hat der Mann keine höhere Stellung; sie leben und arbeiten friedlich nebeneinander. Vielweiberei ist selten; in Bukan findet sie sich nur in einer Familie. Witwen und Großeltern finden leicht ein Unterkommen.

Die Nachkommenschaft beschränkt sich auf 1—2, selten 3 Kinder. Ausnahmsweise leben in einem Hause 5 rechtmäßige Nachkommen. Nach Aussage der Eingeborenen war früher eine

starke Abnahme der Bevölkerung zu bemerken; nach unseren Aufzeichnungen halten sich Geburten und Sterbefälle das Gleichgewicht, trotz einer Epidemie, die in drei Tagen 6 Personen wegraffte.

Der frühere Rückgang hat einen zweifachen Grund; erstens die Überfälle anderer Stämme, die von Jahr zu Jahr ganze Dörfer ausrotteten, dann aber auch den Kindermord, durch den die Väter sich vergehen, wenn ihnen ein Kind nicht genehm ist.

Was für den Europäer das Brot ist, das ist für die Bewohner von Neu-Guinea das Tjon (sprich: Tschon). Es wird aus der Sagopalme bereitet und ist dasselbe Nahrungsmittel, welches auf der Insel Tamara sak-sak oder aes genannt wird. Die Inselbewohner erwerben es durch Handel von den Eingeborenen des Festlandes, dürfen es aber selbst nicht im Walde gewinnen. Die Sagopalme wächst nur an sumpfigen Stellen und verlangt etwas lehmigen Boden. Sie ist im nutzbaren Zustande 6—8 m hoch und hat einen Durchmesser von 60—80 cm. Das weiß-gelbliche Innere, das Mark, ist eine fleischige faserige Masse und sehr stärkehaltig.

Jeder einzelne Baum hat, wie auch die Kokospalme, seinen Eigentümer, und es ist ein Zeichen der großen Brüderlichkeit dieser wilden Völker, daß die einzelnen aufkeimenden Exemplare gewissenhaft an alt und jung verteilt werden. Zuweilen kann ich mich des Lächelns nicht erwehren, wenn so ein kleiner Knirps mitten im Urwalde vor einem mächtigen Baumriesen steht und sagt: „P. Christian, der gehört mir und der gehört dem Sugol", und der kleine Sugol kann noch lange nicht auf den kleinen Beinchen stehen.

Für die Sagopalme gibt es aber eine Schonungszeit. Hauptnahrung der Wilden bilden dann Knollenfrüchte. In den Monaten September und Oktober nimmt eine Familie ein beliebiges Stück Buschwald in Beschlag, fällt unter vielen Beschwerden Bäume und Buschwerk, zerkleinert dieses und läßt es auf dem Platze trocknen, um es dann zu verbrennen. Die Asche ist das einzige Düngmittel für den vom Meere angeschwemmten Sand. Die so gewonnene „Ala" (Garten) wird zwei bis drei Jahre benutzt und fällt dann wieder der Verwilderung anheim.

In den Monaten November und Dezember pflanzen die Eingeborenen ihre Samije und Menjies, beides Knollengewächse, deren Kraut 4—5 m an beigesteckten Stangen emporklettert.

Nur ein sehr kleiner Teil der keimtreibenden Knollen wird eingepflanzt, das übrige dient zur Nahrung. Eine Staude liefert

zwischen 20 und 40 Pfund. Die Knollen sind sehr nahrhaft und stärkehaltig.

Der Kanake hat als Beikost die verschiedenartigsten Gemüse, meistens aus Blättern von Bäumen, die entweder wild im Walde wachsen, oder am Hause und in Gärten gepflegt werden.

Während bei anderen Gerichten die Mutter jedem seinen Teil zuweist, bleibt hier das Essen Kompagniegeschäft. Alles langt mit den Fingern in ein und dieselbe Schüssel, und das geschieht gar nicht so ungeschickt. Selbst jene Kleinen, die noch auf Hand und Fuß zur Schüssel hinkriechen müssen, führen die Blättchen mit wahrhaft graziöser Zierlichkeit zum Munde. Überhaupt macht die Art des Essens durchaus keinen unästhetischen Eindruck.

Tisch und Stuhl fehlen freilich; aber dafür reicht die Mutter, wenn die Speise es erfordert, diese auf großen Blättern hin, die auf den Boden gelegt werden. So dient dann der sandige Boden zu gleicher Zeit als Tisch und Stuhl. Auf dem Sande sitzend nimmt der Kanake seine Nahrung, auf dem Sande raucht er seinen Tabak, auf dem Sande gelagert hält er Ratsversammlungen ab, ausgestreckt auf dem Sande ruht er aus von den Mühen des Tages, auf dem Sande endlich beschließt er sein Leben.

Haben die Männer Lust und Zeit, dann scharen sie sich zusammen und halten, mit Pfeil und Bogen bewaffnet, Treibjagd auf Wildschweine. Sie brauchen nicht weit zu gehen, da der nahe Wald reiche Beute birgt. Haben sich die Jäger dennoch weiter entfernt, oder ist der Weg zum Tragen zu schlecht oder die Last zu schwer, dann wird die Jagdtrophäe gleich an Ort und Stelle gebraten und gegessen. Zwei Pfund Fleisch sind bei solcher Gelegenheit für den Einzelnen nicht zu belastend, und ein solches Gelage kann oft über einen Tag und eine Nacht hinaus dauern. Bleibt etwas übrig, dann nehmen sie es mit für Frau und Kind.

In den meisten Fällen aber bringen sie das erlegte Tier nach Hause. Bei Gelegenheit der Einweihung eines neuen Gemeindehauses brachten sie 14 Stück heim. Unter lautem Jubel zog der Fleischzug an unserm Hause vorbei. „P. Christian, heute war Gott uns gut, du hast gut gebetet", so grüßten sie herüber.

Die Zubereitung dieser Tiere ist eine ganz einfache. An einem Pfahle aufgehängt, werden sie mit dürren Kokosblättern

gesengt und dann in Stücke geschnitten. Inzwischen haben die Weiber schon Töpfe herbeigeholt und den Einzelnen zugeteilt. Jedes Mitglied der Gemeinde hat Anrecht auf einen Teil."

9. Einfluß der Missionare auf die Kanaken.

Für die Missionare mußte es höchst wichtig sein, einen gewissen Einfluß auf die ungezügelten Bewohner zu erlangen, um dieselben zu religiös-sittlichen Menschen heranzubilden. Das war keine leichte Arbeit! Mit Gottes Hilfe ist jedoch schon vieles in dieser Beziehung erreicht.

Zunächst suchten also die Missionare durch Verabreichung von Medizin an die kranken Kanaken und durch Verbindung ihrer Wunden Vertrauen zu erwecken.

Dann begannen sie möglichst bald in Tumleo und Walman Schulen zu errichten und die Kinder zum täglichen Unterrichte heranzuholen. Wie das zuging, erzählt uns P. Franz Vormann:

„Obwohl ich jeden Morgen aus Leibeskräften an der großen Hausglocke ziehe," schrieb der Missionar, „so hört doch keiner meiner Schüler auf ihren Ruf. Wir müssen deshalb ins Dorf gehen und sie mit einer Schelle zusammen klingeln. Das Dorf stößt an der Ostseite sofort an unsere Station. Der erste kleine Kerl wohnt im dritten Hause. Er heißt Elpale und kommt jeden Morgen in die Schule. Nur in den letzten Tagen kam er nicht, weil er krank war. Auch heute machte er noch ein recht griesgrämiges Gesicht und sagt, daß es noch nicht besser sei. Nicht weit ab treffen wir den Nave, Matavil und Sermep. Sie sagen, wir sollten nur weiter gehen, wenn wir zurückkehrten gingen sie mit. Dann treffen wir den Alok, einen bildschönen Waisenknaben. Er ist nicht der fleißigste im Schulbesuche und hat ein so schnelles Mündchen, daß man es nach seinem Tode noch wohl extra totschlagen muß. In einer andern Abteilung des Dorfes wohnen: Mandjun, Makonu, Apas, Omoi, Apitji und andere. Heute sind sie alle recht brav und kommen gleich mit. Sonst aber sagt mir der eine oder andere wohl: „kum munul lue," ich mag nicht, oder der Hunger beißt mich, oder ich muß in den Garten gehen usw. Heute aber folgen sie alle, ein Tuch um die Lenden. Nachdem alle versammelt sind, beginnt nach einem kurzen Gebete der Religionsunterricht. Ich erkläre

ihnen an einem Bilde die Verkündigung Mariä. An der Wand hangen verschiedene farbige Bildertafeln: von der Erschaffung der Welt, vom Sündenfalle der ersten Menschen, von Kain und Abel, von der Geschichte des ägyptischen Joseph, von Moses und der Gesetzgebung auf Sinai. Einzelne Splitter derjenigen Wahrheiten, welche diese Tafeln vorstellen, haben die Kinder schon wohl aufgefangen, indes ist ihnen ihr Zusammenhang und Geist noch unerschlossen. Man kann es ihnen bei ihrer armseligen und erst halb begriffenen Sprache noch gar nicht deutlich genug sagen. Nach dem Religionsunterrichte ist Schreibstunde. Die besten Schüler haben es bis zum kleinen f gebracht, andere bringen mit dem besten Willen kein i fertig, doch haben alle Interesse daran. Hiernach beginnt das Buchstabieren und Lautieren, woran sich eine kleine Gesangübung schließt. Letztere ist der Knalleffekt des ganzen Unterrichtes. Die Tonleiter mit den Bezeichnungen ut, re, mi, fa, sol, la, si, ut, sowie die Melodie von „Jesus, Dir leb ich," haben sie sich schon eingeprägt. Hiermit ist vorläufig noch unser Stundenplan erschöpft. Nach einem gemeinschaftlichen Besuche des allerheiligsten Sakramentes bitten einige, für dies oder jenes arbeiten zu dürfen; die anderen gehen nach Hause."

Die Erfolge in der Schule waren recht erfreulich für die Missionare. Nach und nach konnten sie alle ihre Schüler taufen und die älteren auch zur hl. Kommunion führen.

„Die Wirkungen der hl. Taufgnade in diesen Kinderherzen," versichert P. Franz Vormann, „sind ganz auffällig. Sie sind wie umgewandelt. Ihr ganzes Benehmen bekommt eine andere Gestalt. Sie werden folgsam, bescheiden, anhänglich an die Missionare. Ihr Gemüt wird aufgeheiterter und fröhlicher. Vor allem aber wachsen sie in der hl. Schamhaftigkeit; sie schämen sich, ganz nackt, wie früher zu erscheinen."

Schwieriger ist es den Missionaren, die Erwachsenen zum Unterricht zu versammeln.

„Ist der Unterricht für die Knaben beendet, dann holt man die Männer," erzählt P. Schleiermacher. „Im ersten Dorfe findet man einen Trupp alter Kanaken, welche im Begriffe sind, ein Schiff zu bauen. — „Zur Schule!" rufen wir ihnen zu. Pamuem anoe kajem lapil, d. h. „keineswegs, ich mache ein Schiff." „Du kannst dein Schiff machen, wenn die Schule aus ist." Dies

nutzt noch wenig; endlich nimmt man einige beim Arme und zieht sie von der Arbeit. Das hilft, sie bringen ihre Werkzeuge nach Hause, was einige Minuten dauert. Aber man muß warten und sorgen, daß der Wille auch zur That wird. Nachdem sie sich nun noch eine Cigarre gedreht und in Brand gesteckt, entschließen sie sich endlich, unserem Rufe zu folgen. Ein anderer Trupp lagert um ein Feuer, Tabak essend. Aber wie viele, Entschuldigungen hat man hier zu erwarten! Die ganze Gesellschaft bleibt ruhig liegen. Endlich nimmt man einige beim Schopf und zieht sie fort; es kommt Bewegung in die Masse, und der Zug geht weiter. Inzwischen haben andere gemerkt, um was es sich handelt, und in einem günstigen Augenblick ist ein Teil in den Gebüschen wieder verschwunden. Nach langem Hin und Herreden kommen wir endlich in der Schule an. Hier sind die Männer recht artig, zuweilen etwas zu still, wenn sie nämlich ihren Schlaf fortsetzen. Gerne hören sie von der Religion, wollen jedoch ihre heidnischen Gebräuche nicht fahren lassen. Dreiviertel Stunden hatte ich ihnen von Gott und Seiner Liebe gesprochen, und als ich sie fragte, ob sie katholisch werden wollten, riefen alle einstimmig: „Ja!“ Nachdem sie aber gehört, daß sie diesen und jenen heidnischen Gebräuchen entsagen müßten, riefen sie auch ebenso laut: „Die Schule ist aus! die Schule ist aus!“

Nicht nur auf die Schule erstreckte sich der Einfluß der Missionare, sie machten auch zur Beilegung der unter ihnen ausgebrochenen Streitigkeiten ihr Ansehen geltend. Die Papuas kennen weder Gesetz noch Obrigkeit. Ein Häuptling aber, den die Missionare ihnen gegeben, fand keine Anerkennung. So greifen sie denn bei Streitigkeiten gleich zu Speer und Bogen. Schon öfter konnte da der Missionar durch sein Dazwischentreten ein oder gar mehrere Menschenleben retten. Einmal, am 11. Jan. 1897, da die Missionare noch erst wenige Wochen auf Tumleo wohnten und sich noch nicht recht den Leuten hatten verständlich machen können, kamen sie auch selbst in Gefahr. Die Wilden verfolgten nämlich zwei deutsche Kolonisten des benachbarten
[illegible] Seleo. Diese suchten bei den Missionaren Schutz
[illegible]rden auch in ihr Haus aufgenommen. Sie selbst
[illegible]h dann vor dasselbe, durch Zeichen die Eingebore-

nen beschwichtigend, während diese ihre Pfeile abschossen, welche rings um die Missionare niederfielen. Späterhin schossen einmal auch die Walman auf P. Schleiermacher; doch schon bald gereute es sie. Im übrigen ließen sich die Kanaken gefügig von den Patres leiten. Ja, es gelang der Regierung, in Berlinhafen, wo einige Jahre früher durch Unvorsichtigkeit eines Beamten die Eingeborenen feindliche Gesinnung angenommen hatten, neuerdings wieder eine Station zu errichten.

10. Die Missionsschwestern auf Tumleo.

Am Palmsonntag, den 26. März 1899, landeten die vier Missionsschwestern: Fridoline (Maria Vökt), Martha (Bernardine Sieverding), Valeria (Maria Dietzen) und Ursula (Gertr. Sensen) auf Tumleo, um an der Christianisierung der Insel, soweit es sich für ihr Geschlecht schickt, teilzunehmen.

Ein Haus mit Kapelle und Schulraum war bereits für sie hergestellt worden. So konnten sie denn, sobald sie die Wohnung eingerichtet hatten, gleich ihre Thätigkeit beginnen, und zwar mit der Erziehung und dem Unterricht der Mädchen.

„Außer den Kindern im Dorfe, welche zeitweilig zu uns kommen," heißt es in einem Briefe der Vorsteherin, Schw. Fridolina, „haben wir elf beständig auf der Station, welche also bei uns schlafen und vollständig ernährt und aufgezogen werden. Es war schwer, diese Kinder, die von Jugend auf stets frei herumgelaufen und ein ungezügeltes Leben geführt, etwas an Ordnung und Zucht zu gewöhnen. Jetzt sind sie schon mehr gehorsam, bleiben freiwillig bei uns und helfen sogar bei der Arbeit.

Die drei größten sind etwa 14 — 15 Jahre alt, die andern 8 — 12 Jahre, alle von kaffeebrauner Farbe. Sie tragen die Haare kurz geschnitten oder mit einer Glasscherbe rasiert. Es sind jetzt nahezu hundert getauft auf der kleinen Insel Tumleo. Erst gestern noch wurde Schw. Valeria und mir das Glück zu teil, die zwei jüngsten Bewohner Tumleos zu taufen. Es sterben hier nämlich die neugeborenen Kinder oft auffallend schnell, und

so beschlossen die Missionare, in Zukunft die Kinder möglichst früh zu taufen.*) Sie selbst können das aber nicht thun, da in den ersten Tagen nur Frauen zu der Mutter kommen dürfen. Diese sitzt dann mit dem Kinde irgendwo im Busch, gewöhnlich in der Nähe des Meeresufers. Gestern kam nun ein Brieflein von den Missionaren mit der Weisung, das Brüderchen unserer kleinen Warei zu taufen. Warei ist ein braves Mädchen, das fleißig zu uns in die Schule kommt.

Sogleich machten wir uns auf den Weg. Als wir den Vater vor der Hütte sitzend antrafen, begrüßten wir ihn und sagten, wir wollten gerne das Kindchen sehen. Er antwortete, es sei nicht hier, es sei noch an der See. Nun führten uns die umstehenden und nachgelaufenen Frauen zu der Stelle. Da saß nun die arme Frau auf einem Lager von zusammengehefteten Blättern. Eine andere Frau saß neben ihr und trug das Kindchen. Wir gaben ihnen etwas Brot und für das Kind ein Kleidchen und schickten uns dann an, das Kind zu taufen.

Als aber die umstehenden Frauen das Wasser sahen, wehrten sie mit Händen und Füßen ab und wollten das Taufen nicht geschehen lassen. Doch wir ließen uns nicht stören, und als das Wasser in Strömen die Stirne herablief, wobei die beseligenden Taufworte gesprochen wurden, seufzten sie laut auf. Sobald aber das Kind abgetrocknet war und wir sagten, es sei jetzt katholisch und heiße Hubert, da entstand ein Jubel und große Freude. Auf dem Rückwege erzählten die Frauen allen, die sie antrafen, ganz freudig, was sie soeben gesehen. Schw. Valeria sagte ihnen, sie sollten uns nur immer mitteilen, wenn sie ein Kindchen hätten, wir brächten ihnen dann ein Kleidchen. „Ja, ja," sagten da alle, „und auch Wasser."

Des folgenden Nachmittags gingen wir in ein anderes Dorf und tauften einen Kleinen auf den Namen Matthias. Als wir in die Hütte eintraten, saß die Frau bei ihrer Mutter und noch eine andere Frau daneben. Die Mutter des Kindes war sehr vergnügt und freundlich. Auf unsere Bitte, das Kind taufen zu dürfen, hielt sie es gleich mit großer Freude hin. So hatten wir es leicht und gaben ihm den Namen Matthias. Bevor wir uns entfernten, mußten wir der Mutter den neuen Namen noch [illegible]rmals laut vorsagen, damit sie ihn nicht wieder vergesse."

*) [illegible]schieht jedoch nur mit Zustimmung der Eltern und deren Zu[illegible] überlebenden Kinder früh zu den Missionaren in die Schule [illegible]n der christlichen Religion unterrichtet werden können.

11. In Potsdamhafen.

Im Frühjahre 1899 erhielt die Hl. Geist-Mission Zuwachs an Arbeitskräften. Es landeten nämlich am 24. März zugleich mit den vorhin erwähnten Schwestern die Patres Johann Klaffl und Jakob Fey, sowie die Brüder Xaverius (Franz Kramer), Wunibald (Aug. Rindfleisch) und Ferdinand (Alois Nienhaus) in Berlinhafen. Da auch für den folgenden Winter auf Nachwuchs gerechnet werden konnte, so beschloß der Apostol. Präfekt, für die Gründung einer dritten Missionsstation einen geeigneten Platz ausfindig zu machen. Gesunde Lage, möglichst zahlreiche und friedliche Bevölkerung waren die Hauptpunkte, welche bei der Auswahl in Betracht kamen. Die Gegend von Potsdamhafen in der Hansa-Bucht schien für eine Niederlassung recht geeignet zu sein und wurde also ins Auge gefaßt. Und da sich keine Schwierigkeiten ergaben, so zog P. Vormann mit zwei Brüdern hin, den Plan zu verwirklichen. Sie kamen am 6. Nov. 1899 an und wohnten einige Wochen in einer armseligen Hütte auf einer kleinen in der Bucht gelegenen Insel, bis mit Hilfe der schwarzen Arbeiter das Wohnhaus für die Missionare erbaut war. Diese neue Station wurde dem heiligsten Herzen Jesu geweiht. Sie liegt nahe an der Mündung des Ramuflusses.

Potsdamhafen ist ungefähr 200 Seemeilen*) von Tumleo entfernt und nur 80 Seemeilen von Friedrich-Wilhelmshafen. Der Hafen hat eine geschützte Lage und wird allem Anscheine nach von Bedeutung werden. Im Winter 1899/1900 will man nämlich im oberen Flußlaufe des Ramu abbaufähiges Gold gefunden haben; Potsdamhafen aber soll schon als Warenstapelplatz und Dampferstation für das Goldfeld bestimmt sein, da die Mündung des Ramuflusses sich nicht dafür eignet. Über die neue und voraussichtlich auch mit der Zeit wichtige Niederlassung teilt P. Frz. Vormann folgendes mit:

*) Eine Seemeile sind 1852 Meter, also etwas mehr als 1/3 Wegestunde.

„Die neue Herz-Jesu-Station hat eine recht idyllische Lage. Ein kleiner, ziemlich geschützter Hafen liegt querab von einem 1300 m hohen, stets thätigen Feuerberge. 3 — 400 m vom Ufer entfernt, erheben sich 300 m hohe aufeinander getürmte Bergkuppeln. In den Schluchten mit Urwald bestanden, sind ihre breiten Flächen mit frisch grünem Grase bewachsen oder mit Pflanzungen der Eingeborenen überdeckt. Muntere Bächlein stürzen ihre klaren, kühlen Wasser zur See hinab. Der Uferrand der fischreichen Bucht ist mit Kokospalmen und Dörfern der Eingeborenen geziert. Das ist Potsdamhafen, in der einheimischen Sprache Manup genannt.

Die Eingeborenen zählen gegen 500 und wohnen in sieben Dörfern, die alle eine kleine Strecke von fünf bis zehn Minuten auseinander liegen. Jedoch sind die drei östlichsten Dörfer eine halbe Stunde von den vier anderen entfernt. Alle sind durch gute Wege miteinander verbunden, die bei einiger Nachhilfe gut gangbaren europäischen Wegen gleichen."

Auch Br. Ferdinand berichtet über die Gegend:

„Hier in Potsdamhafen haben wir das schönste Quellwasser, was wichtig für die Gesundheit ist. Die Gegend ist eine wahre Lust; wäre alles schön kultiviert, so fühlte man sich fast ins Paradies versetzt. Der Boden ist sehr gut und birgt eine Überfülle von Fruchtbarkeit in sich. Die Anlage von Kokosplantagen ist wohl die Hauptsache; doch gedeihen auch Bohnen, Salat, Spinat und andere europäische Gemüsearten ziemlich gut. — Mit dem letzten Dampfer kam P. J. Klaffl zu uns und brachte eine schöne Statue, das göttliche Jesukind darstellend, mit. Als dies die Eingeborenen sahen, war die Freude groß. Alle Tage kommen sie, um es zu sehen, und immer neue Gruppen schließen sich ihnen an. Sehr viel Interesse zeigen die Kanaken auch an Musik, wodurch wir diese wilden Naturmenschen an uns zu fesseln suchen. Es bedarf freilich noch vieler Mühe und Gnade Gottes, bis sie einigermaßen zu guten Christen umgewandelt sind.

12. Früchte der ersten dreijährigen Missionsthätigkeit

Aller Anfang ist schwer! Unsere Patres in Wilhelmsland haben das auch erfahren. Jetzt sind sie über ersten Anfänge hinaus und sehen nach dreijährigen Arbeiten Leiden und Entbehrungen verhältnismäßig recht tröstlichen Erfolge. An drei Orten konnten Missionsstationen errichtet

werden. Dort und in der Umgebung sind die Missionare bekannt geworden. Durch ihre Freundlichkeit und ihr uneigennütziges Wirken zum geistigen und körperlichen Wohle der Papuas haben sie deren Vertrauen und Freundschaft gewonnen. Zu letzterem Zwecke wurden auch verschiedene Reisen zu entfernter wohnenden Stämmen unternommen. So hat z. B. P. Schleiermacher einen Zug ins Innere gemacht zum Stamme der Buldalu; ein anderes Mal suchte er die wilden Analleute auf, welche den Analberg bewohnen.

P. Christ. Schleiermacher, gest. 22. März 1900.

Bis zum 1. Januar 1900 wurden auf Tumleo gegen 100 Taufen gespendet, nur wenige zwar an Erwachsene; aber fast die gesamte Jugend ist unterrichtet und getauft. In Walman betrug die Zahl der Getauften bereits 52.

Der Schulbesuch dieser Stationen ist unter den gegebenen Verhältnissen ein sehr regelmäßiger geworden.

„Unsere Schuljugend ist jetzt doch so weit," teilt P. Schleiermacher mit, „daß sie auf das Glockenzeichen pünktlich zur Schule und Kirche kommt. Will eines unserer kleinen Kanakenbüblein aber einmal mit Vater und Mutter in den Busch ziehen, um Nahrung zu holen, dann kommt's erst hübsch zum Missionar und fragt, ob es aus der Schule bleiben dürfe. Und das ist nichts Geringes, wenn man bedenkt, daß diese Kinder früher, ebenso wie ihre fast unverbesserlich trägen Eltern, freie und zügellose Waldmenschen waren, denen jede streng geregelte Ordnung wider die Haare geht."

Wir können der Hl. Geist-Mission nur wünschen, daß ihr göttlicher Beschützer in reicher Fülle Seine belebenden Gnaden ihr zukommen lasse, damit dort recht viele Kanaken von Seinem Licht erleuchtet und durch Seine Kraft gestärkt, aus Götzendienern glaubenstreue, eifrige Christen werden.

XIV. Die Niederlassung der Genossenschaft in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.

1. Gründe für eine Niederlassung.

Zweifellos ist das bedeutendste Staatengebilde der letzten 150 Jahre die nordamerikanische Union oder die Vereinigten Staaten Nordamerikas. Ihre Bedeutung haben sie nicht nur durch die Größe und Fruchtbarkeit des Landes, durch die Menge und Wichtigkeit der Erzeugnisse, sondern auch durch die so günstige Lage zwischen zwei großen Meeren und die von Jahr zu Jahr anwachsende Bevölkerung.

Nach der Entdeckung Amerikas durch Christoph Columbus am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts kamen außer Spaniern auch bald Engländer, Franzosen und Italiener hin, um sich mit den Schätzen der neuen Welt zu bereichern. Eine Kolonisation des Landes in größerem Maßstabe datiert aber erst vom Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Die erste unter dem Schutze Englands stehende Kolonie erhielt den Namen Virginien. Nach und nach bildeten sich noch andere Kolonien, deren Unabhängigkeitsgefühl sich immer mehr entwickelte, bis sie am 4. Juli 1776 sich für unabhängig erklärten und im Frieden zu Versailles im Jahre 1783 von England als unabhängige Staaten anerkannt

Der Freiheitsdrang machte sich auch auf kirchlichem Gebiete geltend, und so wurde am 15. Dezember 1791 allgemeine Religionsfreiheit proklamiert. Hiermit war für das Sektenwesen ein überaus günstiger Boden geschaffen. Einige der vielen protestantischen „Kirchen“ erlangten eine starke Entwickelung; am zahlreichsten sind die Methodisten vertreten.

Bis zur Zeit ist das Gebiet der Vereinigten Staaten ein starker Anziehungspunkt für viele Auswanderer geblieben. Auch viele deutsche Landsleute zogen hinüber und bildeten allgemach einen nicht unbedeutenden Bruchteil der Bevölkerung. Wenn man den Berichten glauben darf, so thun sich die Deutschen auch durch ihre Regsamkeit hervor; viele gelangten in Amerika zum Wohlstande. Da aber auch manche hinüberzogen, denen die Religion nicht sehr am Herzen lag, so gingen in der dortigen Freiheitsluft nicht wenige der katholischen Kirche verloren. Doch gab es auch viele andere, die durch ihren kirchlichen Sinn sich auszeichneten. Sie waren eifrig in der Bildung deutscher katholischer Pfarreien, in der Errichtung deutscher katholischer Schulen, in der Gründung deutscher katholischer Vereine und Zeitungen, so daß sie darin vielen anderen zum Vorbilde dienen konnten.

Auch der Hinblick auf die Bedeutung der nordamerikanischen Union und der Wunsch, mit den eifrigen katholischen Deutschen dieses Landes in Verbindung zu treten, war es, was den Gedanken veranlaßte, möglichst bald einleitende Schritte zu thun, um auch in Nordamerika eine Niederlassung der Gesellschaft gründen zu können.

Wohl erkannte man die Schwierigkeit dieses Werkes, welches nicht von heute auf morgen zu vollbringen war. Galt es doch, einen geeigneten Ort für eine Niederlassung zu finden und zu erkennen, zu welcher Thätigkeit der heil. Wille Gottes die Unsrigen dort berufe. Die Verhältnisse mußten es offenbaren. Alles das war erst nach einigem Aufenthalte in Amerika selbst richtig zu erkennen. Zunächst aber konnte es sich nur um einen vorläufigen Aufenthaltsort handeln; und auch dafür mußten die Wege gebahnt werden.

2. Unsere ersten Brüder und Priester in Nordamerika.

Da kam im Jahre 1895 Br. Wendelinus (Joseph Meyer) zum P. Generalsuperior. Genannter Bruder, ein

„Die neue Herz-Jesu-Station hat eine recht idyllische Lage. Ein kleiner, ziemlich geschützter Hafen liegt querab von einem 1300 m hohen, stets thätigen Feuerberge. 3 — 400 m vom Ufer entfernt, erheben sich 300 m hohe aufeinander getürmte Bergkuppeln. In den Schluchten mit Urwald bestanden, sind ihre breiten Flächen mit frisch grünem Grase bewachsen oder mit Pflanzungen der Eingeborenen überdeckt. Muntere Bächlein stürzen ihre klaren, kühlen Wasser zur See hinab. Der Uferrand der fischreichen Bucht ist mit Kokospalmen und Dörfern der Eingeborenen geziert. Das ist Potsdamhafen, in der einheimischen Sprache Manup genannt.

Die Eingeborenen zählen gegen 500 und wohnen in sieben Dörfern, die alle eine kleine Strecke von fünf bis zehn Minuten auseinander liegen. Jedoch sind die drei östlichsten Dörfer eine halbe Stunde von den vier anderen entfernt. Alle sind durch gute Wege miteinander verbunden, die bei einiger Nachhilfe gut gangbaren europäischen Wegen gleichen."

Auch Br. Ferdinand berichtet über die Gegend:

„Hier in Potsdamhafen haben wir das schönste Quellwasser, was wichtig für die Gesundheit ist. Die Gegend ist eine wahre Lust; wäre alles schön kultiviert, so fühlte man sich fast ins Paradies versetzt. Der Boden ist sehr gut und birgt eine Überfülle von Fruchtbarkeit in sich. Die Anlage von Kokosplantagen ist wohl die Hauptsache; doch gedeihen auch Bohnen, Salat, Spinat und andere europäische Gemüsearten ziemlich gut. — Mit dem letzten Dampfer kam P. J. Klaffl zu uns und brachte eine schöne Statue, das göttliche Jesukind darstellend, mit. Als dies die Eingeborenen sahen, war die Freude groß. Alle Tage kommen sie, um es zu sehen, und immer neue Gruppen schließen sich ihnen an. Sehr viel Interesse zeigen die Kanaken auch an Musik, wodurch wir diese wilden Naturmenschen an uns zu fesseln suchen. Es bedarf freilich noch vieler Mühe und Gnade Gottes, bis sie einigermaßen zu guten Christen umgewandelt sind."

12. Früchte der ersten dreijährigen Missionsthätigkeit.

Aller Anfang ist schwer! Unsere Patres in Wilhelmsland haben das auch erfahren. Jetzt sind sie über die ersten Anfänge hinaus und sehen nach dreijährigen Arbeiten, Leiden und Entbehrungen verhältnismäßig recht tröstliche Erfolge. An drei Orten konnten Missionsstationen errichtet

werden. Dort und in der Umgebung sind die Missionare bekannt geworden. Durch ihre Freundlichkeit und ihr uneigennütziges Wirken zum geistigen und körperlichen Wohle der Papuas haben sie deren Vertrauen und Freundschaft gewonnen. Zu letzterem Zwecke wurden auch verschiedene Reisen zu entfernter wohnenden Stämmen unternommen. So hat z. B. P. Schleiermacher einen Zug ins Innere gemacht zum Stamme der Buldalu; ein anderes Mal suchte er die wilden Analleute auf, welche den Analberg bewohnen.

P. Christ. Schleiermacher, gest. 22. März 1900.

Bis zum 1. Januar 1900 wurden auf Tumleo gegen 100 Taufen gespendet, nur wenige zwar an Erwachsene; aber fast die gesamte Jugend ist unterrichtet und getauft. In Walman betrug die Zahl der Getauften bereits 52.

Der Schulbesuch dieser Stationen ist unter den gegebenen Verhältnissen ein sehr regelmäßiger geworden.

„Unsere Schuljugend ist jetzt doch so weit," teilt P. Schleiermacher mit, „daß sie auf das Glockenzeichen pünktlich zur Schule und Kirche kommt. Will eines unserer kleinen Kanakenbüblein aber einmal mit Vater und Mutter in den Busch ziehen, um Nahrung zu holen, dann kommt's erst hübsch zum Missionar und fragt, ob es aus der Schule bleiben dürfe. Und das ist nichts Geringes, wenn man bedenkt, daß diese Kinder früher, ebenso wie ihre fast unverbesserlich trägen Eltern, freie und zügellose Waldmenschen waren, denen jede streng geregelte Ordnung wider die Haare geht."

Wir können der Hl. Geist-Mission nur wünschen, daß ihr göttlicher Beschützer in reicher Fülle Seine belebenden Gnaden ihr zukommen lasse, damit dort recht viele Kanaken von Seinem Licht erleuchtet und durch Seine Kraft gestärkt, aus Götzendienern glaubenstreue, eifrige Christen werden.

früherer Volksschullehrer aus der Diözese Trier, interessierte sich besonders für die Verbreitung der Kalender, Zeitschriften und Bücher unseres Verlags und erklärte sich bereit, nach Nordamerika zu gehen und durch Gewinnung von Agenten für diese Verbreitung thätig zu sein.

Der Generalrat der Gesellschaft genehmigte diesen Plan, und so verließ Br. Wendelinus am 3. Oktober 1895 das Mutterhaus zu Steyl, um sich am 5. Oktober in Bremerhafen einzuschiffen. Er landete in New-York, fand zunächst Aufnahme im Leo-Haus, dann im Spital der Franziskanerinnen von Aachen daselbst. Alsdann wurde er mit Rev. Hofschneider, dem Pfarrer der deutschen Gemeinde in Hoboken, bekannt. Letzteres liegt New-York gegenüber auf der anderen Seite des Hudson-River, wo die großen atlantischen Dampfer anzulegen pflegen.

Bis zum Sommer des folgenden Jahres arbeitete Br. Wendelinus unverdrossen an seiner Aufgabe. Dann sollte er einen Gehilfen erhalten in Br. Homobonus (Joseph Stiller), der am 27. Juli bei ihm eintraf. So waren sie zu zweien und konnten wenigstens eine gewisse klösterliche Ordnung einhalten.

Schon bald verlegten die beiden Brüder ihre Wohnung nach Jersey-City (Harmon Street 75), einer anderen Vorstadt von New-York, wo sie über ein Jahr blieben, bis sie im Mai 1897 nach West-Hoboken (High Street 317), übersiedelten.

Es läßt sich denken, wie sehr sie aber verlangten, bald einen geistlichen Obern aus der Genossenschaft zu erhalten. Diesem wohlberechtigten Wunsche konnte nicht sogleich entsprochen werden, da der rechte Zeitpunkt dafür noch nicht gekommen schien. So mußten sie also vorläufig sich gedulden. Am 15. September 1897 endlich nahmen P. Joh. Peil und P. Jos. Fischer Abschied von Steyl; ersterer war zum Superior der Unsrigen in den Vereinigten Staaten bestimmt. Zum Begleiter hatten die beiden Patres den Br. Michael (Emil Fecken). In Rotterdam schifften sie sich auf Dampfer „Spaarndam" ein, der noch

kommen. Katholiken sind nur etwa 250 vorhanden, welche ein hübsches Kirchlein, St. Joseph geweiht, mit einem eigenen Pfarrer besitzen. Die ganze übrige Bevölkerung ist protestantisch oder indifferent. Der Nationalität nach ist die irische vorherrschend."

Hier in Milton waren die Brüder und Patres eifrigst beschäftigt. Erstere sorgten für die Verbreitung der Schriften unseres Verlags, denen im Jahre 1898 zum erstenmal der St. Michaels-Kalender in englischer Sprache beigefügt wurde. Die Patres aber wirkten in der Seelsorge nicht nur zu Milton, sondern auch sehr viel auswärts in deutschen und irischen Gemeinden. Abwechselnd versahen sie seit Mai genannten Jahres die Seelsorge an der Herz-Jesu-Kirche in Allentown, dessen Pfarrer zur Beseitigung eines Augenleidens nach Deutschland gereist war. P. Peil teilte über ihre Wirksamkeit in dieser Sadt mit:

„Die Kirche, an der wir thätig sind, ist Sonntags recht gefüllt, der Sakramentenempfang ein guter. Viele erscheinen allmonatlich zur hl. Beicht. Am Herz-Jesu-Feste, welches doch hier ein Arbeitstag ist, betrug die Zahl der hl. Kommunionen 130, obgleich die Pfarre nur etwa 1200 Seelen zählt. Die englische Sprache braucht man hier nur ab und zu im Beichtstuhl und beim Religionsunterricht, während die Verkehrssprache in der Kirche die deutsche ist. Es heimelt einen eigentümlich an, wenn man das Volk hört, wie es vor dem Hauptgottesdienste in feierlichem Wechselchor den Rosenkranz betet. Man glaubt sich ganz in die deutschen Gauen versetzt."

4. Einführung in die Erzdiözese Chicago.

Die Thätigkeit unserer Patres und Brüder in der Diözese Harrisburg konnte nur eine vorübergehende sein. Es schien ja wünschenswert, eine Diözese aufzusuchen, die mehr Katholiken enthielt und unter diesen eine größere Anzahl Deutsche. Mit Gottes Hilfe gelang es! P. Superior Peil kam nämlich im Sommer 1898 in verschiedene Städte des Westens. Da hörte er in Chicago, daß man mit dem Gedanken sich beschäftige, für die Knaben des großen katholischen deutschen Waisenhauses in der Stadt eine Industrieschule zu errichten. Dieselbe sollte die aus der Volks-

schule und dem Waisenhause austretenden Knaben aufnehmen, sie in einem Handwerk unterrichten und einige Jahre dort behalten, bis ihr Charakter hinreichend gestählt sei, um sie in die Gefahren der großen Welt hinauszuschicken.

Nachdem er dies von einem Freunde der Genossenschaft erfahren, setzte er sich mit dem Präsidenten des Waisen-Boards, Pfarrer A. Thiele, der damals von Chicago gerade abwesend war, brieflich in Verbindung. Die Antwort desselben wurde nach Steyl gesandt, worauf der P. Generalsuperior in einem Schreiben an den Herrn Pfarrer die Grundlagen einer möglichen Vereinbarung zwischen dem Waisen-Board und unserer Gesellschaft bezeichnete. Dieselben kamen im wesentlichen darauf hinaus, der Waisen-Board möge der Genossenschaft die zu jenem Zwecke früher gekaufte Russelfarm bei Shermerville wieder verkaufen; sie wolle alsdann die projektierte Industrieschule bauen; der Waisen-Board aber möge mit ihr in Verbindung bleiben und die neue Anstalt möglichst unterstützen.

Pfarrer A. Thiele ging auf diese Vorschläge ein und suchte die anderen Mitglieder des Waisen-Boards ebenfalls für dieselben zu gewinnen. Es wurden mehrere Versammlungen gehalten, nachdem auch der hochwst. Herr Erzbischof sich günstig gezeigt hatte. Dann beschloß am 13. April 1899 der genannte Verwaltungsrat des Waisenhauses von High Ridge in Chicago den Verkauf der Russelfarm an unsere Gesellschaft. Der hochwst. Herr Erzbischof Feehan genehmigte denselben am 17. April, ebenso auch die Einführung der Genossenschaft in seine Erzdiözese. Zu gleicher Zeit übertrug er auch den Patres die Seelsorge in Shermerville und Umgegend.

Als dies geschehen, war die Zeit gekommen, Milton zu verlassen. P. Peil mietete alsbald in Shermerville ein passendes Haus und richtete eine Kapelle ein. Am heiligen Pfingstfeste, den 21. Mai 1899, fand daselbst der erste feierliche Gottesdienst statt. Wie freuten sich die *Leute*, daß sie nun nicht mehr sechs bis sieben Meilen weit

zur nächsten Kirche gehen mußten, sondern so nahebei und oft den Gottesdienst besuchen konnten!

5. Die Russelfarm bei Shermerville.

Shermerville ist ein Dorf, gelegen im Norden des Staates Illinois im Cook County an der Chicago-Milwaukee- und St. Paul-Eisenbahn. Es ist 20 englische Meilen (5 Stunden) vom Centrum der Stadt Chicago entfernt. Die Russelfarm liegt etwa zwanzig Minuten von der Eisenbahn-Station Shermerville und ist 337 Acres, (über 500 Morgen oder 125 Hektar) groß. Sie besteht aus Wald, Acker und Wiesengrund. In ihrem mittleren Teil führt die Landstraße von Chicago nach Milwaukee hindurch. Die tieferen Teile sind bewässert vom Chicago-River, einem kleinen Flusse, der gegen Chicago fließt und die Stadt der Länge nach durchströmt.

„Die Lage der Russelfarm," schreibt P. Peil, „ist für den beabsichtigten Zweck recht günstig, die Gegend schön und gesund, der Boden fruchtbar, weshalb Feld- und Gartenbau in ausgedehntem Maßstabe einen reichlichen Gewinn versprechen. Das Trinkwasser ist vorzüglich. Das Eintönige des Flachlandes weicht anmutigen und doch die Kultur nicht hindernden Bodenerhebungen; zahlreiche Waldreste erfreuen allerwärts das Auge; auch für gefiederte Sänger hat Mutter Natur ausreichend gesorgt; wie Silberfäden durchziehen verschiedene Wasseradern den grünen, blumigen Teppich der Wiesen. Nur 9 Meilen von der nördlichen Stadtgrenze und 4 Meilen vom Michigan-See entfernt, eignet sich der Platz vorzüglich zu Ausflügen in der schönen Jahreszeit.

Der Umstand, daß das angekaufte Areal so ausgedehnt ist, erschwert wohl nicht wenig den Anfang. Allein für den angestrebten Zweck der Industrieschule ist das Besitztum nicht zu groß. Für industrielle Einrichtungen braucht man genügend Raum; mehr noch ist ein größeres Terrain nötig, wenn auf landwirtschaftliche Berufszweige besonders gesehen werden soll, wie wir das gerade beabsichtigen. Auch hoffen wir, durch den ausgedehnten Ankauf um so mehr in der Lage zu sein, den nötigen Mundvorrat sowohl, als die großen Kosten der Unterhaltung einer solchen Anstalt teilweise aus den Erzeugnissen

des eigenen Bodens zu bestreiten. Dabei dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß wir einer Missionsgesellschaft angehören und in dieser Eigenschaft unsere Thätigkeit keineswegs auf die Stadt und die Diözese Chicago beschränken können und dürfen, daß vielmehr bei Shermerville die Hauptniederlassung der Gesellschaft erstehen soll, von wo aus wir, wenn möglich, dem ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten uns nützlich machen wollen. Im Hinblick auf diesen letzteren Zweck war es ebenfalls ratsam, für den Anfang etwas mehr zu kaufen."

Das Haus der Missionare in Shermerville.

Bevor der Ankauf der Russelfarm endgültig abgeschlossen wurde, gelang es, durch Akte des Staatssekretärs Rose von Springfield vom 11. März 1899 eine gesetzlich anerkannte Körperschaft zu gründen: Society of Divine Word (Gesellschaft des Göttlichen Wortes), auf deren Namen die Farm im Kaufkontrakt vom 26. Juli 1899 eingetragen werden konnte. Die Lage der Farm wurde auch von anderen sehr rühmend hervorgehoben. Ja, es wurde die Meinung ausgesprochen, diese Niederlassung würde die schönste der Gesellschaft werden.

6. Vorbereitung zum Bau der Industrieschule.

Nachdem bereits Mitte Januar 1900 zwei Patres und zwei Brüder in Shermerville angelangt waren, traf Ende Februar auch P. Beckert aus St. Gabriel mit fünf Brüdern dort ein. Nun konnte ernstlich daran gedacht werden, die näheren Vorbereitungen zum Bau der Industrieschule zu machen. P. Beckert entwarf den Plan, und dann wurde mit Gottvertrauen ans Werk geschritten. Als am 8. Juli die feierliche Grundsteinlegung vorgenommen wurde, war das Mauerwerk bereits mehrere Fuß hoch über dem Boden aufgeführt. Die Feier selbst, welche eine recht erfreuliche Teilnahme fand, wurde in der „Illinois Staats-Zeitung" ausführlich beschrieben. Wir geben diesen Bericht nachstehend im Auszuge wieder.

„Zu einer erhebenden Feier gestaltete sich gestern die Grundsteinlegung des St. Joseph-Heims in Shermerville. Tausende von Menschen waren auf dem Festplatze anwesend, um Zeugen des feierlichen Aktes zu sein. Früh morgens hielt P. Joh. Beckert von der Gesellschaft des Göttlichen Wortes in der Kapelle ein Hochamt ab, zu welchem sich schon viele Festteilnehmer eingefunden hatten. Jeder einlaufende Zug brachte neue Gäste. Von Chicago aus traf ein aus neun Wagen bestehender Extrazug gegen 3 Uhr nachmittags in Shermerville ein, mit welchem auch der größte Teil der Geistlichen gefahren war. Die mit diesem sowie mit dem einige Minuten vorher eingelaufenen fahrplanmäßigen Zuge ankommenden Gäste wurden auf dem Bahnhofe von einer Musikkapelle in Empfang genommen und bestiegen bereitstehende Wagen, welche sie unter Voranritt einer mit den amerikanischen Farben dekorierten Reitergruppe unter den Klängen der Musik nach dem Festplatze beförderten. Dort hatte der St. Augustinus-Chor, Dirigent H. F. Schäfer, vor der Kapelle Aufstellung genommen und sang den 18. Psalm: „Der Herr ist meine Zuversicht".

Als die gewaltigen Klänge verhallt waren, wurde angetreten zum Marsche nach dem neu zu errichtenden Gebäude, wo die Grundsteinlegung erfolgen sollte. Der Stein, welcher aus den Katakomben des hl. Calixtus aus Rom eingetroffen, trägt die Inschrift: „Ex Catacombis St. Callisti". Derselbe, von einem

prachtvollen Blumenkranze umgeben, wurde auf einer Bahre von vier in Weiß gekleideten Jungfrauen getragen. Außerdem folgte gleich hinter diesen eine ganze Schar weißgekleideter Schulmädchen. Dem Zuge voran schritt im Bischofsornate der Abt Jäger, O. S. B., dem die hochw. Herren A. Evers und J. Springmeier zur Seite gingen. Dann folgte die Geistlichkeit, etwa 50 an der Zahl, sowie die Jungfrauen mit dem Grundstein, denen sich dann die Festversammlung anschloß.

Sobald die Prozession auf dem Platze angelangt war, wurde in Vertretung des wegen Krankheit verhinderten Erzbischofs P. H. Feehan vom Abt Jäger die feierliche Handlung der Grundsteinlegung vorgenommen. Während des erhebenden Aktes wurde von der St. Michaels Kasino-Gesangsfektion, Dirigent Albert Sieben, und Mitgliedern der Chöre der St. Alphonsus-, St. Michaels- und St. Augustinus-Gemeinde (etwa 70 Sänger) das Miserere gesungen. Als die letzten Töne verklungen waren, bestiegen die hochw. Pfarrer G. Heldmann und A. J. Thiele das etwa acht Fuß hohe Mauerwerk und hielten von dort aus Ansprachen an die ungeheure Anzahl von Festversammelten. Pfarrer Heldmann bediente sich der englischen Sprache und entwickelte in kurzen, kernigen Worten eine Übersicht über die Entwicklungsgeschichte und die Bestimmung des St. Joseph-Heims. Nachdem er seine sehr beifällig aufgenommene Ansprache geendet hatte, trat Pfarrer Thiele vor und hielt folgende Rede in deutscher Sprache:

„Dieses ist der Stein, der zum Eckstein geworden ist." — Apostelg. 4, 11. Hochverehrter Herr Abt; Hochw. Mitpriester; Andächtige Festversammlung!

So ist er denn an seine Stelle eingefügt, der Stein, der nach Gottes Vorsehung bestimmt war, hier zum Eckstein zu werden! Mit ehrfürchtigen Händen den dunklen Grüften entnommen, wo die Leiber unzähliger Martyrer ruhen, wo die Glaubenshelden der ersten christlichen Zeit der Auferstehung entgegenschlummern, während ihre Seelen in himmlischer Verklärung bei Gott sind, ward er über Land und Meer hierher getragen, um zum Ecksteine eines Hauses zu werden, in welchem auf andere Weise der uralte Kampf des Glaubens weitergeführt wird von einer Generation, die, wenn auch durch fast zwei Jahrtausende von der Zeit der ersten Martyrer getrennt, dennoch in Glauben und Liebe mit ihnen eins ist und auch wie sie für uns zu opfern und zu sterben weiß. O Eckstein, kostbar durch das Martyrerblut, das dich benetzte, ich grüße dich im Namen dieses christlichen Volkes! Ich grüße dich besonders im Namen der frommen Väter und Brüder, die sich über dir erheben sollen, sich dem hohen und edlen Werk der katholischen Jugenderziehung widmen werden! Diesen mögest du bei den unzähligen Opfern und Mühen ihres Berufes ein Erinnerungszeichen sein an die Heldeu

des christlichen Altertums, die selbst ihr Leben gerne und freudig für den Glauben opferten. Zu diesem christlichen Volke aber mögest du mit lauter Zunge reden von der erhabenen, unvergleichlichen Einheit, welche in der katholischen Kirche alle Zeiten, alle Völker und Nationen verbindet im Geiste Christi und Seiner Lehre.

Doch ehrwürdig und bedeutungsvoll ist dieser Stein für uns noch mehr, weil er gewissermaßen ein Markstein geworden zwischen einer Vergangenheit voll banger Sorgen und Zweifel und einer Zukunft voll von freudiger Bestrebungen und Erfolgen. In der That, dunkel und ungewiß war die Vergangenheit, die nun hinter uns liegt! Schlug auch die Sehnsucht nach dem großen Werke, das wir heute beginnen, schon seit Jahren in vieler Herzen, brach sich auch immer mehr und mehr die Erkenntnis Bahn, daß wir unzählige Knaben und Jünglinge nur dann dem Glauben und der Tugend retten könnten, wenn wir ihnen eine sichere Zufluchtstätte erbauten, in der sie während der gefährlichsten Jahre ihres Lebens treue Obhut fänden, so lag doch der Weg zu dem ersehnten Ziele dunkel und fast hoffnungslos vor uns. Fast unübersteigliche Hindernisse trennten uns von unserm Ziele, und nach menschlicher Berechnung lag es unerreichbar vor uns in unermeßlicher Ferne. Doch die göttliche Vorsehung führte uns. Nicht menschliche Klugheit, noch weniger das alles bezwingende, alles regierende Geld waren es, die uns das Ziel erreichen halfen. Arm und schwach und blind, aber mit der festen Überzeugung von der Notwendigkeit des Unternehmens und mit unerschütterlichem Vertrauen auf Gott, gingen wir unseres Weges Schritt für Schritt. Und siehe, es wichen die Hindernisse; es fanden sich die Mittel! Es fügten sich die Kräfte zum einträchtigen Zusammenwirken! Und heute treten wir vollends heraus aus dem Dunkel und Nebel in den sonnigen Tag. Jenseits dieses Marksteines blicken wir hinein in eine fest bestimmte Zukunft. Wir wissen heute, was wir wollen, und wenn auch noch unzählige Schwierigkeiten uns entgegenstehen, so haben uns gerade die überstandenen Kämpfe vor allem eines gelehrt: daß dies ein besonderes Wert der göttlichen Vorsehung ist, die es zum glorreichen Ende führen wird, wenn wir ihr nur weiter folgen und wie bisher aus allen Kräften ihr unsere Mitwirkung leihen.

Der Geist des Glaubens ist es, der den Antrieb zu dieser neuen Anstalt bildete. Mit tiefem Schmerze, mit unsäglicher Trauer mußten Priester und Volk es sich immer wieder sagen, daß gerade derjenige Teil unserer Jugend, auf welchen sich für Glauben und Kirche die ganze Zukunft aufbauen soll, scharenweise dem Unglauben verfiel. Wer zählt sie, die unabsehbare Schar von katholischen Knaben und Jünglingen, die im Kampfe des Lebens Glauben und Sitten verloren und, man kann sagen, ohne ihre Schuld verloren haben, weil sie in einer Umgebung aufwachsen mußten, die ihnen das kostbare Unterpfand aus dem Herzen riß, und welche im eigenen Heim keinen Halt fanden, der ihrem schwachen Widerstand eine Stütze hätte sein können! Ihnen beizuspringen, ihnen im Kampfe für ihre unsterblichen Seelen Hilfe zu leisten, sie nicht nur zu nützlichen Menschen, sondern auch zu echten katholischen Männern heranzubilden — welch' größeres, welch' edleres Werk des Glaubens ließe sich denken! Aus dem Glauben entquollen und um des Glaubens willen

errichtet, wird dies Werk mit den Opfern des gläubigen Volkes auch die reichsten Früchte des Glaubens zeitigen. Es wird Männer hinaussenden in die Welt, nicht nur wohlgeschult in allen Künsten des Gewerbefleißes, sondern Männer, deren ganzes zukünftiges Leben vom Geiste des Glaubens und der Religion getragen sein wird; Männer, die nicht nur ihre eigenen Familien mit Wort und Beispiel im Glauben erziehen werden, sondern die auch in ihren Kreisen für den Glauben auftreten und durch ihren Wandel manchen kräftigen und dem Glauben erhalten werden, der ihm sonst verloren wäre; Männer, die ein Verständnis haben für Kirche und Schule und die, eine zwar kleine, aber treue Schar, opfermutig ihren Priestern zur Seite stehen, wo es gilt, aller Welt zum Trotz das Reich Gottes aufzubauen und fest zu begründen."

Zum Schlusse wandte sich Redner an den heiligen Nährvater Joseph, dem zu Ehren das neue Haus St. Josephs-Heim genannt werden soll. Er bat diesen mächtigen Heiligen, seinen Schutz über jener Stätte walten zu lassen. Sein Geist möchte in jene Mauern einziehen, und seine Fürbitte möchte er allen zu teil werden lassen, welche dort wirken und wohnen werden.

Das sind auch unsere Wünsche für das neue Haus. Möge es glücklich vollendet werden und dann unter der Mithilfe des hl. Joseph reichen Segen stiften!

7. Das große Arbeitsfeld der nordamerikanischen Union.

Mit der Niederlassung in Shermerville ist der erste Schritt auf nordamerikanischem Boden gethan und die erste Art der Thätigkeit daselbst für die Genossenschaft bestimmt. Voraussichtlich ist ihre Aufgabe in jenem großen Lande damit nicht abgeschlossen.

Nordamerika birgt in sich viele Nationalitäten und viele ringende Kräfte. Auch Glaube und Unglaube, heilige christliche Zucht und ausgelassene Sittenlosigkeit treten dort als Gegensätze einander entgegen. Bitten wir den [illegible] daß es den Unseren gelinge, in diesem großen [illegible] für die Sache Gottes beizutragen. [illegible] beabsichtigte Industrieschule ja von [illegible] christlich denkenden und han[illegible]stand heranzubilden, ist eine

große und segensreiche Aufgabe. Möge es der neuen Schule gelingen, in dieser Beziehung helfend mitzuwirken! Dafür ist die Lage in der Nähe der zwei Millionenstadt Chicago offenbar günstig. Möge auch die neue Niederlassung dem deutschen Elemente zu einer Aufmunterung gereichen, an den von den Vätern überkommenen guten vaterländischen Gebräuchen und an katholischer Glaubens- und Sittentreue unentwegt festzuhalten

XV. Über die Angehörigen der Gesellschaft und ihre Thätigkeit.

Eine kurze Geschichte der Steyler Missionsgesellschaft, ihrer Häuser und Missionen haben wir in den bisherigen Mitteilungen geboten. Zur Ergänzung und Vervollständigung mögen einige Nachträge dienen, welche über die Angehörigen der Genossenschaft, über die von ihr gegründete Schwesternkongregation und die neuesten Niederlassungen handeln.

1. Die Priester der Gesellschaft.

In den ersten Jahren seines Bestehens hatte das Steyler Haus, wie schon bemerkt, nur einige wenige Priester. Jetzt, im Sommer 1900, ist ihre Zahl auf 224 angewachsen.

Verschiedene unserer Patres traten schon ganz*) oder fast ganz**) ausgeweiht in unsere Gesellschaft ein; die meisten aber erhielten in der Genossenschaft selbst ihre wissenschaftliche Ausbildung. Diese wurden bis zum Jahre 1892 in Steyl oder in dessen Bischofsstadt Roermond geweiht, einzelne auch in Utrecht, Maestricht, Simpelveld

*) P. Freinademetz war der erste, der sich als ausgeweihter Priester dem Steyler Hause anschloß, und zwar am 28. August 1878. Ihm folgte P. Eikenbrock am 13. Oktober 1878. Später kamen noch einige andere.

**) So z. B. P. Joh. Janssen und P. Wegener.

und Köln. Vom Jahre 1893*) an fanden die hl. Weihen fast ausschließlich in St. Gabriel statt, wohin die hochwst. Herren Bischöfe zur Ordination kamen.

Der Nationalität nach verteilen sich die Priester der Genossenschaft auf fast alle Diözesen Deutschlands, auf die meisten Diözesen Hollands und auf verschiedene Österreichs sowie der Schweiz. Das größte Kontingent aber stellten die Bistümer Köln, Münster, Paderborn, Trier und Speyer.

2. Arbeiten unserer Patres.

Über die Arbeiten unserer Priester auf dem Gebiete der auswärtigen Missionen ist im näheren schon berichtet worden. Hier noch einiges über anderweitige Thätigkeit.

Von Anfang an betrachtete die Gesellschaft es als ihre Aufgabe, daß die in Europa bleibenden Patres zunächst für die Ausbildung ihrer künftigen Priester, in der Obsorge für Brüder und Zöglinge und in der Verwaltung der Gesellschaft thätig sein sollten. Nebst dem aber bemühte man sich, Gutes zu thun, soweit die Umstände von Zeit und Ort dieses gestatteten.

Aus diesem Grunde wurde namentlich an Sonn- und Festtagen das ganze Jahr hindurch oftmals Aushilfe in der Seelsorge geleistet an Stellen, wo der Beichtkonkurs oder wo Krankheit oder Tod eines Seelsorgers dies notwendig machten. Zuweilen wurde ein Priester zu diesem Zwecke von allem Unterrichte frei gelassen, wodurch auch außerhalb der Ferien öfter eine mehrwöchige Vertretung ermöglicht wurde.

Mit Rücksicht auf den Zweck der Aushilfe wurde die Lage der Missionshäuser absichtlich so gewählt, daß die

*) Einzelne wurden auch schon früher von St. Gabriel aus geweiht: P. Joh. Weig und P. Gier, die in Rom (Kolleg St. Raphael) studiert hatten, und zwar ersterer am 5. April 1891, letzterer im St. Stephansdom zu Wien am 25. Juli 1891. Außerdem erhielten im St. Stephansdom die heilige Priesterweihe: P. Heintges, am 8. September 1892, und auch später einzelne, welche ihre Studien in Rom vollenden sollten. In dieser Stadt selbst aber wurde am 12. März 1892 P. Stark zum Priester geweiht.

Samstags abreisenden Priester mit guten Eisenbahnanschlüssen in kurzer Zeit möglichst weit entfernte Orte erreichen können.

Auf diese Weise war es möglich, recht viele Priester auf der Kanzel und im Beichtstuhle zu unterstützen und vielen Gläubigen die hl. Sakramente zu spenden, denen es ohne diese Hilfe nicht oder kaum möglich gewesen wäre, sie zu empfangen.

Die Aushilfen wurden von allen unsern Häusern bereitwilligst geleistet; besonders groß aber war die von Steyl aus geleistete, so daß in den letzten sieben bis zehn Jahren vor jedem Sonn- und Festtage durchschnittlich zehn Priester das Haus verließen. Ebendasselbe gilt von Heiligkreuz.

An die Aushilfe schloß sich das Werk der privaten und öffentlichen Exercitien an. Letztere wurden bisheran in St. Michael zu Steyl abgehalten, in den übrigen Häusern der Genossenschaft aber noch nicht. Die Bewohner des Steyler Hauses betrachteten dieselben als große Gnadenzeiten, weshalb sie die mit den Exercitien für sie stets verknüpften Opfer freudig brachten. Wie viele haben ja in den Tagen der hl. Exercitien den Frieden des Herzens wiedergefunden! Wie viele haben in den hl. Übungen Kraft geschöpft, auf dem Wege der Tugend beharrlich und mit verdoppeltem Eifer fortzuschreiten! Wie viele Jünglinge und Jungfrauen*) haben nicht gerade in jenen Gnadentagen die Stimme Gottes vernommen, die sie zu einem vollkommneren Leben berief! Alles dieses sind natürlich Geschenke der Güte und Liebe Gottes und Wirkungen Seiner allvermögenden Gnade, für welche wir Gott danken müssen.

In den ersten sechs bis sieben Jahren wurden die hl. Übungen in Steyl regelmäßig von fremden Ordensleuten: Franziskanern, Jesuiten oder Redemptoristen abgehalten. Dann aber hielten die älteren Patres des Hauses die Exercitienvorträge, und zwar für die Laien beider Geschlechter. Ebenso halfen unsere Patres bei den Gene-

*) Die Exercitien für Frauen und Jungfrauen werden im Kloster der *Missionsschwestern* abgehalten.

Das Werkhaus in Steyl.

ralbeichten am vorletzten Tage der hl. Übungen. Ganz dasselbe geschah in den Häusern der Genossenschaft für deren Angehörige bei den Jahres-Exercitien. Wenn wir diese letzteren außer acht lassen, so beträgt die Gesamtzahl der Teilnehmer an den Exercitien zu Steyl vom Jahre 1877 bis zum Sommer 1900 rund 30 000, die für Frauen und Jungfrauen mit eingerechnet.

Diese Exercitien sind recht wichtig für das Seelenheil einzelner, wie auch für die Pflege und Bewahrung des religiösen Geistes in der Familie, wichtig auch für die christliche Erziehung der Kinder in der Schule. Besonders wichtig aber sind die Priester-Exercitien. Wie viele Seelsorger haben in den hl. Übungen wieder neue Kraft und verdoppelten Eifer gewonnen für ihre so verantwortungsvolle, schwere Hirtenaufgabe! Der Priester ist das Salz der Erde. Wie der Hirt, so die Herde. Deshalb dürfen sich alle jene Gemeinden glücklich schätzen, wenn sie Hirten haben nach dem Herzen Gottes: voll Tugendeifer, Frömmigkeit und wachsamer Sorge für das Seelenheil der ihnen Anvertrauten.

3. Litterarische Arbeiten.

An die Kräfte unserer Patres werden im allgemeinen nicht wenige Anforderungen gestellt; die so vielseitige Aufgabe und Wirksamkeit unserer Genossenschaft fordert dies. Einige haben sich nichtsdestoweniger bemüht, daneben auch litterarisch thätig zu sein. Das Bequeme einer eigenen Druckerei mußte ja zum Schreiben anregen, ebenso wie das Beispiel und die Aufmunterung von seiten unseres hochwst. P. Generalsuperiors, der schon vor Gründung des Missionshauses den „Kl. Herz-Jesu-Boten" herausgab. Im Jahre 1878 übernahm P. H. Wegener die Redaktion dieser Monatsschrift. Neben seinen vielen und sorgenvollen Arbeiten als Studienpräfekt führte er sie gegen zwanzig Jahre hindurch, reichen Segen stiftend für unsere Genossenschaft und unsere Missionen. Dabei soll natürlich das *Verdienst* der Missionare keineswegs geschmälert werden,

die durch ihre so interessanten Berichte wesentlichen Anteil daran haben.

P. Joh. Janssen redigierte einige Jahre die „Stadt Gottes" und den „St. Michaels-Kalender". Beide Schriften erhielten sodann in P. Wilh. Abel einen eifrigen Redakteur, der sie mehr und mehr zu vervollkommnen verstand. Dieselben haben den Charakter einer belehrend-unterhaltenden Schrift und wollen das Gute allseitig fördern helfen. Es sind solche Schriften ja recht wichtig, um der schlechten Roman-Litteratur und so vielen unsittlichen und irreligiösen Schriften einen gewissen Damm entgegenzusetzen und sie zu verdrängen.

P. Joh. Janssen hat, besonders nachdem er die Redaktion niedergelegt, sich der ascetischen Litteratur gewidmet und vor allem die Hl. Geist-Litteratur zu vermehren gesucht. Wir haben uns darüber auf S. 160 des näheren verbreitet. In den letzten Jahren hat auch P. Heinr. Müller eine Anzahl ascetischer Schriftchen und Bücher, letztere zumeist als Gebetbücher, herausgegeben, desgleichen P. Schäfer und einige andere Patres.*)

Obgleich manche von diesen Werken wohlwollende Beurteilung fanden, so wollen wir doch an dieser Stelle, wie für die Thätigkeit der jungen Genossenschaft überhaupt, keinerlei Ansprüche auf Beachtung erheben. Wenn man will, kann man sie als einen bescheidenen Anfang betrachten, welcher einer wohlwollenden Nachsicht noch sehr bedarf.

Ganz dasselbe gilt auch von den wissenschaftlichen Leistungen, welche wir der Vollständigkeit wegen hier anführen. Artikel solchen Inhaltes veröffentlichten verschiedene Patres in der „Stadt Gottes". P. Wilh. Schmidt schrieb Untersuchungen über ozeanische Sprachen in der Zeitschrift der anthropologischen Gesellschaft in Wien, und über die Sprachen der wilden Stämme von Malakka**) in Hinterindien. P. Damian Kreichgauer, vordem stellvertretendes

*) Man vergleiche den Verlags-Katalog der Missionsdruckerei.

**) Verlag: Koninklijk Instituut voor de Taal-, Land- en Volkerkunde van Nederl.-Indië te Haag.

Mitglied in der elektrischen Abteilung der physikalischen Reichsanstalt in Charlottenburg unter der Leitung des Präsidenten von Helmholtz, veröffentlichte Artikel wissenschaftlichen Inhalts in „Natur und Offenbarung". Zum Jubiläum der Gesellschaft bereitete er ein Werk vor mit dem Titel: „Die Äquatorfrage der Geologie", worin er neue Erklärungen über schwierige Fragen dieser Wissenschaft darlegte. Wenn dieselben sich bewähren und als haltbar zeigen, sind sie allerdings geeignet, neues Licht in manche dunkle Fragen der Geologie zu bringen. Auf dem Gebiete der Länderkunde gab P. Rudolf Pieper „Chinesisches" heraus, welches zur besseren Kenntnis und richtigeren Beurteilung des „himmlischen Reiches der Mitte" und seiner Bewohner nicht wenig beiträgt. P. Hermann Fischer veröffentlichte seine mikroskopisch-physiologischen Untersuchungen „über das Perichykel in den freien Stengelorganen" in den Jahrbüchern für wissentschaftliche Botanik.

4. Die Laienbrüder.

Die drei ersten jungen Männer, welche zum Missionshause kamen in der Absicht, später Bruder zu werden, traten am 4., 5. und 12. Mai 1877 ein. Der erste von ihnen, August Keichel, war ein ziemlich gewandter Schneider und leistete bis zu seinem Austritte am 24. April 1882 dem Hause anerkennenswerte Dienste. Nur verhältnismäßig kurze Zeit blieben die beiden anderen. Der vierte in der Reihe war Heinrich Elskemper aus der Pfarre Dülmen i. W. Er kam am 25. April 1878. Da A. Keichel, wie eben erwähnt, das Missionshaus verließ, so wurde Heinr. Elskemper der älteste Bruder in der Genossenschaft. Er erhielt den Klosternamen Br. Markolinus.

Die ältesten Brüder waren anfangs mit den Arbeitern an einem Tische zusammen. Sobald aber der Raum es gestattete, wurde ihnen ein eigenes Zimmer zugewiesen, und nun empfingen sie auch eigene Vorträge zur Einführung in den Geist des religiösen Standes. Freilich

war damals noch alles vorbereitender Natur, da außer der dritten-Regel des hl. Dominikus nur ein Gelübde eingeführt war, das des Gehorsams.*)

Die Zunahme der Laienbrüder in den ersten Jahren erfolgte allmählich und ist am klarsten zu erkennen aus der nachstehenden Liste der acht ersten Beförderungen. Dieselben waren:

1. Am 8. Dezember **1878.** Einkleidung von Jakobus (Aug. Keichel) und Markolinus (Heinr. Elskemper).
2. Am 30. April **1880.** Einkleidung von Bernardus (Robert Schwerdtfeger) und Martinus (Hermann Jürgens).
3. Am 23. Mai **1881.** Einkleidung von Simon[1] und Albertus[1]. Gelübde von Markolinus.
4. Am 30. April **1882.** Einkleidung von Damianus, Matthäus, Franziskus[1], Jakobus. Gelübde von Bernardus und Martinus.
5. Am 24. Oktober **1882.** Einkleidung von Michael, Gabriel und Raphael. Gelübde von Simon und Albertus.
6. Am 3. April **1883.** Einkleidung von Thomas, Krispinus, Ceslaus, Isidor und Christophorus.
7. Am 22. Juli **1883.** Einkleidung von Nikolaus, Laurentius, Dominikus[1] und Lukas.
8. Am 26. Dezember **1883.** Einkleidung von Johannes Ev., Franziskus[2] und Aloysius[1].

Senior der Brüder war in den ersten Jahren Br. Jakobus Keichel, dann Br. Markolinus. Später wurde Br. Martinus Senior und Br. Markolinus Vicesenior. Als letzterer gegen Ende der achtziger Jahre zum St. Anna-Hof kam, trat Br. Bernardus in seine Stelle. Br. Martinus und Br. Bernardus wurden Faktoren in der Druckerei, und zwar ersterer in der Setzerei, letzterer im Druckersaal. Sie haben mit Eifer gearbeitet und die Druckerei zu heben gesucht. — Sehr gerne würden wir auch noch von anderen Brüdern etwas anführen, wenn es möglich wäre, da Grenzen zu ziehen. Es genüge die Bemerkung, daß jeder sich bemüht hat, auf seine Weise sich nützlich zu machen.

*) Vergleiche S. 107

Den ersten acht Beförderungen folgte als neunte, die so wichtige vom 19. März 1885. Damals empfingen 19 Novizen das vom ersten Generalkapitel festgesetzte Kleid; 15 Brüder aber machten die drei hl. Gelübde auf die Regel vom Februar 1885, wir wie schon auf Seite 112 berichtet haben.

5. Zunahme der Laienbrüder.

Nachdem einmal ein fester Grund gelegt war, nahm die Zahl der Laienbrüder von Jahr zu Jahr zu. Das zeigte sich auch äußerlich darin, daß immer neue und größere Zimmer*) im Steyler Missionshause ihnen zur Verfügung gestellt werden mußten.

Im Jahre 1880 betrug die Zahl unserer Laienbrüder mit Einschluß der Novizen und Postulanten 64. Fünf Jahre später hatte die Gesellschaft 185 Brüder. Im Jahre 1895 war ihre Zahl bereits auf 297 gestiegen. Das Jahr 1900 aber weist die stattliche Gesamtzahl von 550 Brüdern auf (369 Profeßbrüder, 119 Novizen, 49 Postulanten und 13 Lehrlinge).

Diese Vermehrung der Brüder ist eine recht erfreuliche; denn ohne ihre thatkräftige, opferwillige Mithilfe könnte die Genossenschaft ihre Aufgabe nur halb lösen. Immerhin macht sich allenthalben der Brüdermangel bemerkbar, sowohl in den Missionen, wie auch in den europäischen Häusern der Gesellschaft. Wie nämlich die Zahl der Brüder größer wurde, so vermehrten sich auch jährlich

*) Zum Andenken für die ehrw. Brüder seien dieselben hier aufgezählt. Sie waren: 1. Dachzimmer im verlängerten alten Bau. 2. Im Mittelbau vom Jahre 1876=77. 3. Im Souterrain der östlichen Hälfte des Nordbaues, ein Raum vor der früheren Bäckerei. Einzug im Winter 1879=80. 4. In der westlichen Hälfte des Nordbaues, und zwar das große Zimmer rechts von der kleinen Treppe neben dem Eingange zur Küche. Einzug im Sommer 1881. 5. Der hohe Speisesaal gegenüber der Küche. 6. Später genügte dieser nur für die Novizen, Postulanten und Lehrlinge. Die Profeßbrüder zogen deshalb in den früheren Studiersaal über dem Keller des Nordbaues. 7. Als dieser auch nicht mehr für die Professen ausreichte, zogen die Erstprofessen Herbst 1897 in die ehemalige Kapelle des Mittelbaues.

Druckersaal in St. Michael.

ihre Obliegenheiten, und das um so mehr als die Häuser und Missionen an Zahl und Ausdehnung zunahmen. Da aber galt es, für alle Handwerke fähige Vorsteher zu gewinnen und ihnen die nötigen Hilfskräfte zuzuweisen.

Möge Gott der Herr noch manchen Ordens- und Missionsberuf wecken und der Genossenschaft noch mehr brave Laienbrüder zuführen!

6. Aufgabe und Leitung der Laienbrüder.

Das Wort Ora et labora (Bete und arbeite!) gilt für alle Menschen. Es gilt auch für die Priester und Brüder der Gesellschaft. Haben jene hauptsächlich geistige Arbeiten zu verrichten, so diese körperliche. Alles aber muß durch Religion und Gebet geweiht und geheiligt werden. Welch erbauenden Eindruck macht es, in den Werkstätten des Missionshauses so viele junge Männer zu sehen, welche, dem heiligen Willen Gottes folgend, sich dort vereint haben, um ihre Kräfte in den Dienst des Missionswerkes zu stellen; die, irdischen Lohn verachtend, nur Himmelslohn erstreben; die für die Heiligung und Rettung ihrer Seele und vieler anderen nicht nur treu ihre Arbeiten ausführen, sondern auch eifrig das Gebet pflegen, jedes zu seiner Zeit und auch beides miteinander verbindend! Gemeinsam beten nämlich die Brüder ihr tägliches Offizium; mit einem gemeinschaftlich gesprochenen Gebete beginnen sie ihre Arbeit. Und auch diese wird beim Viertelstundenschlage der Glocke durch ein übliches Wechselgebet (Vergleiche S. 132.) für eine kurze Pause oftmals unterbrochen. Das dient dazu, den Geist gesammelt zu halten und sich immer wieder aufs neue mit dem sakramentalen Heilande zu vereinigen. Daß ihnen für den Empfang der heiligen Sakramente, für Beiwohnung des Gottesdienstes und für andere religiöse Übungen, sowie auch für Anhörung geistlicher Vorträge reichlich Gelegenheit geboten wird, ist selbstverständlich.

Unsere Laienbrüder sollen also durch Gebet und Arbeit sich heiligen und die Ziele der Gesellschaft fördern, sei es in Europa, sei es in den Missionen.

Die geistliche Leitung der Brüder wird von den Priestern der Gesellschaft ausgeübt, und zwar für die Profeßbrüder vom P. Profeßmeister, für die Novizen vom P. Novizenmeister und für die Postulanten vom P. Postulantenmeister.

Den Brüdern in den einzelnen Werkstätten steht ein Bruder als Meister vor; die Oberleitung aber führen ein oder mehrere Patres als Arbeits-Prokuratoren. So stehen z. B. in Steyl die Brüder der Ökonomie unter einem eigenen Prokurator, ebenso die der Schreinerei, Klempnerei, Schlosserei und Schmiede, ferner auch die in der Druckerei und den dazu gehörenden Werkstätten.

7. Die Arbeiter oder Kommoranten des Missionshauses.

In dieser 25jährigen Rückschau sei auch der Männer gedacht, die als Arbeiter oder Kommoranten in das Missionshaus zu Steyl eintraten und entweder ohne Lohn arbeiteten, oder, wenn sie solchen empfingen, doch nicht unterließen, mit ganzem Herzen dem Zwecke des Hauses dienstbar zu sein. Zwar müssen wir es uns untersagen, eine längere Liste derselben aufzuführen; doch wollen wir nicht unterlassen, wenigstens einige hier namhaft zu machen.

Zu diesen gehört an erster Stelle der Kapuzinerbruder Juniperus, dessen wir bereits früher gedachten. Er kam am 27. August 1875 mit seinem Bruder, dem P. Generalsuperior, nach Steyl und versah dort zwanzig Monate hindurch den Küchen- und Hausdienst, bis ihn seine Obern wieder ins Kloster zurückriefen. In seinen Arbeiten stand ihm Joseph Althoff zur Seite. Als dritter folgte der ebenfalls schon erwähnte Herr Joseph Stute, mit dessen Hilfe die Gründung der Missionsdruckerei möglich wurde. Als später alle Arbeiten der Druckerei von den Laienbrüdern verrichtet wurden, gründete er zu Borghorst i. W. eine eigene Druckerei.

Von allen Arbeitern war Herr Anton Craghs aus Walbeck am längsten im Steyler Missionshause. Er kam am 15. März 1877 und starb im Missionshause,

von allen Angehörigen desselben betrauert, am 22. April 1897. Auf dem Friedhofe der Anstalt in den Steyler Hügeln ist sein Grab; sein Andenken aber lebt fort unter uns.

8. Die Lehrlinge.

Schon im ersten Jahre des Bestehens unserer Druckerei mußte bei Zunahme der Arbeiten allmählich die Notwendigkeit sich einstellen, Lehrlinge in dieselbe aufzunehmen. Am 21. November 1876 wurde damit begonnen. Als erster Lehrling trat in die Druckerei ein Zögling ein, dessen Anlagen für das Studium sich nicht als hinreichend zeigten. Ihm folgte auf die nämliche Weise am 22. Okt. 1878 der zweite Setzerlehrling. Nach und nach meldeten sich dann auch von auswärts manche Lehrlinge, welche sowohl für die Druckerei, als auch für verschiedene Handwerke angenommen wurden. Dabei hegte man die Absicht, dieselben später, wenn sie sich bewährt hätten, unter die Zahl der Brüder aufzunehmen.

Leider schienen die Hoffnungen sich anfangs nicht zu verwirklichen. Es waren eben im Hause die klösterlichen Einrichtungen noch zu wenig durchgeführt, und so fehlten für die heranwachsenden Lehrlinge die rechten Anziehungspunkte. Auch wurden in den ersten Jahren Lehrlinge aufgenommen, ohne daß sie sich zu einem späteren Anschluß an die Genossenschaft als Bruder verpflichteten. Vielmehr erhielten verschiedene die Erlaubnis, zu den Zöglingen überzutreten. Seit einer Reihe von Jahren indes wird eine solche principiell nicht mehr erteilt.

Mit der Zeit gestalteten sich die Verhältnisse besser, zumal als im Jahre 1885 das geistliche Kleid für die Brüder eingeführt wurde. Da unterdessen auch die Zahl der Lehrlinge gestiegen war, so kamen sie unter besondere Leitung, erhielten eigenen Unterricht und eigene religiöse Vorträge.*)

*) Zuerst nahm sich im Herbste 1881 P. Holthausen der Lehrlinge an. Später widmete sich P. Schäfer in besonderer Weise ihrer Erziehung. P. Hecher, der ihn einige Zeit dabei unterstützte, übernahm i. J. 1888 selbst-

Der erste aus der Lehrlingsschar, welcher sich als Bruder der Genossenschaft anschloß, ist Br. Albertus[2], jetzt der argentinischen Provinz angehörig; der erste, welcher überhaupt in der Genossenschaft verblieb, ist als Priester in ihr thätig.

9. Die Missions-Druckerei in Steyl.

Über die Gründung der Missionsdruckerei haben wir schon im zweiten Kapitel berichtet. Ganz bescheidene Verhältnisse waren es, unter denen sie im Januar 1876 ins Leben trat; sie hat aber mit Gottes Hilfe eine recht erfreuliche Entwickelung gefunden.

Eröffnet in der früheren Scheune des alten Hauses, wurde die Druckerei doch schon bald in das dem Südbau gegenüberliegende Werkhaus verlegt. Die einzige Druckmaschine mußte mit der Hand gedreht werden, ebenso die i. J. 1879 aufgestellte zweite Druckpresse, bis sechs Jahre später (1885) eine liegende Dampfmaschine angeschafft werden konnte. Damals auch wurde der jetzige Zöglings-Rekreationssaal für die Druckerei in Benutzung genommen. Sie blieb dort, bis sie gegen Ende des Jahres 1893 in das neu errichtete Werkhaus ihren Einzug*) hielt. Dieser begann am 25. November mit dem Hinüberschaffen der zwei Jahre vorher erhaltenen Wolfschen Lokomobile; am 27. November war diese Arbeit beendet. Inzwischen war am 24. d. Mts. eine Rotationsmaschine aus der Fabrik König und Bauer, Oberzell bei Würzburg, eingetroffen, für deren Aufstellung man einen ganzen

ständig die Leitung der Lehrlinge, bis er sie an P. Bücking im Herbste 1889 abgab. Letzterem folgte ein Jahr später P. Dier, diesem wieder vom 15. Aug. 1891 bis zum 12. Nov. 1896 Verfasser dieses. Seitdem leitet P. Hafig die Lehrlinge.

*) Am 6. und 7. November zogen die Setzer um; tags darauf konnten sie ihre Arbeit wieder aufnehmen. Vom 3. November an wurden die Maschinen (Feucht- und Satiniermaschine, dann die Druckpressen) in den neuen Druckersaal befördert. Die erste Arbeit daselbst lieferte am 8. November die Tiegeldruckpresse. Am 17. November kamen die Feucht- und Glättmaschine, am 23. November die erste größere Druckpresse wieder in Thätigkeit.

Monat benötigte; denn erst am 24. Dezember lieferte sie die ersten Probe-Drucke.

Die mit der Druckerei verwandten Werkstätten wurden ebenfalls in das neue Gebäude verlegt, so außer der Setzerei noch die Stereotypie und Galvanoplastik, die Binderei und der Versandtraum.

Ein Herr, der dem Werkhause bei seinem Besuche im Jahre 1900 größere Aufmerksamkeit schenkte, faßte seine Beobachtungen in folgenden Bericht zusammen:

„Die wichtigste aller Werkstätten und Einrichtungen des Missionshauses zu Steyl ist ohne Zweifel seine Druckerei. Wenn sie sich bisheran mit ihren Veröffentlichungen in bescheidenen Grenzen hielt, so gingen doch die Jahre mit ihren Verbesserungen und Fortschritten auf typographischem Gebiete nicht ohne Einfluß an ihr vorüber. Das sieht jeder Kenner auf den ersten Blick.

Es versteht sich von selbst, daß ihrer Aufgabe entsprechend für eine angemessene Ausstattung der Druckerei und ihrer Hilfswerkstätten Sorge getragen werden mußte, das heißt, daß sowohl zweckmäßige gesunde Räume, wie auch leistungsfähige Druckpressen und andere Maschinen vorgesehen werden mußten, die den Anforderungen eines großen und achtungswerten Leserkreises Genüge bieten konnten. So ist denn auch nichts gespart, die Setzerei gebührend auszustatten und der damit eng verbundenen Stereotypie die wünschenswerte Einrichtung zu geben, um für die eigentliche Druckerei die Arbeit gut vorzubereiten.

In der Druckerei selber nehmen zwei Rotationsmaschinen die Aufmerksamkeit des Besuchers sogleich in Anspruch. Die eine derselben ist für zweifarbigen Druck berechnet. Neben diesen sind noch sechs Schnellpressen und zwei Tiegeldruckpressen in Thätigkeit, während eine große Satinier- und Papierschneidemaschine den Druckpressen das im großen aus der Papiermühle kommende Material zweckentsprechend zurichten.

Die letzte Hand wird erst in der Buchbinderei an die Erzeugnisse der Druckerei gelegt. Den großen Anforderungen entsprechend mit den modernen Maschinen versehen, präsentiert sich der große Buchbindersaal bereits als eine recht stattliche Werkstätte, der manch schönes Buch seine äußere Ausstattung verdankt.

Nicht unerwähnt lassen dürfen wir die Werkstätten, wo für den Bilderschmuck der Bücher und Zeitschriften von Brüdern gearbeitet wird, die sich in demselben Gebäude befinden.

Den Fleiß all der erwähnten Werkstätten nimmt zu ebener Erde der große Lager- und Packraum auf. Von da wird den Lesern der Steyler Schriften durch Brüder regelmäßig das Gewünschte zugesandt. Den schriftlichen Verkehr mit den Lesern und Beförderern der Drucksachen unterhält eine Anzahl geschulter Laienbrüder, die auf der gut eingerichteten Schreibstube ihrer anstrengenden Thätigkeit obliegen. Schließlich ist noch in einem Zimmer am großen Einfahrtsthore Gelegenheit geboten, außer den Steyler Büchern auch solche fremder Verlage zu kaufen (Buchhandlung*), während das angrenzende Museum mit allerlei Gegenständen aus verschiedenen Naturreichen der Missionsgebiete: China, Togo und Deutsch Neu-Guinea dem freundlichen Besucher zu gegebener Zeit offen steht.

Daß für den Betrieb so vieler Maschinen notwendigerweise an gute Dampfkessel und eine gute Dampfmaschine gedacht werden mußte, ist leicht begreiflich. Zwei Steinmüller Röhrenkessel verschaffen denn auch einer Maschine von 100 Pferdekräften**) die Triebkraft für alle größeren und kleineren Arbeitsmaschinen in der Druckerei, Stereotypie, Buchbinderei, Wäscherei, Mühle und Schreinerei und dazu den Dampf für Bäckerei, Küche und Wärmeheizung.

Ein jeder Besucher des Werkhauses wird mit Genügen den Arbeiten der Missionsbrüder folgen, die einzeln zwar mit vielerlei beschäftigt, alle zusammen aber dem einen großen Werke Talent und Kräfte widmen: der Ehre Gottes und dem Heile der Seelen."

10. Die Steyler Zeitschriften.

Nachdem wir von der Missionsdruckerei gesprochen, kommen wir jetzt zu den Erzeugnissen derselben. An erster Stelle stehen die drei Zeitschriften: „Kleiner Herz-Jesu-Bote", „Stadt Gottes" und „St. Michaelskalender".

Der Kleine Herz Jesu-Bote hat mit der September-Nummer 1898 seinen 25. Jahrgang vollendet. Ent-

*) Die für uns erforderliche kirchliche Erlaubnis zum Verkauf der Bücher wurde vom hl. Stuhle in Rom erbeten und erlangt.

**) Genannte Dampfmaschine wurde im Frühjahr 1899 bezogen; am 14. April lief sie zum erstenmal. Ihre höchste Leistungsfähigkeit ist 150 Pferdekräfte.

standen im Januar 1874, wurde er zuerst in der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn gedruckt. Als diese wegen zu vieler Arbeit kündigte, ward das die Veranlassung zur Gründung der Missionsdruckerei im Dezember 1875.

Erster Redakteur war unser hochw. P. Generalsuperior. Im Jahre 1878 übernahm P. Wegener die Redaktion und führte sie mit einer zweijährigen Unterbrechung bis Oktober 1898, wo er sie an P. Hahn abtrat.

Anfangs hatte der „Herz Jesu-Bote" 4—6000 Abonnenten. Im Laufe der Zeit erhielt er mehr und mehr und hat gegenwärtig über 50000 Abnehmer.

Mit Zunahme der Abonnenten hat er sich auch vergrößert. Während er in den ersten Jahren jeden Monat eine achtseitige Nummer brachte, ist seit Oktober 1899 eine sechzehnseitige Nummer daraus geworden.*) Jährlich wird in zwangloser Reihenfolge eine Beilage unter dem Titel „Komm Hl. Geist hernieder" angefügt; die erste erschien Juni 1887.

Der „Kleine Herz-Jesu-Bote" ist als Organ unserer Genossenschaft zu betrachten und bringt außer einem kurzen religiös-unterhaltenden Teile hauptsächlich Mitteilungen aus unseren Missionen und europäischen Häusern. In seiner Bescheidenheit nannte er sich zwar bisher kleiner Bote, doch glauben wir mit Recht behaupten zu dürfen, daß er recht segensreich gewirkt hat und daß manche ihm die erste Anregung, sich dem heiligen Missionswerke zu widmen, verdanken.

Die „Stadt Gottes" ist unsere zweite Monatsschrift; ihre erste Nummer erschien am 1. Januar 1878. Jede Woche wurde eine Nummer von acht Seiten größten Formates herausgegeben; je zwei Nummern kamen in einem Hefte alle vierzehn Tage zum Versandt.

Da die hiesige Druckmaschine für das Format zu klein war, so wurde die Zeitschrift bei Bogaerts in Her-

*) Weil man diese Monatsschrift jetzt doch nicht gut mehr klein nennen kann, soll sie mit dem neuen Jahrgang, Oktober 1900 beginnend, den Titel „*Steyler* Herz-Jesu-Bote" führen.

Versandraum in St. Michael.

zogenbusch gedruckt, bis der sechste Jahrgang (1883) in kleinerem Formate erschien. Bei dieser Gelegenheit wurde der Abonnementspreis von 8 Mark auf 4 Mark dann Oktober 1887 (11. Jahrgang) auf 3 Mark herabgesetzt. Das kleinere Format ist geblieben, an Menge des Inhaltes aber hat die Zeitschrift bedeutend gewonnen. Der Jahrgang 1883 war 20 Hefte von je 16 Seiten stark; der jetzige umfaßt 12 Hefte von je 48 Seiten.

Die „Stadt Gottes" will eine „fesselnde, jedoch gefahrlose Unterhaltung, mannigfache Belehrung und dazwischen auch religiöse Anregung in angenehmer Form bieten. Zunächst ist sie für die breiten Schichten des katholischen Volkes bestimmt, jedoch so edel volkstümlich geschrieben, daß sie auch in vornehmen Häusern gehalten wird." Sie ist ihrer Aufgabe, dürfen wir wohl sagen, gerecht geworden und bietet nicht nur eine angenehme und lehrreiche Lektüre, sondern auch recht viele (in jedem Heft ca. 50) interessante bildliche Darstellungen.

Der St. Michaels-Kalender begann 1880 seinen ersten Jahrgang. Veranlaßt wurde sein Erscheinen durch Herrn E. Kolbe in Berlin, der selbst einige Jahre die Herausgabe besorgte. Der Jahrgang 1891 bot sich zuerst in doppel-großem Formate dar, das er beibehalten hat. Unter dem Schutze seines heiligen Patrons hat er sich durch Inhalt und Ausstattung in den verflossenen zwanzig Jahren recht viele Freunde in Deutschland, Österreich, der Schweiz und in Nord- wie auch in Süd-Amerika erworben. Auch er will in Wort und Bild das Gute fördern und von der Missionsthätigkeit der Genossenschaft berichten.

Eine Ausgabe in holländischer Sprache erscheint unter dem Titel St. Michaels-Almanak.

Redakteur der „Stadt Gottes" war im Jahre 1878 der P. Generalsuperior, dann bis zu Nr. 7. Jahrgang 1889 P. Johannes Janssen, der die Redaktion an P. Abel abtrat. Letzterer führt sie weiter, wie auch die des St. Michaels-Kalenders.

II. Der Steyler Verlag.

In den ersten Jahren bildete die Herstellung der drei vorhin genannten Zeitschriften und der Rosenkranzzettel die Hauptarbeit der Missionsdruckerei. Erst vom Jahre 1880 an konnte der Buchdruck betrieben werden, und auch da zunächst nur nebenbei. Das erste Buch unseres Verlags erschien in genanntem Jahre unter dem Titel „Peter de Vineis", eine historische Novelle. Verfasser ist der jetzige Domkapitular in Limburg, Dr. Matthias Höhler. Im letzten halben Decennium belief sich die Jahresproduktion auf 15 bis 20 Bücher.

Die meisten Verlagswerke der Missionsdruckerei haben, dem Zwecke dieser entsprechend, einen religiösen Charakter, weshalb die ascetische Litteratur nicht zwar ausschließlich, aber doch stark vertreten ist. Der neueste, 64 Seiten umfassende Verlags-Katalog (Ausgabe 1900) weist folgendes Inhaltsverzeichnis auf:

A. Religiöses: 1. Betrachtung und geistliche Lesung für Priester und Ordensleute. 2. Betrachtung und geistliche Lesung zum allgemeinen Gebrauch. 3. Gebetbücher. 4. Betrachtungs- und Gebetbücher. 5. Kleinere Erscheinungen.

B. Unterhaltendes und Belehrendes: 1. Romane und Erzählungen. 2. Gedichte. 3. Natur- und Völkerkunde. 4. Apologie, Sociales. 5. Lebensbilder. 6. Zeitschriften.

C. Kunstverlag: 1. Unveränderliche, nie verbleichende Pigment-Photographien. 2. Große lithographische Farbenbilder. 3. Statuen ꝛc.

Die vorstehend im allgemeinen verzeichneten Bücher fanden durchgehends eine günstige Beurteilung.

Die Missionsdruckerei ist jedoch keineswegs nur darauf bedacht, ihre eigenen Verlagswerke abzusetzen, sondern bemüht sich auch, gediegene Werke anderer katholischer Verläge zu empfehlen und Bestellungen darauf entgegenzunehmen. Sie gibt zu diesem Zwecke einen mit vieler Mühe zusammengestellten und sorgsam ausgewählten Sortiments-Katalog heraus, der wie auch der Verlags-Katalog gratis versandt wird.

12. Der Buntdruck.

Überblickt man die Dinge, welche in den verflossenen 25 Jahren in unserer Genossenschaft zur Ausbildung gelangt sind, so muß man sagen: das Allermeiste war von ihr nicht beabsichtigt; aber durch allerlei Umstände ist sie dazu veranlaßt und gedrängt worden. Der fromme Christ sieht in dergleichem die führende Hand des Herrn; denn er weiß, daß ohne dessen Willen kein Haar von seinem Haupte fällt. Handelt es sich aber um Dinge, die in der Folge sich wichtig und bedeutungsvoll in religiöser Beziehung erweisen, so darf man nicht ermangeln, die leitende Hand der Vorsehung in besonderer Weise darin zu erkennen.

So erging es der Steyler Genossenschaft in vielen Dingen, so auch im Buntdruck, der uns hier beschäftigt. Derselbe war von Anfang an nicht beabsichtigt; aber da viele anderwärts erscheinende Kalender jährlich ein Bild in Buntdruck brachten, so wurden wir genötigt ebendasselbe zu thun, um den St. Michaels-Kalender jenen ebenbürtig auszustatten. Die ersten Versuche geschahen im Jahre 1891. Ein Bild des hl. Joseph wurde in vier verschiedenen Farben auf einer gewöhnlichen Buchdruck-Zweifarbmaschine hergestellt und dem Kalender für 1892 beigelegt. Das Ganze ließ viel zu wünschen übrig. Auch in den beiden folgenden Jahren (Bild der hl. Rosenkranz-Königin und Mutter vom guten Rat) waren die Resultate mangelhaft. Da drang Br. Lukas*) (Joseph Kolzen) auf Anschaffung einer lithographischen Presse, auf der die Bilder nicht von Zink-Klischees, sondern von Kalksteinen gedruckt würden. Der Antrag stieß auf Schwierigkeiten, weil wir keinen gelernten Lithographen unter den Brüdern besaßen. Allerdings waren solche ja für Geld wohl zu gewinnen; doch ist ein längerer Aufenthalt weltlicher Personen in einem religiösen Hause in der Regel dem klösterlichen Geiste nicht förderlich. Ein

*) Derselbe hat, bevor er in Steyl eintrat (17. März 1883), mehrere Jahre die Malerakademie in Düsseldorf besucht und seit der Zeit seines Aufenthaltes in Steyl manches Originalbild gezeichnet und gemalt.

solcher Weg ist, wie die Erfahrung zeigt, ein höchst zweifelhafter, um Brüder zu bilden, die zugleich gut und kunstfertig sind. Hätte es sich als geeignet erwiesen, so wäre es viel leichter gewesen, Kenntnisse und Fertigkeiten zu pflegen und zu unserm Eigentum zu machen.

So auch hier. Drum mußte man auf jenen Weg verzichten. Nun regte Br. Lukas die lithographische Herstellung der Bilder an. Es wurde ihm entgegnet, es wäre ja keiner im Hause, der das verstände, und es ginge auch nicht, jemand für Lohn anzustellen. Darauf erklärte er, er glaube annehmen zu dürfen, daß er schon fertig würde, wenn er nur einmal für einen Tag eine lithographische Druckerei besuchen könnte.

Diesem Worte wurde geglaubt. Der Bruder fand Zutritt in einer Anstalt; die lithographische Presse wurde angeschafft, und der Erfolg entsprach seinen Versicherungen. Das erste i. J. 1894 auf unserer Steindruckpresse hergestellte Bild „Jesus und Johannes" wurde in den St. Michaels-Kalender für 1895 aufgenommen. Dasselbe wurde alsdann mit einer Umrandung als Kommunionandenken gedruckt. Im Frühjahre 1895 verließ als drittes Bild das „U. L. Frau von der immerwährenden Hilfe" in sechszehn Farben ausgeführt die Presse. Dieses Bild wurde bereits von der Köln. Volksztg. als „in technischer Hinsicht ganz tadellos" bezeichnet. Im übrigen beschränkte sich die Arbeit unserer Lithographie fast ausschließlich auf die Herstellung des Kalenderbildes; doch hoffen wir, daß es im nächsten Jahre, nach Aufstellung einer zweiten Druckmaschine, möglich sein wird, auf dem Gebiete des Farbendruckes eine größere Produktionsfähigkeit zu entwickeln.

13. Die Photographie.

Längst bevor im Missionshause zu Steyl das erste Gesuch eines Photographen um Aufnahme als Bruderpostulant einlief, hatte man dort den lebhaften Wunsch gehegt, irgend jemand zu haben, der die Kunst des Photographierens verstände. Es ist ja eine gewisse Notwendigkeit,

in den Missionen jemand zu haben, der photographische Aufnahmen machen kann, um in Europa Ansichten von Missionsstationen, Eingeborenen usw. zu erhalten, die auch in den Zeitschriften gute Verwendung finden werden.

In den ersten 80er Jahren wurden deshalb von verschiedenen Alumnen Versuche ohne Lehrmeister gemacht, die aber nicht zufriedenstellend ausfielen. Da nahm im Jahre 1882 der Photograph Hubert Patzak aus Heinsberg in Steyl an den hl. Übungen teil. Er bot sich an, demnächst auf einige Tage zurückzukommen und die betreffenden Alumnen im Photographieren zu unterweisen. Diesen Besuch wiederholte er einige Male in den folgenden Jahren, bis er im November 1885 selbst als Postulant bei uns eintrat und später den Namen Br. Seraphim empfing. Er bildete Lehrlinge aus und erhielt so mit der Zeit mehrere Gehilfen. Ihre Hauptbeschäftigung bestand, und ist es auch jetzt noch, in der Anfertigung von Photographien religiöser Darstellungen. Zwei der ersten Bilder waren „Die schmerzhafte Mutter" und „Die Rosenkranzkönigin".

Infolge des Einflusses, welchen das Licht auf Photographien ausübt, verblassen dieselben nach und nach. Deshalb hat Br. Seraphim das sogenannte Pigment- oder Kohleverfahren, welches erst vor wenigen Jahren aufkam, versucht und auf diese Weise schöne haltbare Photographien*) hergestellt.

Zur Zeit ist in jeder unserer Missionen wenigstens einer, der zu photographieren versteht.

14. Kleine Artistik.

Mögen unsere Leser es uns nachsehen, wenn wir uns bemühen, in der Schilderung der Thätigkeit unserer Brüder eine gewisse Vollständigkeit zu erzielen. Wir wissen aus Erfahrung, daß dies unsern Gönnern Freude bereitet. Außerdem haben diese Mitteilungen, als aus den ersten 25 Jahren herrührend, später größeres Interesse. Es

*) Der Verlags-Katalog gibt näheren Aufschluß.

solcher Weg ist, wie die Erfahrung zeigt, ein höchst zweifelhafter, um Brüder zu bilden, die zugleich gut und kunstfertig sind. Hätte es sich als geeignet erwiesen, so wäre es viel leichter gewesen, Kenntnisse und Fertigkeiten zu pflegen und zu unserm Eigentum zu machen.

So auch hier. Drum mußte man auf jenen Weg verzichten. Nun regte Br. Lukas die lithographische Herstellung der Bilder an. Es wurde ihm entgegnet, es wäre ja keiner im Hause, der das verstände, und es ginge auch nicht, jemand für Lohn anzustellen. Darauf erklärte er, er glaube annehmen zu dürfen, daß er schon fertig würde, wenn er nur einmal für einen Tag eine lithographische Druckerei besuchen könnte.

Diesem Worte wurde geglaubt. Der Bruder fand Zutritt in einer Anstalt; die lithographische Presse wurde angeschafft, und der Erfolg entsprach seinen Versicherungen. Das erste i. J. 1894 auf unserer Steindruckpresse hergestellte Bild „Jesus und Johannes" wurde in den St. Michaels-Kalender für 1895 aufgenommen. Dasselbe wurde alsdann mit einer Umrandung als Kommunionandenken gedruckt. Im Frühjahre 1895 verließ als drittes Bild das „U. L. Frau von der immerwährenden Hilfe" in sechszehn Farben ausgeführt die Presse. Dieses Bild wurde bereits von der Köln. Volksztg. als „in technischer Hinsicht ganz tadellos" bezeichnet. Im übrigen beschränkte sich die Arbeit unserer Lithographie fast ausschließlich auf die Herstellung des Kalenderbildes; doch hoffen wir, daß es im nächsten Jahre, nach Aufstellung einer zweiten Druckmaschine, möglich sein wird, auf dem Gebiete des Farbendruckes eine größere Produktionsfähigkeit zu entwickeln.

13. Die Photographie.

Längst bevor im Missionshause zu Steyl das erste Gesuch eines Photographen um Aufnahme als Bruderpostulant einlief, hatte man dort den lebhaften Wunsch gehegt, irgend jemand zu haben, der die Kunst des Photographierens verstände. Es ist ja eine gewisse Notwendigkeit,

liegt uns dabei ferne, auf diese Arbeiten besonderes Gewicht zu legen, wenn wir auch nicht verkennen, daß dieselben für die Förderung des Ganzen auch ihre nicht zu verkennende Bedeutung haben. Das hat sich denn auch, namentlich bei der Ausschmückung der Kirchen in St. Michael und St. Gabriel gezeigt. Ebenso wurde auf ähnliche Weise bereits begonnen für die Missionskirchen der Gesellschaft im Auslande thätig zu sein. Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir über das einzelne berichten:

1. Glasmalerei. Es war im Jahre 1890, als unser hochwst. P. Generalsuperior erfuhr, daß Br. Seraphim vor Jahren, wenn auch nur für eine kurze Zeit, in einer Glasmalerei-Anstalt gelernt habe. Sogleich beauftragte er ihn daher, für die Chorfenster der Engelkirche in Steyl, welche nur gewöhnliches Fensterglas enthielten, schöne Glasgemälde anzufertigen. Obwohl der Bruder versicherte, daß er wohl an der Herstellung einfacher Teppichfenster gearbeitet habe, nicht aber an schwierigen bildlichen Darstellungen, so machte er sich doch auf erhaltenen Zuspruch mit Gottvertrauen ans schwierige Werk. Das mittlere Fenster in der Chorapsis der Oberkirche sollte zuerst in Angriff genommen werden und im mittleren Felde die Figur des hl. Erzengels Michael, in den beiden Seitenfeldern die Bilder des hl. Apostels Petrus und des hl. Bonifacius erhalten. Den Entwurf für diese Darstellungen lieferte der Maler und Bildhauer J. Heß. Das Werk gelang, wenngleich anfangs die Schwierigkeiten nicht ausblieben, da nicht nur das Malen der Figuren auf Glas gelernt werden mußte, sondern auch noch das Brennen der bemalten Gläser. Am Michaelsfeste 1891 waren die hübschen Glasgemälde schon ins Fenster eingesetzt. Nach und nach erhielten dann auch die übrigen Fenster der Oberkirche die für sie bestimmten Engel- und Heiligen-Figuren.

Bei der Anfertigung dieser Glasgemälde waren mehrere Brüder behilflich. Dadurch ist es uns möglich geworden, auch in St. Gabriel eine Glasmalerei und -Brennerei ein-

zurichten und die Fenster für die neue Hl. Geist-Kirche selbst herzustellen.

2. Mosaikarbeiten sind in Steyl als Schmuck der Grotten und der Stationen des heiligen Kreuzweges zur Anwendung gekommen. Wenn auch nur ganz gewöhnliches Material dazu benutzt wurde, so erfüllen dieselben doch ihren Zweck.

Größeren Fleiß verwandte man auf die Mosaikarbeiten an der Hl.-Geist-Kirche in St. Gabriel. Wir berichteten darüber auf S. 168 und erwähnten dort schon, daß einer der dortigen Brüder sich zur Erlernung dieser Kunst einige Zeit in einer Mosaikfabrik aufgehalten. Von ihm haben andere Brüder gelernt, so daß auch diese Arbeiten fortgeführt werden können.

3. Bildhauerei. Daß auch diese Kunst bei uns gepflegt wird, kann nicht befremden; ist doch an den Kirchen der Genossenschaft, sowohl außerhalb wie innerhalb manche Bild- bez. Steinhauerarbeit (Altäre, Statuen, Kapitäle und sonstige Ornamentik) recht passend anzubringen. In einem würdig ausgestattetem Gotteshause betet man ja lieber und andächtiger. Auch ist es wichtig, daß unsere Zöglinge und Alumnen, wie auch unsere Brüder die Wohlthat eines solchen aus eigener Erfahrung kennen lernen. So werden sie später in der Mission auch selbst für möglichst würdige Ausstattung der Kirchen und Kapellen Sorge tragen. Natürlich läßt sich die Ausschmückung der Kirchen mit Skulpturen auch eher bewerkstelligen, wenn sie von Brüdern angefertigt werden können und nicht um hohen Preis beschafft zu werden brauchen.

Das Steyler Missionshaus erhielt im Herbste 1889 einen Bildhauer in dem Bruderpostulanten Hermann Egner, späteren Br. Johannes Bapt. Derselbe versteht auch das Modellieren und Formen. So hat er Gipsbilder hergestellt, z. B. einen Jesusknaben und eine Hl.-Geist-Tafel, welche von einem anderen Bruder polychromiert werden und in den Verlag der Missionsdruckerei mit aufgenommen sind.

15. Die Handwerkstätten unserer Häuser.

Noch wichtiger als diese vorgenannten Werkstätten waren für die Genossenschaft die eigentlichen Handwerke. Wie notwendig sind ja in jedem größeren Hause Tischler, Schlosser, Klempner, Schneider, Schuhmacher und Bäcker! Darum dankte man Gott dem Herrn, als Er dem Steyler Hause Brüder schickte, welche diese Handwerke verstanden. Da hieß es, Werkstätten für sie einzurichten, das nötige Material und Handwerkszeug herbeizuschaffen und für gute Ordnung bei den Arbeiten zu sorgen. Ist alles das vorhanden, so baut sich leichter und lebt sich leichter. Für Häuser, die neu gegründet wurden, war es sogar das allererste, Werkstätten für die Holz- und Metallarbeiter herzustellen.

Alle die verschiedenen Werkstätten erfordern schon ziemlich viel Raum und das noch um so mehr, wenn auch die Maschinenkraft zur Anwendung kommen soll. Sie wurde in Steyl ziemlich spät eingestellt, dafür aber in den folgenden Häusern um so früher. In Heiligkreuz war die Anschaffung einer Dampf-Lokomobile beinahe eines der ersten Dinge. Auf dem Wendelinushof fand sich bereits eine solche vor. Hat man Dampfkraft, so kann man, wenn das Holz in der Nähe ist, auch ein Sägewerk anlegen und die Balken und Bretter selbst schneiden. Hobelmaschine und Bandsäge vereinfachen die vielen Arbeiten beim Ausbau eines Hauses außerordentlich. Auch in der Schlosserei, sowie in der Bäckerei und im Waschhause erleichtert die Dampfmaschine alle Arbeiten. In mehreren Häusern der Genossenschaft wurde auch eine Mehl-Mühle angelegt und selbst der Kaffee durch Dampfkraft gemahlen.

Einen erbaulichen Eindruck aber macht es, wenn man durch all diese Klosterwerkstätten geht und überall das hl. Kreuz und Heiligenbilder wahrnimmt. Auch bei der Arbeit geht es nicht sklavisch; denn kaum schlägt die Viertelstundenuhr, die sich in den Werkstätten befindet, so beginnt der Vorsteher das bekannte Gebet zu sprechen. Und

nicht nur das, sondern ebenso wird auch zu Beginn der Arbeit ein Gebet gesprochen. So sieht man, daß die Arbeiter Klosterleute sind. Sie arbeiten um Gottes willen, nicht um Geldgewinn, und heiligen ihre Arbeit durch Gebet.

Was übrigens die Zahl der verschiedenen Handwerke und Beschäftigungen angeht, so ist diese sehr groß und würde, wenn wir alle aufzählen wollten, die Zahl vierzig übersteigen. Daraus auch ersieht man, welche Räume ein großes Haus erfordert, wo für alles dieses gesorgt sein muß. So ist ein Missionshaus eine Welt im kleinen; und dies ist auch nötig, da ja für die Missionen manches aus Europa beschafft werden muß und zudem Laienbrüder, wenn sie ein Handwerk gut gelernt haben, in der Mission von großem Nutzen sind.

XVI. Die Dienerinnen des Hl. Geistes.

1. Warum Schwestern in der Mission nötig sind.

Wie der Mann, so soll auch das Weib im Dienste des Herrn arbeiten. Auch auf dem Felde der Missionen ist die Mitarbeit der Frauen notwendig. Es ist ja nicht gut, daß der Missionar mit dem weiblichen Geschlechte sich mehr abgebe, als sein hl. Dienst verlangt; der Rest der Arbeit gebührt den Frauen.

Ganz anders ist hierbei das Verfahren auf katholischer, als auf protestantischer Seite. Der nicht katholische Missionar erscheint entweder sogleich mit einem Eheweibe in der Mission, oder er kommt nach seiner ersten oder zweiten Europareise in Begleitung eines solchen zurück. Nicht so der katholische Missionar. Er fesselt sich nicht durch eheliche Bande; er lebt im Cölibate. Und die Frauen, die in der katholischen Mission für das weibliche Geschlecht leben und wirken, sind Klosterschwestern, die sich ebenso wie er im jungfräulichen und klösterlichen Stande Gott dem Herrn geweiht haben.

Auch in Steyl erkannte man schon sogleich bei der Gründung des Missionshauses, wie nötig Missionsschwestern für eine gesegnete Thätigkeit in der Mission sein würden. Unser hochwst. P. Generalsuperior aber wollte mit der Gründung eigener Schwestern nicht eher vorgehen, als bis *der Finger* des Herrn sich deutlich zeigen würde.

Am 5. und 6. Nov. 1877 beehrte Mgr. Comboni in Begleitung von Pfarrer Nöcker aus Köln, dem Präsidenten des Negervereins, das Missionshaus mit seinem Besuche. Er ist der Stifter des veroneſischen Missionshauses und war kurz vorher zum Bischof geweiht und zum Apostol. Vikar von Zentralafrika ernannt worden. Ihm legte der Generalsuperior Janssen die Frage vor: „Ist es besser, eigene Schwestern für unsere Missionen heranzuziehen, oder darauf zu denken, uns solche anderswoher zu beschaffen?“ Mgr. Comboni riet entschieden zum ersteren. „„Denn““, sagte er, „„so können Sie dieselben eigens für die besonderen Bedürfnisse Ihrer Missionen ausbilden und brauchen nicht für alles und jedes der besonderen Missionsverhältnisse in Unterhandlung mit der Generaloberin zu treten.““ P. Generalsuperior war geneigt, dieser Ansicht beizutreten, wollte sich aber vorläufig abwartend verhalten. „Wir wollen es nicht,“ sagte er, „wenn Gott es nicht will. Wenn Er es aber will, wird Er es zeigen und uns die Personen zuführen, die geeignet scheinen, mit ihnen den Anfang zu machen. Jedoch wollen wir sie dann erst gut prüfen, zunächst aber alles Weitere ruhig abwarten.“

2. Die ersten Samenkörner der göttlichen Vorsehung.

Es ist gut, in allen Dingen die Führungen der göttlichen Vorsehung abzuwarten. Besonders gilt dieses von wichtigen und schwierigen Dingen, die ohne Gottes besondere Hilfe keinen guten Ausgang haben können. Da muß man sich gedulden, bis Gott der Herr Selbst als Säemann auftritt und die Samenkörner ausstreut, aus denen nach Seinem heiligsten Willen die Frucht hervorgehen soll. Zu diesen Samenkörnern gehören die Umstände, die Er herbeiführt, und die Personen, die Er sendet, sei es für dauernde, sei es für zeitweilige Mitwirkung.

Es war im Oktober 1881, als der P. Generalsuperior von einer Bauerntochter, der Jungfrau Helena Stollenwerk, der späteren ersten Vorsteherin Schwester Maria, gestorben am 3. Februar 1900, ein Schreiben erhielt. Dasselbe war vom 24. Oktober datiert und kam aus dem kleinen Orte Rollesbroich, Pfarre Simmerath im Regierungs-

bezirk Aachen. Wir führen aus demselben folgende Stellen an. Fräulein Stollenwerk schrieb:

„Dem Verlangen meines Beichtvaters entsprechend, erlaube ich mir, Ihnen, ehrwürdiger Vater, einen kurzen Abriß über meinen Lebenslauf zu geben. Zugleich bitte ich mit zuversichtlicher Hoffnung, daß, wenn Sie glauben, den Willen Gottes zu erkennen, Sie sich gütigst für mich verwenden wollen.

In früher Kindheit, da ich die verschiedenen Wirkungen des Berufes noch nicht zu unterscheiden wußte, hörte ich mitunter oder las in den Vereinsheften der hl. Kindheit von der Bekehrung der Heiden. Dabei fühlte ich jedesmal ein heftiges Verlangen, an der Bekehrung der armen Heiden mitwirken zu können. Jedoch glaubte ich, es sei nicht möglich, die Reise in ein so weites Land anzutreten und die fremde Sprache zu erlernen.

Auf einmal fand ich in einem Vereinsheftchen, daß P. Horner eben damit beschäftigt sei, drei französische oder italienische Schwestern in der chinesischen Sprache auszubilden.

Darüber wurde ich hocherfreut, indem ich hoffte, wie es denen möglich sei, so könnte es auch mir möglich werden. Und seitdem glaube ich, nie ein anderes Verlangen gehabt zu haben.

Ich sagte meinem Beichtvater längere Zeit nichts davon, weil ich fürchtete, er möchte es für Einbildung halten. Als ich ihm aber in der Zeit, wo man anfing die Jesuiten zu vertreiben (1873), mein Verlangen offenbarte, da hielt er mir dieses vor und sagte, so würde man nach und nach alle Orden auszutreiben suchen.

Ich schwieg darauf kurze Zeit; dann wiederholte ich meine Bitte, denn es war mein fester Entschluß, ganz und ungeteilt Gott in klösterlicher Einsamkeit zu dienen, mit Seinem Beistande an dem Heile der armen Heidenkinder zu arbeiten und Blut und Leben für Seinen hl. Glauben hinzugeben.

Der Beichtvater schien mein Verlangen zu billigen, indem er bei den vielen und großen Hindernissen mich oft ermahnte, zu beten, daß Gott den Beruf mir bewahre. Auch verlangte er, ich solle mein Vorhaben den Eltern und dem Herrn Dechanten mitteilen.

Meine Eltern aber waren entschieden dagegen. Meine Mutter erklärte mir jedesmal, sie würde diese Trennung nicht überleben. Im letzten Frühjahr aber haben die Eltern mit schwerem Zagen ihre Zustimmung gegeben.

Der Herr Dechant meinte, ich solle noch zwei Jahre warten; wenn die Zeiten sich änderten, dann wolle er helfen. Seitdem sind schon zehn bis zwölf Jahre verflossen. Mitunter spricht er sehr dafür und dann auch wieder dagegen.

Der Gedanke, mein Leben vielleicht in der Welt hinbringen zu müssen, hat mich sehr oft in übergroße Traurigkeit versetzt. Ich glaubte besonders beim Gebete und beim Empfange der hl. Kommunion, mein Leben würde dann unglücklich und friedenlos verfließen.

Mein Beichtvater hat mir ungefähr zwei Jahre lang verboten, nicht mehr in den Vereinsheften zu lesen, und ferner, in zwei Jahren kein Wort mehr über den Ordensstand zu sprechen, auch nicht einmal in der Beichte. Es war mir nur erlaubt, Gott um diese Gnade zu bitten.

Ehrwürdiger Vater, ich bitte, so dringend ich nur bitten kann, nehmen Sie sich doch meiner um der Liebe Gottes willen an. Was mich betrifft, so ist es mir einerlei, wo mir die Aufnahme ermöglicht wird, sei es auch, daß ich gleich nach China gesandt werde, wenn nur der rechte Ordensgeist im Kloster herrscht. Ich bin gesund und 28 Jahre alt.

Ihrem frommen Gebete mich empfehlend, verbleibe ich in der Liebe Jesu und Mariä Ihre ergebene Helena Stollenwerk."

Das war ein Schreiben, welches der Bittstellerin alle Ehre machte. Indessen war die Zeit noch nicht gekommen, tiefer darauf einzugehen. Deshalb antwortete der P. Generalsuperior, er kenne keine deutsche Genossenschaft von Missionsschwestern; es sei möglich, daß vom Missionshause aus eine solche gegründet würde, aber das könne erst dann geschehen, wenn man noch deutlicher den hl. Willen Gottes in dieser Sache erkannt hätte. Er kam soweit entgegen, daß er es der Bittstellerin freistellte, wenn sie es wünsche, sich ihm in Steyl vorzustellen.

Sie kam denn auch im März 1882. Bei dieser Gelegenheit sagte ihr der P. Generalsuperior:

„Wenn Sie nach Steyl kommen wollen, kann ich Sie nicht anders aufnehmen, als in den Flügel des Hauses, wo die Schwestern der göttlichen Vorsehung wohnen, welche unsere Küche versehen, damit Sie diesen und dem Hause als Magd dienen. Es ist seit dem Jahre 1879 eine andere Jungfrau,

Theresia Sicke, als Magd dort wohnhaft und thätig. Sprechen Sie mit dieser. Wenn Sie in klösterlicher Weise zusammenleben und eine dafür passende Tagesordnung beobachten wollen mit Gebet, Betrachtung, Lesung bei Tisch und Stillschweigen bei der Arbeit: mir ist es recht. Aber obwohl es möglich ist, daß hier später eine Genossenschaft von Missionsschwestern entsteht, so kann ich vorläufig mich nicht binden und darf also auch nichts versprechen. Wenn die Genossenschaft nicht zustande kommt, so will ich Ihnen wohl, so weit ich kann, helfen, daß Sie in ein anderes Kloster kommen. Aber ich kann Sie vorläufig nur als Magd annehmen und muß Ihnen deshalb auch einen jährlichen Lohn festsetzen."

Die beiden Jungfrauen wurden miteinander eins, und als Fräulein Stollenwerk den anfänglichen Widerstand des Beichtvaters gegen die ihr angebotene Stellung als Magd besiegt hatte, trat sie am 29. Dezember 1882 ein und begann in Gemeinschaft mit Fräulein Sicke, der jetzigen Schwester Anna, ein eingezogenes und arbeitsames Leben nach der Art von Ordensleuten zu führen. Ein Klostergewand trugen sie nicht, sondern einfache dunkle Kleidung, die sich in etwa der einer Kloster-Postulantin näherte.

So lebten die beiden Jungfrauen fast sechs Jahre im Missionshause unter Aufsicht der „Schwestern der göttlichen Vorsehung" zusammen, aber nicht wie Mägde, sondern wie Schwestern. Keiner von beiden fiel es ein, den Lohn zu erheben, der ihnen jedes Jahr gebucht wurde. Wenn sie aber Kleider bedurften, so baten sie darum. Ebenso machten es jene, die nach ihnen kamen.

Im Laufe der Zeit fanden sich außer den Genannten noch folgende Jungfrauen dort ein:

3. Hendrina Stenmanns, die spätere Schw. Josepha und jetzige Vorsteherin der Missionsschwestern, eingetreten am 12. Februar 1884.

4. Gertrud Hegemann, die spätere Schw. Andrea, eingetreten am 4. März 1886, gegenwärtig Vorsteherin der Schwestern in Argentinien.

3. Prüfung und Bewährung.

Die Prüfungszeit der eingetretenen Aspirantinnen dauerte ziemlich lange, wie wir sehen werden, bis gegen

Ende 1890, und da war das Noviziat für sie noch nicht vorbei, sondern es begann erst die eigentliche Postulantenzeit. In der Küche des Missionshauses blieben alle bis zum Sommer 1888. Das war für die ältesten ein Zeitraum von sechs und mehr Jahren, in welchen sie hinreichend Gelegenheit hatten, sich in den gediegensten Tugenden, vor allem in der Demut und Geduld zu bewähren. Der P. Generalsuperior wunderte sich, daß in dieser ganzen langen Zeit keine einzige ein Zeichen von Ungeduld äußerte, weil es so lange dauere und das Kloster sich noch immer nicht zeigen wolle. „Auch nicht ein einziges Mal, äußerte er, fragte mich irgend eine von ihnen, ob sie nicht bald Hoffnung haben dürften, Schwestern zu werden. Dies flößte mir Vertrauen zu den Jungfrauen ein, und ich begann zu glauben, daß Gott der Hl. Geist sie berufe und nun zuerst diese Tugend der lautlosen Geduld und des stillen, zufriedenen Ausharrens in ihnen bewirke. Aber noch immer wartete ich zu, bis der göttliche Wille sich ganz deutlich zeige und zugleich geeignete Klosterräume für sie bereite." Die nächste Veränderung ihrer Lage aber trat im Sommer 1888 ein.

4. Das erste Heim.

Donnerstag den 12. Juli 1888 verließen die Schwestern der göttlichen Vorsehung das Missionshaus und räumten ihren Platz den Missionsbrüdern, welche seitdem die Küche versehen. Aber wo sollten nun die vier Jungfrauen bleiben? Jedoch Gott der Herr hatte gesorgt.

Wo jetzt das Missionsmuseum sich befindet und die Einfahrt zum Werkhause ist, standen damals zwei geringe Häuschen, bewohnt von Witwe Thürlings und zwei verheirateten Kindern. Als die brave Witwe starb, wurden die beiden Häuser und der daranstoßende Garten öffentlich verkauft. Und da von den ziemlich zahlreichen Kindern keines auf das Besitztum bot, wurde es vom Missionshause angesteigert. Die beiden Häuser waren klein und baufällig; alle Fluren waren von Steinbelag. Sie waren nicht mehr gut genug, um sie einer gründlichen Reparatur zu unterwerfen; aber mit einigen Veränderungen konnten sie

für einen kurzen Gebrauch notdürftig in Stand gesetzt werden. Diese also wurden für die vier Jungfrauen bestimmt.

Die beiden Häuser wurden miteinander verbunden; dann schritt man zu den notwendigsten Ausbesserungen. Ein Zimmer, welches Arbeitszimmer werden sollte, erhielt einen Flur von Brettern. Auch wurde ein ganz kleines Ansprachzimmer mit Gitter hergestellt. Als dieses alles fertig geworden war, erschien es den Jungfrauen als ein kleines Heiligtum und das um so mehr, als es einige, wenn auch entfernte Ähnlichkeit mit dem Stalle zu Beth-

Das „Klösterchen zu den drei Linden".

lehem habe. Darum freuten sie sich königlich, als sie dieses als eigenes, schon etwas mehr klösterliches Heim erhalten sollten. Und voll Dank gegen Gott zogen sie ein und dankten dem P. Generalsuperior von Herzen für die neue, wenn auch vorläufige Regel, die sie zugleich mit der neuen Wohnung erhielten. Die Zöglinge aber hatten alsbald eine Bezeichnung für das neue Anwesen gefunden. Weil drei Linden vor dem Hause standen, nannten sie es „das Klösterchen zu den drei Linden". Es hätte verdient, erhalten zu bleiben. Aber als später die Druckerei dort gebaut wurde, mußte es fallen; doch wurde es vorher noch von allen Seiten photographisch aufgenommen.

Die Jungfrauen bezogen Samstag den 19. Juli 1888 in aller Stille die neue Wohnung. Hatten sie bisher schon Betrachtung, Stillschweigen und Lesung bei Tische geübt, so wurde jetzt durch die neuen Regelbestimmungen die klösterliche Tagesordnung mehr vervollständigt. Freilich fehlte die Kapelle. Sie mußten also noch wie früher zur Missionskirche gehen, wo sie zu der für das Publikum bestimmten Thür hereinkamen und die letzten Bänke unter der Orgelbühne einnahmen. Im übrigen mußten sie recht wacker schaffen; denn sie hatten die Aufgabe, die schadhaft gewordene Wäsche des Missionshauses auszubessern, eine Arbeit, die recht fleißige und flinke Hände erforderte, um damit für die vier- bis fünfhundert Bewohner des Missionshauses durchzukommen. Aber Gott der Herr half ihnen, da alsbald zwei neue Petentinnen sich einfanden.

5. Die ersten klösterlichen Räume.

Sechszehn Monate waren die Jungfrauen im „Klösterchen zu den drei Linden," als Gott der Herr es fügte, daß für sie die ersten Räume sich boten, die als klösterlich gelten konnten.

Hundert Schritt südlich vom Missionshause liegt, ebenfalls fest an der Maas, ein von Mauern eingeschlossenes großes Haus mit einem geräumigen Garten. Es war Eigentum der Familie de Ryck, der zur Zeit der Gründung des Missionshauses wohl fast die Hälfte sämtlicher Grundstücke der Gemeinde Tegelen, wozu Steyl gehört, besaß. Der Vater starb 1875, kurz vor der Gründung des Missionshauses. Zur Zeit, als die Eisenbahn zwischen Gladbach-Venlo und Kempen-Venlo noch nicht existierte, war Steyl ein großer Warenstapelplatz, wo man Kohlen, Kalk und Steine holte, die aus Belgien kamen. De Ryck hatte Dampfschiffe auf der Maas, und er war es auch, der die Straße Steyl-Kaldenkirchen im preußischen Anteil ausgebaut hat, die später dem Missionshause so sehr zu gute kam. Als 1878 auch die Mutter starb, wurde der Grundbesitz versteigert. Zwei bis drei der Söhne blieben im mütterlichen Hause, wo noch ein Flügel angebaut wurde. Aber im Jahre 1882 verkauften sie alles an die Kapuziner der Provinz Lyon. Diese wohnten dort sieben Jahre

lang, bis sie im November 1889 nach Frankreich zurückkehrten. Alsdann vermieteten selbige das Besitztum an das Missionshaus Dieses aber überwies das Haus nebst einem Teile des Gartens den sechs Jungfrauen, welche am Abende des 7. Dezember 1889 dort einzogen.

Schwester Andrea beschrieb später in der Chronik des Klosters den Einzug in das neue Haus wie folgt:

„Im kleinen Häuschen waren wir sehr gern. Wir nahmen sozusagen ungern Abschied davon, als es hieß, wir sollten in das Kapuzinerkloster kommen, wir müßten dieser Tage ausziehen.

Es war an einem Samstag, den 7. Dezember 1889, am Tage vor dem Feste der unbefleckten Empfängnis Mariä, gegen Abend, als wir unser kleines, liebgewonnenes Bethlehem verließen, um in unser neues Heim zu ziehen. Wir hatten zuvor unsere ganze Gerätschaft zusammen eingepackt, sie war schon von den ehrw. Brüdern des Missionshauses zum Kapuziner-Kloster befördert worden. Des Nachmittags beichteten wir noch in der Missionskirche und hatten auch etwas mehr Zeit zum Beten, weil unsere Arbeiten aufgeräumt waren und wir erst gegen Abend einzogen.

Der hochw. P. Superior, P. Präfekt und P. Steger gaben uns das Geleite zum Kapuzinerkloster in folgender Weise: Die hochw. Patres gingen voraus, und wir sechs Mädchen folgten in einer Entfernung von einigen Schritten nach. Schw. Josepha und Schw. Maria waren die ersten; wir folgten. Wenn ich nicht irre, trug Schw. Anna ein kleines Kistchen mit Schwarzbrot unter dem Arm. Die Leute, die uns so ziehen sahen, schauten recht neugierig drein. Bei der Steyler Kirche herum standen mehrere Menschen, welche, da es Samstag war, vielleicht beichten wollten oder auch aus Neugierde gekommen waren, weil sie von unserm Umzug gehört. In der Kapelle beteten die hochw. Patres, wenn ich nicht irre, zusammen das Te Deum und Magnificat und einige andere Gebete."

Als die Schwestern sich etwas im neuen Hause gewöhnt, erkannten sie die eingetretene große Verbesserung. Sie hatten nun eine klösterliche Wohnung, und die Prüfungszeit war vorbei. Und so wurde auch die nächste Postulantin, Fräulein Maria Theisen, eine leibliche Schwester des P. August Theisen, nicht mehr als Magd, sondern als Schwester-Postulantin angenommen. Damit war die Sache

auch für die übrigen entschieden. Fräulein Theisen, die spätere Schwester Gregoria, trat am 31. Dezember 1889 ein.

6. Die erste eigene Kapelle.

Im neuen Heim fanden die Schwestern eine schöne Kapelle mit Fenstern zum Garten und zur Maas hin. Die guten Patres Kapuziner hatten sie hübsch und andächtig eingerichtet und alles so gelassen, wie es unter ihren Händen entstanden war. So bekamen die Schwestern ein häusliches Oratorium; aber die Erlaubnis, daß die hl. Messe dort gelesen werden konnte, hatten sie noch nicht.

Nun richtete der P. Generalsuperior eine Bittschrift an den hl. Vater und bat um die Erlaubnis, die hl. Messe dort feiern und das hlst. Sakrament dort einsetzen zu können. Der hochwst. Herr Bischof Boermans von Roermond unterstützte diese Bitte, und so wurde sie unter dem Datum des 6. Juli 1890 gewährt. Nachdem dann die Kapelle im Auftrage des hochwst. Herrn Bischofes vom Dechanten van den Winkel von Venlo kirchlich visitiert worden war, konnte von der gegebenen Erlaubnis Gebrauch gemacht werden.

Am Feste des hl. Joachim, Sonntag den 17. August 1890, las sodann der P. Generalsuperior die erste heilige Messe bei den Schwestern. Dabei hielt er eine Ansprache und reichte ihnen die hl. Kommunion. Wie freuten sich diese, daß nunmehr die Zeit für sie gekommen war, wo sie den lieben Heiland in ihrer Mitte hatten, mit ihm unter einem Dache wohnten und nicht mehr ihr Haus zu verlassen brauchten, um anderswo der Feier der heil. Messe beizuwohnen. Dieser Tag brachte ihnen auch das erste feierliche Hochamt, welches P. Steger feierte; weil aber die Schwestern den Chorgesang noch nicht verstanden, waren Zöglinge herüber gekommen, welche dabei sangen. Ferner war den ganzen Tag das hochwürdigste Gut ausgestellt, und zwei Beterinnen knieten immerdar vor Demselben.

Eine Schwester schrieb später über jene Tage: „Alle fühlten sich so glücklich, daß der liebe Heiland Wohnung bei uns genommen hatte. Wenn sie sich auch pflichtgemäß aus der Kapelle

entfernen mußten, so hielten sie sich doch, so weit sie konnten, möglichst nahe bei derselben. So wenn sie draußen gehend den Rosenkranz beten mußten, gingen sie gewöhnlich ganz nahe der Stelle, wo der Tabernakel war, auf und ab. Derselbe war nämlich, sowie der ganze Hochaltar, in einem von Glas rings eingeschlossenen, halbrunden Vorbau, der wenige Schritte in den Garten vorsprang. Wenn sie aber draußen die Handarbeiten verrichteten, so suchten sie ebenfalls einen Platz, wo sie bequem auf diese hl. Stelle schauen konnten, was leicht möglich war."

Das zweite Schwestern-Heim; jetzt Brüder-Noviziatshaus.

So Schwester Maria. Wahrscheinlich hat sie selbst dieses am meisten gethan, da sie eine eifrige Verehrerin des hl. Sakramentes war.

Im übrigen war dieses erste klösterliche Heim im Grunde noch ein Privathaus, wenn auch die Patres Kapuziner sich alle Mühe gegeben hatten, es in etwa klösterlich zu gestalten. Obendrein war es nur gemietet. Aber auch alles dies sollte durch die liebevolle Vorsorge Gottes noch besser werden.

7. Das Kloster Unserer Lieben Frau.

Kurz nachdem das Missionshaus gegründet war, kam die Austreibung aller Klöster Deutschlands, die nicht ganz mit der Krankenpflege sich beschäftigten. In Essen an der Ruhr bestand ein Kloster Unserer Lieben Frau von der Stiftung des hl. Petrus Fourier, welches sich mit Jugendunterricht beschäftigte. Dieses wurde von demselben Schicksale betroffen. Darum suchten und fanden seine Insassen in Steyl ein neues Heim. Sie kauften nämlich Haus und Garten der Geschwister Moubis, machten einen Erweiterungsbau nebst Kapelle, und nachdem sie noch etwas Land dazu gekauft, umgaben sie alles mit einer Mauer. Im Frühjahr 1876 kamen sie nach Steyl und richteten ihr Pensionat daselbst ein. Als sie im Jahre 1890 nach Essen zurückkehren durften, verkauften sie ihr Besitztum, 113 Ar groß, am 22. August an das Missionshaus. Dann räumten sie es im September, und die Missionsschwestern konnten nun einziehen. Schwester Josepha beschrieb den Einzug wie folgt:

„Samstag den 27. September 1890 sollten wir das ehemalige Kapuzinerkloster verlassen und in das Kloster Notre Dame (Unsere Liebe Frau) einziehen. Unsere Freude war groß, weil wir wieder mehr Hoffnung hatten, unserm Ziele näher zu kommen. Alles wurde geordnet und eingepackt. Einige Brüder schafften die Gerätschaften, Wäsche und dgl. hinüber. Auch die Schwestern gingen hinüber und bemühten sich, die Zimmer möglichst rein und sauber zu machen. Alles, was wir nicht mitnehmen durften, wurde an Ort und Stelle gesetzt. Der hochw. P. Holthausen war inzwischen unser Beichtvater geworden; nachdem wir alle gebeichtet, zogen wir abends zwischen 5 und 6 Uhr aus dem ehemaligen Kapuzinerkloster zu unserm neuen Klösterlein. Der hochw. P. Steger hatte mit einigen Zöglingen für die Ausschmückung der Kapelle auf das beste gesorgt: Wir aber hatten unsere schönsten Blumen dafür hergegeben.

Da der hochw. P. Superior schon seit einiger Zeit für das zweite Generalkapitel in St. Gabriel weilte, so wurde dem hochw. P. Steger die Freude zu teil, den lieben Heiland im allerheiligsten Altarssakrament in unser neues Klösterlein hinüberzutragen. Zwei

Laienbrüder mit brennenden Lichtern begleiteten Ihn. Wir zehn Schwestern aber erwarteten den lieben Heiland mit brennenden Kerzen an der Pforte des Klosters und begleiteten Ihn in die Kapelle, wo P. Steger uns den Segen mit dem Allerheiligsten erteilte und darauf eine ergreifende Anrede hielt. Weil es Samstagabend war, so wurden zuerst die Zellen aufgesucht, die notwendigsten Sachen hinaufgebracht und die Betten gemacht; das übrige ließen wir vorderhand ruhig liegen und stehen. Gegen acht Uhr brachte uns ein Bruder das Abendessen; es schmeckte uns vortrefflich, weil wir von dem vielen Wirtschaften sehr müde waren. Hierauf beteten wir unser Abendgebet und begaben uns dann zur Ruhe. Wie staunten wir, als wir am Sonntag Morgen nach dem Frühstück uns mal umsahen, was für ein großes und schönes Haus der liebe Gott für uns bestimmt hatte. Wie fanden wir da alles so gut und schön eingerichtet. Ganz besonders gefiel uns die Einrichtung an der Pforte. Wir sahen das Ansprachzimmer, wo wir von nun an mit den Fremden hinter dem Gitter sprechen sollten. Im Flur ist eine Drehrolle angebracht, wo die Sachen herein und herausgegeben werden. Die Pförtnerin spricht dort mit den Fremden und den Brüdern durch ein kleines Gitterchen, ohne von ihnen gesehen zu werden. Auch vieles andere im Hause und der große Garten gefiel uns sehr."

8. Weitere Fortschritte.

Nachdem die ersten Jahre der Prüfung vorüber waren, gab es von Jahr zu Jahr neue Fortschritte. So begann der P. Generalsuperior im Sommer 1890, als die Schwestern das heilige Sakrament im Hause erhielten, auch ihre Regel auszuarbeiten. Auf dem zweiten Generalkapitel von 1890 wurden die Grundzüge derselben des weiteren durchberaten und die nähere Fassung einer Kommission, bestehend aus dem P. Generalsuperior, seinem Bruder Johannes und dem P. Wegener, überlassen. Ersterer bearbeitete den Entwurf im Sommer 1891. Die genauere Festsetzung erfolgte in kommissarischer Beratung im September 1891.

Nachdem bis dahin in aller Stille für die Grundlegung der schwierigsten und solidesten Tugenden gearbeitet, die Schwestern in der Demut und Geduld vielfach geübt

und mit Absicht nur wenig berücksichtigt worden waren, hatte sich nunmehr auch die Zeit genaht, ihnen größere Aufmerksamkeit zuzuwenden, durch eingehende Vorträge sie für die Einkleidung vorzubereiten und auch die üblichen klösterlichen Formen mehr und mehr einzuführen. In der Klosterchronik schrieb eine Schwester:

„Nach seiner Rückkehr von St. Gabriel las der hochw. P. Superior am Schutzfeste des hl. Joseph die hl. Messe in unserer Kapelle. Nach dem Evangelium richtete er einige erbauende Worte an die Schwestern, in welchen er sie aufforderte, dem lieben Gott zu danken, daß Er so väterlich und gut für uns gesorgt habe, da wir dieses schöne und passende Haus erhielten; dafür sollten wir dem lieben Gott treu dienen und Ihn kindlich lieben. Nach dem Frühstück wurden dem P. Superior die neu eingetretenen Schwestern vorgestellt; er erteilte ihnen sowie auch den übrigen Schwestern den priesterlichen Segen und ermunterte sie zum Eifer im Dienste Gottes. Er besah sich auch die Einrichtung des Hauses. Zu unserer größten Freude teilte der hochw. P. Superior uns mit, daß er uns wöchentlich drei Vorträge halten würde; denn bis jetzt hatten wir noch keine besonderen Vorträge und selten eine Predigt gehabt."

Ein weiterer Fortschritt erfolgte durch die Einführung des Kirchengesanges bei den Schwestern. Den ersten Unterricht hierin erteilte der Studienpräfekt P. Wegener. Schwester Michaele (Adolfine Tönnies), früher Elementarlehrerin in Rensburg, setzte die Übungen fort und wurde Leiterin des Chores.

„Der hochw. P. Präfekt," schreibt eine Schwester, „gab sich alle Mühe, die Schwestern im Gesange immer mehr und mehr auszubilden. Lobsprüche regnete es gerade nicht, aber dieses diente dazu, sie mehr anzueifern. Die Schwestern übten sich fleißig und am Feste Petri und Pauli konnte das erste Hochamt gehalten werden. Dieses war eine große Freude für die Schwestern. Von nun an hatten wir fast an allen Festtagen Hochamt, und Sonntags in der zweiten hl. Messe wurden passende Lieder gesungen. Später hatten wir auch öfter Hochamt mit Leviten, weil damals im Missionshause noch die hl. Weihen gespendet wurden und es nicht an Subdiakonen und Diakonen fehlte. Als aber die höheren theologischen Studien nach St. Gabriel

verlegt wurden, hörte dieses auf; und wir betrachteten es als eine besondere Gnade, wenn wir wieder einmal Leviten-Hochamt hatten."

Auch die Kapelle, die anfangs sehr arm war, bekam während des Sommers 1892 mehr und mehr Schmuck, so vor allem eine Darstellung des Hl. Geistes, schwebend über dem göttlichen Heilande, der mit Seinem heiligsten Herzen auf der Brust dargestellt ist. Außerdem erhielten die Schwestern auch allmählich etwas Paramente und hl. Gefäße, woran sie bis dahin sehr arm gewesen waren.

Am Feste Mariä Himmelfahrt erfolgte ein Wechsel in der Vorsteherschaft. Während des Aufenthaltes der Schwestern im Steyler Missionshause war Schw. Maria Vorsteherin gewesen. Nach dem Einzuge in das „Klösterchen zu den drei Linden" im Jahre 1888 wurde es Schw. Josepha, während Schw. Maria als Assistentin ihr zur Seite stand. Am 15. August 1891 wurde es wieder umgekehrt; Schw. Maria wurde Vorsteherin der Missionsschwestern und blieb es, bis sie am 8. Dezember 1898 als Novizin der Klausurschwestern eingekleidet wurde.

Die Zahl der Schwestern war unterdessen ebenfalls gestiegen. Mit vier waren sie in das kleine Klösterchen gezogen (1888), zu sechs in das Kloster an der Maas (1889, 7. Dezember), zu zehn in das Unserer Lieben Frau (1890, 28. September); zu zwanzig aber waren sie, als zu Neujahr 1892 die erste Einkleidung bevorstand.

9. Die nahende erste Einkleidung.

Es war am 8. September 1891, als die Schwestern aus dem Munde des P. Generalsuperior vernahmen, daß der Tag der Einkleidung nahe.

„Am Feste Mariä Geburt", meldet die Chronik der Schwester Josepha, „teilte der hochw. P. Generalsuperior uns mit, falls kein Hindernis eintrete, werde die erste Einkleidung am Feste der unbefleckten Empfängnis sein. Er forderte uns auf, eifrig zu beten, damit alles nach Gottes heiligem Willen angeordnet werde. O wie die Schwestern sich freuten, als ihnen diese Nachricht zu teil wurde; denn sie hatten sich schon so lange Zeit

nach dem heiligen Ordenskleide gesehnt. Von welcher Form und Farbe es sein sollte, wußte keine von uns. Aber einige Tage nachher kam der hochw. P. Superior und brachte ein Bild zur Ansicht; es war die Abbildung einer Ordensfrau, dargestellt in blauem Kleide, blauem Skapulier und weißem Schleier. Nach diesem Bilde also sollte unsere Kleidung werden. Die Schwestern freuten sich sehr darüber."

Von letzterem Vorgange hörten wir noch einen ausführlicheren Bericht, den wir folgen lassen, da er verdient, zur Erinnerung für die Schwestern hier eine Stelle zu finden.

Der P. Generalsuperior hatte Br. Lukas beauftragt, ein Bild anzufertigen, worin die im Generalkapitel beschlossene Kleidung der Missionsschwestern zur Darstellung kommen sollte. Nachdem er es dem hochwst. Herrn Bischof vorgelegt und seine Genehmigung erhalten, ging er zu den Schwestern, die er ins Gitterzimmer eintreten ließ. Als sie sich versammelt, zeigte er ihnen die noch geschlossene Papierrolle und sagte ihnen:

„Ich habe hier etwas, das ich Ihnen zeigen wollte: können Sie nicht raten, was das ist?"

Sie baten ihn, es zu zeigen. Er that es und fragte „Was ist das?"

„„O,"" sagte Schwester Anna, „„das ist gewiß die Kleidung, welche wir bekommen sollen. Ein blaues Kleid! das ist ja schön. Man findet ja so oft die Mutter Gottes mit blauem Kleide dargestellt.""

„Gefällt Ihnen das?"

Allgemeines Lächeln der Freude. „„O ja, das ist ja schön! Wenn das nur nicht zu schön für uns ist,"" meinte eine Schwester.

„Sie müssen nur suchen, hübsch demütig zu sein und zu bleiben, dann geht es schon. Blau ist die Farbe der Demut und Unschuld. Wir haben gedacht, sie wäre vielleicht passend für Ihre Kleidung. Ich habe deshalb von Br. Lukas dieses Bild malen lassen und es dann dem hochwst. Herrn Bischofe von Roermond vorgelegt. Ich komme jetzt gerade von dort. Derselbe ist damit einverstanden, und wenn Sie nun auch einverstanden sind, so kann die Kleidung hiernach festgesetzt werden. Auch hat der hochwst. Herr zugegeben, daß ich demnächst die Einkleidung vornehmen könne."

Diese Mitteilungen riefen unter den Schwestern die lebhafteste Freude wach. Bis dahin hatten sie eine einfach schwarze Kleidung getragen, und nun sollten sie ein regelrechtes Ordensgewand erhalten. Man kann sich leicht vorstellen, welch wichtiges Ereignis dies in der Geschichte der kleinen Genossenschaft war.

Mit großem Eifer gingen die Schwestern daran, die ersten Ordensgewänder für die bevorstehende erste Einkleidung herzustellen. Man wurde bis zu den hl. Übungen damit fertig und begann dann die mehrtägige geistige Vorbereitung durch Abhaltung der hl. Exercitien, welche der P. Generalsuperior leitete.

10. Der Tag der ersten Einkleidung.

Am Sonntag den 17. Januar 1892, dem Feste des süßen Namens Jesu, war der lang erwartete Tag der ersten Einkleidung angebrochen. Wegen der Wichtigkeit dieses Tages für die Schwestern möge hier eine kleine Beschreibung der Feier folgen.

In feierlicher Prozession, das Kreuz voran und hinter ihm der geschmückte Korb mit den Ordensgewändern, zogen die Schwestern zu der damals noch kleinen Hauskapelle. Man sang den Psalm «Laetatus sum in his, quae dicta sunt mihi, in domum Domini ibimus», d. h. „Ich bin erfreut über das, was mir gesagt ist: wir werden eingehen in das Haus des Herrn." In der Kapelle angelangt, folgte die Antiphon: »Prudentes virgin s, aptate lampades vestras; ecce, Sponsus venit; exite obviam Ei» d. h. „Ihr klugen Jungfrauen, rüstet eure Lampen; sehet, der Bräutigam kommt, gehet Ihm entgegen." Es folgte eine entsprechende Oration und die Weihe der Kerzen für die Schwestern.

P. Generalsuperior begann darauf das Hochamt. Die Schwestern knieten, brennende Kerzen tragend, vor dem Altare. Beim Gloria erhoben sie sich, brachten ihre Kerzen vor das Bild der hl. Gottesmutter und begaben sich auf ihre Plätze. Nach dem Evangelium hielt sodann der Celebrant eine Ansprache an die Einzukleidenden. Mit herzlichen Worten entwickelte er die Bedeutung der Feier. Er schilderte die Heiligkeit des Ordensstandes und wies die Schwestern hin auf die ernsten Pflichten, die sie übernähmen. Auch erinnerte er, daß der Empfang und das Tragen der Ordenskleider selbst eine Mahnung für sie sei,

wobei er auf die Bedeutung der einzelnen Teile und ihrer Farben hinwies.

Am heutigen Tage beginne ihre Weihe an Gott und die Verlobung mit dem himmlischen Bräutigam. Dem entsprechend sei es ihre hl. Pflicht, als Ihm geweihte Jungfrauen recht fromm zu leben. Nach dem Beispiele der hl. Gottesmutter Maria sollten sie suchen, sich selbst immer mehr zu heiligen und immer vollkommener das zu werden, was ihr Name besage, nämlich treue „Dienerinnen des Hl. Geistes". Sie möchten diesem großen Vater der Liebe in wahrer Unschuld und Demut dienen. Daran erinnere sie das blaue Kleid, daran der weiße Schleier und der weiße Gürtel. Dann würde Gott der Hl. Geist auch sie lieben, sie immer reicher mit Gnaden beschenken und ihnen helfen, einstens auch das zu werden, was ihr anderer Name besage, nämlich „Missionsschwestern", welche die Aufgabe haben, auch an der Heiligung anderer, besonders in den Missionen, mitzuarbeiten durch Gebet und berufsmäßiges Wirken.

Nun empfingen sechszehn Schwestern am Altare des Herrn das blaue Ober- und weiße Untergewand auf ihre Arme und begaben sich dann prozessionsweise ins Kloster, um diese Gewänder anzulegen. Nachdem sie dann zurückgekommen waren, empfingen sie den Rest der Kleidung unter Gebeten, durch welche sie an die Bedeutung des einzelnen erinnert wurden.

Die hl. Messe wurde fortgesetzt, zum Schlusse das Te Deum gesungen und freudigen Herzens zogen die Schwestern wieder in Prozession aus der Kapelle. Die Feier selbst aber, bei der manches Auge bei ihnen und verschiedenen Angehörigen naß geworden, haftete fest in ihrer Erinnerung.

II. Die Regel der Schwestern.

Im Laufe des Jahres 1892 begann die Durchsicht der für die Schwestern festgesetzten Regel durch den bischöflichen Revisor. Das Ergebnis war die Bestätigung derselben durch Se. bischöfliche Gnaden Franziskus Antonius Hubertus Boermans am 14. Januar 1893. Sie wurde sogleich in Ausführung gesetzt und den Schwestern in besonderen Vorträgen erklärt.

Die Revision der Regel ward vom hochwst. Herrn Bischof dem Herrn Professor Drehmanns überwiesen. Derselbe hatte die Güte, dieser nicht geringen Aufgabe sich mit gleicher Bereitwilligkeit zu unterziehen, wie er das auch in Bezug auf die Regel unserer Genossenschaft gethan. Aus diesem Grunde werden die Dienerinnen des Hl. Geistes ihn in besonderer Weise als ihren geistlichen Vater betrachten, und das um so mehr, da er als Nachfolger des hochwst. Bischofs Boermans auch ihr geistlicher Oberer geworden ist.

Mit großer Freude nahmen die Schwestern die Regel an und bemühten sich, nicht nur dieselbe genau kennen zu lernen, sondern auch durch treue Beobachtung sie in die That umzusetzen.

12. Die erste Gelübdeablegung.

Da die Schwestern am 17. Januar 1892 ihr Noviziat begannen und dasselbe anderthalbjährig ist, so hätte die erste Gelübdeablegung schon am 17. Juli 1893 geschehen können. Es erfolgte die Genehmigung der Regel aber erst am 14. Januar 1893, nachdem dieselbe im Druck vollendet vorlag. Deshalb forderte die bischöfliche Behörde, daß das Noviziat erst von jenem Tage an gerechnet werde. Jedoch konnte P. Generalsuperior von seiner Dispensgewalt Gebrauch machen, und so fand schon am 12. März 1894, am Feste des hl. Gregorius, die erste Gelübdeablegung statt. Für diese Feier war vom P. Generalsuperior ein Ceremoniale ausgearbeitet worden, welches die Gutheißung des hochwst. Diözesanbischofs erhielt und bei der feierlichen Handlung benutzt wurde. Zwölf Novizinnen hatten das Glück und die Freude, als die ersten der Dienerinnen des Hl. Geistes zur Ablegung der hl. Gelübde zugelassen zu werden. Sie verpflichteten sich gemäß Bestimmung der neuen Regel auf sieben Jahre; nach Ablauf dieser Zeit sollten die ewigen Gelübde folgen. Es waren die Schwestern: 1. Maria, 2. Josepha, 3. Anna, 4. Andrea, 5. Gregoria, 6. Hildegard, 7. Cäcilia, 8. Scholastika, 9. Gertrudis, 10. Theresia, 11. Magdalena, 12. Michaele. Gleichzeitig empfingen sechs Postulantinnen das geweihte Kleid.

Kloſter der Dienerinnen des Hl. Geiſtes·

Morgens 8¼ Uhr begann die denkwürdige Feier mit dem Einzuge der Schwestern in die festlich geschmückte Kapelle. Das Hochamt celebrierte der hochw. P. Generalsuperior, assistiert von P. Beckert und P. Ströhl. Nach dem heiligen Evangelium hielt er eine ergreifende Ansprache an die in der Kapelle Versammelten. Zunächst sprach er kurz über den hl. Gregorius, den auch die Schwestern unter ihren Patronen verehren, der als Papst wie als Ordensmann mit vollem Rechte den Namen des „Großen" verdiene. Hierauf verbreitete er sich über die hohe Würde und Bevorzugung des klösterlichen Standes, sowie über die Heiligkeit der drei Ordensgelübde, welche die zwölf Schwestern nun dem lieben Gott machen wollten. Sodann wandte er sich an letztere noch im besonderen und hob hervor, wie der gute Gott es so schön gefügt, daß die Genossenschaft gerade zwölf Profeßschwestern erhalte. Gleichwie einst der Heiland die zwölf Apostel erwählt und zu Grundpfeilern Seiner Kirche gemacht, so habe Er, der gesagt: „Nicht ihr habt Mich erwählt, sondern Ich habe euch erwählt," auch diese zwölf Jungfrauen bestimmt, die Grundpfeiler der neugegründeten Genossenschaft der Dienerinnen des Hl. Geistes zu sein.

Als die Predigt geendet, wurde zuerst die Einkleidung der neuen Novizinnen vorgenommen. Darauf sprachen die Professen, vor dem Altare knieend und brennende Kerzen tragend, die Gelübdeformel. Nachdem dies geschehen, sangen sie abwechselnd mit dem Chore den Psalmvers: „Suscipe me, Domine, secundum eloquium Tuum et vivam, et non confundas me ab exspectatione mea." D. h. „Nimm mich auf, o Herr, nach Deinem Worte, daß ich lebe, und laß nicht zu Schanden werden meine Hoffnung." Ps. 118, 16.

Nun erhielten sie aus der Hand des Offizianten das Umhängekreuz mit dem darüber angebrachten Bilde des Hl. Geistes, ferner den tiefblauen Mantel und den Myrtenkranz unter Gebeten, in welchen die Bedeutung des einzelnen für sie zum Ausdrucke kam. Endlich sangen die Neuprofessen noch den Psalmvers: „Haec requies mea in saeculum saeculi: hic habitabo, quoniam elegi eam." D. h. „Dies ist mein Ruheort in Ewigkeit. Hier will ich wohnen; denn ich habe ihn erwählt." Ps. 131, 14.

Die Schwestern waren überglücklich. Hatten sie doch nun endlich das Ziel erreicht, auf welches so manche Jahre das Sehnen ihrer Herzen gerichtet war. Mit dieser Herzens-

freude aber verbanden sie den innigsten Dank gegen Gott den Hl. Geist, der sie zu Seinen Dienerinnen gemacht.

13. Beginn des ersten Unterrichts.

Vier Monate bevor die erste Gelübdeablegung stattfand, wurde auch mit dem Unterrichte der Schwestern begonnen. Man erkannte ja, daß jetzt allmählich die Zeit herannahe, wo an ihre Übersendung in die Mission gedacht werden müsse. An erster Stelle kam hierbei Argentinien in Betracht. Und weil dort die spanische Sprache herrscht, mußte auf diese zunächst das Augenmerk sich richten. Es fand sich aber niemand in Steyl, der das Spanische verstand. Deshalb war es nötig, daß jemand durch Studium spanischer Bücher sich hineinarbeite und dann die andern unterrichte.

Der hochw. P. Generalsuperior selbst unterzog sich dieser Aufgabe. Am 15. Nov. 1893 versammelte er sieben Schwestern hinter dem Gitter des Sprechzimmers und begann, ihnen spanischen Unterricht zu erteilen. Anfangs bediente man sich des Handbuches von Sauer; ein bis zwei Monate später aber wurde das von Schilling eingeführt, nachdem man dieses kennen gelernt hatte. Am Unterrichte nahmen teil die Schwestern: Maria, Josepha, Andrea, Hildegard, Magdalena, Michaele und Gabriele.

Nachdem diese Schwestern soweit gefördert waren, daß jene, welche früher Lehrerinnen gewesen, selbst den Unterricht erteilen konnten, wurde eine zweite spanische Klasse gebildet. Das geschah am 26. Januar 1894. An diesem Unterrichte beteiligten sich 22 Schwestern. Schwester Gabriele half den Schwächeren nach.

Am 6. November 1894 ging man einen Schritt weiter und begann den Unterricht im Englischen, der von 32 Schwestern besucht wurde. Zu Beginn des folgenden Jahres übernahm der Verfasser dieses den englischen Unterricht, und so wurde der P. Generalsuperior dann frei. Seinen spanischen Unterricht übertrug er der Schw. Gabriele, die unterdessen dafür fähig geworden war, am 31. Dezember 1894, während Schw. Hildegard die zweite spanische Klasse übernahm.

Als auf diese Weise für den schwierigsten Teil, nämlich den fremdsprachlichen Unterricht, die Wege gebahnt waren,

ging P. Generalsuperior daran, Lehrerinnen-Seminar-Kurse oder, wie im Kloster kürzer gesagt wird, Lehrkurse einzurichten. Den Unterricht sollten die Schwestern Michaele und Gabriele, die früher Lehrerinnen gewesen waren, übernehmen. Am Feste des hl. Gregor, den 12. März 1895, wurde der Lehrplan entworfen, am 14. März die Tagesordnung und der Stundenplan diktiert; tags darauf aber begann der reguläre Unterricht, und zwar in der Religion, den zunächst wieder P. Generalsuperior erteilte und später an Schw. Gabriele abtrat.

14. Arbeiten und Studien der Schwestern.

Nachdem auf diese Weise mit den Studien der Anfang gemacht war, wurde auch eine endgültige Studienordnung angestrebt und im Dezember 1896 in ihren Grundsätzen festgesetzt, welche später noch genauer ausgearbeitet und vervollkommnet wurden.

Die Arbeiten und Studien der Schwestern richten sich nach dem, was die Bedürfnisse in Europa und in den Missionsländern mit sich bringen. Bei der Aufnahme der Missionsschwestern wird besonders darauf gesehen, ob sie ein gutes Volksschulzeugnis vorlegen können. In diesem Falle kann gehofft werden, daß sie nicht nur imstande sind, fremde Sprachen zu lernen, sondern auch noch Aussicht geben, vielleicht selbst als Lehrerin thätig zu sein.

Mit Rücksicht auf die Missionen beginnt der Unterricht der Schwestern kurz nach dem Eintritte. Alle Postulantinnen und Novizinnen haben vor dem Abendessen eine Stunde Unterricht. Derselbe bezieht sich 1. auf Religion und biblische Geschichte, 2. auf Deutsch, 3. auf die beiden Sprachen, welche in den Missionen hauptsächlich in Betracht kommen, nämlich das Spanische und Englische. Der Unterricht in diesen Sprachen wird nach dem Noviziate einige Zeit hindurch fortgesetzt.

Alles dies aber ist mehr vorbereitender Natur und soll außerdem die Obern in den Stand setzen, zu erkennen, welche Schwestern zur Aufnahme in die eigentlichen Lehrkurse geeignet sind. Diese dauern drei Jahre und haben den Zweck, sowohl Lehrerinnen für die Missionen heranzubilden als auch, einigen Schwestern eine höhere Ausbildung zu geben.

Die Auswahl für die Lehrkurse erfolgt jährlich einmal, gegen Ende des Noviziates. Die Ausbildung im dreijährigen Lehrkurse geschieht entsprechend dem zu erreichenden Zwecke. Derselbe bringt es auch mit sich, daß in drei Sprachen Unterricht gegeben wird, im Spanischen, Englischen und Französischen.

Diejenigen Schwestern, welche den Kursen nicht eingereiht werden, verrichten Handarbeiten für die beiden Häuser und die Missionen. Die Nähe der Missionsdruckerei gestattet, verschiedene Schwestern mit Heft- und Falzarbeit zu beschäftigen, und so ist es möglich geworden, einer größeren Anzahl Schwestern Aufnahme und Beschäftigung zu geben. Denn man begreift, daß, wenn man jährlich z. B. acht Schwestern als Lehrerinnen in die Missionen aussenden will, man eine weit größere Anzahl aufnehmen muß, um darunter acht zu haben, die sich als Lehrerinnen eignen. Dies zur Erklärung dessen, warum jährlich eine größere Zahl Schwestern aufgenommen wird.

Übrigens geschieht die Annahme jährlich zweimal, nämlich kurz vor den Festen der heiligsten Dreifaltigkeit und der Unbefleckten Empfängnis Mariä. Vor diesen Festen schließen die Studien-Semester, und es folgen dann die Exerzitien für jene, welche an diesen Festen zur Einkleidung oder Gelübdeablegung gelangen. An den Festtagen selbst aber herrscht große Freude im ganzen Schwesternhause, vorzüglich bei denjenigen, welche bei diesen hl. Handlungen, die ja die Centralpunkte des Klosterlebens bilden, beteiligt sind.

15. Die erste Aussendung nach Argentinien.

Ein wichtiges Ereignis in der Geschichte der Missionsschwestern vollzog sich am 11. September 1895. An diesem denkwürdigen Tage wurden nämlich vier Schwestern hinausgesandt, um als die ersten, welche das Mutterhaus verließen, in Argentinien die ihnen zugewiesene Missionsthätigkeit zu beginnen. Es waren die schon früher genannten Schwestern Andrea (Gertrud Hegemann) als Vorsteherin, Schw. Scholastika (Theresia Beckert), Schw. Agatha (Theresia Niemann) und Schw. Xaveria (Maria Kaup).

Die kirchliche Feier ging in ähnlicher Weise vor sich, wie bei der Entsendung von Missionaren und Missi-

onsbrüdern. Zuerst fand eine kurze vesperähnliche Andacht vor ausgesetztem hochwürdigsten Gute statt. Alsdann hielt der hochw. P. Generalsuperior eine Ansprache, der wir folgende Gedanken entnehmen:

„Der Ausspruch des göttlichen Heilandes: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium allen Geschöpfen," war nicht nur an die Apostel und Jünger des Herrn gerichtet, sondern an alle Glieder der heiligen Kirche, wenn auch nicht an alle in derselben Weise. Unter dem Hauche der göttlichen Gnade hat sich der Eifer für das Missionswerk gehoben; Missionsanstalten und -Gesellschaften sind im Aufblühen, und selbst das weibliche Geschlecht beteiligt sich mehr als je an diesem heiligen Unternehmen. Es hat freilich schon von Anfang an seinen Anteil an der Verbreitung des Evangeliums gehabt. Denn schon für den Herrn und seine Jünger sorgten die heiligen Frauen, und fromme Frauen leisteten dem hl. Apostel Paulus und andern Aposteln große Dienste. Und als der hl. Bonifacius an der Bekehrung Deutschlands arbeitete, ließ er von England mehrere fromme Jungfrauen, seine Verwandten, kommen, die ihn durch die christliche Erziehung der weiblichen Jugend wesentlich unterstützten und auf diese Weise sehr segensreich wirkten. Auch ist das Christentum erst dann bei einem Volke begründet, wenn es christliche Mütter hat. Diese aber werden aus naheliegenden Gründen am besten durch Missionsschwestern herangebildet, und so ist heute in allen Missionen die Notwendigkeit von Missionsschwestern anerkannt.

Dieses Haus der Dienerinnen des Hl. Geistes ist gegründet zur Heranbildung von Missionsschwestern. Die Schwestern wollen ihr Leben dem Dienste der Mission weihen, und heute haben sie die Freude, die vier *ersten* aus ihrer Mitte aufbrechen zu sehen, um nach Argentinien in Südamerika zu reisen, um dort in der Mission für ihr Geschlecht zur Unterstützung der Missionare thätig zu sein. Gewiß keine leichte, sondern eine opferschwere Aufgabe, voll der Leiden, Geduldproben und Entbehrungen!

Heute nun sehen wir sie zum letztenmal an heiliger Stätte versammelt, um von hier, ausgerüstet mit dem Segen Gottes und der heiligen Kirche und gleichsam von neuem für ihren hehren Beruf geweiht, hinauszuziehen in weite Ferne, um dort die Obsorge und Erziehung der Kinder zu übernehmen und ihnen eine gute Mutter zu sein.

Es ist ein Werk der Obsorge für die unsterblichen Seelen, das ihrer wartet. Und o wie herrlich ist dieses Werk! Es ist ein wahrhaft göttliches Werk, ein Werk, für das der Sohn Gottes Selbst vom Himmel gestiegen ist, dreiunddreißig Jahre lang gearbeitet, für das Er all Sein Herzblut hingegeben hat, ein Werk, das den reichsten himmlischen Lohn einbringen wird. So haben wir allen Grund, diese Missionsschwestern zu beglückwünschen, daß sie am heutigen Tage diese heilige Aufgabe übernehmen. Auch den Angehörigen dieser Schwestern, die sich hier versammelt haben, um von ihnen Abschied zu nehmen, wahrscheinlich fürs ganze Leben, müssen wir, ungeachtet des berechtigten Abschiedsschmerzes, der manche Thräne fließen läßt, dazu Glück wünschen, daß sie solche Töchter, Schwestern und Verwandte haben, die einen so hohen, heiligen Beruf ergreifen. Wir beglückwünschen sie, daß sie selbst in ihrer Tochter und Schwester Opfer eingestimmt und sie Gott dem Herrn geschenkt haben. Sicher wird ihnen dafür reicher Lohn und Mitverdienst an allen Werken dieser Schwester zu teil werden.

Gewiß ist es den scheidenden Schwestern nicht leicht, sich auf Nimmerwiedersehen zu trennen von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester, von den lieben Mitschwestern, mit denen sie jahrelang in schwesterlicher Liebe zusammen gelebt haben, und hinauszuziehen in weite Ferne. Aber Gott, geliebte Schwestern, wird Euer Lohn sein. Fürchtet nicht, daß Ihr Euch dort vereinsamt fühlen werdet: denn Euer himmlischer Bräutigam ist Euch dort so nahe als hier, ja in dem Maße näher, als Ihr mehr Opfer für Ihn bringt. Fürchtet nicht, wenn Ihr vor dem großen Weltmeere stehet, denn Gottes starke Hand hält Euch, und Seine hl. Engel, in deren Monat wir stehen, geleiten Euch; Eure Angehörigen, Eure zurückbleibenden Mitschwestern, die Bewohner des Missionshauses begleiten Euch mit ihren Gebeten. Ganz besonders empfehlen wir Euch dem Schutze der lieben Gottesmutter Maria; sie ist ja unsere Beschützerin und gütigste Mutter: vertrauet auf den Schutz aller heiligen Patrone der Genossenschaft und auf den Segen des allmächtigen Gottes!"

Nach beendeter Ansprache segnete P. Generalsuperior die Kreuze und überreichte sie den Schwestern mit den Worten:

„Empfangen Sie, o Jungfrau, das gebenedeite Zeichen unserer Erlösung mit den Bildnissen des Hl. Geistes und des für

uns leidenden und sterbenden Erlösers. Mögen diese hl. Bildnisse Ihre Liebe zu Gott vermehren und Ihre schützenden Begleiter sein im Leben und im Tode."

Nun zog man unter Absingung des Benedictus prozessionsweise durch die Kirche und das Kloster. Dann wurde durch entsprechende Antiphonen und Orationen das göttliche Herz Jesu und die liebe Gottesmutter begrüßt, womit diese Feier endete.

Nachmittags versammelten sich die Schwestern sowie die Angehörigen der vier in die Mission Reisenden im großen Saale zu einer häuslichen Abschiedsfeier. Die Schwestern hatten sich alle Mühe gegeben, um den Gefühlen ihrer Herzen Ausdruck zu verleihen und den scheidenden Mitschwestern die letzten Stunden im Mutterhause angenehm zu machen. Lieder, vom Schwesternchore vorgetragen, wechselten mit stimmungsvollen Gedichten. Eines derselben möge hier folgen:

Einmal noch in unserm Kreise,
Teure Schwestern, seid gegrüßt!
Einmal noch nach Schwestern Weise,
Eh' das Stündlein schnell verfließt!

Seid gegrüßt in letzter Stunde,
Liebe Schwestern, uns so wert,
Eh' ihr tragt des Heiles Kunde
Auf die weite, ferne Welt.

Seid gegrüßet, die ihr ziehet
Hin aufs große Arbeitsfeld;
Habt um uns euch viel bemühet,
Gott der Herr es euch vergelt'!

Ob wir je uns wiedersehen?
Gott allein ist es bekannt;
Soll's auf Erden nicht geschehen,
Dann im wahren Heimatland!

Droben zu des Heilands Füßen,
Wo es ist so süß und schön,
Werden fromm wir uns begrüßen,
So wir hier uns nicht mehr seh'n!

In heiterer Rede wußte eine Schwester die Wünsche aller den vier Missionsschwestern mit auf den Weg zu geben. Zum Schlusse aber richtete die Vorsteherin Schw. Maria mütterliche Abschiedsworte an sie, die von Schw. Andrea in herzlicher Weise erwidert wurden.

Schon bald drängte die Zeit zur Abreise. Noch einmal versammelten sich die vier Schwestern vor dem Altare der Mutter Gottes, um durch den Gesang des Ave, maris stella sich für die lange Seereise Maria, dem Meeressterne, anzuempfehlen. Doch nun müssen sie scheiden vom trauten Kapellchen, von ihren lieben Mitschwestern, die nassen Blickes bis zum Thore ihnen das Geleite geben. Ein bereitstehendes Gefährt brachte diese Erst-

linge der jungen Schwestern-Genossenschaft zum Bahnhofe Tegelen, von wo sie mit dem Zuge den französischen Hafen La Pallice erreichten. Hier bestiegen sie den Dampfer, landeten am 9. Oktober glücklich in Buenos-Aires und wurden am 12. November mit festlich geschmückter Reiterschar von den Deutsch-Russen empfangen. (Vergl. S. 369.)

Garten und Schwesternkloster, von der Steyler Kirche aus gesehen.

16. Die erste Aussendung nach Togo.

Kaum war ein Jahr seit der ersten Aussendung von Missionsschwestern verflossen, als schon vier andere Schwestern für die Abreise in die Mission sich rüsteten. Die Glücklichen, welche voll heiligen Opfermutes nach Togo ins dunkle, heiße Afrika ziehen wollten, waren die Schwestern: Bernarda (Anna Althoff), welche die Stelle einer Oberin bekleiden sollte, ferner Vincentia (Anna Bergmann), Margareta (Aloysia Zintinger) und Franziska (Maria Dold).

Da am 1. November 1896, dem Feste Allerheiligen, die Abschiedsfeier vor sich gehen sollte, so bereiteten sich die Schwestern durch mehrtägige hl. Übungen auf die Übernahme ihrer neuen, schweren Aufgabe vor.

Nach einem feierlichen Hochamte war um elf Uhr die kirchliche Feier der Aussendung. Dieselbe verlief in ähnlicher Weise, wie bei den nach Argentinien abgereisten Schwestern. Als Stab und Stütze erhielten sie das Missionskreuz überreicht und mit ihnen auch P. Nikolaus Schönig, der zu gleicher Zeit die Reise nach Togo antrat.

Gegen zwei Uhr nachmittags wurde die häusliche Abschiedsfeier gehalten im großen, festlich geschmückten Saale des Neubaues.

Von den vier Schwestern reisten am 1. November nur Schw. Bernarda und Schw. Franziska ab. Weil sie als Lehrschwestern im Unterrichte der Kinder thätig sein sollten, so schien es wünschenswert, daß sie sich mit der englischen Sprache noch mehr vertraut machten. Sie begaben sich also jetzt vorerst nach Manchester in England. Bei den dortigen Schulschwestern, den Faithful Companions of Jesus, fanden sie gastliche Aufnahme und gute Gelegenheit, sich nicht nur im Englischen, sondern auch im Unterrichten zu üben, da sie die von jenen Schwestern geleitete Schule besuchen und selbst Unterricht erteilen durften.

Nach fast einem vierteljährigen Aufenthalte zu Manchester bestiegen sie in Rotterdam, wo die beiden in Steyl zurückgebliebenen Schwestern zu ihnen trafen, am 29. Jan. 1897 den Dampfer „Mandingo", der sie nach Lome brachte. Hier landeten sie am 7. März.

17. Einrichtung der Klausurschwestern.

Als das zweite Generalkapitel unserer Genossenschaft am 21. April die Gründung der Schwestern-Kongregation beschloß, war schon die Einteilung derselben in Klausur- und Missionsschwestern beabsichtigt. Im näheren wurde folgendes bestimmt:

Beide Teile legen die drei gewöhnlichen Gelübde ab und sollen nach ihrer Weise das Wirken unserer Priester unterstützen. *Alle sollen* zwar für die größere Verehrung des Hl. Geistes beten,

wie auch für den Priester- und Ordensstand, sowie für die Heilighaltung der heiligen Sakramente, doch ist dieses Gebet die Hauptaufgabe der Klausurschwestern. Diese Zwecke erstreben sie „durch Gebet und Arbeit, durch die Opfer und Tugenden eines beschaulichen Lebens unter Beobachtung einer beständigen Klausur und der Übung der ewigen Anbetung vor dem hl. Sakramente, soweit sich dies nach der Zahl der Schwestern erreichen läßt." Die Missionsschwestern sollen für dieselben Zwecke thätig sein und zwar durch Gebet und Arbeit, vornehmlich in den Missionen.

Diese beiden Teile der Gesellschaft der „Dienerinnen des Hl. Geistes", wurden erst gegen Ende des Jahres 1896 eingerichtet, nachdem die dafür nötigen Gebäude fertig gestellt waren.

Am 8. Dezember erhielten die ersten Klausurschwestern das für sie bestimmte rosa-rote Kleid; zugleich begannen sie ihr Noviziat. Die Feier gestaltete sich um so bedeutungsvoller, als es der erste Gottesdienst war, der in der am Tage vorher eingeweihten neuen Unterkirche der Missionsschwestern gehalten wurde. In jener der Klausurschwestern hatte am vorhergehenden Tage gleich nach der Einsegnung der hochw. P. Generalsuperior die erste heilige Messe gelesen.

Es war das Fest der unbefleckten Empfängnis Mariä, derselbe Tag, der sieben Jahre vorher den Missionsschwestern zum Gründungstage ihrer Genossenschaft geworden. Auch diesen galt die heutige Feier; denn aus ihrer Mitte legten acht Novizinnen die ersten heiligen Gelübde ab und zehn Postulantinnen empfingen das blaue Kleid der Missionsschwestern.

So vereinigte eine gemeinsame Feier, welche der gemeinsame Vater der ganzen Genossenschaft vornahm, beide Arten der Schwestern.

Während der Feier hielt P. Generalsuperior eine Ansprache. In derselben verbreitete er sich über die Aufgabe der beiden Teile der Genossenschaft. Die Klausurschwestern sollten wie Maria zu den Füßen des Herrn sitzen, Ihn bei Tag und Nacht verherrlichen durch das göttliche Offizium (Chorgebet) und, sobald ihre Zahl es erlaube, ewige Anbetung vor dem hlst. Sakramente halten und so reiche Gnaden auf die hl. Kirche und die Genossenschaft herabflehen. Die Missionsschwestern aber sollten hier im Mutterhause durch gründlichen Unterricht in allen Lehr-

fächern und in allen Arbeiten in den Stand gesetzt werden, der Martha gleich selbst am Heile der Seelen zu arbeiten, namentlich in den Missionen, in welchen die Priester der Gesellschaft thätig sind.

Nach Beendigung der Feier öffnete sich in der Wand, welche die beiden Kirchen voneinander trennt, die Thüre neben dem Hochaltare, und die Klausurschwestern zogen durch ihr Kirchlein zum ersten Male in die für sie bestimmten Klausurräume.

Die gegenwärtige Zahl der Klausurschwestern ist 27, ihre Vorsteherin, die schon vorhin erwähnte Schw. Maria Michaele (Adolfine Tönnies).

18. Bauliche Vergrößerung.

Die wachsende Zahl der Missionsschwestern, zu welcher die Einrichtung der Klausurschwestern hinzukam, machte bauliche Erweiterungen des Hauses notwendig. Es war nicht leicht, dieselben so vorzunehmen, daß ein organisches Ganze mit durchgehenden Gängen unter möglichster Schonung der alten Klosterteile sich ergab. Doch, Gott sei es gedankt! es konnte eine bedeutende Erweiterung vorgenommen werden, ohne daß der Garten, welcher für das Haus so notwendig ist, ein zu großes Stück verlor. Darum waren alle Schwestern sehr erfreut, als sie nach Beendigung der Bauten schöne helle, durchgehende Gänge erhielten und außerdem eine hinreichende Anzahl großer und kleiner Zimmer nebst zwei geräumigen Kellern, wie die Bedürfnisse des Hauses es erheischen.

Der erste Bau nahm die Jahre 1895 und 1896 in Anspruch und endigte mit der Weihe der beiden Unterkirchen am 7. Dezember 1896. Man hatte dieselben so eingerichtet, daß die Abschlußwand des Chores und die Sakristei gemeinschaftlich waren. Infolgedessen wird es durch Öffnen der Thüre an der Südseite des Hochaltares ermöglicht, daß die Schwestern in der anstoßenden Kirche hören können, wann zum Sanktus und zur Wandlung der heiligen Messe geschellt wird. Und so kann man von jeder Seite den heiligen Messen, die gelesen werden, beiwohnen.

Die Herstellung der Oberkirche verschob sich bis zum 28. August 1898, wo sie vom P. Generalsuperior eingesegnet wurde. Notwendig ist sie nicht nur wegen der größeren Anzahl der Schwestern, sondern auch in Folge der Exerzitien, während welcher die Exerzitantinnen eine der beiden Kirchen benutzen. Die Klausurschwestern haben ein Oratorium mit zwei Fenstern zur Oberkirche, können mithin dem feierlichen Gottesdienste daselbst beiwohnen. Im Quadrum stoßen die Klöster der beiden Schwestergemeinden unmittelbar aneinander. Sie sind derart verbunden, daß je nach ihrem Wachstum die in den Gängen angebrachten Grenzen vorgerückt werden können. Auch können die Schwestern dort am Sprechgitter in Bezug auf die nötigen Dinge miteinander verkehren und ihre Bedürfnisse sich gegenseitig mitteilen. Dies ist um so notwendiger, weil die Klausurschwestern ihr Kloster nicht mehr verlassen dürfen.

Nachdem in den Jahren 1895 und 1896 das Hauptquadrum fertiggestellt worden, war noch ein zweiter Bau notwendig, der in den Jahren 1898 und 1899 vollendet wurde. Schon im Sommer des letzteren Jahres konnte ein Teil des Neubaues während der Fremden-Exerzitien in Benutzung genommen werden. Am 29. Oktober 1899 aber ward den Schwestern die Freude zu teil, den hochwst. Herrn Weihbischof Dr. Fischer von Köln in ihrer Mitte erscheinen zu sehen, um den Neubau kirchlich einzusegnen. Hochderselbe hatte am Morgen jenes Tages im Missionshause die hl. Firmung gespendet.

19. Die erste Aussendung nach Wilhelmsland.

Ein neues Feld der Thätigkeit eröffnete sich den Missionsschwestern zu Anfang des Jahres 1899. Über zwei Jahre hatten unsere Missionare in Wilhelmsland oder Deutsch Neu-Guinea schon an der Christianisierung und Civilisierung der Kanaken gearbeitet. Dabei empfanden sie es mehr und mehr, wie notwendig es sei, daß recht bald auch Schwestern kämen, die sich der Mädchen und Frauen annehmen könnten.

P. Generalsuperior entsprach gerne sowohl den Wünschen der Missionare wie auch dem Verlangen der Schwestern und be-

stimmte aus letzteren die folgenden vier, um in der noch jungen Mission den Anfang zur ersten Schwestern-Niederlassung zu machen. Es waren: Schw. Fridolina (Maria Vökt) als Vorsteherin, Schw. Martha (Bernardine Sieverding), Schw. Valeria (Maria Dietzen) und Schw. Ursula (Gertrud Lensen).

In Stellvertretung des P. Generalsuperiors, der in St. Gabriel weilte, hielt P. Blum Sonntag den 22. Januar 1899 die kirchliche Entlassungsfeier ab. Dieselbe vollzog sich, wie sie auch früher bei Aussendung von Schwestern stattgefunden hatte; desgleichen auch der darauf folgende Festaktus im großen, geschmackvoll dekorierten Saale.

Die Abreise in die Mission war jedoch erst auf Sonntag den 28. Januar festgesetzt. Tags darauf bestiegen die Schwestern in Antwerpen den Dampfer „Bayern" vom Norddeutschen Lloyd.

Mit ihnen reiste P. Klaffl in Begleitung von drei Brüdern. In Neapel bestiegen der Apostolische Präfekt P. Limbrock und P. Fey denselben Dampfer.

20. Tod der Schwester Maria.

Bereits haben wir der Schw. Maria, geb. Hel. Stollenwerk Erwähnung gethan, welche sowohl die erste Schwester als auch die erste Vorsteherin der Genossenschaft der Dienerinnen des Hl. Geistes war. Da sie am 3. Februar 1900 zur ewigen Ruhe eingegangen ist, wird es wohl gestattet sein, der großen Verdienste wegen, die sie sich um die Genossenschaft erworben, ihr einige ehrende Worte zu widmen. Wir thun es mit Anführung dessen, was der Totenzettel von ihr berichtet.

„Geboren zu Rollesbroich in der Erzdiözese Köln am 27. November 1852, meldete sie sich, dem Rufe Gottes folgend, um Aufnahme als Missionsschwester in Steyl im Jahre 1882. Nach einer mehrjährigen Probezeit, die sie mit einigen anderen Jungfrauen, zunächst unter Aufsicht der Schwestern der göttlichen Vorsehung verlebte, wurde sie als die erste Schwester und erste Vorsteherin der Dienerinnen des Hl. Geistes eingekleidet am 17. Januar 1892 und machte Profeß am 12. März 1894.

Sie war stets eine gute, musterhafte Schwester und würdige *Vorsteherin*, ihren Untergebenen eine liebende Mutter und von

ihnen aufrichtig geehrt und wiedergeliebt. Auf diese Weise hat sie zum innern und äußern Aufbau der jungen Genossenschaft vor allen andern Schwestern das meiste beigetragen.

Besonders zeichnete sie sich aus durch ihre Liebe zum Hl. Geiste und zum hl. Altarssakramente, und nichts machte ihr mehr Freude, als die Anbetung des ausgesetzten hochwürdigsten Gutes und der Empfang der hl. Kommunion, worin sie allen ihren geistigen Töchtern ein Vorbild war.

Obwohl Oberin, liebte sie doch von ganzem Herzen den hl. Gehorsam, den sie gegen ihre geistlichen Vorsteher übte, besonders gegen den hochw. P. Generalsuperior der Gesellschaft des Göttlichen Wortes, der im Verein mit ihr und den ersten Schwestern die Gesellschaft der Dienerinnen des Hl. Geistes gegründet hat.

In den letzten Jahren ihres Lebens gab sie noch ein großes Beispiel der Demut, indem sie sich am 8. Dezember 1898 dem 1896 gegründeten zweiten Zweige der Genossenschaft, den Klausurschwestern, anschloß, welche die ewige Anbetung üben für die Zwecke der Mission und der hl. Kirche überhaupt. Dieses brachte für sie mit sich die Niederlegung ihres Vorsteheramtes und die Übernahme eines zweiten längeren Noviziates. So trat sie, die langjährige Vorsteherin, zur großen Erbauung aller, nunmehr in den demütigen Kreis der lernenden Anfängerinnen, unter denen sie die letzten Monate ihres Lebens zubrachte.

In dieser Stellung traf sie eine schwere Krankheit: tuberkulöse Gehirnentzündung, der sie nach mehrmonatlichem Krankenlager und häufigem Empfang der hl. Kommunion erlag. Doch ward ihr noch der Trost zu teil, einige Tage vor ihrem Tode die hl. Gelübde als Klausurschwester ablegen zu können. Sie starb am 3. Februar 1900 im 48. Jahre ihres Alters unter den Gebeten ihrer Mitschwestern, welchen sie stets, in gesunden wie kranken Tagen, zur Erbauung und geistigen Aneiferung gedient hatte."

Wir glauben den vorstehenden Worten noch einiges beifügen zu sollen. Es fragt sich, welche Stellung der verstorbenen Schwester, die bei der Aufnahme in die Klausur den Namen Maria Virgo d. h. „Maria, die Jungfrau" erhielt, zukommt. Offenbar die erste, wie der P. Generalsuperior dadurch an den Tag legte, daß er ihr den Ehrennamen Maria gab. Was die Gründung der

Gesellschaft der Dienerinnen des Hl. Geistes angeht, so kommt die der geistigen Vaterschaft dem hochw. P. Generalsuperior zu. Von ihm nämlich ging der Gedanke aus, die Schwestern-Genossenschaft ins Leben zu rufen; er hatte auch stets die Leitung der Schwestern, verfaßte ihre Regel und suchte die von Gott ihm zugeführten Kräfte für ihren heiligen Beruf und ihre besondere Aufgabe heranzubilden.

† Schw. Maria (Helena Stollenwerk).

Bei dieser Aufgabe aber hat ihm Schw. Maria die entgegenkommendste Unterstützung geleistet. Sie war die erste, welche kam, um Schwester zu werden, und hat in all ihren Stellungen gesucht, Gottes hl. Willen zu erfüllen und für das Wohl der Gesellschaft sowie der einzelnen Schwestern zu arbeiten. Überschaut man ihr Leben, so erkennt man deutlich, daß Gott der Herr sie in der heiligen Demut reichlich geübt hat. Dieses ist aber auch für den Menschen gut; denn es ist ihm schwer, die vollkommene Demut zu erlangen, wenn er nicht auch äußerlich gedemütigt wird. Gewiß führte Gott der Herr aus diesem Grunde so manches herbei, welches jenem Zwecke diente. Auch betreffs dessen, daß sie drei Jahre gezwungen war, aus der ersten Stelle in die zweite zu treten (1888 bis zum 15. August 1891) äußerte P. Generalsuperior: „Ich erkannte, daß dieses gut für sie sein würde; denn sie war

anfangs zu blöde, und der Erfolg zeigte, daß ich mich nicht geirrt."

Betrachtet man alles vorhin Angeführte, so darf man nicht zweifeln, daß die Schwestern gerne die Verstorbene als ihre geistige Mutter ansehen und als solche in ihrer Erinnerung lieben und ehren werden. Mögen daher ihre guten Beispiele in der Genossenschaft fortleben.

21. Rückblick.

Werfen wir zum Schlusse einen Rückblick auf die vergangenen Jahre. Da sehen wir, daß die Genossenschaft der Dienerinnen des Hl. Geistes bereits eine längere Geschichte hinter sich hat. Ihre Anfänge reichen vom 30. Dezember 1882, an welchem Tage Schw. Maria in Steyl eintrat, bis zum 7. Dezember 1889, wo die Schwestern zuerst als anerkannte Ordens-Postulantinnen in das ehemalige Kapuzinerkloster an der Maas einzogen. Vom 8 Dezember 1889 an aber kann man die Gründung der Genossenschaft rechnen, weil dies der erste Tag war, welchen die Schwestern in anerkannt klösterlicher Gemeinschaft verlebten.

Waren auf diese Weise sieben Jahre der Vorbereitung vergangen, so folgten weitere sieben Jahre, bis die Genossenschaft am 8. Dezember 1896 das wurde, was erstrebt ward, nämlich eine Gemeinschaft zweier klösterlichen Gemeinden, welche die Aufgabe der Martha nebst jener der Maria zur Darstellung bringen und zu Einer Gemeinschaft als Dienerinnen des Hl. Geistes verbunden sein sollten.

Noch drei Jahre später (8. Dezember 1899) erhielt die Genossenschaft die ersten vier Professen in der Klausur, nämlich die Schwestern: 1. Maria Michaele (Adolfine Tönnies), 2. M. Gertrudis (Mathilde Stellermann), 3. M. Scholastika (Gertrud Schlüter), 4. M. Theresia (Christina Fecke). Am 1. August 1900 waren es sechs, denen 102 Professen auf seiten der Missionsschwestern gegenüber standen. Von letzteren befanden sich in der Mission von Argentinien 13, in der von Togo 6, in der von Wilhelmsland 4.

Durch den Tod verloren die Schwestern bisher:

a) In Steyl: Klausurschwestern 2, Missionsschwestern 16.

b) In Argentinien: eine (Schw. Charitas).

c) In Togo: drei (Schw. Bernarda, Vincentia und Franziska).

Diesen Toten gilt die fromme Erinnerung und das Gebet der Schwestern; unter Arbeit und Gebet haben sie ihren Lauf vollendet und an Stelle des Jungfrauenkränzleins hoffentlich die Wahrheit des Wortes erfahren, welches bei der Profeß an sie gerichtet wurde:

„Empfangen Sie, meine Schwester, diesen Kranz als eine Erinnerung an die treue Bewahrung der Jungfräulichkeit und an jene Herrlichkeit, womit Ihr liebender Vater, der Bräutigam der Jungfrauen, im Himmel Sie zu schmücken verlangt."

Alle Schwestern aber werden nicht unterlassen, Gott dem Hl. Geiste zu danken für die vielen Gnaden, welche Er in der vergangenen Zeit ihnen erwiesen hat. Jede Genossenschaft hat die Zeit ihrer Kindheit, die Zeit des heranwachsenden Alters und die Zeit der erlangten vollen Körperkraft. Für die Genossenschaft der Schwestern ist die Zeit der Kindheit vorübergegangen, ebenso ein Teil des heranwachsenden Alters. Und da nunmehr das dritte Alter sich genaht hat, so dürfen wir annehmen, daß die Zeit einer größeren Wirksamkeit damit ebenfalls für sie gekommen ist, wie ja auch die Gesellschaft des Göttlichen Wortes erst im letzten Decennium eine etwas größere Wirksamkeit entfalten konnte.

XVII. Nachträge und Rückblick.

1. Die Prokur in Sydney.

Indem wir diese Nachträge beginnen, berichten wir zunächst von zwei Niederlassungen, die erst in der letzten Zeit gegründet worden sind und darum noch kaum eine Geschichte hinter sich haben. Zu erwähnen ist hier die Gründung einer Prokur in Sydney, der Hauptstadt Australiens, und die Annahme einer Pfarre zu Valdivia in Chile. Wir behandeln jene in den beiden ersten Nummern, diese in den vier folgenden.

Am 31. Januar 1900 kam P. Limbrock, der Apostolische Präfekt von Wilhelmsland, mit P. Fey zu Sydney an. Ihre Absicht war, in der Stadt eine Prokur für unsere Mission auf Neu-Guinea zu errichten. Dieselbe sollte in Sydney die nötigen Anschaffungen vermitteln und mit dem Dampfer, welcher zwischen Singapore und Sydney, Neu-Guinea berührend, hin und herfährt, hinübersenden. Außerdem sollte sie als Zufluchtsort für die erkrankten Patres und Brüder dienen, welche das Tropenklima jener Mission verlassen müssen, um in einem kühleren und gesunderen Erdstrich die Herstellung ihrer Gesundheit zu suchen.

Die beiden Patres fanden bei den Missionaren vom hlst. Herzen in der Vorstadt Randwick freundlichste Aufnahme. Mit ihnen wurde die Prokurfrage in der ein-

gehendsten Weise besprochen und das Resultat war der Entschluß: wir wollen suchen, eine Pfarrstelle in einer der Vorstädte zu übernehmen, damit die Priester der Prokur eine dauernde und nützliche Beschäftigung haben und sich zugleich für das Heil der Seelen nützlich machen können.

Der hochwst. Erzbischof von Sydney, Kardinal Moran, war gerne bereit, diesem Wunsche zu entsprechen. Natürlich aber heißt es dann einer neuen Genossenschaft gegenüber: Wir wollen entgegenkommen; aber da noch so manche Pfarrsysteme in den Vorstädten zu schaffen sind, so müssen Sie einen Bezirk übernehmen, in welchem Sie selbst für den Bau einer Kirche und die Einrichtung alles Nötigen mit Hilfe der dortigen Einwohner zu sorgen haben.

2. Die Vorstadt und Halbinsel Drummoyne.

P. Limbrock sah das Zwingende des erhaltenen Bescheides wohl ein, und da ihm erlaubt war, selbst etwas Passendes auszusuchen, so begann er, die Vorstädte von Sydney sich näher anzusehen. P. Fey schreibt darüber:

„So sind wir denn in der ganzen Umgegend herumgekommen. Zuerst kamen wir nach Mosmansbay an der Nordküste der Bucht, an deren Südseite die Stadt Sydney liegt. Da diese Gegend aber schon bald besetzt wurde, schauten wir uns in Marrickville und Ryde um, welche ebenfalls dort liegen. Dann kamen wir nach Monly und Watsonsbay an der Ostseite, dann nach Rockwood, Burwood und Hombush auf der Westseite der Stadt. Alles dies aber lag uns etwas weit. Zuletzt gelangten wir nach Drummoyne im Westen der Stadt. Es ist dieses eine Halbinsel mit einem kahlen Vorgebirge. Dort liegt eine kleine armselige Kirche in Mitte eines länglichen Platzes."

Der zuletzt besichtigte Ort gefiel am besten, und so beschloß der Apostolische Präfekt, hier die Prokur aufzuschlagen. Er mietete zunächst die Wohnung von Rugby in der Daystreet, dann die von Lyndon in der Thompsonstreet. Das erstere Haus bezog Br. Theodulph am 25. April; ihm folgte P. Limbrock am 30. April.

So feierte er am 1. Mai, dem Feste der hl. Apostel Philippus und Jakobus, die erste heilige Messe in der

Vorstadt Drummoyne, weshalb dieser Tag als der Gründungstag betrachtet werden muß. P. Fey, der zunächst in Randwick einen abwesenden Pater vertreten mußte, kam einige Tage später dorthin. Den Ort beschreibt P. Limbrock wie folgt:

„Drummoyne ist ein ausgezeichneter Platz. Es hat sehr gute Verbindungen mit der City oder der inneren Stadt und dazu den Vorteil, daß es für Kranke und Schwache geeigneter liegt. Dem gar nicht weit von unserer Wohnung beginnt der australische Busch, worin man stundenweit schöne Spaziergänge machen kann. Was aber die Verbindungen angeht, so hat es solche zu Wasser und zu Lande. Es bestehen zwei kleine Dampferlinien, durch welche man jede halbe Stunde Verbindung mit der City hat. Außerdem haben wir Omnibus-Verbindung und den Balmainer-Tram, der alle 20 Minuten geht und kommt.

Der Verkehr mit Sydney zu Lande ist dadurch ermöglicht, daß die zwischenliegenden Halbinseln durch Dämme und Brücken miteinander und mit der City verbunden sind. Von Drummoyne kommt man zuerst nach Balmain, dann nach Glebe-Island, darauf nach Pyrmont am Darling-Hafen, wo die großen Eisenbahn-Linien beginnen.

Drummoyne ist als Wohnplatz noch recht jung; die ältesten Häuser mögen schwerlich mehr als fünf bis sieben Jahre alt sein; ich glaube, sie sind noch jünger. Es ist noch nicht zum zehnten bis zwanzigsten Teile bebaut, aber schon sehr im Wachsen begriffen. Augenblicklich mag es zwei bis dreitausend Einwohner haben. Der Mann, von dem wir das Haus gemietet, baut jedes Jahr daselbst gegen fünfzig neue Häuser zum Vermieten oder Verkaufen. Wie viele Katholiken dort sind, kann ich nicht sagen; im Direktorium sind 54 Kinder der dortigen katholischen Schule verzeichnet. Bisheran kam Sonntags ein Priester von Balmain herüber, um die Predigt zu halten und den Gottesdienst zu besorgen."

Der Erzbischof Kardinal Moran hat durch Schreiben vom 2. April 1900 mit der getroffenen Wahl sich einverstanden erklärt. Er schrieb:

„Drummoyne wird eine kleine, aber dicht gedrängte Pfarre bilden und ist bestimmt, eine bevölkerte und wichtige Vorstadt zu werden. Die St. Josephsschwestern beabsichtigen, in ein paar

Wochen die Schule zu übernehmen. Ich wollte Ihnen empfehlen, alsbald dort eine Wohnung zu beziehen. Der jetzige Pfarrer Rev. Fr. Moynagh (von St. Joseph in Balmain) hat seine Zufriedenheit und Zustimmung zu meinem Projekte kundgegeben. Ich möchte Ihnen raten, sich an ihn zu wenden, um etwaige Weisungen zu erhalten, sowie auch mit ihm zu verhandeln, z. B. bezüglich der Grenzen der neu projektierten Pfarrei.

3. Bischof Jara von Ancud in Chile.

Während des südamerikanischen Nationalkonzils zu Rom (1899) wurde der P. Generalsuperior vom Bischof Jara von Ancud gebeten, für die Pfarre Valdivia in seiner Diözese ihm Hilfe zu schicken. Er wünschte, daß unsere Patres dieselbe übernähmen und dann auch ein Kolleg in dieser Stadt gründeten. Zugleich teilte der Bischof ihm das Wichtigste über diese Pfarrei und die Verhältnisse der Diözese und des ganzen Landes mit.

Diese Bitte fand von seiten der Gesellschaft freundliches Entgegenkommen. Schon seit längerer Zeit hatte P. Generalsuperior viel Interesse für Chile*), welches sich in einem langen schmalen Küstenstrich von Peru bis zur Südspitze Südamerikas hinzieht und auf dieser langen Strecke alles Land zwischen dem Hochkamme der Kordilleren und der Meeresküste umfaßt. San Carlos de Ancud ist die südlichste der vier Diözesen des Landes und weit ausgedehnt. Die Stadt Ancud selbst liegt an der Nordküste der großen Insel Chiloe, sieben Grad südlicher als die Stadt Buenos-Aires, und hat ein viel milderes Klima. Es ist aber für eine größere Genossenschaft angenehm, Missionen von verschiedenem Klima zu haben, um nach dem Gesundheitszustande der einzelnen Missionare das gesundeste Missionsgebiet für sie aussuchen zu können.

Bischof Jara gilt als großer Redner und ist jedenfalls einer der hervorragendsten Bischöfe Südamerikas. Wegen der wichtigen Stellung, welche die Deutschen in

*) Chile ist fast doppelt so groß wie Preußen und Bayern zusammen und hat eine Bevölkerung von 3200000 Menschen. In Südamerika gehört es zu den drei bevölkertsten Staaten (Chile, Ecuador und Uruguai), welche vier Personen auf den Quadrat-Kilometer haben, steht aber Deutschland weit *nach, welches* 91 Menschen auf den Quadrat-Kilometer zählt.

seiner Diözese einnehmen, hat er selbst gesucht, ihre Sprache zu erlernen.

4. Die Neugründung in Chile.

Es war am 23. April 1900, als die beiden für Chile bestimmten Patres Eduard Albers und Johann Langenstein Buenos-Aires verließen. Letzterer beschrieb die Reise dahin mit folgenden Worten:

Lichthaus in Steyl.
(Photograph. Atelier und Glasmalerei).

„Karsamstag rief mich unser Provinzial P. Colling zu sich ins Seminar nach Parana, um mich zu verabschieden. Am Dienstag nach Ostern reiste ich mit P. Albers nach Buenos-Aires, von wo wir Montag den 23. April abends 10 Uhr unsere Reise über die Anden antraten. Innerhalb 72 Stunden hatten wir ganz Argentinien durchquert, die hohe Felsenmauer der Kordilleren überstiegen (drei Stunden auf dem Maulesel), und befanden uns somit Donnerstag den 26. April abends schon in der Hauptstadt Santiajo. Daselbst fanden wir den General-

vikar des Bistums Ancud, der zur Erholung sich dort aufhielt und vom hochwst. Herrn Bischof den Auftrag erhalten hatte, uns mit sich nach Ancud zu bringen. In seiner Begleitung verließen wir Freitag den 4. Mai Talcahuano, den Hafen der Stadt Conception, und liefen Sonntag früh in den Hafen von Corral ein. Wir lasen dort die heilige Messe und übergaben unser Gepäck der Agentur der Dampfschiffahrtsgesellschaft von Valdivia. Noch am selben Abend ging es dann nach Ancud weiter, woselbst wir nach einer sehr stürmischen Nacht Montag den 7. Mai eintrafen.

Am Hafen erwartete uns der Geheimsekretär des Bischofs, der den Auftrag hatte, uns in das bischöfliche Palais zu bringen. Hier wurden wir vom hochwst. Herrn Bischofe auf die liebevollste Weise empfangen. Morgen Abend, den 8. Mai, sollen wir in Begleitung des Sekretärs, der ein geborener Deutscher (Böhme) ist, nach Valdivia abfahren. Er wird dann noch die ersten vierzehn Tage bei uns bleiben, um uns im Namen des Bischofs einzuführen."

5. Die Einführung in Valdivia.

Über die Einführung in der Pfarrei Valdivia berichtete P. Albers am 30. Mai an den Generalsuperior, wie folgt:

„Mittwoch den 9. Mai verließen wir mit Herrn August Klinke, dem Sekretär des Bischofs, Ancud, um am Freitag in Corral einzulaufen. Die Fahrt von Ancud bis Corral dauert für gewöhnlich zwölf bis vierzehn Stunden. Von Corral aus fuhren wir zwei Stunden mit dem Fluß-Dampfer und kamen Freitag den 11. Mai morgens gegen elf Uhr in Valdivia an. Wir gingen sofort zur Pfarrwohnung. Pfarrer Jose Brahm, ein Mann von 48 Jahren, begrüßte uns freundlich und sagte, daß wir bei ihm wohnen könnten, wie er es dem Bischofe versprochen. Da es Aufgabe des Sekretärs war, die Übergabe der Pfarrei zu veranlassen, bat derselbe ihn am nämlichen Tage, er möge seine Abdankung einreichen. Der Pfarrer hatte nämlich früher zu verschiedenen Malen dem Bischof selbst, dem Generalvikar und Privatpersonen gegenüber geäußert, er würde froh sein, wenn er die Pfarrstelle niederlegen könne. Aus diesem Grunde hatte er sich bereits ein Jahr vorher einen titulus patrimonialis ausstellen und sich eine neue Wohnung in der Stadt

bauen lassen. Da er sich nun weigerte, telegraphierte der Sekretär an den Bischof. Dieser antwortete auf dieselbe Weise, Herr Brahm möge seine schriftliche Abdankung einreichen. Als derselbe sich aber beharrlich weigerte, versammelte der Herr Bischof seinen Rat und schickte dann telegraphisch ein Dekret. Hierin erinnerte er daran, Pfarrer Brahm sei so angestellt worden, daß er jeden Augenblick entfernt werden könne (ad nutum Episcopi amovibilis). Nachdem er verschiedene andere Gründe angeführt, erklärte er die Pfarrei für vakant und setzte den Priester Don Eduardo Albers als Pfarrer (Cura y Vicario) ein."

Zugleich sorgte der Herr Bischof für die Anerkennung seiner Schritte von seiten der chilenischen Republik, und so konnte am Feste Christi Himmelfahrt, am 24. Mai 1900, die Einführung der beiden neuen Pfarrgeistlichen anstandslos vor sich gehen. Die beiden Patres hielten an diesem Tage den ersten Pfarr-Gottesdienst, und zwar in der Notkapelle; eine Pfarrkirche wird jetzt gebaut. Der Sekretär des Bischofs stellte in dessen Auftrage die Patres vor. Unterdessen hatte auch Herr Brahm das Pfarrhaus geräumt, worin jene ihre Wohnung nahmen.

6. Die Stadt und Pfarrei Valdivia.

Fügen wir dem Vorstehenden noch einige Mitteilungen über die Stadt und Pfarre Valdivia bei.

Dieselbe liegt auf dem 40. Breitegrade, hat also eine geographische Breite wie die Stadt Neapel. Sie zählt 10—12000 Einwohner, von denen 4000 Deutsche sind, leider meistens Protestanten. Infolgedessen gilt die deutsche Nationalität dort ziemlich viel, und das um so mehr, da durch die Rührigkeit der Deutschen Valdivia zu einer hervorragenden Industriestadt geworden ist.

Die Pfarrei Valdivia umschließt ein großes Gebiet rings um die Stadt herum und hat 59000 Katholiken. Viele verschiedene Ortschaften gehören zu ihr, jedoch bildet die Hafenstadt Corral eine selbständige Pfarrei. In Corral laufen alle Dampfschiffe an, welche die chilenische Küste passieren, woraus man die Bedeutung Valdivias erkennt.

In Valdivia bestehen als staatliche Unterrichtsanstalten mehrere Volksschulen, ferner ein Lyceum (Realschule) mit

drei Kursen und eine der vier Normalschulen (Lehrer-Seminare) der Republik mit fünf Kursen. Die eingewanderten Protestanten haben eine „deutsche Schule" errichtet, die von vielen chilenischen und deutschen Kindern besucht wird. In dieser ist kein Religionsunterricht gestattet, wohl aber in den Staatsschulen.

7. Zur Erinnerung an die Verstorbenen der Genossenschaft.

Nachdem wir im Vorhergehenden unsere Häuser in und außerhalb der Missionen behandelt haben, wollen wir nun dem Andenken unserer lieben Verstorbenen einige Zeilen widmen. Leider sind wir genötigt uns kürzer zu fassen, als uns lieb ist, indem wir uns mit einem einfachen Verzeichnis begnügen müssen. Wir ordnen dasselbe nach den Häusern und Missionen, und zwar bei letzteren so, wie diese sich geographisch am leichtesten aneinander schließen.

Eingang zum Kirchhof.

1. St. Michael in Steyl.

Priester. 1. August Theisen, † 29. 8. 93, Baumeister, Alter 29½:13*, zum Priester geweiht 16. 2. 90. I. 2. Joh. Janssen,

*) Alter 29½:13, d. h. P. Theisen hat 29½ Jahre gelebt und davon seit seinem Eintritt (als Zögling) 13 Jahre in der Gesellschaft. I heißt: der

† 14.4.98, Gen.- u. Prov.-Rat und Rektor von St. Gabriel, Alt. 44½:21⅘, gew. 16.7.76. E. 3. Heinrich Albers, †3.11.98, Neopresbyter, Alt. 28:11½, gew. 15.5.98. E.

Kleriker. 1. Joh. Hasker, † 17.4.89, Alt. 24¾:7, Minorist. I. 2. Jos. Pletl, † 29.12.90, Alt. 23½:10, Subdiakon. I.

Brüder. Begraben in Tegelen. 1. Aloysius (Joh. Lappe), † 27.3.84, Alt. 30:1, N. Begraben in Steyl: 2. Antonius (Jos. Thissen), † 22.3.89, Alt. 28¼:4½, I. 3. Barthol. (Joh. Müller), † 3.1.90, Alt. 31½:1½, N. 4. Hieronymus (Theod. Gesing), † 30.4.90, Alt. 25¾:2½, I. 5. Medardus (Karl Weißenstein), † 23.6.90, Alt. 21:1, N. 6. Antonius (Karl Schulte), † 5.12.90, Alt. 20½:1½, N. 7. Wolfgang (Mich. Rankel), † 29.4.91, Alt. 34½:8, II. 8. Fridolin (Jos. Mai), † 11.4.92, Alt. 32:3¼, I. 9. Baldomer (Heinr. Koch), † 23.5.94, Alt. 20:2, N. 10. Fidelis (Frz. Fechter), † 25.9.95, Alt. 33¼:10½ E. 11. Julius (Frz. Weber), † 8.3.96, Alt, 32:2, N. 12. Lidwinus (Edw. Robold), † 10.3.97, Alt 20½:2, N. 13. Ladislaus (Joh. Zwickel), † 15.4.97, Alt. 41½:5, I. 14. Ephrem (Aug. Schipper), † 27.11.97, Alt. 33:9, III. 15. Arkadius (Mor. Roth), † 1.1.99, Alt. 31:4½ I. 16. Eduard (Math. Wirtz), † 29.1.99, Alt. 20½:4, I. 17. Florentius (Jak. Maas), † 17.11.99, Alt. 52½:4½, I.

2. St. Gabriel bei Mödling.

Kl. 1. Emil Kohlhaas, † 27.2.93, Alt. 23:9, Tonsurist, I. 2. (Aug. Völkert), † 23.5.95, Alt. 21⅘:7, Tonsurist, N. 3. (Wend. Doni), † 19.3.96, Alt. 23½:9½, Tonsurist, N. 4. (Franz Krins), † 30.4.00, Alt. 23½:8½, Minorist, I.

Br. 1. Bruno (Wilh. Schupmann), † 4.8.96, Alt. 34:8, II.

3. Heiligkreuz bei Neisse.

Pr. 1. Heintges, † 24.12.98, Lehrer, Alt. 62:8, gew. 8.9.92, I.

Br. 1. Epiphanius (Th. Damann), † 19.3.96, Alt. 30½:3½, I. 2. Pankratius (J. Wölfgarten), † 12.12.96, Alt. 30½:8, II. 3. Kunibert (Wilh. Haasebrink), † 7.5.97, Alt. 28:5, I. 4. Sarkander (Konst. Franke), † 17.9.98, Alt. 34½:2¼, N. 5. Wiro (Wilh. Schaller), † 25.2.00, Alt. 20:2¼, N.

4. Südschantung.

Pr. 1. Gottfr. Riehm, † 4.3.89, Alt. 38¾:12, gew. 24.10.86, M. 15.1.82, I. 2. Karl Lieven, † 11.6.89, Alt. 31:9, gew.

Verstorbene stand in den ersten, II= in den zweiten, III= in den dritten, E= in den ewigen Gelübden; N= er starb als Novize.

7.6.84, M. 1.1.85, I. 3. Joh. Laxhuber, † 24.12.91, Alt. 33 : 10¼, gew. 21.2.86, M. 26.7.83, I. 4. Wilh. Schumachers, † 28.3.92, Alt. 28 : 10, gew. 26.5.88, M. 14.9.90, I. 5. Joh. Schneider, † 2.2.96, Alt. 29½ : 10½, gew. 25.6.93, M. 17.9.93, I. 6. Franz Nies, † 1.11.97, Alt. 47½ : 18½, gew. 7.6.84, M. 1.1.85. E. 7. Rich. Henle, † 1.11.97, Alt. 32¼ : 17, gew. 15.6.89, M. 15.9.89. E. 8. Aug. Horstmann, † 14.5.00, Alt. 31½ : 17, gew. 3.12.93, M. 12.8.94, I.

Br. Friedr. (Ad. Rademacher), † 10.5.99, Alt. 34¼ : 6, M. 13.9.96, II.

5. Deutsch-Neu-Guinea.

Pr. Chr. Schleiermacher, † 22.3.00, Alter 37¼ : 15½, gew. 1.5.96, M. 8.2.97, I.

6. Togoland.

Pr. 1. Adalb. Heinlein, † 18.6.96, Alter 27¼ : 4, geweiht 25.6.93, M. 4.10,93, I. 2. Jak. Hoffmann, † 15.5.97, Alt. 26½ : 9½, gew. 3.12.93, M. 8.11.94, I. 3. Greg. Arand, † 15.3.99, Alt. 29¼ : 12, gew. 1.5.97, M. 30.5.97, I.

Br. Ambrosius (Ad. Ludovici), † 17.6.96. Alt. 46 : 7¼, M. 21.12.92, II.

Schwestern. 1. Bernarda (Anna Althoff), † 3.5.97, Alt. 25 : 4, M. 1.11.96, I. 2. Vincentia (Anna Bergmann), † 10.1.00, Alt. 30¼ : 7¾, M. 29.1.97, I. 3. Franziska (Maria Dold), † 17.1.00, Alt. 29¾ : 6¼, M. 1.11.96, I.

7. Brasilien.

Pr. Franz Wilms, † 13.5.96, Alt. 28¼ : 12, gew. 3.12.93, M. 14.1.96, I.

8. Argentinien.

Pr. 1. Ad. Hegge, † 24.1.96, Alt. 31 : 14¼, gew. 21.7.89, M. 20.11.94, I. 2. Theod. Stark, † 12.4.97, Alt. 28 : 17, gew. 12.3.92, M. 1.1.95, I. 3. Herm. Löbbert, † 8.6.97, Alt. 29 : 10¼, gew. 3.12.93, M. 20.11.94, I. 4. Heinr. Hackemann, † 9.8.00, Alt. 29 : 15, gew. 1.5.97, M. 14.12.97, I.

Schw. Charitas (Agn. Peters), † 28.12.99, Alt. 33¼ : 3½, M. 22.8.99, I.

9. Ecuador.

Pr. Heinr. Pierlo, † 24.5.96, Alt. 28 : 13, gew. 25.6.93, M. 9,10.93, I.

8. Statistik der Gesellschaft im August 1900.

Dem Verzeichnisse der Verstorbenen lassen wir nunmehr eine Statistik der Lebenden folgen. Hierbei wollen wir diejenigen, welche jetzt für die einzelnen Missionen und Häuser bestimmt sind, den dort bereits vorhandenen beirechnen. Zugleich setzen wir jedem Hause und jeder Mission das Jahr ihres Beginnes vor. Auf diese Weise ergeben sich folgende Zahlen.

		Priester,	Brüder,	Zöglinge.	
1875	St. Michael i. Steyl,	44*)	289	270**)	(320)
1888	St. Raphael	5	1	—	
1889	St. Gabriel	26	85	278	(278)
1892	Heiligkreuz	23	73	228	(260)
1898	St. Wendel	6	36	28	(60)
1882	Südschantung	36	9	—	
1889	Argentinien	31	21	—	
1892	Togoland	14	9	—	
1895	Espirito Santo (Bras.)	5	3	—	
1896	Deutsch Neu-Guinea	8	6	—	
1897	Ver. Staaten Nordamer.	6	16	—	
1898	Misiones (Argentinien)	3	1	—	
1899	Curityba (Brasilien)	5	3	—	
1900	Marianna („)	6	2	—	
„	Ancud (Chile)	4	1	—	
„	Sydney (Australien)	2	1	—	
	Summa	224	556	804	(918).

9. Rückblick auf die vergangenen 25 Jahre.

Wir stehen am Ende unseres Berichtes. Die Feier des fünfundzwanzigjährigen Erinnerungstages unserer Ge-

*) Mitgerechnet sind hier alle jene Priester, die augenblicklich in Steyl oder wegen mangelnder Gesundheit anderwärts sich befinden, indem sie z. B. Erholungsposten als Hausgeistliche für Frauenklöster übernommen haben. Etwas ähnliches gilt für andere Häuser. Bei Angaben der Brüderzahl sind die Novizen, Postulanten und Lehrlinge den Professbrüdern zugezählt worden.

**) Da wegen der Studienordnung gerade im Monate August bei den Zöglingen größere Verschiebungen eintreten, so fügen wir in der Klammer den voraussichtlichen Stand am 1. Oktober bei.

sellschaft fällt ungefähr mit dem Schlusse dieses Jahrhunderts zusammen. Beim Beginn desselben glaubten viele Gegner der Kirche, in Bälde ihren Todestag feiern zu können. Das 18. Jahrhundert schloß ja in Frankreich mit einer frechen, öffentlichen Gottesleugnung. Das war

P. August Theisen.

P. Joh. Nep. Heintges.

P. Heinrich Albers.

P. Joh. Janssen siehe S. 160.

Die in Europa gestorbenen Priester der Gesellschaft.

eine Verhöhnung der göttlichen Majestät. Trotzdem begann Frankreich einen alle verblüffenden Siegeslauf über die Welt anzutreten, der mit der Aufhebung der Klöster auch alle religiösen Ideen der Vergangenheit begraben zu wollen schien. Mit dem Werke der Glaubensverbreitung war es so bergab gegangen, daß das Pariser Seminar der auswärtigen Missionen, welches bereits eine Vergangen-

heit von beinahe 200 Jahren hinter sich hatte, ernstlich über seine Auflösung beriet.

Welch ganz anderes Bild dagegen bietet der Schluß des 19. Jahrhunderts. Die Klöster sind in neuem Geiste und in größerer Zahl erstanden. Trotz des politischen Niederganges der katholischen Staaten weht ein frischer Frühlingshauch der Gnade des Hl. Geistes über die katholischen Länder und schart Männer und Jünglinge, Frauen und Jungfrauen um die katholische Fahne.

An diesem Aufschwung hat auch das Missionswerk der katholischen Kirche teilgenommen und von ihm Nutzen gezogen. Das gilt allgemein, das gilt im besonderen auch für uns.

Gerne benutzen wir diese Erwägungen als Erklärung zu dem Fortgang, den wir in den verflossenen 25 Jahren erlebt haben. Möge Gott der Hl. Geist uns auch ferner beistehen und segnen! Denn es bleibt ja ewig wahr, was die heilige Kirche in der Sequenz „Veni Sancte Spiritus“ von Ihm sagt:

Sine Tuo numine,
Nihil est in homine,
Nihil est innoxium.

„Ohne Deiner Gottheit Macht
Ist im Menschen nichts als Nacht,
Nichts an ihm gesund und gut.“

Überblicken wir aber die vergangenen Jahre von den ersten Anfängen der Gründung des Steyler Missionshauses an bis zum heutigen Tage, so müssen wir sagen, daß es an Schwierigkeiten nicht gefehlt hat. Aber es scheint in Gottes hl. Plane zu liegen, in unseren Zeiten das Missionswerk besonders zu fördern und deshalb alle darauf gerichtete Bestrebungen, so gering und armselig sie auch in sich erscheinen mögen, mit Seinem Segen zu begleiten. So ist denn auch trotz aller Schwierigkeiten das in Steyl gegründete heilige Werk selbst stets vorangegangen. Es ist auch das ein Beleg für die Wahrheit des Wortes: In cruce salus! Im Kreuz ist Heil! Wie viele Schwierigkeiten haben nament-

lich unsere Mitbrüder in den Missionen gefunden, zumal jene in China! Aber alle Leiden und Verfolgungen haben nur dazu gedient, das von Gott gewollte und gesegnete Werk stets fester zu begründen.

10. Ein Wort des Dankes.

Dem geehrten Leser haben wir auf vorliegenden Blättern ein getreues Bild der Steyler Missionsgesellschaft, ihrer Häuser und Missionen entworfen und ihn mit ihrer Thätigkeit bekannt gemacht. Es erübrigt uns nur noch, eine heilige

Der gute Hirt im Garten von St. Michael.

Pflicht zu erfüllen. Wenn unsere Genossenschaft vor 25 Jahren als ein schwaches Reis gepflanzt worden ist und wir es jetzt zu einem Baume erwachsen und erstarkt sehen, so ist das — wir müssen es gestehen — nur durch die opferwillige Mithilfe unserer Freunde und Gönner und durch ihre zum Himmel emporgesandten Gebete möglich geworden. Daher schulden wir ihnen herzinnigsten Dank. Zwar suchen wir diesen Dank durch gemeinsame tägliche Fürbitten und durch Aufopferung der hl. Messe abzutragen; möge es uns auch *gestattet* sein, an dieser Stelle im Namen der ganzen Ge-

nossenschaft ihn offen auszusprechen. Wir glauben dies nicht besser thun zu können, als wenn wir jene Dankesworte hier wiedergeben, welche die auf dem letzten Generalkapitel versammelten Mitglieder der Gesellschaft in unseren Zeitschriften veröffentlicht haben. Sie lauten:

Ein Wort des Dankes an die Wohlthäter unserer Gesellschaft und die Missionsvereine.

Die ergebenst unterzeichneten Mitglieder des dritten Generalkapitels der Gesellschaft des Göttlichen Wortes haben sich am 29. September, dem Feste des hl. Erzengels Michael, im Missionshause zu Steyl zur ersten Sitzung des Kapitels versammelt. Sie stehen nunmehr am Schlusse ihrer sowohl für die Gesellschaft des Göttlichen Wortes als auch deren Missionen recht wichtigen Beratungen, wollen sich aber nicht trennen, ohne zuvor ihren zahlreichen Wohlthätern und den Vereinen zur Unterstützung der Missionen, die ihnen hier in Europa und den Missionsländern durch Gebet und Almosen zu Hilfe gekommen sind, ihren tiefgefühlten Dank auszusprechen.

Gewiß ist der Gang der gegenwärtigen Zeitläufe so, daß die Aufmerksamkeit der Völker sich mehr und mehr auf die fremden Erdteile lenkt, sowie auf die wichtigen Interessen, welche die katholischen Missionare dort zu vertreten haben, zur Ehre des dreieinigen Gottes, zum Vorteile Seiner hl. Kirche und zum geistigen Nutzen so vieler Tausende, die ihren Wohlthätern in Europa die ganze Ewigkeit hindurch dankbar sein werden für die außerordentlichen Güter, die ihnen durch deren Beihilfe sind zu teil geworden.

Indem die Unterzeichneten hiermit ihrer dankbaren Gesinnung Ausdruck geben, wenden sie sich zugleich vertrauensvoll an ihre Wohlthäter sowie an die so segensreich wirkenden Vereine zur Unterstützung der katholischen Missionen mit der Bitte, sie auch in Zukunft bei ihren auf die Verherrlichung Gottes sowie die Rettung so vieler

unsterblichen Seelen gerichteten Bestrebungen wie bisher unterstützen zu wollen.

Der gütige Gott wird der freigebige Vergelter sein für alles, was sie bisheran gethan haben und noch in Zukunft thun werden. Für ihre Wohlthäter zum Vergelter alles Guten zu beten, ist den Unterzeichneten eine heilige Pflicht, und sie werden nicht ermangeln, derselben gerecht zu werden.

Steyl, am Feste der hl. Monika, 4. Mai 1898."

Unterzeichnet war vorstehendes Schriftstück von sämtlichen Mitgliedern des Generalkapitels, welche auf S. 125 namhaft gemacht sind.

Großen Dank auch schuldet die Genossenschaft ihren heiligen Patronen, ganz besonderen Dank aber dem heiligen dreieinigen Gott. Er war es ja, der Sich des hochwst. P. Generalsuperiors bediente, um das kleine Samenkorn in den Boden zu legen. Er hat es, vom Gnadentau befruchtet, aufkeimen und aufwachsen lassen; hat es gestützt und beschützt in Sturm und Gefahren; hat dem jungen Pflänzchen Sonnenschein und Regen gesandt, ein jedes zu seiner Zeit; Er war es auch, der den Baum blühen und Früchte tragen ließ. Ja, wir müssen es dankbar und demütig anerkennen, daß Er, der gute Gott, unserer Genossenschaft reichen Segen verliehen und sie zu dem gemacht hat, was sie jetzt ist. Denn Er hat den Beruf in unsere Herzen gesenkt, daß wir uns freudig und ganz dem hl. Missionswerke widmeten; Er war es auch, der die Herzen unserer Wohlthäter anregte zu opferfreudiger Mitarbeit. Darum sagen wir alle vereint aus ganzer Seele: „Ipsi Gloria in saecula!" Ja, Ihm, dem hl. dreieinigen Gott, dem Vater, Sohn und Hl. Geiste, sei Ehre, Lob, Ruhm und Dank in Ewigkeit!

XVIII. Anhang:

Bischöfliche Empfehlungsschreiben betreffend die Gründung des Missionshauses zu Steyl.

Es möge uns erlaubt sein, im nachstehenden die Zuschriften und Empfehlungsbriefe des deutschen, niederländischen und österreichischen Episkopates mitzuteilen, welche in den Jahren 1874 und 1875 dem hochw. P. Generalsuperior A. Janssen zugestellt wurden, als er sich vor der Gründung des Missionshauses zu Steyl an die hochwst. Herren Erzbischöfe und Bischöfe gewandt, ihnen seinen Plan vorgelegt und deren Gutachten und bischöflichen Segen erbeten hatte.

Wir geben dieselben in chronologischer Ordnung wieder, wie sie dem P. Generalsuperior bei dem Besuche, den er bei den hochwst. Herrn Bischöfen machte, übergeben wurden. Diesen lassen wir andere Zuschriften (Nr. 23—28) folgen, welche später von deutschen und österreichischen Bischöfen einliefen auf einen schriftlich eingereichten Bericht hin.

Aus diesen Zuschriften wird der geehrte Leser entnehmen, wie der Plan, ein Missionshaus für Deutschland, Österreich und die Niederlande zu gründen, vom hochwst. Episkopate dieser Länder nicht nur mit Freuden begrüßt, sondern auch als notwendig und dem hl. Willen Gottes gemäß erkannt wurde.

1. Bischof Nikolaus Adames von Luxemburg: Die Idee, ein Missionshaus für deutsche Priester zu gründen, kann ich nur von

ganzem Herzen beglückwünschen und werde gerne zur Realisierung derselben nach Kräften beitragen.
Luxemburg, den 24. August 1874. † Nikolaus, Bischof von Luxemburg.

2. **Bischof J. A. Paredis von Roermond:** Hierdurch erkläre ich, daß ich den Plan des hochwürdigen Herrn Arnold Janssen, ein deutsch-niederländisches Haus für auswärtige Missionen, in Verbindung mit einer apostolischen Schule oder Vorbereitungsschule zur Heranbildung von Missionaren zu errichten, gutheiße und hoffe, daß dieses Vornehmen mit dem besten Erfolge gekrönt werden möge. Roermond, den 3. Dezember 1874. † J. A. Paredis.

3. **Bischof Bernhard Brinkmann von Münster:** Auf Verlangen wird hierdurch bezeugt, daß der Kuratpriester Herr Arnold Janssen die Absicht hegt, ein deutsches Seminar für auswärtige Missionen in Verbindung mit einer Vorbereitungsschule zur Heranbildung von Missionaren zu errichten. Wir wünschen dem Bestreben desselben den besten Erfolg und erklären uns bereit, auf desfalsigen Wunsch demselben zur Beförderung des besagten Zweckes die Entlassung aus dem Diözesanverbande zu erteilen.
Münster, den 9. Februar 1875. † Johann Bernhard.

4. **Erzbischof A. Schaepman von Utrecht:** Hierdurch erklären auch Wir, daß Wir den Plan des hochwürdigen Herrn Arnold Janssen, ein deutsch-niederländisches Haus für auswärtige Missionen in Verbindung mit einer apostolischen Schule oder Vorbereitungsschule zur Heranbildung von Missionaren zu errichten, gutheißen und hoffen, daß dieses Vornehmen mit dem besten Segen Gottes gekrönt werden möge.
Utrecht, den 23. März 1875. Der Erzbischof von Utrecht
† A. Schaepman.

5. **Bisschop H. P. Wilmer van Haarlem:** Volgaarne hechten ook Wij onze goedkeuring van het loffelijke plan van den Hoogeerw. Heer Arnold Janssen.
Haarlem, 23. Maart 1875. † H. P. Wilmer, Bisschop van Haarlem.

6. **Bisschop H. van Beek van Breda:** Ook Wij hechten gaarne onze goedkeuring aan het loffelijke plan van den Hoogeerw. Heer Arnold Janssen.
Breda, 24. Maart 1875. De Bisschop van Breda † H. van Beek.

7. **Bischof Konrad Martin von Paderborn:** Der Kurat-Priester Herr Arnold Janssen beabsichtigt, ein deutsches Seminar für auswärtige Missionen in Verbindung mit einer Vorbereitungsschule

zur Heranbildung von Missionaren zu errichten. Ich erachte ein solches Unternehmen für durchaus zeitgemäß und erwarte von seiner Ausführung für das heilige Missionswerk heilbringende Erfolge. Von ganzem Herzen wünsche ich daher diesem Unternehmen das beste Gedeihen und den Segen Gottes.
Wesel, am 2. April 1875. Der Bischof von Paderborn † Konrad.

8. **Aarzbisschop I. Zwysen, Bisschop van s'. Bosch:** Wij verleenen onze goedkeuring aan het bovenstaande nuttig plan.
S'. Bosch, den 10. April 1875. De Aartsbisschop
Bisschop van s' Bosch † I. Zwysen.

9. **Bischof Matthias Eberhardt von Trier:** Der mir vom Herrn Rektor Janssen in Kempen vorgetragene Plan, ein deutsches Missionshaus mit einer apostolischen Schule für die auswärtigen Missionen zu gründen, hat gewiß für jeden katholischen Deutschen, dessen Herz warm für seine Kirche und für die mit Christi Blut erkauften Seelen schlägt, etwas ungemein Ansprechendes und Erhebendes. Während die andern Nationen längst sich solcher Anstalten erfreuen und in deren segensreichem Wirken in den fernen Heidenländern sich selbst geehrt sehen, entbehrt der große katholische Teil unseres deutschen Vaterlandes bis zu dieser Stunde der Ehre und des Segens, auch nur ein einziges solches Missionshaus zu besitzen. Zwar sind die gegenwärtigen Verhältnisse in unserem deutschen Vaterlande nicht günstig für die materielle Seite des edlen und großen Unternehmens. Allein durch dieselben Verhältnisse mögen manche tüchtige Kräfte dahin geführt werden, sich dieser heiligen Sache zu widmen. Schließlich hängt alles ab von Gottes Segen, und ich wünsche denselben in reichstem Maße dem edlen Werke.
Trier, den 27. April 1875. † Matthias, Bischof von Trier.

10. **Bischof Daniel Bonifacius Haneberg von Speyer:** Der hochwürdige Herr Arnold Janssen aus Kempen in der Diözese Münster hat mir seinen Plan zur Errichtung einer Anstalt für Bildung von deutschen und holländischen Missionaren vorgelegt. Das in Gemeinschaft mit Mgr. von Essen begonnene Unternehmen hat bereits die Billigung des hl. Vaters durch die Vermittlung Seiner Eminenz des Kardinals Franchi, Präfekts der Propaganda, erhalten, ist durch den Apostolischen Nuntius in Brüssel und durch mehrere Erzbischöfe und Bischöfe von Holland und Deutschland ermuntert worden. Ich schließe mich diesen Zustimmungen um so lieber an, da ich seit vielen Jahren den lebhaftesten Wunsch

im Herzen trage, es möchte das katholische Deutschland der Glaubensbegeisterung von Jünglingen, welche sich gerne den Missionen widmen wollen, durch Errichtung einer Missionsanstalt den gehörigen Halt und die geeignete Richtung geben. Weit entfernt, daß die gegenwärtige Kirchenverfolgung die Ausführung eines solchen Planes aufhalten dürfte, muß gerade sie zur Ausführung drängen, weil sie in edlen Seelen einen ungewöhnlichen Eifer weckt und weil sich die Kraft des katholischen Glaubens nicht bloß in negativen Äußerungen, sondern auch, ja vor allem in Werken des Glaubens zeigen muß. Daher sehnte ich mich längst nach einer Gelegenheit, mich an den hochwürdigsten Episkopat mit der dringenden Aufforderung zur Errichtung einer solchen Anstalt wenden zu können. Ich fühlte hierbei, daß die Hauptschwierigkeit in der Auswahl und Zugänglichkeit bestimmter Missionsgebiete und in der Organisation einer solchen Anstalt liege. Durch den von Herrn Janssen und Mgr. von Essen vertretenen Plan ist die erste Schwierigkeit bereits beseitigt; denn es wurde ihnen Nordchina mit den angrenzenden Ländern als Wirkungskreis der Missionare der beantragten Anstalt bezeichnet und von dem Generalprokurator der Propaganda für China, welcher seinen Sitz in Hongkong hat, die Genehmigung bereits in Aussicht gestellt.

Dieses Gebiet ist eines der fruchtbarsten; denn von den mehr als 430 Millionen Menschen, welche unter Chinas Herrschaft und Einfluß stehen, sind nur etwa ½ Million zum Christentum bekehrt. Das Nordgebiet von China ist für holländische und deutsche Missionare wegen seines gemäßigten Klimas ganz besonders geeignet. Gegen die getroffene Wahl des Missionsgebietes läßt sich daher nichts einwenden. Hinsichtlich der Organisation der Anstalt, ihrer Lage, ihrer Leitung müssen dem hochwürdigsten Episkopate nähere Bestimmungen und Modifikationen vorbehalten bleiben. Da ich mich seit vielen Jahren mit Vorliebe mit dieser Frage beschäftigt habe, dürfte es mir gestattet sein, mir eingehende Vorschläge vorzubehalten.

Für den Anfang jedoch kann die Art, wie Herr Janssen die Anstalt einrichten will, genügen, wenn hinsichtlich der Erprobung des wahren Missionsberufes die gehörigen Maßregeln getroffen werden. Es soll zunächst einigen jungen Leuten, die sich für die Mission melden und dafür tauglich scheinen, Gelegenheit zur Vorbereitung gegeben werden. Da Herr Janssen selbst mathematische und physikalische Kenntnisse besitzt, so kann er die Missionskandidaten in einem Zweige unterrichten, der für das

Land der durchaus praktischen Chinesen sehr wichtig ist. Zu einiger Vorübung der Landessprache will der ehemalige Missionar Smorenburg, zur Zeit Pfarrer in Bredevoort in der Diözese Utrecht, Hilfe leisten. Das Weitere muß im Missionslande selbst erlernt werden. Und so glaube ich aussprechen zu dürfen, daß das Unternehmen des Herrn Janssen verdient, vorzüglich durch die Missionsvereine unterstützt zu werden. Der Anfang ist klein, aber vielleicht eben dadurch geeignet, Gottes Segen zu erhalten. Man wird vielleicht nach einiger Zeit an Verlegung der Anstalt, resp. eines Zweiges derselben, von Venlo, wo sie zunächst eröffnet werden soll, denken müssen; aber hier ist alles bereitet, um einen guten Anfang zu machen. — Möge der Segen Gottes mit diesem Unternehmen sein, das der Ehre Gottes und dem Heile der Seelen gewidmet ist. Speyer, den 29. April 1875.

† Daniel Bonifacius Haneberg, Bischof von Speyer.

11. **Bischof Pankratius von Dinkel von Augsburg:** Dem von Herrn Rektor Janssen in Kempen beabsichtigten Werke der Gründung eines deutschen Missionshauses kann ich nur meine freudige Zustimmung zusichern. Es würde durch Ausführung dieses Werkes nur etwas geschehen, worin das katholische Volk Deutschlands dem Beispiele der Katholiken anderer Staaten endlich nachfolgt. Daher wünsche ich zunächst zu der Art und Weise, wie nach dem Programme der erste Grund zu dem intendierten Werke gelegt werden soll, Gottes Segen in reichstem Maße.
Augsburg, den 30. April 1875. † Pankratius, Bischof v. Augsburg.

12. **Erzbischof Gregor von Scherr in München:** Dem Vorhaben des Kuratpriesters Herrn Arnold Janssen wünscht den reichsten Segen des Himmels. München, den 30. April 1875.

† Gregor, Erzbischof von München-Freising.

13. **Bischof Johannes Valentin von Würzburg:** Den vorstehenden Empfehlungen und Segenswünschen seiner hochwürdigsten Herrn Amtsbrüder schließt sich mit Freuden an
Würzburg, den 21. Mai 1875. † Johannes Valentin,
Bischof von Würzburg.

14. **Bischof Franz Leopold von Leonrod in Eichstätt:** Unter dem heutigen legte uns Herr Arnold Janssen, Rektor in Kempen, den Plan vor, in Verbindung mit Herrn Dr. von Essen, Pfarrer von Neuwerk, ein Missionshaus für deutsche Priester in Holland zu gründen. — Wir erkennen in diesem Unternehmen nur eine

neue kostbare Frucht des lebenskräftigen Baumes der Kirche und wünschen demselben von Herzen Gottes reichsten Segen.
Eichstätt, den 1. Mai 1875. † Franz Leopold.

15. **Bischof Ignatius von Seneströy in Regensburg:** Der Gedanke, zur Errichtung eines Missionshauses für Deutsche, welche das Evangelium in China verkünden sollen, kann nur von Jesus Christus selbst eingegeben sein. Qui dedit velle, dabit etiam perficere. So wünsche und hoffe ich, indem ich das Werk segne.
Regensburg, den 3. Mai 1875. † Ignatius,
Bischof von Regensburg.

16. **Fürstbischof Vincenz Gasser von Brixen:** Der hochwürdige Herr Arnold Janssen aus Kempen in der Diözese Münster hat mir seinen Plan, eine Anstalt zur Bildung von deutschen und holländischen Missionaren zu errichten, mitgeteilt. Nachdem ich mit ihm die Sache des näheren durchgesprochen habe, halte ich mich für überzeugt, sie sei ebenso wünschenswert im Interesse der Kirche, als zeitgemäß mit Rücksicht auf die dermaligen traurigen Verhältnisse der katholischen Kirche in Deutschland. Denn die Verfolgungen der Kirche sind von jeher dem Sturme gleich gewesen, der nicht bloß den Baum selbst kräftigt, sondern auch zur Weiterverbreitung seines Samens wesentlich beigetragen hat. Möge der liebe Gott den kleinen Anfang mit großen Resultaten segnen. Innsbruck, den 6. Mai 1875. † Vincenz,
Fürstbischof von Brixen.

17. **Kardinal Fürsterzbischof Maximilian Joseph Tarnoczy von Salzburg, Primas von Deutschland:** Hochwürdiger Herr erbitten sich auch von mir eine ausdrückliche Gutheißung Ihres großen Unternehmens, dem Sie im Namen des Herrn sich zu widmen entschlossen sind, nämlich ein Missionsinstitut zunächst für deutsche Priester zu gründen.

Nachdem Sie bereits so glücklich waren, Ihrem Unternehmen die Approbation des heiligen Stuhles und vieler der ausgezeichnetsten hochwürdigsten Bischöfe zu erwirken und dasselbe dem Segen des heiligen Vaters zu unterstellen, erübrigt mir nur, diesen Ihren erfolgversprechenden Plan mit Freuden zu begrüßen und den Unternehmer selbst darob zu beglückwünschen, um so mehr, als ich darin nur einen Impuls des Herrn zu erkennen glaube, der eben, wenn er nach Seinem unerforschlichen Ratschlusse Seine Kirche auf Erden bis in ihre Grundfesten erschüttern läßt, wie dies heutzutage der Fall ist, den Vertrauenden

zur Belohnung und Aneiferung immer wieder neue Hoffnungssterne sogar für Erweiterung der Grenzen seines Reiches auf Erden aufsteigen läßt.

Gehen Sie daher mit Gott an das dornenvolle, aber auch verdienstreiche Werk; Er wird auch das Vollbringen geben. Mein bester Segenswunsch wird Sie begleiten.

Salzburg, (9. Mai) an meinem 25ten Konsekrationstage, den 6. Sonntag nach Ostern 1875.

† Maximilian Joseph, Kardinal, Fürst-Erzbischof von Salzburg, Primas von Deutschland.

18. **Bischof Franz Joseph Rudigier von Linz:** „Die Ernte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige."

Ich kann mich nur freuen, wenn ein deutsch-niederländisches Haus für auswärtige Missionen errichtet wird. Vielleicht gefällt es Gott, den Sturm gegen die Kirche in Deutschland zu Gunsten auswärtiger Missionen ebenso zu benützen, wie er die Verfolgung des jungen Christentums nach dem Tode des hl. Stephanus in Jerusalem zur Ausbreitung desselben außer Jerusalem benützt hat.

Daß der Herr Kuratpriester Arnold Janssen den Beruf zur Ausführung eines solchen Werkes hat, scheint aus den von ihm vorgelegten Urkunden hervorzugehen. Gott segne das Unternehmen!

Linz, den 10. Mai 1875. † Franz Joseph, Bischof.

19. **Bischof Matthäus Joseph Binder von St. Pölten:** In Ihrem Unternehmen, welchem schon so viele oberhirtliche Anerkennungen zu teil geworden, erkenne ich ein sehr verdienstliches Werk, dem ich den reichlichsten Segen von Gott und förderſame Unterstützung von seiten aller frommen Gläubigen herzlich wünsche. — Der göttliche Heiland, welcher den Pfennig der armen Witwe nicht unbeachtet ließ, möge den kleinen Betrag, welchen ich in der mitfolgenden Staatsnote pr. 50 fl. ö. W. beischließe, gnädig aufnehmen und segnen! Mich Ihrem Gebete empfehlend geharre ich in der Liebe Jesu Christi,

St. Pölten, den 12. Sept. 1875, am Feste des Namens Mariä,

Ew. Hochwürden ergebenster † Matthäus Joseph.

20. **Kardinal Joseph Othmar Rauscher, Fürst-Erzbischof von Wien:** Die Völker, denen das Licht des Christentums aufgegangen ist, erfüllen eine Pflicht der Dankbarkeit gegen den göttlichen Heiland, wenn sie sich Ihm als Werkzeuge leihen, um auch jene, die noch in den Finsternissen des Todes sitzen, zu Ihm, der für alle starb, zu führen. Indem also der hochwürdige Herr

Arnold Janssen mit Gutheißung seines hochwürdigsten Herrn Bischofs sich der Gründung eines deutschen Seminars für auswärtige Missionen widmet, unternimmt er ein frommes, gottgefälliges Werk, dem der Herr Segen und Gedeihen verleihen wolle!
Wien, den 12. Mai 1875. † Joseph Othm. Kardinal Rauscher, Fürst-Erzbischof von Wien.

21. **Erzbischof Friedrich, Landgraf von Fürstenberg in Olmütz:** Das seeleneifrige und opfermutige Vorhaben, ein deutsches Missionshaus zu errichten und dadurch die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden nach Kräften zu fördern, findet meine bereitwilligste Zustimmung und ruft in mir den innigsten Wunsch hervor, daß dieses mit dem Segen des hl. Vaters begonnene Werk einen gedeihlichen Fortgang nehme und seinen gottgefälligen Zweck in ausgedehntem Maße erreiche.
Olmütz, am 20. Mai 1875. † Friedrich, Erzbischof von Olmütz.

22. **Eminenz Kardinal Schwarzenberg, Erzbischof von Prag:** Der hochwürdige Herr Arnold Janssen aus Kempen hat mir sein apostolisches Vorhaben, eine Missionsanstalt ins Leben zu rufen, mitgeteilt, und ich kann nur wünschen, daß er mit Gottes Beistand dieses segensreiche Werk zu stande bringe.
Prag, den 21. Mai 1875. † Kardinal Schwarzenberg, Erzbischof von Prag.

23. **Bischof Räß von Straßburg:** Hochwürdige Herren! Soeben empfange ich Ihre gefällige Zuschrift von 5. August, d. h. einen Monat nach dem Datum derselben Absendung.

Obgleich wir (ich meine uns Elsäßer) der großen Glaubensverbreitungsanstalt in Lyon jedes Jahr über 100 000 fr. einliefern: so begrüße ich dennoch persönlich mit vollem Herzen Ihr gottgefälliges Unternehmen, und beeile ich mich, zur Begründung Ihres Missionshauses mein Scherflein beizutragen. Qui cito dat, bis dat. Ich lege demnach diesen Zeilen tausend Franken bei in einem 100 Thalerschein = 375 fr. und 500 ℳ = 625 fr. — Da ich nicht zu den Gesperrten gehöre, so sollte ich freilich noch etwas tiefer in die Tasche hineingreifen. Gottes Güte wird aber meinen mit herzlicher Freude gegebenen Beitrag segnen, ut quod numero inferius, re uberius fiat.

Was die katholische Kirche jetzt für die Bekehrung der Heidenvölker thut, wird uns dereinst hundertfältig vergolten werden müssen, wenn man in Europa und anderwärts den Rationalismus und die Verfolgung der christlichen Wahrheit fortgewähren

läßt. Tribuenti retribuetur. So geben wir seit acht Jahrzehnten der im XVI. Jahrhundert entgleisten Kirche Englands allmählich ihre elftausend Jungfrauen zurück.

Empfangen Sie, Hochwürdige Herren, für Sie und Ihr heiliges Werk meinen besten Segen und den Ausdruck meiner Hochachtung und Teilnahme in unserm Herrn.

Straßburg, den 5. Sept. 1875. † Andreas, Bischof v. Straßburg.

Vorstehendes Schreiben traf am Eröffnungstage, 8. September 1875, in Steyl ein, wo es die Freude nicht wenig erhöhte.

24. **Bischof Krementz von Ermeland:** Hochgeehrte Herren! Mit Freuden begrüße ich die mir in dem geehrten Schreiben von 5. August c. angezeigte Errichtung eines Missionshauses für die Länder deutscher und niederländischer Zunge, wodurch eine schon lange eingeschriebene Schuld Deutschlands zu zahlen begonnen wird. Ich wünsche dem Unternehmen von Herzen Gottes reichsten Segen. Möge Gottes Güte es verleihen, daß die mühevollen Arbeiten der deutschen Missionare in den heidnischen Ländern unserm deutschen Vaterlande die unversehrte Bewahrung des katholischen Glaubens und die Rückkehr der im Glauben von uns getrennten Brüder in den Schoß unserer heiligen Kirche erwirken.

Als kleinen Beitrag zur Zahlung der angekauften Liegenschaften füge ich durch Postanweisung die Summe von 60 Mark bei.

Frauenburg in Ostpreußen, den 5. September 1875.

In der Liebe unseres göttlichen Herrn, Hochachtungsvoll

Ihr ergebenster † Philippus, Bischof von Ermeland.

25. **Bischof Karl Johann Rötting von Brünn:** Ew. Hochwürden! Mit Freuden schließe ich mich den Anerkennungen an, die Ihrem Vorhaben, ein Missionshaus für die Länder deutscher und niederländischer Zunge zu begründen, von seiten deutscher und österreichischer Bischöfe schon zugekommen sind. Möge Gott das fromme Unternehmen segnen, das vielleicht bestimmt ist, viele Versäumnisse gutzumachen, um deren willen so schwere Heimsuchungen uns getroffen.

Mein Gebet und meine besten Wünsche sind mit Ihnen, und mein Trost wird es sein, wenn ich Ihr apostolisches Werk in irgend einer Weise fördern kann.

Gegeben in meiner bischöflichen Residenz zu Brünn am 9. Sept. 1875.

† Karl, Bischof.

26. **Bischof Peter Joseph Blum von Limburg:** Ew. Hochwürden und den Mitunterzeichnern des gefälligen Schreibens de dat. 5.

August. praes. 10. September c. danke ich bestens für die mir gemachte Mitteilung betreffs der Errichtung eines Missionshauses für die Länder deutscher und niederländischer Zunge. Ich kann Ihnen zu dem unternommenen Werke nur von Herzen Glück wünschen und flehe inständig zum lieben Gott, daß Er dasselbe mit Seinem heiligen Segen begleiten möge. Möge Ihr unter dem besonderen Schutze und zur Ehre des heiligsten Herzens Jesu begonnenes Unternehmen die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden in recht hohem Grade befördern und auf diese Weise mit dazu beitragen, daß dem göttlichen Heilande für das große Unrecht, welches Ihm in Seiner heiligen Kirche an so vielen Orten zugefügt wird, ein möglichst reicher, sühnender Ersatz geleistet werde! Wie ich selbst nicht versäumen werde, um die Erfüllung dieses Wunsches zum Herrn zu flehen, so werden auch meine Diözesanen Ihr frommes Werk gewiß mit ihren Gebeten unterstützen, um so mehr, als die traurigen Zeitverhältnisse und insbesondere die materielle Not, in welche ein großer Teil des Klerus gegenwärtig versetzt ist, eine wirksame Unterstützung durch Geldspenden an den meisten Orten hindern.

Gerne benutze ich diesen Anlaß zur Versicherung meiner vorzüglichen Hochschätzung.

Limburg a. d. Lahn, den 14. September 1875.

Der Bischof von Limburg † Peter Joseph.

27. **Fürstbischof Jakob Stepischnegg von Lavant zu Marburg:** An den hochwürdigen Herrn Arnold Janssen, Rektor des Missionshauses zu Steyl.

Mit Freuden begrüße ich die mit dem geschätzten Schreiben vom 5. v. M. mitgeteilte Gründung eines besonderen Missionshauses für die Länder deutscher und niederländischer Zunge, und indem ich Gottes reichsten Segen über dieses zeitgemäße Unternehmen herabflehe, will ich nicht ermangeln, wo immer sich Gelegenheit darbieten sollte, die Interessen desselben zu vertreten und zu fördern. Fürstbischöfliches Lavanter Ordinariat

zu Marburg, am 23. September 1875.

28. **Bischof Augustinus Paulus Wahala von Leitmeritz:** Euer Hochwürden! Empfangen Sie meinen Dank für die freundliche Mitteilung vom 5. August, die ich, von einer Visitationsreise zurückgekehrt, beantworte.

Die Missionen unter den Heiden sind ohne Zweifel eine *gemeinsame* Angelegenheit des ganzen Reiches Gottes auf Erden

und im Himmel. Daß dies auch von dem Werke, das Sie beginnen, gelten werde, hoffe ich, weil die von Ihnen bezeichnete Grundlage: „großes Mißtrauen auf sich selbst und großes Vertrauen auf Gott," erprobt ist.

Das Werk hat bereits die Gutheißung unseres verehrten hl. Vaters; somit bleibt uns nur übrig: Omnes praetereuntes dicant: Benedictio Domini super vos, benedicimus vobis in nomine Domini. (Ps. 128.)

Mögen die kleinen Anfänge und die Schwierigkeiten auch bei Ihrem Werke die Signatur sein, daß es von Gott gewollt ist.

Ich schließe Sie in jedes künftige »adveniat regnum Tuum« ein und werde die Veranlassung treffen, daß bei den in der Diözese veranstalteten Sammlungen für die Missionen auch Ihr Werk bedacht werde.

Indem ich mich und meine Diözese ihrem Gebete empfehle, ersuche ich Sie, meiner Teilnahme an Ihrem frommen Unternehmen versichert zu sein.

Leitmeritz, den 2. Oktober 1875. † Augustinus Paulus, Bischof.

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Vorwort 1

I. Die Gründung des Missionshauses St. Michael in Steyl.

1. Zeit und Ort der Gründung 3
2. Der Gründer 4
3. Zusammenkunft mit Raimondi 6
4. Der erste Entschluß 7
5. Auf der Suche nach einem Hause 9
6. Der erste Artikel 10
7. Die ersten Gaben 15
8. Der erste Kauf 16
9. Auf der Suche nach Mitarbeitern 16
10. Die Zeit der Versuchung 17
11. Die ersten Lichtblicke 18
12. Unterredung mit dem hochwst. Erzbischof Paulus Melchers von Köln. 20
13. Besuch beim Pfarrer Smorenburg in Bredevoort . . . 22
14. St. Joseph hilft 23
15. Die Eingabe an den hochwst. Herrn Erzbischof von Köln . . 26
16. Die ersten Anerbietungen der Mitarbeit 28
17. Die große Reise 29
18. Der Ankauf 32
19. Der 16. Juni 1875 34
20. Von Kempen nach Steyl 38

II. Der Anfang und die erste weitere Entwickelung.

1. Der Tag der Eröffnung 41
2. Erinnerungen aus der Festpredigt des Tages 43
3. An der Wiege des Werkes 46
4. Die ersten Bewohner 50
5. Die ersten Zöglinge und ihr Unterricht 51
6. Ansichten über die neue Gründung 54
7. Die Gründung der Missionsdruckerei 55
8. Splitter vom Kreuze Christi 58
9. *Zwei päpstliche* Privilegien 59

10. Fortschritte im zweiten Semester 59
11. Der Beginn des ersten größeren Neubaues 61
12. Die Katholikenversammlung des Jahres 1876 64
13. Der Beginn der großen öffentlichen Exercitien 65
14. Die Einweihung der Kapelle im Neubau 68
15. Das Jahr 1878 70
16. Die Herausgabe der „Stadt Gottes“ 70
17. Die erste Romreise des Rektors 73
18. Der überreichte Bericht und die erhaltene Antwort . . . 76
19. Der Besuch in Brixen 77

III. Fernere Entwickelung und Thätigkeit. (1879—1900.)

1. Die erste Aussendung von Missionaren der Gesellschaft . . 80
2. Das innere und äußere Wachstum des Steyler Hauses . . 84
3. Fortschritte in der räumlichen Ausdehnung 89
4. Die Erhebung unserer chinesischen Mission zu einem Apostolischen Vikariate 94
5. Die Bischofsweihe von Mgr. Anzer 98
6. Die ersten Anfänge der regularen Genossenschaft 107
7. Das erste Generalkapitel der Gesellschaft 110
8. Über einige andere Bestimmungen des ersten Generalkapitels . 114
9. Über die Andacht zu Gott dem Hl. Geiste und zu den heiligsten Herzen Jesu und Mariä 115
10. Einige Worte zu Ehren des Hl. Geistes 116
11. Von der Verehrung der ganzen allerheiligsten Dreifaltigkeit . 118
12. Das Priesterjubiläum des Generalsuperiors Arnold Janssen . 120
13. Gründung neuer Häuser 122
14. Annahme neuer Missionen 123
15. Das zweite und dritte Generalkapitel 124
16. Über die in der Gesellschaft üblichen Andachtsübungen . . 127

IV. Das Kolleg St. Raphael in Rom.

1. Von der wissenschaftlichen Ausbildung überhaupt . . . 134
2. Eröffnung des Kollegs St. Raphael in Rom 135
3. Das zweite und dritte Heim des Kollegs 136
4. Über die Studien 137

V. Gründung und Entwickelung des Hauses St. Gabriel. (1889—1900.)

1. Die Unterredung mit Baron von Hübner in Rom und die erste Wienreise 139
2. Schwierigkeiten und Erfolge 141
3. Der erste Bau 145
4. Die Resolution des 2. allgemeinen österreichischen Katholikentages vom April 1889 149
5. Die ersten Pioniere der Neugründung 151

6. Einzug und Einweihung 152
7. Die innere und äußere Entwickelung des Missionshauses St. Gabriel 156
8. Der erste Rektor in St. Gabriel 159
9. Grundsteinlegung zur Kirche des Hl. Geistes 161
11. Bau und Vollendung der Hl. Geistkirche 166
12. Konsekration der Hl. Geistkirche 170
10. Ein Kaiserbesuch in St. Gabriel 172
13. Entwickelung der Studien in St. Gabriel 176

VI. Gründung und Entwickelung des Hauses Heiligkreuz. (1892—1900.)

1. Beweggründe zur Errichtung dieses Hauses 181
2. Vorbereitung und Gründung des Hauses 182
3. Das erste Heim der neuen Gründung 185
4. Das Fest der Einweihung (24. Oktober 1892) 186
5. Das zweite Heim 189
6. Innere Entwickelung des Hauses Heiligkreuz 190
7. Die äußere Entwickelung von Heiligkreuz 191
8. Besuche in Heiligkreuz 193

VII. Gründung des Missionshauses St. Wendel.

1. Die ersten Schritte zur Gründung 196
2. Der Erfolg der geschehenen Veröffentlichung 198
3. Die Verwirklichung der geplanten Gründung in St. Wendel . 199
4. St Martinus und St. Wendelinus 202
5. Besitzergreifung und Einweihung 203
6. Der Haus- und Wegebau 204
7. Die ersten Zöglinge, Brüder und Priester in St. Wendel . . 206
8. Die Lage des neuen Missionshauses 207
9. Der hl. Hirte und Einsiedler des Westrichs 208

VIII. Zur Geschichte unserer chinesischen Mission.

1. Land und Leute 212
2. Übernahme und Eröffnung der Mission 214
3. Die Erfolge der ersten drei Jahre 217
4. Nahe der Marterkrone 221
5. Einzug des Apostol. Vikars in seine Residenz 224
6. Die stürmischen Jahre 1886 und 1887 227
7. Die Schmähschrift 229
8. Die bösen Folgen 231
9. Der 15. November 1887 233
10. Die Rettung 236
11. Fortschritte und Drangsale bis zum Jahre 1890 238
12. Ein Missionar in der Gewalt des heidnischen Pöbels . . . 241
13. Der beginnende Kampf um Jentschoufu 245
14. Das deutsche Protektorat 246

15. Fortsetzung des Kampfes um Jentschoufu 247
16. Zining öffnet seine Thore 252
17. Die erste Zeit in Zining 254
18. Fernere Ereignisse bis zum Jahre 1895 259
19. Der 24. Juni 1895 in Jentschoufu 263
20. Zining wird Mittelpunkt der Mission 265
21. Der kaiserliche Erlaß 266
22. Der Sieg im Kampfe um Jentschoufu 267
23. Das erste Auftreten der „Sekte vom großen Messer" . . . 268
24. Der Allerheiligen-Abend 1897 270
25. Zum frommen Andenken an die beiden Opfer von Tschantjaschuang 273
26. Am Grabe der beiden Patres in Tätjatschuang 276
27. Der Bericht des P. Freinademetz an die deutsche Gesandtschaft . 278
28. Die deutsche Invasion in Schantung 281
29. Die weiteren Folgen der deutschen Invasion 282
30. Die Verfolgung vom Winter 1898-99 285
31. Die Leiden des P. Stenz 287
32. Die Mißhandlungen des P. Provikar im deutschen Schutzgebiete 292
33. Die Verfolgung im Sommer 1899 293
34. Die Katastrophe vom Jahre 1900 299
35. Erfolge der 18jährigen Thätigkeit 303
36. Kreuzesrosen 306
37. Tugendbeispiele chinesischer Christen 308
38. Marterblumen aus dem Reiche der Mitte 313
39. Der Sieg des Kreuzes 318

IX. Die Thätigkeit der Genossenschaft in Argentinien.

1. Vorbereitung dieser Mission 321
2. Die ersten Missionare und ihre Ankunft in Argentinien . . 323
3. In San Geronimo 325
4. In Esperanza 325
5. Der 25. Januar 1891 328
6. Die geistige Not der verlassenen Kolonisten 330
7. Der wandernde Missionar 331
8. Die Deutsch-Russen in Argentinien 333
9. Übernahme von Pfarreien unter den Deutsch-Russen . . . 334
10. Die erste Wirksamkeit in Esperanza und Umgegend . . . 336
11. Die Übernahme der Pfarrei Esperanza 341
12. Das Fest der Fahnenweihe in Esperanza 349
13. Gründung einer Station und Druckerei in Buenos-Aires . . 352
14. Die Russen-Kolonien in Entre-Rios und die Pfarrei Diamante . 359
15. Bei den Deutsch-Russen im Süden 364
16. Gründung einer Fortbildungsschule im Kolleg San Jose zu Esperanza 367
17. Die Dienerinnen des Hl. Geistes in Argentinien 369
18. Thätigkeit im argentinischen Teile der alten Jesuitenmission Paraguay 371

19. Übernahme des Seminars zu Parana 374
20. Rückblick 375

X. Die Apostolische Präfektur Togo in Westafrika. (1892— 1900.)

1. Lage und Beschaffenheit dieser Mission 377
2. Übernahme der Mission und Entsendung der ersten Missionare . 378
3. Eröffnung der Mission 382
4. Die erste Schule in Lome 384
5. Die Missionsstationen an der Küste 386
6. Lome 386
7. Adjido 389
8. Togo-Stadt 391
9. Porto-Seguro 392
10. Klein-Popo 394
11. Die Missionsschwestern in Togo 398
12. Sprachliche und klimatische Schwierigkeiten 404
13. Blüten und Dornen des Missionslebens 405
14. Fetischdienst und Vielweiberei 409
15. Reisen ins Innere 412
16. Die Station Atakpame 418
17. Rückblick 418

XI. Arbeiten der Genossenschaft in Ecuador.

1. Einleitende Verhandlungen 420
2. Garcia Moreno und Bischof Schumacher 421
3. Reise nach Ecuador 422
4. Die beiden ersten Jahre 424
5. Die folgenden vier Jahre (1895—1899 425

XII. Die Thätigkeit der Genossenschaft in Brasilien. (1895—1900.)

1. Politische und kirchliche Verhältnisse in einigen Küsten-Staaten Brasiliens 428
2. Priestermangel in Brasilien 429
3. Die erste Missionsreise unserer Patres nach Brasilien . . . 431
4. Im Staate des Hl. Geistes 431
5. Unter den deutschen Kolonisten im brasilianischen Urwald . 434
6. Beginn der Missionsthätigkeit 435
7. Aus der Vorgeschichte dieser Kolonien 436
8. Apostolischer Nachwuchs in den drei ersten Jahren . . . 439
9. Die Pfarrei Santa Izabel 441
10. Die Pfarrei Santa Leopoldina 446
11. Erfolge 450
12. Das Seminar von Viktoria und Nossa Senhora da Penha . 451
13. In der Diözese Curityba 453
14. Die Pfarre San Jose dos Pinhaes 456

15. Petropolis 457
16. In der Diözese Marianna 459
17. Die Pfarrei Juiz de Fora 460
18. Die Wege zum Ziele 463

XIII. Die Apostolische Präfektur Wilhelmsland.

1. Orientierung 465
2. Übertragung der Mission 466
3. In Friedrich-Wilhelmshafen 467
4. Auf der Reise nach Berlinhafen 470
5. Eröffnung der Mission auf Tumleo 474
6. Die ersten Bemühungen 477
7. Die Station Walman (Leming) 480
8. Die Walman 483
9. Einfluß der Missionare auf die Kanaken 488
10. Die Missionsschwestern auf Tumleo 491
11. In Potsdamhafen 493
12. Früchte der ersten dreijährigen Missionsthätigkeit . . . 494

XIV. Die Niederlassung der Genossenschaft in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.

1. Gründe für eine Niederlassung 496
2. Unsere ersten Brüder und Priester in Nordamerika . . . 497
3. In der Diözese Harrisburg 500
4. Einführung in die Erzdiözese Chicago 501
5. Die Russelfarm bei Shermerville 503
6. Vorbereitung zum Bau der Industrieschule 505
7. Das große Arbeitsfeld der nordamerikanischen Union . . . 508

XV. Über die Angehörigen der Gesellschaft und ihre Thätigkeit.

1. Die Priester der Gesellschaft 510
2. Arbeiten unserer Patres 511
3. Litterarische Arbeiten 514
4. Die Laienbrüder 516
5. Zunahme der Laienbrüder 518
6. Aufgabe und Leitung der Laienbrüder 520
7. Die Arbeiter oder Kommoranten des Missionshauses . . . 521
8. Die Lehrlinge 522
9. Die Missions-Druckerei in Steyl 523
10. Die Steyler Zeitschriften 525
11. Der Steyler Verlag 529
12. Der Buntdruck 530
13. Die Photographie 531
14. Kleine Artistik 532
15. Die Handwerkstätten unserer Häuser 536

XVI. Die Dienerinnen des Hl. Geistes.

1. Warum Schwestern in der Mission nötig sind 538
2. Die ersten Samenkörner der göttlichen Vorsehung . . . 539
3. Prüfung und Bewährung 542
4. Das erste Heim 543
5. Die ersten klösterlichen Räume 545
6. Die erste eigene Kapelle 547
7. Das Kloster Unserer Lieben Frau 549
8. Weitere Fortschritte 550
9. Die nahende erste Einkleidung 552
10. Der Tag der ersten Einkleidung 554
11. Die Regel der Schwestern 555
12. Die erste Gelübdeablegung 556
13. Beginn des ersten Unterrichts 559
14. Arbeiten und Studien der Schwestern 560
15. Die erste Aussendung nach Argentinien 561
16. Die erste Aussendung nach Togo 565
17. Einrichtung der Klausurschwestern 566
18. Bauliche Vergrößerung 568
19. Die erste Aussendung nach Wilhelmsland 569
20. Tod der Schwester Maria 570
21. Rückblick 573

XVII. Nachträge und Rückblick.

1. Die Prokur in Sydney 575
2. Die Vorstadt und Halbinsel Drummoyne 576
3. Bischof Jara von Ancud in Chile 578
4. Die Neugründung in Chile 589
5. Die Einführung in Valdivia 580
6. Die Stadt und Pfarrei Valdivia 581
7. Zur Erinnerung an die Verstorbenen der Genossenschaft . . 582
8. Statistik der Gesellschaft im August 1900 585
9. Rückblick auf die vergangenen 25 Jahre 585
10. Ein Wort des Dankes 587

XVIII. Anhang:

Bischöfliche Empfehlungsschreiben betreffend die Gründung des Missionshauses zu Steyl 591

Druckfehler.

S.	19	Z.	13	v. o.	lies	Münster	statt	Kempen.
„	503	Z.	1	v. o.	„	18	„	28.
„	404	Z.	7	v. u.	„	17.	„	19.
„	„	Z.	9	v. u.	„	19.	„	17.
„	528	Z.	17	v. o.	„	30	„	50.
„	535	Z.	11	v. o.	„	Alumnen	„	Brüder.

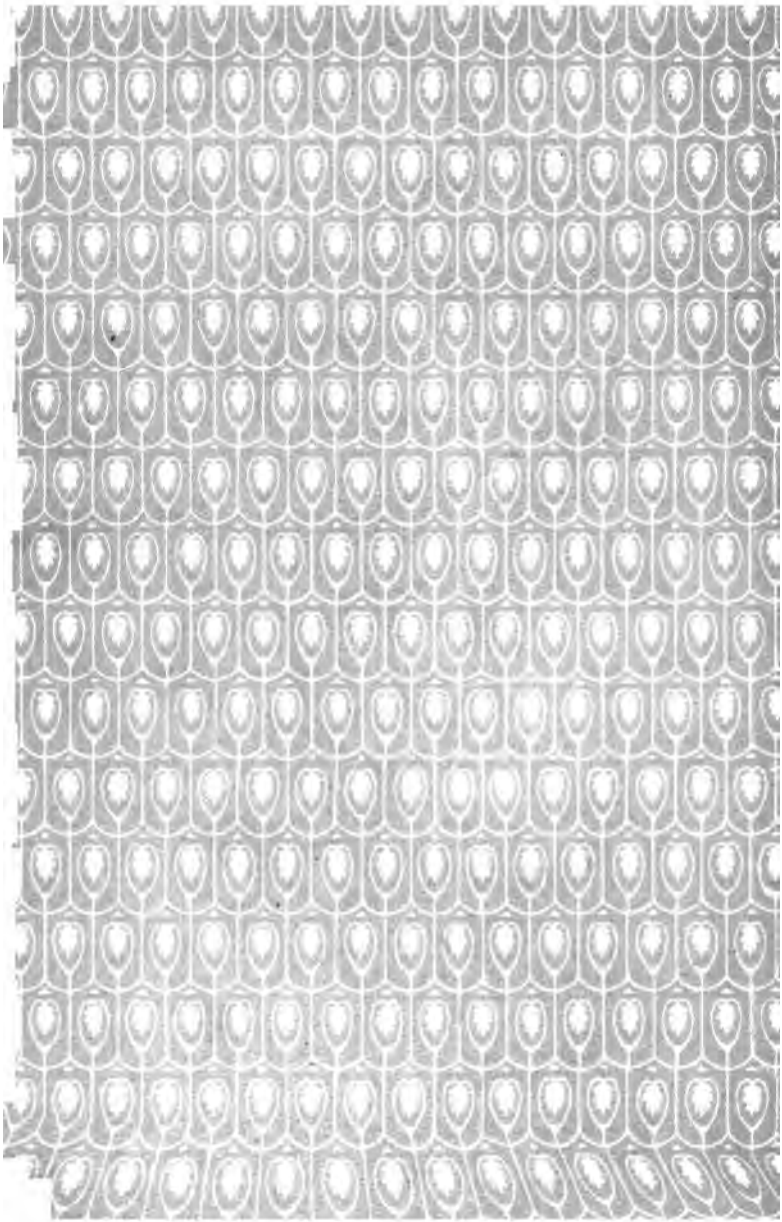
XVI. Die Dienerinnen des Hl. Geistes.

1. Warum Schwestern in der Mission nötig sind 538
2. Die ersten Samenkörner der göttlichen Vorsehung . . . 539
3. Prüfung und Bewährung 542
4. Das erste Heim 543
5. Die ersten klösterlichen Räume 545
6. Die erste eigene Kapelle 547
7. Das Kloster Unserer Lieben Frau 549
8. Weitere Fortschritte 550

...es Dankes 587

XVIII. Anhang:

...mpfehlungsschreiben betreffend die Gründung des ...zu Steyl 591



BV 2800 .S6 .H4 C.1
Die Missionsgenossenschaft von
Stanford University Libraries
3 6105 036 187 511

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.